Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen

Berliner Gesellschaft für das Studium der ...



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XLII. JAHRGANG, 81. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1888.

Inhalts-Verzeichnis des LXXXI. Bandes.

Abhandlungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Charakteristik der deutschen politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts.

Erster Abschnitt.

Politische Dichtung vor Walther.

Walther von der Vogelweide — dieser Name wird in einer Charakteristik der deutschen politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts mit Recht an erster Stelle stehen.

Allerdings beginnt seine politische Thätigkeit schon zwei Jahre vor Eintritt dieses Jahrhunderts; da aber eine eigentliche politische Lyrik erst mit ihr — zwar nicht in dem Leben des deutschen Volkes, aber doch wenigstens in seiner Litteratur — ihren Anfang nahm, so erscheint dieses Übergreifen um jenen zweijährigen Zeitraum genügend begründet.

„Er war der erste deutsche Poet, der mit schneidendem Ernst über den Liebessingsang hinausging, der ratend, warnend und strafend seine Stimme erhob im politischen Gewirr des Tages.“ [1] Diesem Urteil schließt sich ein noch bestimmteres an, dahin lautend,[2] daß diese poetische Gattung, „von keinem deutschen Dichter vor ihm gepflegt, eine freie Schöpfung seines Genius ist.“

Gab es vor Walther keine politische Dichtung?

Schon das Ludwigslied aus dem neunten Jahrhundert kann als politisches Gedicht bezeichnet werden; Scherer[3] nennt es

---

[1] Sugenheim, Geschichte des deutschen Volkes. Leipzig 1866. II, S. 660. [2] Menzel, Das Leben Walthers von der Vogelweide. Leipzig 1865. Vorwort S. III. [3] Geschichte der deutschen Litteratur. 1884. S. 61.

einen „Leitartikel, ein wohlgefülltes Weihrauchfaſs, geschwungen vor dem gottbeschützten Königtume". Andere hervorragende Begebenheiten, wie die Aussöhnung Ottos des Groſsen mit seinem Bruder Heinrich, der Lechfeldsieg über die Ungarn u. ä., lebten in der Spielmannsdichtung des zehnten Jahrhunderts fort,[1] aber diese „anekdotenartigen historischen Lieder"[2] waren durchaus epischen Charakters.

Da blühte im elften und zwölften Jahrhundert die lateinische Vagantenlyrik auf, welche die Ereignisse des Tages mit ihrer Dichtung begleitete. Hat gleichzeitig mit dieser eine deutsche politische Lyrik der Fahrenden existiert? Hat Walther seine politische Lyrik von diesen überkommen oder sie, wie Menzel meint, sein Genius frei geschaffen?

Erhalten ist von einer deutschen politischen Lyrik der Fahrenden nichts. Gegen die Abfassung eines Gedichtes wenigstens, das dem ersten Anschein nach hierher zu gehören scheint, einer Klage über schlechte Zeiten, MF 244, 61 ff., gegen die Abfassung dieses Gedichtes im zwölften Jahrhundert und die Zuweisung desselben an den Anonymus Spervogel oder auch an Spervogel selbst hat Scherer[3] so gewichtige Einwände erhoben, daſs wir daran verzweifeln müssen, in ihm einen Rest politischer Dichtung von Fahrenden aus dem zwölften Jahrhundert erhalten zu sehen; vielmehr gehört es wahrscheinlich in die Zeit um 1240.[4]

„Den Kreisen deutsch dichtender Fahrender des zwölften Jahrhunderts, in welche uns Einblick vergönnt ist, scheint das Amt der Kritik öffentlicher Zustände noch fremd zu sein;[5] vom politischen Lied keine Spur; das leidenschaftliche Gefühl für Wohl und Wehe der Nation und des Reiches, die dichterische Beteiligung an der hohen Politik lag den Spielleuten gewiſs[6] fern" — so urteilte Scherer über die Frage. So bestimmt derselbe aber hiermit die Existenz einer politischen Lyrik der Fahrenden vor Walther in Abrede stellt, so giebt er doch an anderer Stelle desselben Aufsatzes[7] der gegenteiligen Ansicht Raum. „Die Produkte der Kunstpoesie", sagt er, „erheben sich in jener

[1] Geschichte der deutschen Litteratur. S. 62, 63. [2] Ebd. S. 64. [3] Dtsch. Stud. I, S. 313. [4] Ebd. S. 314. [5] Ebd. S. 325. [6] Ebd. S. 349. [7] Ebd. S. 350.

ganzen Epoche nur wie einzelne Kirchturmspitzen über ein unendliches Häusermeer. Dieses Häusermeer ist für uns groſsenteils freilich in Nebel verhüllt, aber es war nichtsdestoweniger vorhanden, eine reiche, unaufhörlich gepflegte Volkspoesie, deren Träger die Spielleute",[1] und im Hinblick auf dieses „Häusermeer" spricht er die gerade entgegengesetzte Ansicht aus, daſs auch der politische Spruch bereits vor Walther existiert haben dürfte,[2] daſs es politische Lieder mehr persönlichen Charakters immerhin gegeben haben möge; mancher Spielmann werde seinem Gönner die Dienste eines Leibjournalisten zum Angriff auf politische Gegner geleistet haben.[3]

Welche Spuren führen nun zu der Annahme der Existenz einer deutschen politischen Lyrik der Fahrenden vor Walther?

Dieselbe patriotische Gesinnung wie bei Walther, bemerkt Wilmanns,[4] nehmen wir schon in einigen Gedichten des zwölften Jahrhunderts, z. B. dem lateinischen Osterspiel vom Antichrist, der Pilatuslegende und namentlich dem Grafen Rudolf, wahr.[5] Auſserdem hat Jakob Grimm[6] unter den lateinischen Dichtungen auf Friedrich I., wie z. B. dem Pantheon des Gottfried von Viterbo, dem Ligurinus von Günther, ganz besonders eine Reihe durch einfache Natur ausgezeichneter Gedichte hervorgehoben, die in die Jahre 1162—65 fallen[7] und deren Verfasser von dem Erzkanzler Friedrichs I. beauftragt, angestellt war,[8] die Thaten Friedrichs in Welschland zu besingen. Hieran reihen sich die von Schmeller herausgegebenen Carmina Burana, soweit sie politischen Inhalts sind. Ist die Handschrift der C. B. auch eine rechte Sammelhandschrift, in der Lieder aus ganz verschiedenen Zeiten und Gesellschaftskreisen bald nach schriftlicher, bald nach mündlicher Überlieferung zusammengebracht sind,[9] so scheint doch bisher unbestritten, daſs dieselben ihrem Hauptkern nach deutsche Erzeugnisse sind und daſs die politischen Dichtungen in ihnen dem zwölften Jahrhundert, und zwar der Zeit vor Walther, angehören.

---

[1] Dtsch. Stud. I, S. 350. [2] S. 334. [3] S. 349. [4] Leb. Walthers S. 248. [5] Ebd. III, 625. [6] Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. den Staufen und aus seiner sowie der nächstfolgenden Zeit (Abh. d. Berl. Akad. 1843) S. 153—155. [7] Ebd. S. 161. [8] Ebd. S. 165. [9] Burdach, Reinmar d. Alte und Walther von der Vogelweide. Leipzig 1880. S. 155.

Das erstere schien schon Uhland[1] anzuerkennen, indem er sagte: „Mittellateinische Volkslieder deutschen Ursprungs zählen, soweit ihr Inhalt volkstümlich ist, nicht zu den fremden.“ Daſs aber die politischen Dichtungen der C. B. in die Zeit vor Walther zu setzen sind, das zeigen schon die in einzelnen Gedichten selbst enthaltenen Jahreszahlen, z. B. 1177 in XXIX und 1187 in XXVI. Die gröſste Kraft, urteilt Gervinus,[2] tritt in der geistlichen Polemik zu Tage. Die rebellischen Gedichte eifern in dem Tone, in dem Barbarossa zu den Päpsten redete, gegen Roms unersättliche Herrschsucht, gegen seine Unterdrückung von Wahrheit und Recht, gegen seinen Götzendienst vor Plutus' Altar, gegen seine Käuflichkeit und Bestechlichkeit, Simonie und „Giezie“, gegen den Verkauf des Chrisma und der Hostien — alles Themata, wie sie nachher Walther von der Vogelweide angeschlagen hat, so daſs schon Grimm[3] urteilte: „Wer nichts vom archipoëta wüſste und diese lateinischen Gedichte läse, würde ihm nicht die cithara Waltheri unbedenklich die unseres berühmten Sängers sein?“

In der That, der Geist jener rebellischen Lieder, jener grimmigen Ausfälle, wie z. B.:

Cum ad papam veneris,
habe pro constanti:
non est locus pauperi,
soli favet danti,[4]

oder:

O vos bursæ turgidæ,
Romam veniatis,
Romæ datur potio
bursis constipatis[4] —

ist derselbe wie in Walthers Gedichten, nur noch rücksichtsloser, heftiger, leidenschaftlicher. Engste Verwandtschaft der beiderseitigen Tendenz wird niemand leugnen. Was läſst sich aus dieser Verwandtschaft folgern?

Burdach[5] schlieſst daraus, die C. B. seien zum Teil lateinische Bearbeitungen Waltherscher Gedichte; Martin,[6] Walthers Dichtungen seien zum Teil deutsche Bearbeitungen von Carmina

---

[1] Schriften. 1866. III, S. 9. [2] Gesch. d. dtsch. Dichtung I, 497 f. [3] a. a. O. S. 180. [4] C. B. IX. [5] a. a. O. S. 154 ff. [6] Die C. B. und die Anfänge des deutschen Minnesangs (Ztschr. f. d. A. 20, S. 46 ff.).

Burana; leider beschränken beide ihre Beweisführung auf eigentliche Minnelieder, wenngleich Martin[1] seine Behauptung auch auf die gegen die römische Kurie gerichteten Lieder ausdehnt.

Gegen die Annahme Burdachs, daſs die C. B. Nachbildungen Waltherscher Dichtungen wären, spricht wenigstens bezüglich der politischen Lieder einmal der schon erwähnte Umstand, daſs in einigen Dichtungen historischen Inhalts Jahreszahlen angegeben sind, die vor Walthers politischer Dichtung liegen; ferner die maſslose Heftigkeit der rebellischen Lieder, welche die Angriffe Walthers, des vermeintlichen Originals, doch noch weit überbieten; der Umstand, daſs die Angriffe auf den Papst durchaus allgemeiner Natur sind, nicht wie bei dem vermeintlichen Original Walther, auf eine bestimmte äuſsere Veranlassung zurückgehen; endlich aber und vor allem der das Zeitalter Barbarossas deutlich verratende Siegesübermut des über den Papst triumphierenden Kaisertums, der aus allen diesen rebellischen Gedichten untrüglich hervorleuchtet.

Gegen die entgegengesetzte Annahme Martins, daſs Walther seinerseits die C. B. nachbildete, spricht der Umstand, daſs Walther, soweit uns bekannt, kein Latein verstand. Wenigstens hat Grimm[2] darauf aufmerksam gemacht, daſs sich dies aus den Spuren lateinischer Kenntnisse, den Worten „in nomine Domini“ und „libera nos a malo“ — die z. B. Wilmanns[3] als Beweise für eine gelehrte Erziehung Walthers anführt —, nicht schlieſsen lasse, da diese Formeln aus den kirchlichen Gebräuchen jedem Laien bekannt und geläufig waren; folglich müſsten die C. B. von Walther nicht direkt, sondern erst aus deutschen Übertragungen nachgebildet sein.[4] — Dann hätte es aber „rebellische Gedichte“ in deutscher Sprache vor Walther gegeben. Führen zu dieser Annahme vielleicht noch deutlichere Spuren?

Gervinus[5] findet bezüglich der eigentlichen Minnelieder unserer höfischen Dichter und dieser C. B. einen seltsamen, befremdenden Unterschied. Wir könnten uns in so vielen vagen Minneliedern wie fremd fühlen, in diesen lateinischen Gedichten fühlten wir uns deutsch.

---

[1] a. a. O. S. 66. [2] a. a. O. S. 180. [3] a. a. O. S. 255. [4] Martin a. a. O. S. 66 nimmt dies an bei 39, 11. [5] a. a. O. I, 497.

Ähnliches empfinden wir bei diesen lateinischen Gedichten politischen Inhalts. Man mache nur die Probe und lasse sie auf sich wirken, wenn man z. B. hört:

Jam jus novum Simoniam
esse dicunt et sic viam
linquunt per dementiam,[1]

oder:

Principes et abbates
ceterique vates,
ceteri doctores
jura deposuerunt et mores
canones et decreta,
sicut scripsit propheta:
Deum exacerbaverunt
et sanctum Israel blasphemaverunt,[2]

oder:

Monachi sunt nigri
et in regula sunt pigri,[2]

oder:

Doctores apostolici
et iudices katholici
quidam colunt Albinum
et diligunt Rufinum,
cessant judicare
et student devorare
gregem sibi commissum:
hi cadunt in abyssum.[3]

Man sieht, diese lateinischen Gedichte sind ganz volkstümlich gehalten; sollte bei solchen Vorgängern den deutsch dichtenden Fahrenden des zwölften Jahrhunderts das Amt der Kritik öffentlicher Zustände wirklich ganz fremd geblieben sein?

Wie, wenn einzelne der fahrenden Kleriker, um noch volkstümlicher, um allem Volke verständlich zu sein, deutsche und lateinische Verse derartig mischten, daſs sie auch von einem nur deutsch redenden, niederen Publikum verstanden wurden? Ein solches rebellisches Gedicht in diesem deutsch-lateinischen Mischmasch haben wir wenigstens, es ist C. B. CXCII, wo die Kargheit der Geistlichkeit mit den Worten verspottet wird:

Sicut cribratur triticum,
also wil ich die hêrren tuon;
liberales dum cribro,
Die bösen rîsent in daz strô,
viles sunt ziçania,
daz sie der tievel alle erslahe!

---

[1] C. B. XVIII, 26. [2] C. B. XVII, 9. 10. 16. [3] C. B. XVII.

Rusticales clerici
semper sunt famelici,
Die geheizent und lobent vil
und loufen hin çer schanden zil.
Quisque colit et amat,
daz in sîn art geleret hat.
Natura vim non patitur,
hinvur, hinvur, hinvur, hinvur!

Ein derartiges Spottlied wird auch trotz der lateinischen Brocken das Volk auf der Landstraſse, auf den Märkten verstanden haben. Jene lateinischen Brocken dienten wie in Schillers Kapuzinerpredigt und deren Vorbildern, den Predigten eines Abraham a Santa Clara, wohl nur als Ruhepausen für den Zuhörer, der auf die dann folgenden pointenreichen, ihm verständlichen deutschen Sätze mit desto gespannterer Aufmerksamkeit lauschte.

Ein solches „rebellisches" Mischmaschlied ist erhalten — und es sollte keine anderen gegeben haben?

Wenn aber solche Mischmaschlieder im Munde des Volkes waren, wenn Berührungen zwischen weltlichen Spielleuten und Klerikern[1] unzweifelhaft stattgefunden haben und Spielleute von den Geistlichen zu lernen suchten[2] — wie hätten sich die deutsch redenden Spielleute einen so dankbaren Stoff, eine so unerschöpfliche Fülle von Motiven, wie sie der echt volkstümliche Spott auf das anstöſsige Leben der Geistlichkeit und auf die Habsucht der Kurie darbot, entgehen lassen?

Diese Ansicht, daſs die „rebellischen" Lieder der Carmina Burana nicht nur in lateinisch-deutscher Mischsprache, sondern auch bald in rein deutscher Sprache aus dem Munde der Fahrenden wiedertönten, findet eine merkwürdige Analogie in dem umgekehrten Vorgehen der Fahrenden in früheren Zeiten.

Früher hatten Spielleute unter ihr Deutsch das Latein gemischt und sich dadurch einem höherstehenden Publikum empfohlen.[3] Wie sie damals durch das beigemischte Latein zu den Rittern hinaufgestiegen waren, so stiegen sie jetzt durch das beigemischte Deutsch zum Volke herab, ja lieſsen endlich die lateinischen Zuthaten gänzlich fallen.

---

[1] Wilm., Leb. W. S. 3. [2] Ebd. S. 254. [3] Scherer, Gesch. d. dtsch. Litt. S. 63. Müllenhof u. Scherer, Denkm. XVIII.

Demgemäfs wird die Vermutung, dafs eine deutsche politische Lyrik der Spielleute etwa in dem Genre der Carmina Burana, soweit dieselben politischen Inhalts sind, schon vor Walther existiert habe, nicht unbegründet erscheinen.

Es bleibt noch die zweite Frage zu prüfen, ob Walther seine politische Lyrik von ihnen, den Spielleuten, überkommen oder ob sein Genius dieselbe frei geschaffen hat.

„Wäre die Poesie der Spielleute der geistlichen überlegen gewesen, schwerlich hätte diese solchen Umfang erreicht, schwerlich wäre jene ganz verloren, sicherlich hätte die französische Litteratur seit dem zwölften Jahrhundert nicht eine so geradezu überwältigende Wirkung über Deutschland gehabt. Die Poesie der Spielleute trug den Keim einer höheren selbständigen Entwickelung nicht in sich.“

Hier wird von Wilmanns[1] in Abrede gestellt, dafs eine weit verbreitete Liebeslyrik vor der höfischen Minnedichtung in Deutschland vorhanden war. Dieses letztere aber geht aus Liedern wie dem nachher von ihm selbst angeführten:

Swaz hie gât umbe
daz sint alles megede,
die wellent âne man
allen disen sumer gân,

oder dem bekannten

Du bist mîn, ich bin dîn,
des solt dû gewis sîn;
du bist beslozzen
in mînem herzen;
verloren ist daz sluzzelîn,
du muost immer drinne sîn —

deutlich hervor; hat demnach Burdach[2] mit Bezug auf das reizende Lied „Under der linden u. s. w.“ ein Recht zu behaupten, dergleichen könne auch der gröfste Dichter nicht, ohne sich an anderen Mustern gebildet zu haben, hervorzaubern,[3] so wird es sehr wahrscheinlich, dafs Walther seinen höfischen Liebesliedern frische Lebenskraft nirgend andersher zugeführt habe, als aus der volksmäfsigen Liebeslyrik.[4]

Vielfach findet bei Walther die gnomische Spruchpoesie An-

[1] Leb. W. S. 4. [2] a. a. O. S. 16. [3] Gödeke I, 48. [4] Burdach S. 15 ff., 128 ff., 154 f.

wendung, in welcher er einfache Lebensweisheit vorträgt, bald in ganz einfachen Formen, die dem volksmäfsigen Gesange offenbar nahe[1] stehen, z. B. „Nieman kan beherten u. s. w.“, bald in künstlicheren des höfischen Gesanges, wie „swâ guoter hande wurzen sint in einem grüenen garten u. s. w.“

Auf diesem Gebiete hatte Walther Vorgänger an Anonymus Spervogel (Herger) und seiner Schule gehabt.

Wilmanns[2] meint allerdings, Herger stehe allein mit seiner didaktischen Lyrik; mit Sicherheit könnten wir keinen Dichter des zwölften Jahrhunderts anführen, der auf seiner Bahn fortgeschritten wäre. Den Spervogel pflegte man als seinen unmittelbaren Nachfolger anzusehen, aber das sei mindestens ungewifs; seine Poesie enthalte nichts, was zwänge, ihn schon in das zwölfte Jahrhundert zu setzen. — Aber die Existenz der Spruchdichtung des Anonymus Spervogel (Herger) allein genügt zum Beweise dafür, dafs in der Poesie des zwölften Jahrhunderts bereits der gnomische Spruch seine Stelle hatte. Setzt doch zum Überflufs Wilmanns selbst hinzu: „Dafs diese Gattung der Poesie überhaupt keine weiteren Vertreter gefunden habe, folgt daraus natürlich nicht und ist ganz unglaublich.“

Aus Hergers eigenen Worten[3] kennen wir seine niedrige Herkunft; unzweifelhaft geht daher die von ihm vorgetragene Spruchweisheit auf den Kreis, in welchem er aufgewachsen war, zurück. Lediglich durch den Umstand, dafs um seine Zeit die Volkslitteratur erst Schriftlitteratur wurde, ist er also nach Scherers Urteil[4] der Ahnherr der deutschen Didaktik.

Wir sehen, Walther hat auf dem Gebiete des gnomischen Spruches einen dem Bauernstande entsprossenen Dichter als Vorgänger gehabt; auf dem Gebiete der Liebeslyrik hat er sich an volksmäfsige Dichtung angeschlossen; mufste sein Genius also, wie Menzel sagt, die politische Spruchdichtung durchaus frei erschaffen, während solche doch, wie oben gezeigt, bei den Spielleuten vermutlich längst schon gang und gäbe war? Er sollte an ihrem volksmäfsigen Gesange seine Liebeslieder und gnomischen Sprüche gebildet haben — und ihr Vorbild sollte ihm für

[1] Burdach S. 169. Anderer Ansicht ist Wilmanns Ausg. S. 324.
[2] Leb. S. 35. [3] Bartsch L. D. III, 46—48. [4] Dtsch. Stud. I, 297.



seine politischen Sprüche entgangen sein, in denen er so mächtig und so eindringlich, so echt volksmäſsig zu reden weiſs, daſs er „Tausende zu bethören“ verstand?

Sein Verdienst bleibt immerhin groſs genug.

Mit Recht hat man es eine befremdende Erscheinung genannt, daſs z. B. in den Liedern Friedrichs von Hausen nichts zu entdecken ist, was auf seinen Stand, seine Stellung, seine Ritterschaft, seinen Staatsdienst unter Friedrich I. könnte schlieſsen lassen;[1] daſs in der gewaltigen Liedermasse der ritterlichen Dichter vor Walther auch nicht ein hervorragendes politisches Ereignis der bisherigen politischen Geschichte Deutschlands von Karl dem Groſsen bis auf Friedrich I. erwähnt wird;[2] daſs das Rittertum nur für übersinnliche und unsinnliche Interessen gekämpft und sich stets ferngehalten hat von den wirklichen Lebensfragen des Vaterlandes.[3]

Walthers Verdienst ist es, daſs er die bisher auf die Kreise der Fahrenden beschränkte politische Lyrik nicht nur aufnahm und sie mit den künstlichen Formen des höfischen Minnesangs ausstattete, sondern auch diese dem höfischen Minnesang bisher fremden Stoffe auf den Burgen und an den Höfen der Adligen, der Fürsten, ja der Kaiser zur Geltung zu bringen wuſste.

So ging er mit schneidendem Ernste über den Liebessingsang hinaus, und auf seinen Schultern ruhte fortan die nun weiter sich ausbreitende politische Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts.

Wenn daher Burdach[4] Walther den ersten nennt, der mit Bewuſstsein Volkstümliches in die höfische Minnepoesie eingeführt hat, so wird zu diesem Volkstümlichen ganz besonders auch die politische Spruchdichtung gezählt werden müssen.

Zweiter Abschnitt.

Die politische Dichtung Walthers.

Walther also ist der Chorführer auf dem Gebiete der deutschen politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts. Eine Charakteristik derselben dürfte daher am geeignetsten von einer

---

[1] Gerv. I, 484. [2] Menge, Kaisertum und Kaiser bei den Minnesängern (Köln. Progr. 1880, S. 9, Anm. 36). [3] Burdach S. 125. [4] a. a. O. S. 128.

Charakteristik der politischen Lyrik Walthers ausgehen, da durch ihn die Kreise gezeichnet sind, in denen sich die gesamte deutsche politische Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts fortan bewegt, — übertroffen, ja auch nur erreicht hat ihn keiner seiner Nachfolger.

Welches sind also die Kreise, in denen sich Walthers politische Lyrik bewegt?

„Ir sult sprechen willekomen“ — so singt Walther „den Preis des deutschen Landes vor allen anderen, deren er viele durchwandert“. Pfeiffer giebt dem Liede die Überschrift: „Deutschland über alles.“ Es ist ein Preis des deutschen Landes, vorzüglich der deutschen Frauen; und Klänge, die noch heute alle deutschen Herzen entflammen, wie „Deutschland über alles“ und „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald“, sind ihm abgelauscht. — Der „hochschwebende Jubel“ beim Anblick des gekrönten Königs Philipp zu Mainz[1] am 8. Sept. 1198, bei der Begrüfsung des Kaisers Otto auf dem Hoftage zu Frankfurt,[2] —

> Hêr keiser, sît ir willekomen,
> des küniges name ist iu benomen; —

seine beiden Aufforderungen an Friedrich II.[3] zur Unternehmung des Kreuzzuges: „Hêr keiser, ich bin frônebote u. s. w.“ und „Hêr keiser, swenne ir Tiuschen fride u. s. w.“, sind von derselben patriotischen Begeisterung getragen; das „farbenhelle Gemälde“ des Kirchganges des Königs Philipp mit seiner Gemahlin an dem Magdeburger Weihnachtsfeste 1199[4] mit gleichen Farben entworfen. Und seine Klagen, wie

---

[1] 18, 29. Ausg. v. Lachmann. Von Simrock, Ausg. S. 46 u. Nagele, Germ. 24, 152 f. auf das Magdeburger Weihnachtsfest bezogen; Wilmanns Ausg. S. 144 giebt die Möglichkeit dieser Beziehung zu — gegen Lachm. zu 18, 36 u. Rieger S. 8. Uhland V, S. 23 (Schriften 1870) —, ich glaube, mit Unrecht wegen der Beziehung auf „Philippe, setze en weisen ûf“, „die armen künige“ und „die ze hêren zirken“ in 9, 13—15; eine eingehende Begründung würde hier zu weit führen. [2] 11, 30. Eine Besprechung der von Wilm. Leb. S. 74 vorgetragenen Ansicht, dafs W. hier „falsches Zeugnis“ bez. der Treue des Meifsners und der Ergebenheit der Fürsten abgelegt habe, folgt später, S. 25 ff. [3] 12, 6. 18. Wilm. Ausg. S. 123 verlegt die beiden Sprüche auf den Frankfurter Reichstag 1212; Winckelmann, Philipp von Schwaben und Otto 2, 205 auf die Zeit bald nach der Krönung und vor der Bannung Ottos IV., 1209—1210, Paul-Braune, Beiträge 8, 170 weist sie — wie Uhland S. 135 schon gewollt — als auf Friedrich II. zu beziehen nach. [4] 19, 5.

Ich sach hievor eteswenne den tac,
daz unser lop was gemeine allen zungen,
swâ uns kein land iender nâhe gelac,
daz gerte suone oder ez was betwungen,[1]

oder

untriuwe ist in der sâze,
gewalt vert ûf der strâze,
frid' unde reht sint sêre wunt[2]

und andere[3] atmen denselben Geist.

„Die Vaterlandsliebe, dieses edle Gefühl, ist die Seele eines bedeutenden Teils seiner Dichtungen. Überall erregt es ihn zu der lebhaftesten Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Ihm gebührt unter den altdeutschen Sängern vorzugsweise der Name des vaterländischen. Keiner hat wie er die Eigentümlichkeiten seines Volkes erkannt und empfunden.“[4]

Seine Liebe zum Vaterlande ist es, die ihn dazu treibt, in dem Kampfe zwischen Kaiser und Papst mit Eifer, ja mit Leidenschaft die Partei des ersteren zu ergreifen.

In diesem Kampfe lassen sich drei Stadien erkennen. Im ersten Stadium beklagt Walther, daſs der Papst in weltliche Gerechtsame übergreife, und bleibt wesentlich defensiv; im zweiten sucht er das Unrecht der Kurie, das Recht des Kaisers zu erweisen und deckt die Widersprüche in der päpstlichen Politik mit schneidender Ironie auf; er verbindet Defensive und Offensive; im dritten Stadium greift er zu den heftigsten Schmähungen auf die Kurie selbst und rät sogar zu Gewaltmaſsregeln, zur Temporaliensperre des neunzehnten Jahrhunderts; er geht zu schneidiger Offensive über.

In dem Spruche, der unbestritten in die Zeit des Thronstreites zwischen Philipp und Otto IV. verlegt wird,[5] kommt allerdings schon die Bemerkung vor:

Ze Rôme hôrte ich liegen
und zwêne künege triegen,

ferner:

si bienen, die si wolten,
und niuwet, den si solten;

aber der Schluſs enthält ziemlich resigniert die Klage des Klausners:

---

[1] 85, 25. [2] 8, 24. [3] 102, 15. 9, 8. [4] Uhland, Schriften 1870. Bd. V, S. 31 f. [5] 9, 16. Von Simrock in das Jahr 1198 verlegt wegen des „allze junc“, von Wilm. Ausg. S. 114 mit überzeugenden Gründen in das Jahr 1201.

Ô wê, der bâbest ist ze junc,
hilf, hêrre, dîner kristenheit —

wie zahm im Vergleich zu Walthers späteren heftigen Angriffen![1]
Ebenso resigniert lautet die Klage:

Daz sî dir, süezer got, gekleit
die pfaffen wellent leien reht verkêren.[2]

Der Spruch, dem diese Worte angehören, wurde nach dem Vorgange von Abel[3] auch von Wilmanns[4] auf Otto IV., von Paul-Braune[5] auf Friedrich II. und auf die Zeit von 1212—1215 bezogen, wogegen ihn Nagele[6] nach dem Vorgange von Lachmann und Simrock in das Jahr 1198 setzt. Entscheidend für die Kontroverse zu Gunsten von Nagele scheinen die Worte zu sein:

Alle fürsten lebent nû mit êren,
wan der hoehest' ist geswachet,
daz hât der pfaffen wal gemachet,

die Wilmanns auf die Doppelwahl des Jahres 1198 nicht für passend hält. Nun besagen doch aber die Worte des Spruches „alle fürsten lebent nû mit êren, wan der hoehest' ist geswachet" nichts anderes als „die cirkel sint ze hêre", und gerade der Spruch, in dem diese Worte vorkommen, wird von Wilmanns selbst in das Jahr 1198 gesetzt. Wenn derselbe aber — wie P.-B. a. a. O. — an dem Ausdrucke „der pfaffen wal" Anstofs nimmt, so hebt sich auch dieser Anstofs durch die Worte des Spruches „Ich sach mit mînen ougen", wo es heifst:

dâvon huop sich der meiste strît,
der ê was oder iemer sît,
daz sich begonden zweien
die pfaffen unde leien.

Wird nämlich dieser Streit zwischen pfaffen und leien auf Philipps Thronstreit bezogen, wie allgemein, auch von Wilmanns, geschieht, so bleibt kein Hinderungsgrund, auch dem Ausdrucke „der pfaffen wal" gleiche Beziehung zu geben.

Wenn schliefslich Abel und P.-B. in dem Spruche wegen der Erwähnung der Konstantinischen Schenkung einen zu starken Angriff auf die weltliche Herrschaft des Papsttums sehen, als

---

[1] Gleiches Urteil bei P.-B., Beitr. 8, 168. [2] 25, 23, 24. [3] Zs. f. d. A. IX, 144. [4] Leb. S. 444. [5] P.-B., Beitr. 8, 167 f. [6] Germ. 24, 157.

daſs er nicht auf die Zeit der höchsten Macht des Papstes Innocenz zu beziehen wäre, so ist glücklicherweise zum Vergleich noch ein anderer Spruch vorhanden, worin ebenfalls der Konstantinischen Schenkung gedacht wird.[1] Derselbe gehört wahrscheinlich in das Jahr 1229, wo Papst Gregor IX. und Kaiser Friedrich II. sich so feindselig gegenüberstanden, wie nur je Innocenz III. und Otto IV. gestanden hatten. Da sagt Walther betreffs der Konstantinischen Schenkung, die Pfaffen wären nur dazu da, um zu singen und Almosen zu geben, hier: „daz sî dir, süezer got, gekleit, die pfaffen wellent leien reht verkêren"; da im Anschluſs an die Erwähnung der Konstantinischen Schenkung die bündige Abfertigung: „Singt und betet nur gefälligst, um die Welt sorgen wir!" — hier im Anschluſs daran die — man möchte sagen sanftmütige — Klage: „O weh, daſs die Pfaffen Laienrecht verdrehen!" — da energischer Protest, hier bescheidene Resignation, die — so viel wird der Vergleich gezeigt haben — durchaus nicht angemessen ist, auf die Zeit der höchsten Macht des Papstes Innocenz zu beziehen, vielmehr immer noch eine gewisse Mäſsigung zeigt und also in den Anfang des Streites zwischen Papst und Kaiser zu gehören scheint. Freilich, mit dem Erfolge der Kurie wuchs das Begehren — bald hatte Walther Veranlassung, entschiedener aufzutreten.

Im Laufe des Jahres 1211 zeigte Papst Innocenz III. in einem Schreiben an die deutschen Fürsten die gegen Kaiser Otto IV. ausgesprochene Exkommunikation und Eideslösung an.[2] Den Einwurf, daſs der Papst selbst Otto so weit habe kommen lassen, erhob Walther,[3] und die drei Sprüche[3] „Hêr babest, ich mac wol genesen; Gott gît ze künege, swen er wil; do gotes sun hie 'n erde gie" bilden die Antwort auf jene päpstliche Anzeige.[4]

Man sieht also, daſs jene Sprüche durch den Angriff des Papstes gegen den Kaiser erst hervorgerufen, also insofern defensiv sind. Aber wie führt er die Verteidigung? „Herr Papst, ich will Euch gehorsam sein; einst gebotet Ihr, Kaiser Otto zu

[1] 10, 25. [2] Winkelmann 2, 256. [3] 11, 6. 12, 30. 11, 18. [4] Wilm. Leb. S. 111. Anders Uhland S. 136. Wackernagel, Rieger, Pfeiffer bei Menzel S. 191.

gehorchen, und sagtet, seine Freunde seien gesegnet, seine Feinde verflucht; daran denket jetzt! Wenn Ihr jetzt ihm flucht, so habt Ihr entweder früher oder jetzt gelogen; gebt vielmehr dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“ So hängen die drei Sprüche inhaltlich zusammen: der erste enthält den Thatbestand; der zweite zieht die Folgerung, daſs die Pfaffen Lügner seien; der dritte vergleicht sie deshalb mit den Pharisäern — der Dichter geht, nachdem er die Blöſse des Gegners erspäht hat, zum Angriff über.

Je verbitterter die Stimmung, desto heftiger der Angriff. Der Zauberer Gerbert als Inhaber des römischen Stuhles hat nur sich ins Verderben gestürzt; der jetzige Papst verkehrt Gottes Werke, verfälscht Gottes Wort, ist ein Hirt wie ein Wolf unter den Schafen.[1] Der Papst ist ein Genosse des Teufels, darum laſst von ihm, Bischöfe und edle Pfaffen![2] Die ganze Herde folgt dem Papste in Habsucht, Lug und Trug; aber der junge muſs schlieſslich mit dem alten Judas zu Grunde gehen.[3] Hat er früher dem Papste mit Ironie den Widerspruch in seinem Verhalten aufgewiesen, so sagt er jetzt mit Hohn: Wie lacht der Papst, wenn das Reich durch Verwirrung, Brand und Verwüstung leidet, das deutsche Silber aber in seinen welschen Schrein fährt;[4] Herr Stock, Ihr sucht im deutschen Lande Thörinnen und Narren;[5] der Papst ist schlimmer als die Heiden, welche wenigstens offene Feinde Christi sind.[6] — Am gefährlichsten für die Kurie, wenn schon die Zeit dazu gewesen wäre, ihn durchzuführen, war der Vorschlag zur Einziehung der Kirchengüter; Abnehmer würden sich schon finden.[7]

Man kann die zunehmende Verschärfung und Erbitterung während des langen Kampfes in keinem historischen Berichte anschaulicher dargestellt finden als in den angeführten Sprüchen Walthers von dem gemäſsigten „O wê, der bâbest ist ze junc“ und „gote sî'z gekleit“ an bis zu dem schneidigen „Ahî, wie kristenlîche der bâbest unser lachet“ und „man swenke in lîhte engegene den vil swinden widerswanc!“

Friedrich I. hatte mit gewaltiger Hand die nach Erweiterung ihrer Territorialmacht und ihrer Rechte strebenden Fürsten nieder-

---

[1] 33, 21. [2] 33, 1. [3] 33, 11. [4] 34, 4. [5] 34, 14. [6] 10, 9. [7] 33, 1.

gehalten; nach seinem Tode schon wagte sich ihr Streben nach gröfserer Unabhängigkeit von der kaiserlichen Gewalt aufs neue hervor, und die Aufstellung von Gegenkönigen unter seinen Nachfolgern wirkte um so verderblicher auf die Zersplitterung der unter Friedrich I. so gesicherten Kaisermacht, als beide Prätendenten sich nur durch Erweiterung der Rechte der Fürsten Anhang unter denselben verschaffen konnten. Immer gefährlicher wurde die wachsende Macht der Fürsten für die Einheit des Reiches, und die Geschichte unseres Vaterlandes zeigt, wie die Kaisermacht durch die Fürstenmacht mehr und mehr zurückgedrängt wurde. Obgleich eine klare Erkenntnis der drohenden Gefahr dem ganzen Zeitalter und vor allem den staufischen Kaisern selbst gefehlt haben mufs, die sonst sicherlich mehr für die Festigung des Reiches im Innern gethan und nicht eine solche Fülle deutscher Kraft im Auslande verschwendet hätten, so führte doch die zunehmende Unsicherheit und Zerrüttung im Reiche manchen die Notwendigkeit einer starken Kaisergewalt gegenüber den Anmafsungen der Fürsten vor Augen. Auch in Walthers politischen Sprüchen werden die Fürsten wegen ihrer Unbotmäfsigkeit gegenüber der kaiserlichen Gewalt wiederholt getadelt, und Walther ergreift demnach die Partei des Kaisertums nicht nur dem Papste, sondern auch den Fürsten gegenüber.

Er beklagt die Beeinträchtigung der kaiserlichen durch die fürstliche Macht in den schon bei anderer Gelegenheit [1] erwähnten Äufserungen: „die cirkel sint ze hêre“. [2] und „alle fürsten lebent nû mit êren, wan der hoehest ist geswachet“. [3]

Ferner [4] bittet Walther um Gnade für seinen alten Gönner, den Landgrafen von Thüringen, [5] mit der Begründung, dafs dieser

[1] S. 25. [2] 9, 13. Die Vermutung von Wilmanns, Leb. S. 88, dafs Walther in einer Maiversammlung österreichischer Landherren diesen Spruch gesungen habe, entbehrt jedes haltbaren Grundes. Im Spruche selbst steht nichts davon. Die Meinung, dafs Walther schwerlich am Hofe Philipps selbst, sicherlich nicht vor einem Manne, der selbst den Fürstenreif trug, es wagen durfte, das Wort zu sprechen: „die cirkel sint ze hêre“, d. h. „die Fürsten sind zu übermütig“, widerlegt sich durch die Thatsache, dafs Walther in einem anderen — wie Wilmanns selbst annimmt — vor Otto vorgetragenen Spruche die treulosen Fürsten mit einer Diebesbande vergleicht und ihnen auch noch andere bittere Wahrheiten sagt.
[3] 25, 11. [4] 105, 13. [5] Wilm., Leb. S. 111.

wenigstens ein offener Feind des Kaisers gewesen sei, wogegen die „zagen“ heimliche Pläne geschmiedet hätten. Er tadelt ihre heimlichen Umtriebe, denen zufolge sie sich von Rom au shätten zur Empörung anstacheln lassen, ja sagt am Schlusse: „seht, diep stal diebe“, vergleicht sie also mit Dieben, und zwar mit solchen, die nicht einmal untereinander Diebstreue hielten.[1]

Einen anderen Spruch[2] richtet er an die fürsten, die des küneges gerne wæren âne; er rät ihnen, den König Friedrich II. die Kreuzfahrt unternehmen zu lassen,[3] vielleicht bliebe er im Felde und sie würden ihn ganz los, wenngleich er das Gegenteil hofft; er stellt sich unter den friunden des Kaisers jenen Fürsten, die er geradezu als vînde bezeichnet, gegenüber, behandelt also die Fürsten, welche dem Kaiser beim Kreuzzuge Schwierigkeiten machten, geradezu als eine kaiserfeindliche Partei.

Auch der Spruch auf Engelbert von Köln, der von Friedrich II. im Reiche als alleiniger Gubernator oder, wie Walther sagt, als fürstenmeister zurückgelassen war, ist mit seinem Lobe wegen der kräftigen Wahrung des Landfriedens, seiner Aufforderung, trotz der erfahrenen Anfeindungen in dieser Richtung zu verharren, gegen die grofsen und kleinen Herren gerichtet, gegen deren Gewaltthätigkeiten Engelbert mit der unnachsichtlichsten Strenge eingeschritten war,[4] und in dem Lobspruche auf Engelbert nach dessen gewaltsamem Tode scheine es fast, meint Wilmanns,[5] als ob Walther mit den Worten „Swes leben ich lobe, des tôt den wil ich iemer klagen“ ein Ansinnen der Adelspartei,

---

[1] Unbestritten ist, dafs der Spruch an Otto IV. gerichtet ist. Wegen der Worte „von Rome fuor ir schelden“ gehört er wahrscheinlich in die Zeit nach Verhängung des Bannes (1210). Wilmanns Ausg. S. 364 verlegt ihn auf den Frankfurter Reichstag im März 1212 — mit Unrecht, wie sich nachher zeigen wird. Für die jetzt zu erörternde Frage bleibt die Jahreszahl gleichgültig. [2] 29, 15. [3] Unter der Aufforderung, doch dem Kaiser seinen Willen zu thun, sagt Wilm., Leb. S. 129, sei „natürlich“ die Wahl Heinrichs gemeint, und „sehr bezeichnend“ sei es, dafs Walther für diese Absicht „keinen bestimmten Ausdruck“ braucht. Also weil in dem Spruche von der Wahl Heinrichs keine Rede ist, sei „natürlich“ die Wahl Heinrichs gemeint? [4] Winkelm., Kaiser Friedrich II. S. 235. Bei fernerer Anführung von Winkelmann ist bei zugefügter Angabe des Bandes das Werk „Philipp von Schwaben und Otto“, bei fehlender Angabe des Bandes sein „Kaiser Friedrich II.“ zu verstehen. [5] Leb. S. 134.

durch sein Wort die Erregung gegen den Mörder nicht noch zu steigern, von der Hand weise.

In dem Liede endlich „Der anegenge nie gewan“ [1] sagt Wilmanns [2] im Hinblick auf die Worte:

Mit wem solte ich mich besprechen,
ich wolte iuch hêrren ruowen lân —

sie zeigten, daſs Walther jemand im Auge habe, der, um Gott zu rächen — es handelt sich um Unternehmung des Kreuzzuges, 1227 —, sich mit widerstrebenden Herren zu benehmen hatte; er zweifle nicht, daſs der Vers eine Anspielung auf die Fürsten sei, die des Königs Plänen Hindernisse bereiteten.

Die angeführten Stellen werden genügend zeigen, daſs Walther wie im Kampfe zwischen Kaiser und Papst, so auch im Kampfe zwischen Kaiser und Fürsten zur Partei des Kaisers gestanden hat.

Daſs er trotzdem zeitweise am Hofe des Meiſsners und des Thüringers gelebt hat, wird man dagegen schwerlich geltend machen können. Der Aufenthalt bei beiden, als Beschützern der Kunst des Minnesangs, hat mit seiner eigenen Parteistellung und mit seiner politischen Dichtung nichts zu schaffen; und daſs er denen, welche ihm Gutes erwiesen hatten, dankbar war und z. B. mannhaft für den Thüringer eintrat, als demselben die Strafe des Kaisers drohte, gereicht ihm nur zur Ehre.

Schon längst lagen Ritter und Pfaffen, die beiden Stände, die sich zuerst aus dem Volke ausgesondert hatten, in heiſsem Ringen um die Herrschaft.[3] Auch Walther nahm als Angehöriger des ritterlichen Standes [4] in diesem Kampfe Stellung. Während er aber in dem Kampfe des Kaisertums wider den Papst sich fast ausschlieſslich auf das Feld der Politik beschränkt, greift er in dem Kampfe wider die Geistlichkeit auf das sociale und religiöse Gebiet über, ohne daſs jedoch eine scharfe Grenze zu ziehen möglich wäre. Nur werden diejenigen Sprüche als schon erledigt von der Behandlung auszuschlieſsen sein, in welchen Walther die Geistlichkeit mit der römischen Kurie identifiziert und seine Angriffe ausschlieſslich gegen ihre oppositionelle Stellung zur Kaisermacht richtet. Man wird sich zu beschränken haben auf die-

[1] 78, 24. [2] Ausg. S. 304. [3] Wilm., Leb. S. 248. [4] Gerv. I, 523; Koberstein-Bartsch I, 224; Gödeke I, 143 gegen Kurz I, 52 b.

jenigen Sprüche, in welchen er die Geistlichkeit nicht als politische, sondern als sociale Macht, als Stand angreift. Besonders ist es das anstöfsige Leben und die Habgier des geistlichen Standes, wogegen er seine Angriffe richtet.

Die Pfaffen, so äufsert er sich, die uns den Weg zum Himmel weisen sollten, betrügen uns mit ihrem geistlichen Leben.[1] Die Christenheit mufs in Irrtum verfallen; ihre Lehrer sind ihrer Sinne beraubt wie kein simpler Laie. Sie sündigen ohne Furcht, zeigen uns den Weg zum Himmel und fahren selber zur Hölle; zur Keuschheit sind sie verpflichtet, welches schöne Weib aber ist vor ihren Nachstellungen sicher?[2] Wort und That der Geistlichkeit war beides früher rein, jetzt ist beides schlecht.[3] Sie, die Pfaffen, stören den Frieden des Reiches; deshalb sind die gerechten von den ungerechten zu scheiden, schlimmstenfalls sie samt und sonders aus ihren Pfründen zu jagen;[4] früher keusch und frei von Übermut, sind sie jetzt eine Last für das Reich; statt zu singen und ihre Verführungskünste bei Frauen unterwegs zu lassen,[5] mischen sie sich in weltliche Angelegenheiten.[6]

Ein wackerer und tüchtiger Charakter, der von der Kirche kein Dogma erträgt;[7] ein würdigerer Vorläufer der Hutten und Luther als jene geistlichen Lateiner des zwölften Jahrhunderts wird Walther von Gervinus[8] genannt. Wenn es richtig ist, dafs in der Zeit Friedrichs I. die Anfänge der deutschen Reformation liegen und deren Fortgänge in einer ununterbrochenen Kette von Erscheinungen bis auf Luther zu verfolgen sind,[9] so wird Walther ein würdiges und gewichtiges Glied in dieser Kette sein.

Wilmanns freilich meint,[10] indem er den in den Sprüchen hervortretenden Eifer der Parteileidenschaft rügt, man dürfe den Sänger keineswegs als Vorläufer der Reformation ansehen, da er alle geistlichen Rechte, welche die Kirche für sich in Anspruch nahm, vom Bann bis zur Verwaltung des Schatzes überzähliger guter Werke, anerkannt habe.

Hiergegen hat schon Uhland[11] darauf hingewiesen, wie Walther

---

[1] 21, 25. Das Jahr der Abfassung, nach Abel, Pfeiffer, Bartsch 1207, nach Zarncke u. Wilmanns 1201, nach Nagele 1198, ist hier ohne Belang. [2] 33, 31. [3] 34, 24. [4] 10, 17. [5] 10, 25. [6] So erklärt Wilmanns ritterlîche pfaffen 80, 19. [7] Gervinus I, 520. [8] Ebd. S. 523. [9] Ebd. S. 496. [10] Leb. S. 116. [11] a. a. O. S. 125.

Ansichten vom Ablafshandel vortrage, die man bei einem Dichter aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nicht gesucht haben würde.

Aber ganz abgesehen von dogmatischen und theologischen Fragen, deren subtile Erörterung wir freilich in Walthers Dichtungen vergeblich suchen würden: schon dafs er die Entartung der Geistlichkeit, ihr Heraustreten aus den Grenzen ihres Berufs, die Verdorbenheit der Kirche mit scharfem Sange angreift,[1] genügt wohl, um ihn als würdigen Vorläufer von Hutten und Luther erscheinen zu lassen.

Aus diesem Grunde scheint eine Vorsicht von der Art, wie sie ihm Wilmanns zuschreibt, mit seinem sonstigen Auftreten völlig unvereinbar. Gerade deshalb nämlich habe er, glaubt Wilmanns,[2] seinen Leich gedichtet, der in die Jahre des Kampfes gegen Innocenz zu gehören scheine, um in dem bitteren Kampfe gegen die augenblicklichen Machthaber der Kirche doch keinen Zweifel an seiner frommen christlichen Gesinnung zu lassen.

Dann lassen sich aber seiner von wahrhafter Frömmigkeit zeugenden Selbstanklage, dafs ihm die Feindesliebe fehle und dafs er Gott nicht preise,[3] gleiche Beweggründe unterschieben; dann kann seine Begeisterung für den Kreuzzug mit demselben Rechte für unecht, mit demselben Rechte als ein Gebot der Vorsicht und Klugheit gedeutet werden. Wenn er ihn nun gar mitgemacht hätte?[4] Wäre das vielleicht auch nur geschehen, um keinen Zweifel an seiner christlichen, frommen Gesinnung zu lassen?

Den Widerspruch, dafs er ein ebenso erklärter Gegner der Priesterherrschaft als ein begeisterter Herold der Kreuzzüge war, hat schon Uhland als nur scheinbar nachgewiesen.[5] „Wenn der heilige Vater nach Rücksichten der Staatsklugheit heute segnete und morgen fluchte, wenn er Zwietracht im Reiche erweckte und nährte, wenn er Eidschwüre nach Gefallen löste, den Ablafs zu einer Erwerbsquelle machte, wenn die Geistlichkeit, statt zu singen und zu beten, sich in Fehden tummelte oder weltlicher Üppigkeit

[1] a. a. O. S. 120. [2] Leb. S. 116. [3] 26, 3. [4] Falch, der in den „Blätt. f. d. bayr. Gw.“ 1879, 251—256 das Gegenteil zu erweisen sucht, sagt, dafs Gervinus die Frage offen lasse, während derselbe I, 524 sich ausdrücklich für die betr. Annahme erklärt. Aus Walthers eigenen Worten scheint die Beteiligung am Kreuzzuge unzweifelhaft hervorzugehen. [5] a. a. O. S. 119.

frönte, so mufste solches Ärgernis schon die gläubigen Zeitgenossen entrüsten." So beurteilt auch Gervinus den Dichter als treu der Kirche, als einen frommen und heiligen Menschen, trotz seines Zornes gegen die Gleisnerei und Weltlichkeit der Geistlichen und gegen das Unwesen des römischen Hofes.[1] Freilich ist sein Ideal der Kirche ein Reich nicht von dieser Welt, sein Ideal eines Priesters der mehrmals erwähnte „arme klôsenaere".[2] Gegenüber solchen Anschauungen des Dichters darf man kein Bedenken tragen, ihn als einen Vorläufer der Reformation zu bezeichnen, wenn er auch religiöse Fragen nur streift und dem Papste und der Geistlichkeit zwar nicht als Theolog, aber als Deutscher und Angehöriger des ritterlichen Standes zu Leibe geht.

So bestimmt Walthers Stellung gegenüber dem Papste, den Fürsten und der Geistlichkeit ist, so widersprechend ist dieselbe in Bezug auf die Vorrechte der Geburt. Legt er einmal hohen Wert darauf, so folgt er den Gesamtanschauungen der Zeit;[3] dagegen verficht er andererseits die Meinung, dafs nur in edler Gesinnung der Adel sich offenbare, dafs die Menschen bei der Geburt, im Tode und vor Gott völlig gleich seien, ja sogar „armen man mit guoten sinnen sol man für den reichen minnen",[4] also „die humanen, demokratischen Gesinnungen des Christentums".[5] Eine Vermittelung dieser Widersprüche sucht man vergebens, und seine Stellung zu den beiden entgegenstehenden Anschauungen bleibt widersprechend und unklar. Vielleicht dafs sein Verstand ihm die letztere Auffassung als richtiger erscheinen liefs; sein Herz führte ihn zu den Anschauungen seiner Standesgenossen oder vielmehr seines ganzen Zeitalters zurück, dem er doch sonst in manchen anderen Fragen voll reformatorischen Geistes vorausgeeilt war.

Auch ein anderer Mangel in der politischen Dichtung Walthers darf nicht verschwiegen werden. Walthers politische Lyrik bewegt sich nur auf dem Gebiete des kirchlichen Streites; eine Verherrlichung des kriegerischen Ruhmes der von ihm gefeierten Kaiser Philipp, Otto und Friedrich fehlt vollständig. Wenn Gervinus[6] es rügt, dafs unter Tausenden von Liedern unserer ritter-

---

[1] I, 523. [2] Wilm., Leb. S. 249. [3] Ebd. S. 246. [4] 20, 16. [5] Wilm., Leb. S. 246. [6] I, 483.

lichen Minnesänger, unter allen Erzeugnissen eines ausschliefslich kriegerischen Standes in Deutschland nicht ein Kriegslied ist, kaum ein Lied, in dem die kriegerische Tugend des Ritters gepriesen wäre; viele Kriegslieder, die, zwischen Frauen- und Gottesminne geteilt, zu der heiligen Wallfahrt auffordern, aber keines, das es in dem begeisterten Feuer des kriegerischen Triebes thäte: so tritt dieser Mangel auch bei Walther hervor. Auch seine nationale Begeisterung reicht nicht hinein bis in das Getümmel des Kampfes. Im Gegensatz zu anderen Nationen hebt er die seinige nur einmal hervor in dem Spruche an den welschen Schrein; aber auch hier ist es mehr der Papst als der Welsche, gegen den er zu Felde zieht.

So auffallend die Erscheinung ist, dafs es den Deutschen in und nach der Zeit höchsten kriegerischen Glanzes, unter den Hohenstaufen, an einem Tyrtäus gefehlt hat — dieses Fehlen darf nicht allzusehr Wunder nehmen. Noch waren die Stammesunterschiede zu wenig überwunden, nur mit Gewalt hielten Friedrich Barbarossa und Heinrich VI. die Widerstrebenden zusammen. Mit den Anstrengungen zur Erweiterung der äufseren Herrschaft des Reiches auch über Italien ging den Staufen Deutschland selbst mehr und mehr verloren. Für diese Kämpfe in Italien war eine nationale Begeisterung, der die Dichtung so sicher auf dem Fufse gefolgt wäre, wie Arndt, Körner, Schenkendorf und Rückert dem Kampfe von 1813/15, wie Gottschall, Rittershaus, Gerok und Geibel dem Kampfe von 1870/71 gefolgt sind, nicht vorhanden. „Für diese Kämpfe in Italien konnte niemand Sinn haben, der nicht die grofsen Entwürfe der ehrgeizigen Fürsten zu überschlagen verstand.“ [1] Was er aber von der Herrlichkeit des deutschen Kaisertums gegenüber dem Papsttum, der Fürstenmacht und der Geistlichkeit gesungen, damit gab er seiner innersten Überzeugung voll Mut und Mannhaftigkeit Ausdruck, „den Gewaltigen gegenüber unerschrocken, offen, in ihrem Preise voll Selbstachtung, ein Held des Gesanges unter den Helden der Geschichte. Die Kämpfe der weltlichen Macht gegen die mafslose Überhebung der Päpste bewegen ihn in der Tiefe.“ [2] „Seine Entrüstung ist eine sittliche.“ [3] „So machte er sich zum Herold von

[1] Gerv. I, 479. [2] Gödeke I, 145. 143. [3] Winkelm. II, 296.

allem, was seine Zeit bewegte."[1] „Denn von vielen wurde das Verfahren des Papstes einer ähnlichen herben Kritik unterzogen."[2]

Wenn daher Wilmanns[3] gleichfalls sagt, dafs dieser Streit ihm eine Herzensangelegenheit war, so ist es schwer zu verstehen, wie derselbe sich anderweitig[4] dahin äufsern kann, dafs das einzige äufsere Ziel, das Walther mit seiner Kunst verfolgte, Lohn und Ehre war; dafs dem feierlichen Fürstenlobe (12, 1: die fürsten sint iu undertân, si habent mit zühten iuwer kunft erbeitet) die Thatsachen nicht entsprachen, er es aber trotzdem vorbringe, weil er im Dienste der Fürsten stehe, die während Ottos Abwesenheit einen Umsturz des Reiches geplant hätten;[5] dafs er, obwohl ihm die darauf zielenden Verhandlungen der Fürsten nicht fremd geblieben seien, für Dietrich von Meifsen wissentlich das falsche Zeugnis abgelegt habe: der Missenære, derst iemer iuwer âne wân, von gote wurde ein engel ê verleit.[6] Das Eingeständnis hochverräterischer Pläne in dem Spruche für den Thüringer Landgrafen, der wegwerfende Blick auf die Fürsten, die sich, Verzeihung nnd Versöhnung suchend, in Frankfurt gestellt hätten, stimmen nicht[7] zu dem kurz vorher verkündeten feierlichen Fürstenlobe und zu dem Preise des Meifsners. Herbeigeführt sei dieser Umschwung in dem Verhalten des Dichters dadurch, dafs er für das unversäumte und rückhaltlose Lob unversäumten Dank hätte erwarten dürfen; die getäuschte Erwartung räche sich sogleich in einem Scheltliede.[8] Bei der Aufforderung an die Fürsten, den König nach dem heiligen Lande ungehindert ziehen zu lassen, stelle er seine Kunst ganz in den Dienst der persönlichen Politik Friedrichs.[9] Von Otto sei er zu Friedrich übergegangen; wie dem Meifsner gegenüber, entschieden als Freund, entschieden als Feind: der Vorwurf der Undankbarkeit und des mangelnden Lohnes gelte beidemal als Grund.[10] Der Dichter finde politische Gesinnungslosigkeit viel weniger anstöfsig als wir; wenigstens zeige sich nirgend eine Spur, dafs er Fürsten, welche ihr politisches Handeln von ihrem persönlichen Vorteil abhängig machten, gemieden habe.[11]

---

[1] Abel, Philipp d. Hohenst. S. 250. [2] Winkelm. II, 297. [3] Leb. S. 248. [4] Ebd. 242. [5] Ausg. S. 126. [6] Leb. S. 74. [7] Ebd. S. 111. [8] Leb. S. 77. [9] Ebd. S. 130. [10] Ebd. S. 118. [11] Ebd. S. 247.



Diese ganze Reihe von Anklagen, die, wenn sie begründet wären, auf Walthers Charakter ein höchst ungünstiges Licht werfen würden, gilt es näher zu prüfen.

Daſs Walther mit seiner Kunst Lohn und Ehre suchte, wird niemand in Abrede stellen. Das bedarf, da der Dichter nur an den Höfen den materiellen Lohn seiner Arbeit, nur an den Höfen die Wechselwirkung zwischen Gebenden und Nehmenden fand, welche die Grundbedingung aller menschlichen Arbeit ist,[1] keiner Rechtfertigung. Sagt doch Wilmanns[2] selbst von Walthers Liedern, sie zeigten den Zwang des Lebens, aber um so anerkennenswerter spreche aus ihnen das Bewuſstsein persönlicher Würde. Ist es also richtig, daſs Lohn und Ehre auch bei seiner politischen Dichtung sein einziges äuſseres Ziel war?

Aber Walther richtete schon damals, als er den Kaiser Otto weder kannte, noch ihm irgend etwas zu danken hatte, seine schärfsten Invektiven gegen die weltlichen Übergriffe des römischen Hofes.[3] Wenn er also da den Vorwurf erhebt, die Pfaffen redeten mit zwei Zungen, früher wären Worte und Werke der Pfaffen recht gewesen, jetzt bestehe das Gemeinsame in der Schlechtigkeit: was berechtigt zu der Annahme, er habe solches nur um Lohnes willen vorgebracht? Wurde doch Papst Innocenz zu Rom selbst in einer Predigt mit den Worten unterbrochen: „Dein Mund ist Gottes Mund, aber deine Werke sind Werke des Teufels."[4] Wenn Walther demselben Gedanken in dichterischer Form Ausdruck gab, so lieh er nur der öffentlichen Meinung den Mund in der Stellung des altdeutschen Gelegenheitsdichters[5] und sprach das aus, was seiner Hörer und seine tiefste innere Überzeugung war.

Wäre es ihm wirklich nur um Lohn und Ehre zu thun gewesen — wie lange hat er darauf warten müssen! Wenn seine Sprüche wirklich den Eindruck machten, der ihnen nachgerühmt wird, und wenn er seine Kunst nur um Lohn und Ehre übte, beides aber dem Kaiserlichgesinnten vorenthalten wurde, warum suchte er nicht beides bei den Päpstlichgesinnten? Warum bleibt er sich von seinem ersten Auftreten bis zum letzten Atemzuge

---

[1] Wilm., Leb. S. 14. [2] Ebd. S. 45. [3] Gerv. I, 523. [4] Winkelm. II, 297. [5] Burdach, S. 28 f.

in seiner antipäpstlichen Gesinnung getreu? Er, der — wie Wilmanns meint — den Meifsner auf demselben Reichstage um Lohnes willen in den Himmel erhebt und nachher schmäht, weil der erwartete Lohn ausblieb — warum verherrlicht er nicht heute an diesem Hofe den Kaiser, morgen an jenem Hofe den Papst, wenn es ihm nur um Lohn und Ehre zu thun war? Seine Sprüche zeigen ihn in dem Kampfe zwischen Kirche und Reich durchaus unentwegt auf der Seite des Reiches; keinen Augenblick wankt er in seiner gegnerischen Stellung zum Papsttum.

Dafs er also für Otto gegen Innocenz auftrat, ehe er irgendwelchen Gewinn erwarten konnte, dafs er ferner seine antipäpstliche Gesinnung bewahrte, obwohl ihm so lange Lohn vorenthalten blieb: diese Gründe lassen es mit Sicherheit erkennen, dafs es ihm nicht nur um Lohn und Ehre, sondern um den Ausdruck innerster Überzeugung zu thun war.

Wie steht es weiter mit der Behauptung von Wilmanns, dafs Walther wider besseres Wissen die mit Umsturzgedanken sich tragenden Fürsten, besonders den Meifsner, wegen ihrer Treue um deswillen belobigt habe, weil er im Dienste derselben stand, ja vermutlich im Gefolge des Meifsners nach Frankfurt gekommen sei?[1]

Was zunächst den Meifsner anlangt, so weist Winkelmann[2] darauf hin, dafs Dietrich, eben vom Kaiser mit einem Machtzuwachs bedacht, nicht in eine Gemeinschaft gegen den Kaiser eingetreten sein würde, noch dazu mit König Ottokar I. von Böhmen, der die Schwester des Meifsners aufs schmählichste betrogen hatte und deren Kindern noch immer ihr Recht verweigerte; ferner, dafs Form und Inhalt des Vertrages, der auf dem Frankfurter Reichstage zwischen Dietrich und dem Kaiser Otto zu stande kam, Dietrich durchaus als Verbündeten des Kaisers erscheinen liefsen.

Bezüglich Dietrichs und der übrigen Fürsten meint Wilmanns ferner, dafs die auf den Sturz Ottos zielenden Verhandlungen Walther „nicht fremd geblieben" seien.[3] Einen Grund für diese Behauptung bringt er nicht bei, giebt vielmehr zu,[4] dafs über

---

[1] Wilm., Ausg. S. 126 zu 12, 1. [2] 2, 272. [3] Leb. S. 75. [4] Leben S. 105; vgl. Winkelm. 2, 272, Anm. 2.

diese Verhandlungen zu Naumburg, welche die Absetzung Ottos bezweckten, „tiefes Geheimnis“ bewahrt wurde. Wenn aber tiefes Geheimnis bewahrt wurde, wie kam Walther dazu, in dasselbe eingeweiht zu werden?

Daſs also Walther wider besseres Wissen, um Lohnes willen falsches Zeugnis abgelegt habe, ist durchaus unerwiesen.

Vielmehr zeigt der Umstand, daſs gegen achtzig Fürsten und Herren sich auf dem Frankfurter Reichstage vor Otto einfanden, klar genug, daſs der kaiserliche Name doch noch mehr galt als päpstliche Befehle und Bannflüche, und daſs mit den deutschen Fürsten während des Winters eine groſse Wandlung zu Gunsten des Kaisers vorgegangen war.[1] Folglich war Walthers feierliches Fürstenlob — seine Unkenntnis von Dietrichs Teilnahme an den Naumburger, tiefes Geheimnis gebliebenen Verhandlungen vorausgesetzt — ganz wohl begründet und entsprach — im Hinblick auf die glänzende Festversammlung — durchaus den Thatsachen. Man wende hiergegen nicht ein, daſs im September des vorausgegangenen Jahres der König von Böhmen u. a. zu Nürnberg Friedrich II. als Gegenkönig gegen Otto gewählt hatten; natürlich können mit den belobigten Fürsten nur die in Frankfurt erschienenen zahlreichen Anhänger, nicht die ferngebliebenen Gegner Ottos gemeint sein.

Noch eins kommt hinzu. Als keiner für den Thüringer Landgrafen einzutreten wagte, that es Walther, und zwar mit der Begründung, daſs dieser sich doch wenigstens als offener Feind dem Kaiser gegenübergestellt habe.

Mit welcher Stirn hätte er es wagen dürfen, nachdem er selbst — nach Wilmanns' Ansicht — den Hehler für den geheimen Feind des Kaisers, Dietrich von Meiſsen, gespielt, nun die Offenheit im Kampfe als mildernden Umstand für den Thüringer Landgrafen hervorzuheben?

Doch was that Walther nicht alles um Lohn und Ehre!

Er hätte von Dietrich von Meiſsen ungesäumten Dank für sein falsches Zeugnis erwarten dürfen. „Die getäuschte Erwartung rächt sich sogleich in einem Scheltliede.“ Daher gegenüber dem früheren Fürstenlobe jetzt das Eingeständnis hochverräteri-

[1] Abel, Philipp und Otto IV. S. 105.

scher Pläne, gegenüber dem früheren Preise des Meifsners der wegwerfende Blick auf die Verzeihung und Versöhnung suchenden Fürsten, „wie Markgraf Dietrich“.[1]

Also die Begrüfsung des Kaisers, worin es heifst: „Die Fürsten sind Euch treu geblieben“, und dieser Spruch, wo es heifst: „sie haben heimlich intriguiert“, dort: „der Meifsner ist treuer wie ein Engel“, hier: „er hat heimliche Ränke geschmiedet“ — alles, alles ist auf demselben Reichstage zu Frankfurt vorgetragen![2]

Nach Klarlegung dieser Widersprüche ergiebt sich folgendes.

Das Lob der Fürstentreue und das Eingeständnis hochverräterischer Pläne im allgemeinen wie in besonderer Beziehung auf Dietrich von Meifsen kann nicht zu gleicher Zeit aus Walthers Munde gegangen sein. Wenn also das erste in dem Begrüfsungsspruche enthaltene Lob auf dem Frankfurter Hoftage gesungen ist, so mufs auf Grund veränderter Thatsachen — natürlich später — jenes Eingeständnis verräterischer Pläne geäufsert sein. Wann dies nun geschehen, dies genau zu bestimmen, verbietet sich um so mehr, als Walther und nur Walther allein von einer gegenseitigen Denunziation der Fürsten untereinander berichtet, demgemäfs eine genauere Kenntnis der Sachlage bei dem Mangel jeglicher historischen Angabe über diese Denunziation sich unserer Forschung entzieht.[3] Dafs übrigens Walther in diesem Spruche mit seinem Tadel der „zagen“ und des „dûf“ gerade auf den Meifsner abzielt, ist auch nicht einmal erwiesen; wozu nämlich der Plural „die zagen“? Konnte damit nicht ebensogut Ludwig von Bayern, die Fürsten von Österreich, Mainz, Speier und wer weifs wieviel geringere gemeint sein?[4]

Freilich zeigt der Spruch mit zwei Sprüchen späteren Datums gegen den Meifsner (105, 27 u. 106, 3) gleichen Ton, woraus Wilmanns[5] ihre enge Zusammengehörigkeit und somit die Beziehung unseres Spruches auf Dietrich von Meifsen folgert. Sachlich spricht dagegen erstens, dafs Dietrich darin gar nicht erwähnt ist; zweitens, dafs, wenn das vorher erwähnte Lob des

---

[1] Wilm. Ausg. S. 365 zu 105, 18. [2] Ebd. S. 123 zu 11, 30 u. S. 360 zu 105, 13. [3] Vgl. Rieger S. 23, Menzel S. 200. [4] Rieger S. 22. [5] Leb. III, 208.



Meißners auf den Frankfurter Reichstag gehört, dieser Tadel des Meißners nicht in demselben Atemzuge vorgetragen sein kann, wie Wilmanns freilich annehmen will. Gegen den formellen Grund von Wilmanns läßt sich der Umstand geltend machen,[1] daß z. B. ein Lied auf Gerhard Atze und das Lied auf Reinmars Tod gleichen Ton zeigen, ohne daß jemand daraufhin ihre enge Zusammengehörigkeit behauptet hätte.

Übrigens kann gerade die Untreue des Meißners, für dessen Treue er so sicher bürgen zu können geglaubt hatte, Walthers Zorn hervorgerufen und neben anderen Gründen seine vollständige Lossagung vom Meißner herbeigeführt haben. Denn daß jenes Lob der Treue vor dem Kaiser das einzige[2] gewesen wäre, das Walther dem Meißner gezollt hätte, wie Wilmanns meint, damit stehen die Worte Walthers selbst: „Ich hân dem Missenære gefüeget manec mære“ (106, 3. 4.) in direktestem Widerspruch.

Nur eins läßt sich gerade aus diesen gegen den Meißner gerichteten Sprüchen noch zu Gunsten Walthers ersehen: daß ihm nämlich um Lohn nicht alles feil war, er verzichtet vielmehr ausdrücklich auf den Lohn für seinen Dienst (105, 29), nur sein Lob als Dichter will er von ihm anerkannt sehen.

Wenn Wilmanns ferner behauptet, daß Walther wieder um Lohnes willen seine Kunst ganz in den Dienst der persönlichen Politik Friedrichs stelle und darum für die Wahl des jungen Königs Heinrich eintrete, so ist schon oben bemerkt,[3] daß keinerlei bestimmte Angabe in dem betreffenden Gedichte selbst dieser Vermutung zu Grunde liegt.

Schwerer zu rechtfertigen ist der Übergang Walthers von Otto zu Friedrich, da er selbst hier mangelnden Lohn als Grund angiebt und somit Wilmanns' Behauptung, er singe seine Sprüche nur um Lohn und Ehre, nicht um politischer Thaten willen, selber zu bestätigen scheint.

Wilmanns bemerkt aber selbst,[4] daß kein Lied Walthers eine persönliche Annäherung an Otto verrät, daß sich nirgend eine Spur davon zeigt, daß die Waffengenossenschaft mit ihm

[1] P.-B., Beitr. 8, 161 ff. [2] „Wir kennen nur das eine, eben jenes Lob unwandelbarer Treue gegen Kaiser und Reich.“ Leb. S. 76. [3] S. 17, Anm. 3. [4] Leb. S. 116.

freundlichere Beziehungen geweckt habe; nie ruhe das Auge des Sängers auf dem Kaiser mit jenem Wohlgefallen, mit dem er einst Philipp betrachtet habe.

In dem Spruche 26, 23 wirft er dem Könige Otto geradezu Wortbruch ihm gegenüber vor, was zu dem historischen Urteil über ihn [1] als magnificum promissorem et parcissimum exhibitorem stimmt. Da er ihn nun in demselben Spruche als den bösesten Herrn bezeichnet, den er je gehabt, so wird er in dem Spruche 29, 4 unter dem „bösen Manne“ gewifs ihn auch im Auge gehabt haben,[2] zumal er anderweitig (28, 31) mit völlig unzweifelhafter Beziehung auf Otto nach Empfang seines Lehens alle bösen Herren desto minder anzuflehen verspricht.

Bezieht man aber den Spruch 29, 4 richtig auf Otto, so ergiebt sich folgende Charakteristik desselben: ein böser Mann, freundlich ins Gesicht; aber wer ihm traut, den kratzt er mit giftigem Nagel.

Unter solchen Umständen ist ihm die Abwendung von Otto weniger zu verargen als die Zuwendung zu Friedrich; entschuldbar ist auch die letztere teils durch die äufsere Not, in der ihn Otto trotz seiner Verdienste gelassen hatte, teils durch die Erinnerung daran, dafs Friedrich längst die Krone bestimmt gewesen war; vor allem aber durch die Sympathien, denen Friedrich als Sprofs des staufischen Fürstenhauses von vornherein bei seinem ersten Auftreten begegnet war,[3] und die in immer weitere Kreise drangen;[3] endlich durch die gewinnende und einnehmende Persönlichkeit des jungen Fürsten, die eine neue Zeit des Glanzes, eine neue staufische Kaiserherrlichkeit für Deutschland verhiefs.[4]

Die ersten Sprüche übrigens, die er dem Staufer widmete, sind rein persönlicher Natur; einen politischen Spruch, der mit seiner bisherigen antipäpstlichen Gesinnung im Widerspruch stände, würde man vergebens suchen; er war kein gewöhnlicher Renegat, und als der Kampf von neuem begann, finden wir ihn aufs neue als Rufer im Streit wider die päpstliche Gewalt.

---

[1] Wilm., Leb. S. 117; Winkelm. 2, 154, Anm. 3. [2] Auf ihn auch gedeutet von Pfeiffer-Bartsch, Überschrift zu Nr. 146 Pf. [3] Kaiserchronik 17992; Winkelm. 2, 338. [4] Eine eingehende Rechtfertigung des Übertritts bei Menzel 195 u. 225.



Es bleibt noch die letzte Anklage von Wilmanns zu prüfen übrig: daſs er Fürsten, welche ihr politisches Handeln von ihrem persönlichen Vorteil abhängig machten, nicht gemieden habe, folglich politische Gesinnungslosigkeit viel weniger anstöſsig fand als wir.

Ersteres ist richtig, der daraus gezogene Schluſs falsch. Walther ist am Hofe des Thüringers wie des Meiſsners gewesen, er war eben als Dichter gezwungen, sich um den Lohn fürstlicher Gönner zu bemühen. Was steht der Annahme entgegen, daſs es seine Minnelieder waren, welche ihm den Zutritt bei ihnen verschafften? Also nicht, weil sie politisch gesinnungslos, sondern weil sie Beschützer der Kunst waren, und zwar solche Beschützer der Kunst, wie es späterhin keine mehr gab;[1] deshalb hat er ihre Wohlthaten erbeten und angenommen. Er hat, gewiſs in gutem Glauben, des Meiſsners Treue bezeugt, für den Landgrafen ein gutes Wort eingelegt; beiden gegenüber hat er gethan, was sein dankbares Herz ihm eingab, mehr nicht. Wäre er der Mann dazu gewesen, um Lohnes willen wider besseres Wissen falsches Zeugnis abzulegen, nun, so hätte er auch aus gleichem Beweggrunde im Interesse seiner Gönner zum Abfalle vom Kaiser auffordern müssen, was er in keinem seiner politischen Gedichte thut. Bei bloſsem Streben nach Lohn und Ehre hätte er aber nicht mit solchem Takt, mit solcher Sicherheit jene Scheidegrenze gezogen.

„Zwei Zungen stehen schlecht in einem Munde“; „der schîn nimt drâte ûf und abe“; „diu meiste menge enruochet wie si erwirbet guot; sol ich ’z alsô gewinnen, sô ganc slâfen, hövescher muot“; „des mannes muot sol veste wesen als ein stein“:[2] wer so sprechen konnte, der hat gewiſs nicht wider besseres Wissen falsches Zeugnis abgelegt, der hat seine politischen Sprüche nicht bloſs um Lohn und Ehre, sondern aus tiefster innerer Überzeugung gedichtet und gerade dadurch seine Zuhörer, ja seine Zeitgenossen mächtig fortgerissen.

Sämtliche Anklagen von Wilmanns sind also hinfällig, und

---

[1] Docen, Über die deutschen Liederdichter seit dem Erlöschen der Hohenstaufen u. s. w. (Archiv f. Geschichte u. s. w. Jahrg. 1821) S. 201.
[2] Ähnliche Stellen bei Wilm., Leb. S. 229; Uhland S. 49.



es behält das Urteil von Scherer[1] über den Charakter Walthers uneingeschränkte Gültigkeit. „Wenn der wandernde Spielmann, der von der Gnade seiner Gönner lebte und kaum lebte, unter dem Drucke der Not die Parteien wechselte, soweit es sich um Personen handelte, so hat er doch niemals die Partei gewechselt, soweit es sich um Principien handelte. Er war stets ein guter Patriot, ein frommer Mann, ein Feind des Papstes."

Mit Recht nennt Wilmanns[2] die politischen Sprüche Walthers recht eigentlich Gelegenheitsgedichte, da sie sich fast durchweg auf bestimmte politische Ereignisse zurückführen lassen. Ihre fast epigrammatische Kürze trug mit zu ihrer schnellen Auffassung und raschen Verbreitung bei. „Unter[3] drei Königen und Kaisern hat er an den öffentlichen Angelegenheiten teilgenommen; seine Bedeutung und sein Einfluſs war mit den Jahren gewachsen." Schon Uhland hat sich ähnlich über die Wirkung seiner politischen Dichtung geäuſsert.[4]

Die eine bekannte Stelle bei Thomasin[5] zeigt zur Genüge, daſs seine Worte nicht leerer Schall, sondern „gleich Thaten waren, mit denen er dem Papste viele Tausende abwendig machte."[6]

Dritter Abschnitt.

Die politische Dichtung des dreizehnten Jahrhunderts nach Walther.

Gervinus weist bezüglich der gesamten Spruchdichtung des dreizehnten Jahrhunderts auf ihre Abhängigkeit von Walther hin. Die flache Nachahmerei, sagt er, das Entlehnen (namentlich von Walther von der Vogelweide) ist unter den Spruchdichtern (bei Walther von Breisach, Günther von dem Vorste, dem Teschler u. a.) noch leichter nachweislich. Diese Ansicht könnte zweifelhaft erscheinen, da die drei von Gervinus als Spruchdichter angeführten Minnesänger zu Unrecht als solche bezeichnet sind. Von den erhaltenen Dichtungen Walthers von Breisach[7] ist keine ein

---

[1] Litteraturgesch. S. 198. [2] Leb. S. 83. [3] Ebd. S. 152. [4] a. a. O. S. 129 u. 91. [5] W. G. 11163 ff. [6] Wackernagel, Litteraturgesch. S. 106. [7] MSH II, 140 ff.



Spruch, sondern alle drei umfangreiche Lieder, und zwar II ein Tagelied, I und III religiösen Inhalts; die sechs erhaltenen Gedichte Günthers v. d. Vorste[1] und die fünf des Teschlers[2] sind durchweg Minnelieder. Wenngleich also die drei Beispiele von Spruchdichtern unrichtig gewählt sind, trotzdem scheint mir die Ansicht selbst in ihrer Allgemeinheit zutreffend; bezüglich der politischen Spruchdichter gehört eine nähere Prüfung dieser Ansicht hierher.

Da ist zunächst der Truchsefs von St. Gallen, der manches von Walther in Wort und Gedanken entlehnt hat;[3] er klagt mit Walther über die Veränderung der Zeit, da im Gegensatz zu früher die Jugend zuchtlos heranwüchse;[4] sein Spruch „Ez nam eine witewe einen man“ hat ähnlichen Inhalt wie Walthers „Swâ der hohe nider gât“:[5] Walther sagt von den nidern, „die selben brechent uns die reht“; Singenberg von der Rechtspflege am königlichen Hofe, dafs die unter ungerechten Urteilen leidenden Parteien doch nur mit eigenem Mafse gemessen würden;[6] Walther beschuldigt di nidern, dafs sie aus Mangel an Kunst sich mit Lug und Trug helfen und durch ihr Thun auch die Fürsten dazu anweisen; Singenberg klagt, dafs Könige und Fürsten seiner Tage in dem Spiele „dâ hin, dâ her“ ausgelernt seien.[6]

Wie Walther pfaflîche riter, riterlîche pfaffen, so tadelt Reinmar von Zweter hofmünche und klôsterritter.[7] Weitere Entlehnungen Reinmars zeigt ein Vergleich von MSH II, 200 b, Spr. 129, desgl.

---

[1] MSH II, 164. [2] Ebd. II, 125. [3] Gödeke S. 155; Bartsch, Dtsch. Liederdichter S. XLVI. [4] MSH I, 293. L. XV. [5] Rieger (Walther S. 51) bezieht den Spruch 83, 14 auf Heinrich und seine Umgebung, wozu aber die Schlufsverse „nu sehent wie die krône liege und wie diu kirche stê“ nicht passen; Wilm., Leb. S. 100 zieht den Spruch auf die letzte Zeit Philipps, bei dem doch kein Einflufs der nidern, noch weniger infolge davon die im Spruche angedeutete Demütigung des Kaisertums unter das Papsttum eintrat; vielmehr liefs der Papst 1207 Philipp durch seinen Legaten vom Banne lossprechen und bot ihm seine Vermittelung an, um Otto zur Abdankung zu bewegen; daher wird wohl Menzel S. 220 den Spruch richtig auf Otto und dessen Umgebung gedeutet haben. Dafs beide Sprüche „dieselbe Absicht“ haben und sich auf dieselben politischen Verhältnisse beziehen, läfst sich schwerlich nachweisen. [6] Rieger S. 52 f. [7] Meyer, Untersuchungen über das Leben Reinmars von Zweter und Bruder Wernhers. Basel 1866. S. 66.

MSH II, 212b, Spr. 212 und Walther 9, 28; von MSH II, 221a, Spr. 246 und Walther 124, 13; von MSH II, 212b, Spr. 196 und Walther 8, 24.

Wie Reinmar hat auch Bruder Wernher von Walther mancherlei entlehnt,[1] desgl. der Marner, wie er selbst zugesteht[2] und wie ein Vergleich von Marner XII, 16[3] mit Walther 23, 11 oder von Marner XV, 201 mit Walther 23, 11 es zeigt.

Auch bei Meister Friedrich Sunburc sieht man die Einwirkung Walthers. Er äufsert sich gegen König Ottokar wegen des Wankelmutes des Fürsten:[4] „Ein wârez jâ stêt künegen wol und ist zuo êren guot; gelogenez jâ daz krenket künege unde entfreuwet mir den muot",[5] während Walther aus ähnlicher Veranlassung — wahrscheinlich gegen Kaiser Otto oder dessen Ratgeber wegen nichterfüllter Versprechungen — sagt: „swes munt mich triegen wil, der habe sîn lachen dâ, von dem næm' ich ein wârez nein für zwei gelogeniu jâ."[6] Wie Walther dem Könige Philipp das Beispiel Saladins als Muster vorhält,[7] so vergleicht Sonnenburg den Böhmenkönig wegen seiner Freigebigkeit mit Saladin.[8]

Meister Sigeher braucht zur Schilderung des Elends im Reiche das vom Schachspiel hergenommene Bild: „bî dem roche kûme stêt ein vende",[9] wie auch Reinmar seine Verlassenheit am böhmischen Hofe in gleichem Bilde darstellt: „ich hân den künic alleine noch und weder ritter noch daz roch: mich stiuret nicht sîn roche noch sîn vende."[10] — Vielleicht hat Sigeher, der ebenso wie Reinmar am Hofe Wenzels I. von Böhmen sich aufgehalten hat,[11] den Spruch Reinmars gekannt und in dessen Nachahmung das Bild angewendet. Original war das Bild weder bei Reinmar, noch bei Sigeher; wahrscheinlich war Walther mit seinem „gast

[1] Beispiele bei Meyer S. 78, vgl. Lamey, Br. Wernher (Würzburger Diss.). Karlsruhe 1880. S. 9, Anm. 1. [2] Gervinus II, 148; vgl. Marner, Ausg. v. Strauch XIV, 288, wo Strauch „mîner sprüche bluomen lesen" statt des überlieferten „und ir sprüchen bl. l." lesen will, nach dem Vorschlage von K. Hoffmann, Zs. f. d. A. 20, 127. [3] Marner ist citiert nach der Ausg. v. Strauch. [4] So faſst den Spruch auf Zingerle in der Ausg. des Sunburc S. 21. [5] MSH III, 73a. [6] 30, 9. [7] 19, 17. [8] MSH II, 355b, Spr. 4. [9] MSH II, 363b, Spr. 3. [10] MSH II, 204b, Spr. 152. [11] Gödeke S. 160.

unde schâch kumt selten âne haz: ir büezet mir des gastes, daz iu got des schâches büeze"[1] ihr Vorbild.

Hatte Walther einst zum Preise der deutschen Frauen gesungen: „Von der Elbe unz an den Rhîn und her wider unz an der Unger lant mugen wol die besten sîn",[2] und später über die Unbeständigkeit der Welt geklagt: „Ez ist ein wol gefriunder man, alsô die werlt nû stât, der under zweinzec magen einen guoten friunt getriuwen hât; der hæte man hie vor wol under fünfen funden drî",[2] und hatte schon Bruder Wernher in engem Anschlusse an diese Aussprüche geäufsert: „die vrî von schanden sîn, der vinde ich leider vünve niht von Ungerlant ze berge unz an den Rîn"; so sagt ähnlich Raumsland der Sachse, er habe sein Leben lang nicht fünf Menschen recht leben gesehen, und wünscht nur drei ohne Habgier, Hafs und Neid anzutreffen; ja, wenn nur einer getroffen würde, so sollten Sonne und Mond sich neigen.[3] Ähnliche Wendungen, die aber, wie gesagt, zuerst von Walther gebraucht sind, finden sich noch beim Truchsefs von St. Gallen,[4] bei Meister Alexander[5] und beim Meifsner.[6]

Wie Walther die Freigebigkeit Saladins preist, so auch aufser dem schon angeführten Meister Sonnenburg,[7] Konrad von Würzburg[7] und der Tanhäuser.[7] Eine Schilderung der Wirren des Zwischenreiches von Konrad von Würzburg:[8] „gewalt ist ûf der strâze michel, gerihtes hât man sich verschamt; diu reht stânt krumber dan ein sichel, vride und genade sint erlamt", stimmt zum Teil wörtlich mit Walthers Klage „untriuwe ist in der sâze, gewalt vert ûf der strâze" u. s. w. überein.

Wenn Hellefiur[9] das von den Fürsten übel behandelte Reich mit der Maus vergleicht, der ein Schlegel angebunden werde, damit sie nicht zum Neste könne, ganz wie Walther seinen Tadel auf feile Hofschranzen mit den Worten beginnt: „In' weiz, wem ich gelîchen muoz die hovebellen, wan den miusen die sich selbe meldent, tragent sie schellen", so ergiebt sich auch hier Nachahmung Walthers.

[1] 31, 23. [2] 56, 14; 38, 10. [3] MSH III, 66a, Str. 8; vgl. Marner v. Strauch 172, 44. [4] MSH I, 293a, Str. 49. [5] MSH III, 29a, Str. 20. 21. [6] MSH III, 89a. [7] MSH II, 324a, Str. XXIII, 2. IV, 653b. [8] MSH II, 312, Str. II. [9] MSH III, 34a, Str. 4.

Bei dem Schulmeister von Efslingen hat v. d. Hagen[1] Nachahmung Walthers im Gebrauch von Tönen desselben erkannt; anderweitig findet sich zum Teil wörtliche Übereinstimmung des Schulmeisters mit Walther.[2]

Beim Meifsner ist aufser an der schon erwähnten Stelle auch anderweitige Nachahmung Walthers offenbar.[3]

In Walthers Klage über die Pfaffen hinsichtlich ihres Gebrauchs auch weltlicher Waffen[4] stimmen nicht nur Reinmar und der Marner, sondern auch der Kanzler[5] zum Teil wörtlich ein.

Auch Frauenlob ist Nachahmer Walthers. „Dem münche zimt sîn klôster baz, den er ze hove sich ouche. Dem priester ist priesterschaft gegeben, dem ritter ritterlîchez leben.“ Hiermit[6] schliefst er sich an Walthers Tadel gegen die ritterlichen Pfaffen und pfäffischen Ritter, vielleicht auch an Reinmars Verweisung der Mönche ins Kloster an. Wie Walther sagt:[7] „Solt ich den pfaffen râten an den triuwen mîn, so spræche ir hant dem armen zuo: ‚sê, daz ist dîn‘, ir zunge sunge“ u. s. w., so will auch Frauenlob[8] sie auf ihre kirchlichen Pflichten beschränken: „man darf der priester wol, dâ man die buoze nimt; ein bischof zimt, wâ man sol kirchen wîen“; ebenso stimmt Frauenlob in Walthers Klage über die Konstantinische Schenkung ein. Sein Spruch[9] „Ich sâz ûf einer grüene und gedachte an mancher hande dink, wie ich die werlt behielte und ouch gegen got iht wurde link: dô kunde ich niht erdenken daz“ u. s. w. ist eine ganz platte Nachahmung von Walthers „Ich sâz ûf eime steine“ ohne eine Spur eines selbständigen Gedankens. Gerade hieraus ersieht man die Anmafsung Frauenlobs in ihrer ganzen Gröfse, wenn er sich anderweitig[10] mit Reinmar, Eschenbach, ja mit Walther gleichstellt oder gar auf sie herabsieht.

Die angeführten Beispiele zeigen ausreichend, dafs die Gedanken der politischen Spruchdichter mit Walther sich nahe berühren, oft geradezu von demselben entlehnt sind, diese Dichter

---

[1] MSH IV, 454. [2] MSH II, 137b (I, 2); vgl. Menge S. 7. [3] Uhland S. 57; Walther 80, 19; MSH III, 108a (Str. 13); Uhland S. 21. [4] 8, 4. [5] MSH II, 390b. [6] Frauenlob, Ausg. v. Ettmüller Str. 54. [7] 10, 25. [8] Frauenlob v. Ettmüller Str. 56. [9] MSH II, 351b, Spr. 7. [10] MSH II, 344a, Spr. 2.

also wenig original, sondern häufig bloſse Nachahmer ihres groſsen Vorgängers Walther sind.

An Stelle des patriotischen Jubels, wie ihm Walthers „Ir sult sprechen willekomen“ Ausdruck giebt, treten in der folgenden Zeit Klagen über die zunehmende Bedrängnis und Zerrüttung im Reiche; immer und immer wiederholt, bilden sie das ständige Thema der politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts.

Ulrich von Singenberg klagt,[1] daſs alle Freude früherer Zeit durch Wüstheit, Rauben, Brennen und Übelraten verdrängt sei, was wohl mit Recht auf die wirre Zeit nach König Friedrichs II. Absetzung (1245) gedeutet wird;[2] jetzt lüge man um Leute und Land,[3] und mit ironischer Bitterkeit tadelt er die laudatores temporis acti: was früher klar auf der Hand lag, darüber sei jetzt groſser Streit, Untreue gelte für Treue; jetzt also stehe es besser![4]

Ihm schlieſst sich Reinmar von Zweter an: „Die liute sint gelandet wol, diu lant niht wol geliutet, meines sint die liute vol;[5] diu werlt gelîchet sich dem mer, daz iemer tobet unde ündet über mâze und âne wer; so tobet unde ündet der werlte leben mit gelîcher geselleschaft;[6] vor drîzec jaren stuont ez baz, nu leben wir mit haz unde ouch mit nîde.[7]

Hierin stimmt Bruder Wernher ein: „nu sih ûf, werlt, des gêt dich not, du bist mit jamer überladen;[8] die vrî von schanden sîn, der vinde ich leider vünve niht von Ungerlant ze berge unz an den Rîn“,[9] und der Marner: „Maneger wænet wîse sîn, der doch ist leider tump, dâvon sint die rehte in allen landen krump“;[10] oder wenn er in der Fabel von den Fröschen, die einen König haben wollen, den kläglichen Zustand des Reiches darstellt und seinen dringenden Wunsch nach dessen Beseitigung ausspricht: „Storche, wanne komestû? die des rîches erbe slindent, der ist vil, trîp si wider in eigen hol, der dû niht slinden wil“;[11] oder

[1] MSH III, 325b, Str. II. [2] MSH IV, 234. [3] Walther 107, 10. [4] Walther 107, 3. [5] MSH II, 215b, Spr. 214. [6] MSH II, 208a, Spr. 171. [7] MSH II, 221b, Spr. 246. [8] MSH II, 228a. [9] MSH II, 233b. [10] XV, 251 bei Strauch. Ähnliche Stellen bei Strauch S. 20. [11] XIV, 81 ff. bei Strauch.

wenn er das Bild von der Salvatio Romæ auf das Reich anwendet und bemerkt: niemand würde, auch wenn man in allen Landen die Sturmglocke zöge, dem Reiche zu Hilfe kommen, denn es gäbe keinen König.[1] Hawart rügt, dafs des Teufels Saat die Länder umher verwirre,[2] dafs kein rechtes Gericht sei und Witwen und Waisen weinten;[2] der Hardegger erinnert daran, dafs Karl der Grofse zu den Klagenden nicht gesagt habe: „Freund, was giebst du, um Recht zu bekommen?“ — wie es freilich anderswo geschehe; „nicht etwa bei uns,“ fügt der Dichter ironisch hinzu, „beileibe nicht, da richten die Herren ja nach Karls Gesetz!“[3] — Zu dieser ironischen Wendung stimmt dann seine Klage: Habgier herrsche überall, bei reichen Königen, hohen Fürsten, Grafen, Dienstmannen, Freien, Pfaffen![4]

Meister Sigeher bittet Gott, aus den zwei Königen einen zu machen, der Gericht und Christenrecht wieder zu Ehren bringe, jetzt, wo Kirchen- und Strafsenraub, Verheerung und Gewaltthat an der Tagesordnung sei und Witwen und Waisen klagten,[5] eine Schilderung, die wohl mit Recht auf die Gegenkönige Konrad IV. und Wilhelm von Holland bezogen wird.[6] Auch er wendet, wie der Marner, das Bild von der Salvatio Romæ an, vielleicht in Abhängigkeit von diesem,[7] und bemerkt, nie habe das römische Reich eine ähnliche Vorrichtung nötiger gehabt als gerade jetzt.[8] Jetzt gingen die Weissagungen der Sibylle in Erfüllung, dafs die Reiche der Fürsten bar würden und das Ende nahe.[9]

Raumslands politische Sprüche deuten ebenfalls zum Teil auf Wirren und Wehen des armen Reiches unter den sich bekriegenden Gegenkönigen und deren Anhängern vor Rudolf hin.[10] Wer Tag und Nacht aus Haus und Strafse rauben könne, der würde wohl in der Herberge empfangen; je mehr er bringe, desto mehr werde er als kluger Held geehrt;[11] jetzt, wo der

[1] XIV, 49 ff. bei Strauch. [2] MSH II, 162a. [3] MSH II, 134b. [4] MSH II, 137b, Str. IV. [5] MSH II, 361a. [6] MSH IV, 662. [7] Der Marner erzählt, dafs in Rom an einer Wand ein Bild jedes Landes aufgezeichnet war und bei jedem Bilde eine Glocke gehangen habe, die bei ausbrechender Unruhe alsbald ertönte; Meister Sigeher, dafs eherne Bilder der unterthänigen Fürsten dastanden, mit Glocken in der Hand, welche ertönten, sobald die Fürsten treulos waren. [8] MSH II, 361b. [9] MSH II, 363b. [10] MSH IV, 678. [11] MSH III, 57, Str. 7.

Bauer dem Pfluge entlaufe und Räuber werde,[1] wo man in den Landen bei Fürsten und Herren Friede und gut Geleit vergeblich suche.[2]

Bei Konrad von Würzburg finden wir ebenfalls die Wirren und Wehen des Zwischenreiches geschildert, nur — entsprechend dem Geschmack seiner Zeit — nicht mehr in unmittelbarem Ausdruck des Gefühls, sondern in spitzfindigem, allegorischem Rätseltone: Herr Mars und Frau Wendelmut haben durch Raub und Brand den Gott Amur vertrieben, der aber sein Reich wiedergewinnen solle.[3]

So beklagt der Hellefiur das römische Reich, um welches sonst Kaiser und Könige stritten und das jetzt niemand haben wolle, Andeutungen, die wohl die nächste Zeit vor König Rudolf bezeichnen.[4]

Meister Alexander vergleicht weltlichen und geistlichen Stand seiner Zeit mit zwei Königstöchtern, die, statt ihre Hochzeit abzuwarten, sich einem Bösewicht und dessen Gesellen hingäben;[5] Rauben und Brand sähe man überall, klagt der Unverzagte;[6] keine Sicherheit gebe es im Lande, die Hirten hätten den Schafen Fehde angekündigt, der Kanzler.[7] So klagt Frauenlob, wahrscheinlich mit Bezug auf den Kampf Adolfs von Nassau mit Albrecht von Österreich: Es giebt keine Könige und Fürsten mehr, die Frieden und Sühne machen. Der Herren Krieg will die Lande verderben. Die Schwerter gehen gegeneinander, die Kinder erheben sich gegen die Eltern.[8]

So allgemein ist diese Klage, dafs wir sie fast bei allen politischen Dichtern wiederholt finden. Daher urteilt Meyer[9] mit specieller Beziehung auf Reinmar von Zweter, die mittelalterlichen Dichter hätten überhaupt mehr ernste und betrübende Begebenheiten beklagt und die Gegner von Kaiser und Reich getadelt, als dafs sie freudenreiche Ereignisse zum Gegenstande ihrer Dichtung wählten; er zieht zum Vergleiche Aristophanes heran.

Dieser Vorwurf principieller Morosität und Tadelsucht geht

---

[1] Ebd. Str. 8. [2] Ebd. Str. 9. [3] MSH II, 312 (L. II). [4] MSH IV, 710. [5] MSH III, 29a und b (Str. 17—21). [6] MSH III, 44a, Str. 8. [7] MSH II, 389b, Str. II. 7. [8] Frauenlob, Ausgabe von Ettmüller Str. 22. 23. [9] a. a. O. Seite 24.



in seiner Allgemeinheit aber entschieden über das richtige Mafs hinaus.

Wilmanns[1] vermutet in einem Liede Reinmars von Zweter[2] ein Hochzeitgedicht zu Ehren des Markgrafen Heinrich von Meifsen und der Konstanze, der Schwester Friedrichs des Streitbaren, mit dem Bemerken, dafs Reinmar bei diesem glänzenden Hoffeste gewifs nicht gefehlt habe.

Bei demselben Hoffeste war nach der Vermutung Strauchs[3] auch der Marner zugegen, dessen Preislieder auf den Propst von Maria-Saal[4] und auf den Grafen von Henneberg[5] auch sonst zeigen, dafs er gar nicht abgeneigt war, freudige Ereignisse zu besingen.

Das erste frohe Ereignis nach der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit war die Wahl und Krönung Rudolfs von Habsburg. Auch hier hat die politische Lyrik sogleich frohe Klänge angeschlagen und den Kaiser, die neue Hoffnung der Deutschen, mit freudigem Zurufe begrüfst.

So singt Raumsland:[6] „Nun seht, was Wunder Gott vermag! Speer und Krone auf Trifels[7] waren gar manchen Tag behalten, eh sich ihrer jemand vermafs. Nach Kaiser Friedrich II. wären fünf Könige[8] gewesen, deren keiner aber zu Aachen den Königsstuhl besessen habe, so dafs keinem von ihnen das Reich zu Diensten war. Jetzt aber habe es der Graf von Habsburg, dem gleich an Ehren niemals ein König erwartet wurde, und es komme Heil dem Gott auserwählten Schwaben!"

Man sieht, sagt Schlegel,[9] das Gedicht ist unmittelbar nach der Erwählung Rudolfs geschrieben, also noch im Jahre 1273, sehr glaublich bei Gelegenheit der Krönung in Aachen selbst,

---

[1] Chronologie der Sprüche Reinmars von Zweter, Zs. f. d. A. Bd. 13, S. 459 f. [2] MSH II, 218b, Str. 230. [3] a. a. O. S. 18. [4] Strauch X, 15 ff. [5] Ebd. XV, 61 ff. [6] MSH III, 61a, Str. 7. [7] Näheres über die historischen Beziehungen MSH IV, 671 ff. [8] Schlegel, Dtsch. Mus. Bd. I, S. 294, bemerkt hierzu: die Angabe, dafs keiner der fünf Könige auf dem Stuhl zu Aachen gesessen habe, sei nicht buchstäblich zu nehmen; denn allerdings seien Wilhelm und Richard zu Aachen gekrönt worden. Wohl wegen des Fehlens der Reichskleinodien seien aber diese Handlungen nicht für vollgültig gehalten worden. Dafs Schlegel als zweiten unter diesen fünf Königen Hermann Raspe statt Heinrich Raspe nennt, ist ein lapsus calami. [9] a. a. O. S. 296.

wo ohne Zweifel mehrere Dichter im Gefolge ihrer fürstlichen Gönner gegenwärtig waren.

So feierte Meister Friedrich Sonnenburg König Rudolfs Krönung,[1] wo als Wahrzeichen göttlichen Wohlgefallens zu Aachen über dem Münster ein schönes Kreuz hoch, lang, weit und breit geschwebt habe. An dieses unmittelbar nach Rudolfs Krönung abgefafste Gedicht schliefsen sich noch zwei andere,[2] die sich auf den Zeitraum zwischen der Zurückkunft der Gesandten von Lyon und der Zusammenkunft von Kaiser und Papst in Lausanne beziehen, wo Meister Sonnenburg Zeugnis für die allgemeine Freude über diese Königswahl und deren Anerkennung von seiten des Papstes ablegt.[3]

Auch Meister Stolle hat Lobgedichte auf König Rudolf verfafst.[4] Wenigstens sieht man aus den Worten[5] „Erne gît ouch niht, der künic Ruodolf, swaz ieman von im singet oder geseit“, dafs Meister Stolle durch einige wahrscheinlich verlorene Lobgedichte dem Kaiser Geschenke abzulocken versucht hatte.[6] Ja, es ist ein Gedicht erhalten,[7] worin er sagt, ein Herr solle allezeit Löwenstimme haben und, um Gott wohlgefällig zu sein, der armen Christenheit Frieden schaffen. Man sieht, dafs diese Aufgabe für jeden beliebigen „Herrn“ zu grofs war, vielmehr allein dem Kaiser zukommend, ganz besonders jetzt nach den Wirren des Interregnums zukommend genannt werden konnte. Da nun noch aufserdem von jenem Herrn gesagt ist, dafs er „Straufses Augen haben“ solle, eine Wendung, die einem Spruche Reinmars[8] entlehnt ist, welcher dieselbe auch mit Beziehung auf keinen geringeren als einen Kaiser gebraucht hatte, so scheint es mir ziemlich sicher, dafs wir hiermit wenigstens eines der Lobgedichte Meister Stolles auf Rudolf erhalten haben.

Ebenso verherrlicht Konrad von Würzburg den König Rudolf[9] und die Verdienste des Adlers von Rom, der die Krähen mit seiner Kraft bezwungen und Lob und Glanz errungen habe. Habicht und Falken habe er zu Osterland und Steier bezwungen, dafs es zu Pülle Raben und Geier erschrecke. Niemand komme

---

[1] MSH III, 73, Str. 29. [2] Ebd. Str. 27. 28. [3] Schlegel, D. M. I, 305. [4] MSH IV, 707. [5] MSH III, 5b, Str. 11. [6] Schlegel, D. M. I, 316. [7] MSH III, 5b, Str. 12. [8] MSH II, 202b, Spr. 139. [9] MSH II, 334b, Str. 24.

gegen ihn auf, der Löwe von Böhmen mufste sich unter seinen Klauen schmiegen; ohne Trug ist er, fest und hoher Ehren ganz.

So schwülstig diese Häufung von Vergleichen erscheint — bewundernswürdig nennt die Durchführung des Bildes Schlegel,[1] der die einzelnen historischen Beziehungen deutet und die Abfassung, gewifs richtig, in die Zeit von Ende 1276 bis 1278 (Ottokar † 26. Aug.) verlegt; während Kurz[2] das Unpoetische jenes Allegorisierens hervorhebt — die Tendenz aber ist die gleiche wie die seiner Genossen: freudiger Ausdruck der Anerkennung für Rudolfs Bemühungen um Herstellung rechtlicher und geordneter Zustände.

In einem Gedichte Boppes[3] wird Rudolf mit Karl dem Grofsen und dieser wieder mit den Helden, Königen und Propheten des Alten Testaments verglichen. Es beginnt mit dem Jubelrufe: „Zahy, was hoher Tugend hat Gott dem Könige gegeben!“[4]

Nach Rudolfs Tode aber noch, demnach gewifs ohne selbstsüchtiges Interesse, singt Frauenlob: „Ei, wer ergezzet uns von Rome eins künigs guot? Ruodolf, sîn muot was aller tugent neiger, der sælde und êre ein zeiger, er prîs an hohen fürsten pflac, der êr was er ein neiger.“[5]

Hiermit scheint der Beweis erbracht zu sein, dafs eine besondere Tadelsucht der politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts wenigstens — Meyer a. a. O. spricht sogar von mittelalterlichen Dichtern überhaupt — fernliegt; dafs sie es sich nicht nehmen liefsen, freudige Veranlassungen zu besingen.

Meyer hebt also wohl mit Recht hervor, dafs die Dichter mehr betrübende als freudenreiche Ereignisse zum Gegenstande ihrer politischen Dichtung nahmen. Diese Erscheinung ist aber, scheint es, keineswegs einer besonderen Tadelsucht jener Dichter zuzuschreiben. Welche freudigen Ereignisse gab es denn zu besingen, während die Unsicherheit, das Raub- und Fehdewesen immer weiter um sich griffen, ein Gegenkönig nach dem anderen auftrat und die Zerrüttung im Reiche von Jahr zu Jahr schlimmer wurde? So finden die ewig wiederkehrenden Klagen durch die Zeitverhältnisse selbst ihre genügende Erklärung.

---

[1] D. M. I, 307. [2] I, 126. [3] MSH II, 383 (II). [4] Schlegel, D. Mus. I, 311. [5] Frauenlob v. Ettmüller, Str. 80.



Gerade der freudige Jubel, mit dem die Sänger nach erfolgter Wahl Rudolfs nicht zurückhielten, zeigt, dafs sie auch ganz gern freudige Ereignisse zum Gegenstande ihrer Dichtung nahmen; nur mufsten sie solche erleben.

Vielleicht wendet man dagegen ein, dafs gerade auch Rudolf nicht vor der Tadelsucht jener Sänger verschont blieb. So schalt Meister Stolle den König Rudolf bitter wegen seiner Kargheit,[1] so auch der Unverzagte.[2]

Meister Boppe, der vorher kein Bedenken getragen, Rudolf mit Karl dem Grofsen zu vergleichen, schliefst sich diesen Tadlern an. Zu seiner Benennung Rudolfs als des „giegen ûz Osterlant“ [3] bemerkt v. d. Hagen,[4] dafs der Ausdruck „giege“ unschicklich sei. In der That lag Rudolf gerade geckenhaftes Wesen bekanntlich völlig fern — man denke nur an die bekannte Anekdote von der Bäckerfrau, die ihn gerade wegen seiner schlechten Kleidung für einen gemeinen Soldaten hielt und mit Schelten vom Ofen wegwies —, daher wird statt des unschicklichen „der giege ûz Osterlant“ unzweifelhaft „der gîtege ûz Osterlant“ zu lesen sein, was auch dem sonstigen Zusammenhang des Spruches besser entspricht. Auch unter dem Menschenbilde, hager und lang, jungmutig und bejahrt, das gewaltig alle deutschen Lande ausschliefslich nutzt, raubt, brennt und verwüstet, wo es weilt, wie die Bürger der Städte bezeugen,[5] wird Boppe den Kaiser Rudolf verstanden wissen wollen. Hagen[6] würde diese Beziehung, eingedenk der anderen Schmähung Rudolfs als des „giegen“ — noch besser pafst sie natürlich zu „gîtegen“ —, annehmen, wäre die Schmähung nicht zu stark und unwahr. Die Truppen Rudolfs hatten es aber 1276 im Kriege mit dem Böhmenkönige Ottokar an Excessen nicht fehlen lassen,[7] und um sich zum Kampfe gegen Ottokar Geld zu verschaffen, hatte Rudolf in den ersten Jahren nach seiner Thronbesteigung ungewöhnlich starke Anforderungen an die Städte gestellt. Von allen Kaufleuten im Reiche liefs er sich bereits damals den achten Teil ihres Geschäftskapitals und ein andermal von den Bürgern der Reichsstädte den dreifsigsten

[1] MSH III, 5a. [2] MSH III, 45a, Str. III, 1. [3] MSH II, 384b (IV). [4] MSH IV, 693. [5] MSH IV, 380a, Str. 12. [6] MSH IV, 696. [7] Sugenheim, D. G. III, 56.

Teil ihres ganzen Vermögens entrichten, nicht zu gedenken der sehr bedeutenden Extraerpressungen, die er sich gegen die Gesamtheit wie gegen einzelne Bürgerschaften erlaubte.[1] Boppes Schmähung ist also, wie man sieht, stark, aber nicht unwahr.

Jedenfalls hatten sich die Dichter in ihrer Hoffnung, es werde mit Rudolf die alte Zeit wiederkehren, getäuscht,[2] und ihr Tadel Rudolfs wegen dessen Kargheit war thatsächlich begründet, so dafs sie auch dieserhalb kein Vorwurf besonderer Tadelsucht und Morosität treffen kann.

Soweit ich sehen kann, trifft dieser Vorwurf nur auf Bruder Wernher zu[3] und auf den Schulmeister von Efslingen. „Wol ab, der künic der gît iu niht" — so beginnt der Spruch, in welchem der letztere die Kargheit Rudolfs am bittersten tadelt.[4] Er hatte einen so grenzenlosen Hafs auf ihn geworfen, dafs unter den wenigen auf uns gekommenen Stücken von ihm die Hälfte in Schmähliedern gegen den grofsen Fürsten besteht. Einige Züge sind auf Wahrheit gegründet, z. B. die Vorsorge für die Vermehrung des Erbes seiner Kinder, aber ins Gehässige gezogen.[5] Er ist aber auch der einzige, der Rudolf gar kein Lob zugesteht, der ihn für seine Bemühungen um Herstellung von Ordnung und Recht nur mit einer Vogelscheuche im Gerstenfelde verglich.[6] Auf ihn, wie vorher auf Bruder Wernher, trifft also das Urteil Meyers über die mittelalterlichen Dichter und ihre Tadelsucht zu. — So allgemein aber, wie Meyer es ausspricht, war dieselbe der politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts nicht eigen; auch sie hat sich freudige politische Ereignisse als Gegenstand der Dichtung nicht entgehen lassen, wenn nur solche vorlagen. Da aber die letzte Zeit der Hohenstaufen und des Interregnums eine Zeit des Schreckens, der Gewalt und der Friedlosigkeit war, so bildet allerdings die Klage darüber das Hauptthema der politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts.

Man mag Walther vorwerfen, dafs er von Philipp zu Otto, von Otto zu Friedrich herüberschwankte, in seiner Stellung zur römischen Kurie beharrte er unentwegt; bei dem Rufe „Hie Papst! hie Kaiser!" hat er ein für allemal unverändert seine

[1] Sugenheim III, 96. [2] Koberstein-Bartsch I, 94. [3] Kurz I, 82. [4] MSH II, 138 (III). [5] Schlegel, D. M. I, 310. [6] MSH II, 139, Str. 7,



Stellung genommen. Es fragt sich, wie sich die anderweitige politische Lyrik in diesem Kampfe verhalten hat. Wackernagel bemerkt, daſs Walthers Sprüche die Parteistellung der deutschen Dichter für das ganze Jahrhundert bestimmten; für den Papst sei von da an keiner aufgetreten, doch einer nach dem anderen gegen den Papst.[1]

Mit voller Entschiedenheit wie Walther spricht der Marner seine Gesinnung als kaiserlich und antipäpstlich aus.[2] Durch seine Worte:[3] „Sagt mir, der bâbst von Rôme, waz sol iu der krumbe stap, den Got dem guoten Sante Peter uns zenbinden gap? die werlt habt ir betwungen gar, iur muot stât anders niht wan: ‚gib eht her!'" — durch diese Worte wird man unwillkürlich an Walthers „Ahî, wie kristenlîche der bâbest unser lachet" etc. erinnert; ganz gleichen Ton schlägt hier der Marner an und wirft der Kurie mit gleicher Bitterkeit ihre Habsucht vor. Da der Marner auch einen Spruch an Konradin gedichtet hat,[4] worin er ihn in seinen Bestrebungen, die Krone zu erringen, ermuntert, so kann an seiner antipäpstlichen und staufischen Gesinnung kein Zweifel obwalten. Geändert hat er dieselbe nicht, sondern ebenso konsequent wie sein Meister[5] an ihr festgehalten.

Ebenso war die politische Stellung des Tanhäusers. Er feiert Otto II., den Erlauchten, von Bayern,[6] der standhaft auf der Seite des Kaisers gegenüber dem Papste und den Gegenkönigen verharrte, tadelt die Partei des Thüringers gegenüber Konrad IV. bitter[7] und ignoriert zufolge seiner staufischen Gesinnung die auf Friedrich II. folgenden Scheinkönige gänzlich.[8]

Meister Sigeher singt nach der Wahl Wilhelms von Holland gegen Kaiser Friedrich II.:[9] „Ehemals stand es schön um des

[1] Gesch. d. dtsch. Nationallitt. I, 242; desgl. Meyer a. a. O. S. 66. [2] Strauch XIV, 61 ff. XV, 333. [3] Ebd. XII, 20. [4] Strauch XV, 5. So schon gedeutet von Docen a. a. O. S. 203. Nach Strauch S. 18 im Jahre 1267 verfaſst. [5] Gödeke I, 158 bestreitet ein persönliches Verhältnis des Marners zu Walther, wie es sich aber aus den Worten „mîn meister, her Walther" (Str. XIV, 274), im Gegensatz zu den anderen nachher genannten Dichtern, die ebenso bekannt waren, aber nicht als seine Meister von ihm bezeichnet werden, ergiebt. [6] MSH II, 88a (V, 16). [7] Menge a. a. O. S. 3. MSH II, 95b (XIV). [8] MSH II, 89a. Menge S. 3. [9] MSH II, 361a (II, 2).

Kaisers Wahl, da Könige sich ihrer annahmen; jetzt nehmen sich ihrer welsche Pfaffen an, die Segen und Taufe verschachern."[1] Wie mit Puppen spiele der Papst jetzt mit den deutschen Fürsten und setze sie ein und ab.[2]

In dem angeführten Spruche nimmt Meister Sigeher für Wilhelm von Holland gegen den Staufer Konrad IV. Partei; dagegen erwähnt er in einem Lobliede auf König Ottokar[3] einen Staufer, der ebenso wie Ottokar hohe Ehren erringen werde, womit vermutlich Konradin gemeint ist, spricht sich also in einem für die Staufer günstigen Sinne aus. So widersprechend daher ihnen gegenüber seine Stellung erscheint, so bestimmt ist dieselbe bezüglich seiner Stellung zum Papsttum.

Er benutzt ein Gerücht, das über Unterhandlungen zwischen dem Papste und Konrad IV. wegen Jerusalems im Umlauf war, um seinem bitteren Unmute über welsche Pfaffen und die Käuflichkeit der Kurie Luft zu machen.[2]

An anderer Stelle[4] spricht er sich ebenso bitter über das Sinken des Reiches und die Erhebung der Kirche aus, und die Worte „Er ist geborn, bî dem in lambes munde wahsent wolbes zende, sînen zorn müezen künege vürhten" enthalten zweifellos eine gröbliche Schmähung des Papstes selbst.

Endlich erwähnt er in der Erzählung von dem Geiste,[5] den Sigeher zwang, ihn in einem Schwerte die Zukunft sehen zu lassen, wie er zwei Päpste Recht zu Unrecht machen und Christenrecht gerade bei dem höchsten Würdenträger der Kirche verworfen sah.

Auch Meister Stolle richtet gegen den Papst als den Verkehrer der Christenheit seine Spruchdichtung.[6] „Wenn das Haupt siech ist, dann sind es auch die Glieder. Das ist aller Welt offenbar: das Haupt siecht gar zu sehr. Der Papst sollte ein Haupt sein in der Christenheit, sie vor Unrecht beschirmen und ihr Richter sein; aber er führt sie irre, wir Laien sind der Pfaffen Spott, sie helfen alle einander uns betrügen, sie fälschen Schrift und Glauben aus Habgier; wo ist das Recht, das man uns von Rom aus geben sollte?"[7]

---

[1] Docen, Archiv, Jahrg. 1821, S. 203. [2] MSH II, 361 a, Str. II, 2. [3] MSH IV, 662. [4] MSH II, 363 b, Str. 3. [5] MSH II, 362 a (V, 2). [6] Gödeke I, 253. [7] MSH III, 5 b, Str. 13.



So eifert Frauenlob gegen die päpstliche Partei: „Die Pfaffenfürsten sind gestiegen, die Laienfürsten gesunken, dem Reiche zum Schaden.[1] Die Pfaffenfürsten sind zu mächtig, sie achten das Reich nichts, während Laienfürsten stets dessen Stütze waren.[2] König Konstantin hat übel daran gethan, dafs uns der Pfaffe zeigen soll, wie man des Reiches Stuhl bewahre.[3] Die weltliche Gewalt solle ihre Rechte wahren; nehme sie nicht das Schwert zur Hand, so werde man sie mit dem Krummstabe verjagen.[4] Solle der Wolf des Reiches Schafe von der Weide jagen? Feil ist zu Rom der Glaube, es glühen der „Simonîe koln".[5] Die Pfaffen mafsen sich weltliche Rechte an und setzen Könige ein und ab.[6] Den Pfaffen vom römischen Stuhle ist der klare Quell Petri zum Pfuhle geworden, ihre Quelle heifst Simonie."[7]

Die bisher angeführten Dichter sind sämtlich Gegner des Papstes, und zwar, wie Walther, ohne Schwanken in ihrer politischen Stellung.

Aber so waren nicht alle!

Bei Bruder Wernher, Reinmar von Zweter und Sonnenburg läfst sich ein erheblicher Unterschied bemerken.

Bruder Wernher tadelt den Papst, der bei den Lombarden die Ketzer aufkommen lassen, nachdem ihm dieselben einen Trank von Gold geschenkt, und der gehässig gegen den Kaiser sei, statt im Verein mit ihm an die Befreiung des heiligen Grabes zu denken.[8] Er trotzt dem Banne, dessenungeachtet Kaiser Friedrich von seinem Kreuzzuge glücklich heimgekehrt sei, in der Fabel von dem Affen und der Schildkröte.[9] Er bezeichnet ferner das Mühselige und Gefahrvolle von Friedrichs Laufbahn in seinem rastlosen Ringen gegen die Anmafsungen der Priesterherrschaft durch ein „schauerlich schönes Bild",[10] wenn Friedrich einem Manne verglichen wird, der im Walde geht, während ein Wolf hinter ihm herschleicht, stets begierig, über ihn herzustürzen, sobald der Mann straucheln oder fallen würde.[11] Da aber im Anfange dieses Spruches davon die Rede ist, dafs die Fürsten, welche nur mit

[1] Ausgabe von Ettmüller Str. 299. [2] Ettm. Str. 300. [3] Ebd. 335. [4] Str. 336. [5] Str. 337. 338. [6] Str. 342. [7] Str. 343. [8] MSH II, 227b, Spr. 2; nach Meyer S. 87 im Frühling 1227 gedichtet. [9] MSH III, 16b, Spr. 26; nach Lamey S. 20 im Jahre 1229 gedichtet. [10] Uhland, Leben Walthers S. 115. [11] MSH II, 234b, Str. 3.

erheuchelter Treue sich an Friedrichs Seite stellten und dabei falschen Sinn hegten, Wölfen glichen — worauf dann der angeführte Vergleich folgt, so bezieht sich diese Strophe offenbar nicht auf die Treulosigkeit der römischen Kurie, sondern auf die der deutschen Fürsten, vielleicht besonders Friedrichs des Streitbaren.[1]

Aber auch schon die beiden vorher angeführten Strophen zeigen Bruder Wernher zur Genüge als Anhänger des Kaisers. Als solchen finden wir ihn, wie die Sprüche darthun, in den Jahren 1227 und 1229. Somit schlofs er sich, wie Gervinus[2] urteilt, an Walthers politische Tendenzen an.

Im Jahre 1245 scheint er, der bisherige Anhänger der hohenstaufischen Partei, sagt Lamey,[3] sich der päpstlichen einigermafsen genähert zu haben; minder glimpflich bemerkt Meyer,[4] Bruder Wernher sei im Laufe der Jahre von Kaiser Friedrich II. abtrünnig geworden.

Man wird sich erinnern, dafs auch Walther erst für Otto Partei ergriff und nachher doch zu dessen Gegenkönige, Friedrich II., überging, ohne dafs dieser Wechsel der Personen einen Wechsel in seiner politischen Parteistellung zur Kurie herbeiführte.

Anders Bruder Wernher.

Hat er 1229 die glückliche Rückkehr des Kaisers aus Akkon trotz des Bannes gefeiert, so hebt er mit den Worten „diu sele vor dem banne in groszen riuwen stât, swen si der helle scherge hin vor sînen meister twinget"[5] die Schrecknisse des Bannes hervor, tadelt anderweitig[6] Papst und Kaiser, nennt sie beide Lucifers Genossen, sucht aber das gröfsere Unrecht auf seiten des Kaisers;[7] er lobt in einem Klageliede auf den Tod Ludwigs von Bayern diesen Fürsten, nennt ihn treu, stet, die Hilfe von Kaiser und König, obgleich er ohne Zweifel wufste, dafs der Wittelsbacher mit dem Papste Gregor IX. im geheimen Einverständnis gewesen und dessen Versuche, die deutschen Fürsten gegen den Staufer Friedrich II. aufzuwiegeln, unterstützt hatte.[8]

Endlich lobt er an anderer Stelle[9] den Herzog Leopold VII.

[1] Beziehung auf Friedrich den Streitbaren nimmt Lamey S. 23 an, zur Evidenz erweisen läfst sie sich nicht. [2] Gerv. II, 134. [3] a. a. O. S. 32. [4] a. a. O. S. 97. [5] MSH III, 11a; nach Meyer S. 92 zwischen 1232—1234 zu setzen. [6] MSH III, 11 b. [7] So urteilt wenigstens Meyer S. 98. [8] Sugenheim, D. G. II, 529. [9] MSH II, 233b.



von Österreich, der auf Gottes Fahrt gespart habe, gegenüber dem Kaiser oder vielmehr damals noch Könige Friedrich II., der sich in Sachsen mit Otto IV. herumschlage. Meyer[1] meint allerdings, man brauche aus diesem Lobe Leopolds VII. keinen Vorwurf gegen König Friedrich herauszulesen. Wenn aber in dem Spruche ausdrücklich des Königs Fahrt nach Sachsen und Leopolds Fahrt „gen Akers" einander gegenübergestellt werden, wenn die Frage aufgeworfen wird: „welcher dâ verdienen müge baz der sælden segen", wenn die Fahrt Leopolds ausdrücklich bezeichnet wird als eine „sælicllchiu vart, die got mit hundert tûsent lônen giltet" — so kann doch kein Zweifel bleiben, dafs Friedrichs Kämpfe in Sachsen von dem Dichter geringer als diese „hundert tûsent lône" geachtet wurden, also das Lob des Kreuzfahrers Leopold auf Kosten des Königs erteilt ist.

Man sieht, dafs Bruder Wernher nicht wie Walther konsequent auf seiten des Kaisers gestanden, sondern in der Vertretung der Interessen von Reich und Kirche sich schwankend verhalten hat.

Gleiches Verfahren, nur noch offenkundiger, hat Reinmar von Zweter eingeschlagen.

In den politischen Sprüchen, sagt Gervinus,[2] tritt Reinmar in die Fufsstapfen Walthers, da dieser von der Weltbühne abtrat. „Er setzte dessen Kampf gegen Rom und die weltlichen Übergriffe fort." In der Schärfe der Polemik kommt er Walther weit näher als Bruder Wernher, dessen Äufserungen gegen den Papst im Vergleich zu Walther und Reinmar eigentlich zahm klingen.

Die Römer sind unheilig, äufsert sich Reinmar,[3] wie könnten sie einen rechten Papst wählen? Ein rechter Papst zeigt mehr väterliche Gesinnung. — Mit Beziehung auf diesen Spruch urteilt Meyer,[4] Reinmar habe sich damals, als das Kaisertum in neue Gefahren kam, mit einer Würde und Kraft erhoben, welche hinter derjenigen Walthers nicht zurückblieb.

Gegen die Habgier der römischen Kurie eifert er:[5] Christus habe allen Menschen ein Beispiel mit seiner Armut gegeben. Die Päpste freilich hätten Städte, Burgen, Land und seien doch sündenfrei wie Christus — so gut wie die habe es freilich niemand.

---

[1] a. a. O. S. 86. [2] a. a. O. II, 131. [3] MSH II, 200 a, Spr. 127. [4] a. a. O. S. 15. [5] MSH II, 200 b, Spr. 128.

Er unterscheidet[1] den Bann, der mit und nach Gott sei, und den Bann, in welchem fleischlicher Zorn stecke, und macht es dem Papste zum Vorwurfe, dafs er gleichzeitig unter der Stola fluchen, schelten und bannen und unter dem Helme rauben, sengen und brennen, also mit beiden Schwertern streiten wolle.

Er tadelt[2] die Kurie — wie Bruder Wernher — wegen Duldung der Häresie bei den Lombarden, noch mehr der Simonie. Das Schwert Hügelins, d. i. Gregors IX., schneide nur,[3] wenn man es mit Golde wetzt. Unrecht und der Papst lachten einander an; das Recht stehe traurig dabei, werde aber doch endlich siegen;[4] der Papst lobe nur die Reichen, die Armen seien ihm nicht halb so lieb;[5] der Kaiser hüte sich vor Heuchelei, wie sie in Rom zu Hause ist;[6] die Bischöfe von Mainz und Köln lägen wie eine Rute dem Reiche auf dem Rücken, aber so wenig die Mücke dem Aare würden die Päpstlichen dem Reiche anhaben.[7]

Es kommt hinzu, dafs Reinmar den Kaiser bei dessen Anwesenheit in Deutschland mit Begeisterung begrüfste. Er nennt ihn der Treue Schatzkammer Hort, Anker der Stetigkeit, Zunge rechten Urteils, Hand des Friedens, Mund gewisser Worte, Haupt, würdig einer Krone, wie sie kein Schmied anfertigen könne, und schliefst mit „Heil dem Kaiser Friedrich!“[8] Dessen Ohren hörten durch den Wald, seine Augen reichten über das Feld, seine That sei rascher wie die Windsbraut.[9] Der Thor, der ihm widerstehe, sei seiner Sinne beraubt.[10] Das Reich war so siech, dafs es schon auf allen vieren kaum noch kroch, bis ihm Gott den weisen Kaiser sandte, dessen Weisheit alle Weisen preisen sollten; der das Reich in seinem Siechtum aufgerichtet habe, so dafs es jetzt wieder gerade stehe.[11]

Wenn auch die Sprache dieser Sprüche im Gegensatz zu Walther gesucht, die Vergleiche und schmückenden Beiwörter übermäfsig gehäuft erscheinen, an seiner Gesinnung lassen die angeführten Sprüche keinen Zweifel; auf Walthers Schultern

[1] MSH II, 200 b, Spr. 129; Uhland S. 137. [2] MSH II, 200 b, Spr. 130. [3] MSH 202 a, Spr. 137. [4] MSH II, 201 b, Spr. 134. [5] MSH II, 201 a, Spr. 133. [6] MSH II, 203 a, Spr. 143. [7] MSH II, 218 a, Spr. 229. [8] MSH II, 202 a, Spr. 138. [9] MSH II, 202 b, Spr. 139. [10] Ebd. Spr. 140. [11] MSH II, 203 a, Spr. 142.

stehend, scheint er dessen würdiger Nachfolger, von gleichem Kampfeseifer gegen den Papst beseelt zu sein.

Wie aber hat er nachher gegen den von ihm verherrlichten Kaiser geeifert!

Ihn stellt er mit der ironischen Andeutung „In' weiz, ob ez ein Püllesch zouber tiute“ als den Verkünder einer Lügenkunst hin, von der er sagt: „Gesoten lüge, gebraten lüge, lüge ûz der galrei, lüge von barat, lüge von trüge, gebalsmet lüge, gebismet lüge, lüge mit safran überzogen, lüge swie man s' erdenken kan unt wil“;[1] ihm wirft er Simonie vor,[2] gegen ihn ruft er die ganze Allmacht Gottes an zu dem einen Zwecke: „Widerstant von Stoufen Friderîche!“[3] Was Rom tausendmal gebannt habe, könne es jetzt nicht zu dreien widerrufen; im Banne müsse der Kaiser bleiben, und er, der Dichter, wolle es laut von den Dächern schreien, daſs der Mohr schwarz bleibe[4] — man sieht, er ist in seinem Hasse päpstlicher als der Papst.

Freilich könnte man einwenden, es lasse sich in diesen Sprüchen nur Haſs gegen den Kaiser, kein Aufgeben seiner feindseligen Stellung gegen das Papsttum erkennen, zumal der Vorwurf der Simonie gleichzeitig auch gegen den Papst erhoben werde, etwa wie Walther zu dem Pfaffenkönige übergetreten, aber in seiner feindseligen Stellung zum Papsttum verblieben sei. Indes kommt seine Bekehrung zur päpstlichen Partei auch noch anderwärts zum Ausdruck.

So lobt er mit ganz denselben Ausdrücken wie früher den Kaiser[5] den Erzbischof von Mainz, denselben, welchen er vorher wegen seiner päpstlichen Gesinnung getadelt hatte. Wenn man erwägt, daſs sich der Erzbischof von Mainz 1245 nach Lyon begab, der wiederholten Exkommunikation des Kaisers beiwohnte, sich für den Fall der Absetzung zur unverzüglichen Erhebung eines mächtigen Gegenkönigs mit verpflichtete und im Juni am Rhein war, um in ganz Deutschland auf die allerfeindlichste Weise gegen den Kaiser zu wirken,[6] so kann kein Zweifel bestehen, daſs ein Lob dieses Kirchenfürsten eine totale Veränderung in

---

[1] MSH II, 207 b, Spr. 170. [2] MSH II, 218 a, Spr. 228. [3] MSH II, 203 b, Spr 145. [4] MSH II, 201 a, Spr. 132. [5] MSH II, 210 b, Spr. 186 a u. 186 b; vgl. hier S. 49, Anm. 8. [6] Schirrmacher IV, 140.

der politischen Stellung Reinmars zum Ausdruck bringt, ihn geradezu zum Anhänger der päpstlichen Partei stempelt.

Doch auch hier, wo er so offen für einen Anhänger des Papstes Partei ergreift, könnte immer noch jemand die Feindschaft gegen den Kaiser zugeben und doch die päpstliche Gesinnung bestreiten. Aber auch ihm wird die Veränderung der politischen Stellung Reinmars überzeugend einleuchten, wenn er daran denkt, dafs Reinmar es früher[1] dem Papste zum Vorwurf gemacht hatte, dafs er überhaupt das weltliche Schwert ergreife, jetzt aber — im Spr. 212 — beide Schwerter nebeneinander stellt, so dafs jedes auf die Unterstützung des anderen angewiesen sei, endlich aber — im Spr. 213 — den Kaiser „fullemunt der edlen kristenheit, sant Peters kempfen“ nennt, also unzweifelhaft dem Papste unterordnet.[2]

Wer die von Wilmanns gegebenen Festsetzungen der Chronologie der Sprüche Reinmars für richtig hält, mufs mit ihm folgende Veränderungen in Reinmars Stellung anerkennen:

1228/29 für den Kaiser gegen den Papst (Spr. 127—131);

1234/35 gegen den Papst und gegen den Kaiser für König Heinrich (Spr. 132—136);

1236 für den Kaiser gegen den Papst (Spr. 137—144);

1239 bz. 1240/41 gegen den Kaiser (Spr. 145 bz. 148/149);

1242 oder 1244 gegen den Kaiser (Spr. 229);

1245 gegen den Kaiser (Spr. 230).

Nach Meyer ergeben sich folgende Veränderungen:

1227—36 für den Kaiser (Spr. 127—131. 137. 133. 134. 212. 213. 138—140. 142);

1241—45 gegen den Kaiser (Spr. 228. 132. 148. 149. 145. 170);

1241—46 gegen den Kaiser (Spr. 186a u. b);

1246 für den Kaiser (Spr. 229).

Str. 245, deren Anführung man in beiden Aufzählungen vermissen dürfte, ist wegen ihrer sehr fraglichen Echtheit[3] unberücksichtigt gelassen.

---

[1] MSH II, 200b, Spr. 129. [2] Als Ansicht Reinmars entnimmt Meyer S. 27 Gleichstellung des geistlichen und weltlichen Schwertes aus dem Spr. 212 — mit Recht, aus dem Spr. 213 aber mit Unrecht, weil er die Worte „sant Peters kempfen“ unbeachtet läfst, die doch eine Unterordnung des Kaisers unter den Papst deutlich erkennen lassen. [3] Scherer, D. St. I, 300.

Auf die beiderseits aufgestellten chronologischen Festsetzungen näher einzugehen, erscheint überflüssig;[1] so viel ist klar, daſs der Dichter in dem Kampfe zwischen Kaiser und Papst zwischen beiden Parteien geschwankt, den Kampf Walthers gegen Rom, wie Gervinus[2] sagt, in mannigfaltigen Wechseln fortgesetzt habe.

Ebenso schwankend in seiner Haltung zwischen Kaiser und Papst war Meister Friedrich Sonnenburg.

„Unrechte Gewalt, wie spüre ich dich in der Christenheit! Allgemein werben die Pfaffen um Gut, machen Recht zu Unrecht des Gewinnes halber; auf Habgier steht ihr Sinn. Erbarme dich, Gott, gieb rechten Papst und rechten Kaiser; geschieht der Pfaffen Wille, wird nimmer ein Kaiser!“[3] So läſst er sich vernehmen. Den letzten Satz hält Zingerle[4] für eine Anspielung auf den allgemein verbreiteten Verdacht, daſs sowohl Friedrich II. als Konrad IV. auf Anstiften der päpstlichen Partei vergiftet worden seien. So viel geht aus dem Spruche klar hervor, daſs Sonnenburg eifriger Gegner des Papstes war.

Wenn nun derselbe Sonnenburg in einem jedenfalls früheren Spruche[5] mit Beziehung auf Friedrichs Tod äuſsert: „Was hilft das reiche Gut dem Kaiser, sein weiser Sinn? Hat er hier die Welt irre geleitet, so wird ihm dort saure Labe und — haben die Pfaffen nicht gelogen — ewige Verdammnis“, so könnte man an seiner antipäpstlichen Gesinnung irre werden. Doch vielleicht hat Zingerle recht, der aus dem Zusatze „hânt die pfaffen niht gelogen“ zu erkennen meint,[6] daſs der Dichter mehr Gehörtes referiert, als daſs er selbst davon überzeugt ist.

Wenn er aber in den schon erwähnten Lobgedichten auf Rudolf von Habsburg seiner früher gehegten Feindschaft gegen den Papst so sehr vergiſst, daſs er einen Brief desselben an Rudolf, worin diesem die Kaiserkrönung angeboten wird, jetzt

[1] Nur so viel mag hier bemerkt werden, daſs nur wenige Sprüche mit Bestimmtheit chronologisch zu bestimmen sind, so z. B. diejenigen, aus denen Friedrichs Anwesenheit in Deutschland erhellt (Spr. 138—142); bei den anderen kommt man über Vermutungen nicht hinaus, da die gegebenen Andeutungen zu unbestimmt sind und verschiedene Erklärungen zulassen, wie dies aus den Aufsätzen von Wilmanns und Meyer erhellt.
[2] a. a. O. II, 131. [3] MSH III, 76, Str. 43. [4] Sunburc, Ausg. v. Zingerle S. 20. [5] MSH II, 356a (II, 7). [6] a. a. O. S. 11.

zum Preise des Habsburgers mitteilt;[1] wenn er Rudolf deshalb rühmt, weil der Papst seine Wahl gutgeheifsen und in Briefen an alle Fürsten u. s. w. belobigt habe; wenn er erklärt, kein Papst habe je einen König so lieb gehabt, alle sollten ihn anerkennen, einen Gegner werde der Papst für keinen rechten Christen halten — so ist ersichtlich, dafs Sonnenburg nicht mehr Gegner des Papstes, nicht mehr in seiner Parteistellung verblieben ist.

Wenn also Wackernagel bemerkt, dafs Walthers Sprüche die Parteistellung der deutschen Dichter für das ganze Jahrhundert bestimmten, für den Papst sei von Walther an keiner aufgetreten, doch einer nach dem anderen gegen den Papst — so wird aus dem nunmehr über Bruder Wernher, Reinmar von Zweter und Sonnenburg Gesagten ersichtlich, dafs deren Stellung durchaus nicht so bestimmt war wie diejenige Walthers, dafs sie wiederholt auch für den Papst Partei ergriffen haben. Aber auch aus anderen Thatsachen folgt, dafs die Behauptung Wackernagels übertrieben ist.

Zwar mag es wenig bedeuten, dafs Hugo von Werbenwac[2] seine Herrin, die ihn ohne Dank läfst, beim König Konrad verklagen, wenn dieser die Sache leicht nehme, an den Kaiser gehen, und wenn der ihm nicht gerechtes Urteil spreche, an den jungen König aus Thüringen, d. i. Heinrich Raspe, oder an den Papst sich wenden will.[3] Der Papst wird als höchste und letzte Instanz bezeichnet; die Worte „alder an den bâbest, dâ man ie genade an rehte vant“ übersetzt Menge[4] gegenüber Stälins und Schmids geradezu sinnentstellenden Erklärungen gewifs richtig: „bei dem man Gnade mit Recht findet“. Das hohe Lob, welches der Dichter hiermit dem Papste erteilt, zeigt ihn als päpstlich gesinnt. Dafs der Zusatz ironisch gemeint sei, wie Menge vermutet, erscheint deswegen unmöglich, weil eine solche ironische Herabsetzung der höchsten Instanz, die der Dichter anzurufen droht, um die Geliebte sich geneigt zu machen, gewifs ihren Zweck, Eindruck auf sie zu machen, verfehlt haben würde; spielte er mit der scherzhaften Anrufung des Papstes den letzten Trumpf gegen die Ge-

[1] MSH III, 73, Spr. 27. [2] MSH II, 68a. [3] Gödeke I, 159. [4] a. a. O. S. 3, Anm. 6.

liebte aus, so wird er den doch nicht selber als geringwertig haben bezeichnen wollen! Überdies zeigt die folgende Strophe des Liedes erst recht klar, daſs der Dichter bei der scherzenden Klage den Papst wirklich als höchste Instanz über Kaiser und König stellte, also der Zusatz „dâ man ie genade an rehte vant“ keineswegs ironisch zu deuten ist, sondern des Dichters päpstliche Gesinnung verrät. Eigentliche politische Sprüche des Dichters haben sich aber nicht erhalten. Wenn also auch diese eine Anspielung in einem Minneliede genügt, um des Dichters päpstliche Gesinnung zu erweisen, so reicht sie doch nicht zum Beweise dafür aus, daſs er sonst als politischer Dichter hervortrat; möglich ist es immerhin, und seine politische Stellung wäre durch das erwähnte Gedicht ausreichend bezeichnet.

Dagegen zählen v. Wengen und der Meiſsner unbestritten zu den politischen Lyrikern, und ihre päpstliche Gesinnung läſst sich erweisen.

In die Zeit nach der Absetzung Friedrichs II. und nach der Gegenwahl Heinrich Raspes fällt[1] der Spruch,[2] wo der „vil werde künic“ (Heinrich Raspe) zu guter Regierung ermahnt wird, im Gegensatz zu Friedrich II., von dem es ohne Namensnennung, aber ziemlich wegwerfend heiſst: „nu hât uns einer so gerihtet, des scheidet er (d. h. Got) in dann von sîner pflihte.“ [3]

Aber nicht nur indirekt durch Parteinahme für den päpstlichen Gegenkönig Heinrich Raspe gegen den staufischen Friedrich bekundet v. Wengen seine päpstliche Gesinnung, er tritt auch in demselben Spruche direkt für den Papst auf, indem er die Macht des Papstes ausdrücklich mit den Worten „Der Papst soll unsere Seele, der Vogt von Rom Leib und Gut schirmen“ und „Friedrich habe Gottes Willen nicht gethan“, über die des Kaisers stellt. — Womöglich noch schärfer spricht er sich in dem voranstehenden Spruche aus,[4] wo er ein Recht für Pfaffen und Laien überhaupt als unmöglich hinstellt, wolle man nicht den Papst ehren und sein Gebot. Was er gebiete, das wolle Gott, von ihm selbst habe der Papst seine Gewalt; verloren sei die Christenheit, die nicht seine Rechte als unverbrüchlich halte.

Der Meiſsner, von dem nunmehr zu reden ist, entnimmt in

---

[1] MSH IV, 460. [2] MSH II, 144b. [3] Menge S. 9. [4] MSH II, 144a.

seinem Spruche „Ban ist ein bant“ [1] u. s. w. mehrere Wendungen dem Spruche Reinmars von Zweter, in welchem dieser denjenigen Bann tadelt, der nicht von fleischlichem Zorne frei sei.[1] Reinmar sagt: „swer bannen wil unt bannen sol, der hüete daz sîn ban iht sî vleischlîches zornes vol“; der Meifsner: „ban vleisches vul der kumt von zorne“; Reinmar sagt: „swes ban mit Gote ist unde in Gote, der wirbet wol nach Gote als ein gesanter Gotes bote; swer des bannes niht envürhtet, der ist niht ein wîser man“; der Meifsner: „verdienter ban, vruht hoch geborne verdirbet sel und lîp, des schiuwet sülhen ban.“ — So vollständig einander gleich sind die Prämissen beider! Und nun der Schlufs? — Reinmar, damals eifrig antipäpstlich, sagt: „Folglich thut der Papst unrecht, wenn er zu weltlichen Waffen greift“; der Meifsner: „der bâbes mak niht unrehten ban erlouben“, d. h. er thut kein Unrecht. Sollte es zu kühn sein, aus dem trotz gleicher Prämissen entgegengesetzt lautenden Resultate des Meifsners auf seine päpstliche Gesinnung zu schliefsen?

Heifst es doch anderweitig:[2] „Der Papst hat dem Reiche geschworen, Unrecht abzuwehren. Nun soll er des Eides gedenken, da er alleiniges Oberhaupt der Welt ist.“ Ich denke, klarer kann der Dichter seine päpstliche Gesinnung gar nicht aussprechen, als indem er den Papst als obersten Richter über Deutschland, ja über alle Welt anerkennt.

Gegenüber der Behauptung Wackernagels, es sei keiner der Dichter politischer Sprüche nach Walther für den Papst aufgetreten, ergiebt sich also folgendes.

Walthers Sprüche bestimmten die Parteistellung zwar nicht aller, aber doch der meisten Dichter politischer Sprüche für das ganze Jahrhundert. Der Marner, Tanhäuser, Sigeher, Stolle, Frauenlob sind würdige und konsequente Nachfolger Walthers gewesen. Manche, wie Bruder Wernher, Reinmar von Zweter und Sonnenburg, haben den Kampf Walthers nicht ohne Schwanken zwischen den beiden Parteien fortgeführt; einzelne, wie Huc von Werbenwac — wenn man diesen überhaupt als politischen Dichter bezeichnen darf —, v. Wengen und der Meifsner, sogar auf der Seite des Papstes gestanden.

[1] MSH III, 89, Spr. 7; II, 200, Spr. 129. [2] MSH III, 102a (XIV, 1).

Wie Walther als Kaisersänger auftritt gegenüber dem Papste, so auch gegenüber den Fürsten, gegenüber den Gelüsten nach Erweiterung ihrer Macht auf Kosten von Kaiser und Reich.

In den somit von Walther angegebenen Ton stimmen auch die anderen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts ein.

Wegen seiner Unterstützung der Empörung des jungen Königs Heinrich, seines Schwagers, war Herzog Friedrich der Streitbare von Österreich in die Reichsacht erklärt worden, und zur Vollziehung derselben herbeigeeilt, residierte Kaiser Friedrich II. selbst drei Monate in Wien. Darauf bezieht sich Bruder Wernher in dem Spruche,[1] in welchem er den einen Thoren nennt, der ein Haus ohne Dach baue, und in dem er nachher sagt: „ich wæne ich ir einez (d. h. hûs âne dach) wîlent ze Wiene sach, daz nam dâvon vil lasterlîch ein ende.“ Ebenfalls mit Beziehung auf die Streitigkeiten zwischen dem Kaiser Friedrich und Friedrich dem Streitbaren sagt er anderweitig,[2] lieber ginge er und folgte dem Kaiser bis nach Trapani, ehe er Land und Leute und die gute Stadt Wien verlöre. Bruder Wernher behält, wie Lamey[3] sagt, ein offenes Auge für des Fürsten Unrecht und wagt seiner Überzeugung lauten Ausdruck zu geben.

Lamey[4] bezieht zwei andere Sprüche Bruder Wernhers ebenfalls speciell auf Friedrich den Streitbaren. In dem einen[5] wird an das Wort Kaiser Ottos IV. erinnert, der zu den von ihm durchschauten Heuchlern zu sagen pflegte: „mir ist umbe dich, des setze ich mîne wârheit dir ze phande, reht als dir ist umbe mich, der stæte suln wir gegen ein ander walten“; der andere[6] enthält den schon oben angeführten Vergleich des gefahrvollen Weges des Kaisers mit dem eines Mannes, dem im Walde Wölfe nachschleichen. Sehr möglich, dafs sich beide Sprüche, wie Lamey annimmt, auf Friedrich den Streitbaren beziehen; genannt ist Friedrich nicht ausdrücklich, und es hindert also nichts, sie als eine Mifsbilligung der Treulosigkeit nicht nur Friedrichs, sondern auch anderer Fürsten aufzufassen. Hatten doch an dem verbrecherischen Aufstande des jungen Königs Heinrich aufser seinem Schwager Friedrich dem Streitbaren auch noch einige süddeutsche Bischöfe

---

[1] MSH II, 228 b, Spr. 7. [2] MSH II, 234, Spr. 5. [3] a. a. O. S. 25. [4] a. a. O. S. 23. [5] MSH II, 234 a, Str. 1. [6] MSH II, 234 b, Str. 3.

sowie der mittlere und niedere Adel Schwabens und Frankens teilgenommen;[1] pflanzten doch die Erzbischöfe von Mainz und Köln zuerst die Fahne der Empörung auf;[2] wurde doch am 22. Mai 1246 Heinrich Raspe von den Erzbischöfen von Mainz, Köln, Trier, den Bischöfen von Würzburg und Regensburg, den Herzögen Albrecht II. von Sachsen und Heinrich II. von Brabant zum Oberhaupte der deutschen Nation erkoren.[3]

In gleicher Gesinnung spricht sich Bruder Wernher für König Konrad IV. und gegen die Fürsten dahin aus: Als ob ein Blinder seinen einzigen Diener wegjagte und es nachher bereute, weil er nicht allein fortkann; so haben die thörichten Herren an König Konrad gehandelt, der durch schnöden Verrat im Jahre 1246 in der Schlacht bei Frankfurt seinem Gegenkönige Heinrich Raspe unterlag. „Si hânt in selben in den vuoz gestekket einen wessen dorn, nû hinket, liebe herren, sît wir haben den milten künic verlorn.“[4]

Wenn daher Bruder Wernher auch in seiner Haltung in dem Kampfe zwischen Kaiser und Papst schwankte, so scheint er doch bei der zunehmenden Zerrüttung im Reiche die Notwendigkeit einer starken Kaisermacht gegenüber den Fürsten erkannt zu haben. Sein Ausspruch „Hœrt ir die armen schrîen wê von ungerihte, wie stât daz dem rîche? ir rihtet hie, so tuot ir sælekliche, sît daz wir alle hœren von gerihte dâ ze Pülle sagen, sô rihtet ouch hie“[5] zeigt, wie wenig Bruder Wernher mit den Zuständen im Reiche und dem Regimente der Fürsten zufrieden war und wie notwendig ihm eine starke kaiserliche Gewalt über der fürstlichen erschien.

Viel derber hält der Marner den Fürsten ihre Sünden gegen das Reich vor. Er vergleicht sie mit den Fröschen, die einen König haben wollten, und bemerkt mit unverkennbarem Seitenblick auf ihr egoistisches Verhalten: „ûfe sint gesezzen arge frösche nû, die sint des reiches êren vîent: storche, wanne kumestû? die des rîches erbe slindent, der ist vil.“[6] Er ermahnt

---

[1] Sugenheim, a. a. O. S. 530. [2] Ebd. S. 552. [3] Ebd. S. 557. [4] MSH II, 229a, Str. 8. Wenn Meyer S. 110 den Spruch auf den „Untergang“ König Konrads beziehen will, so ist dieser Ausdruck wenigstens unrichtig gewählt, da Konrad doch erst 1254 in Italien starb. [5] MSH II, 229b, Str. 10. [6] Strauch XIV, 92.

sie, wie einst Antäus[1] durch den klaren Schild seines tödlichen Gegners Herr wurde, so auch auf Ehre zu halten und durch sie die Falschheit zu bekämpfen.[2] Wie Nebukadnezar einst im Traum die vier Zeitalter und den Fall des letzten auf thönernen Füſsen stehenden sah, so war bei uns das goldene und silberne, herrscht jetzt das eiserne; schämen sollten sich die Fürsten, daſs sie die thönernen Füſse des sinkenden Reiches sein sollen.[3]

Ihnen legt auch Hawart[4] den üblen Zustand des Reiches zur Last, weil sie sich nicht über einen römischen König einigten; „Gott stürze die Ungerechten!" schlieſst er.[5] „Wehe!" ruft der Hardegger[6] über die Wahlfürsten, die statt des Königs Konrad einen schlechten wählen würden. Raumsland[7] bittet Christus, die Könige und Fürsten zur Herstellung von Friede und Freude in der Christenheit zu bewegen, und wirft ihnen vor,[8] bisher zu wenig auf strenges Gericht gehalten zu haben, da sich sonst Diebe, Räuber, Mörder bisher nicht so leicht losgekauft hätten. Das römische Reich, klágt Hellefiur,[9] sei jetzt arm; schwer hätte der Fürsten verkäufliche Kur dem römischen Reiche geschadet.

In diesen Chor stimmt auch der Meiſsner ein und eifert gegen die Habgier der Fürsten;[10] er mahnt sie zur Königswahl und wünscht, daſs die Welt über den schreie, der das Reich mit einem Könige betrügen wolle; in Bezug auf die Fürsten sagt er: „vür iuwer sünde vröuwet die werlt gemeine", wo statt des sinnentstellenden „vröuwet" wohl „dröuwet" oder „trûret" zu lesen ist;[11] endlich schreckt er sie mit ewiger Strafe:[12] „die vürsten unt die hêrren solten fride und reht nu minnen; unvride und unreht, swer iuch minnet, des sêle muoz ân' ende brinnen dort in der iemer wernden gluete."

Auch Frauenlob erhebt gegen die Fürsten den argen Vorwurf, sie nähmen schnöden Schatz für ritterliche That.[13]

Wenn hingegen Reinmar von Zweter auch gleichfalls bitter über die Zustände im Reiche klagt, wenn er neben den Grafen,

[1] Irrtümlich statt Perseus. [2] Strauch XIV, 201. [3] Strauch XV, 215. [4] MSH II, 162 a, Str. I, 2. [5] MSH IV, 476. [6] MSH II, 134, Spr. 9. [7] MSH III, 54 b, Spr. 9. Ähnlichen Inhalts ist III, 57 a, Spr. 8, 9; 58 b, Spr. 19. [8] MSH III, 64 a, Spr. 3. [9] MSH III, 34 a, Spr. 4. [10] MSH III, 102 b (XIV, 2). [11] MSH III, 102 a (XIV, 1). [12] Ebd. 105 a, Spr. 8. [13] Ettm. 329.

Freien, Dienstmannen auch den Fürsten ausdrücklich ihre Feilheit vorwirft;[1] wenn er sie wohl mit Beziehung auf zu lange Verzögerung einer Königswahl und die dadurch hervorgerufenen friedlosen Zustände mit trägen Schiffsleuten vergleicht, die das Schiff auf dem Flusse gegen die Mühle treiben lassen, und sie so verdrossen nennt: daz si niht ruodernt gegen dem stade, ê daz ûf in geliget der schade,[2] so äufsert er doch andererseits geradezu verhängnisvolle und bei der bestehenden Verwirrung und deren traurigen Folgen für die Entwickelung des Reiches völlig unbegreifliche Ansichten über das Verhältnis des Kaisers zu den Fürsten. Das Reich ist nicht des Kaisers; er ist sein Pfleger und Vogt; seht ihr Fürsten an ihm eine solche Schuld, dafs er das Reich verlieren soll, so nehmt euch einen, der euch und dem Reiche besser zieme als er.[3] Ja, in dem unmittelbar darauf folgenden Spruche sagt er vollends: „Weg mit dem Kaiser, setzt ihn ab und wählt einen anderen; pafst euch der nicht, wieder einen anderen!“

So findet er die fürstlichen Anmafsungen gegenüber dem Kaiser ganz berechtigt.

Er ist aber, und das ist gewifs kein schlechtes Zeugnis für die Einsicht der politischen Spruchdichter des dreizehnten Jahrhunderts, der einzige, welcher trotz der durch die Verminderung des kaiserlichen Ansehens hervorgerufenen Gesetz- und Friedlosigkeit sich der besseren Einsicht von der Notwendigkeit einer starken kaiserlichen Gewalt über den Fürsten verschliefst; soviel ich sehen kann, sind sonst alle anderen dem Beispiele Walthers gefolgt und haben also, wie er, in dem Kampfe zwischen Kaisermacht und Fürstenmacht auf seiten der ersteren gestanden.

Walther ist, wie wir oben gezeigt haben, wegen seiner Angriffe auf das anstöfsige Leben und die Habgier des geistlichen Standes mit vollem Recht von Gervinus ein Vorläufer Huttens genannt worden.

Hingegen zeigt Bruder Wernher, wie Burdach[1] hervorhebt, stark geistliche Tendenzen. Dafs er selbst ein Kleriker war, wie Burdach[1] vermutet, ist daraus nicht zu schliefsen. Die Bezeich-

[1] MSH II, 201 b, Spr. 135. [2] MSH II, 212 a, Spr. 193. [3] MSH II, 204 a, Spr. 148. [1] a. a. O. S. 135.

nung als „Bruder“ hat schon v. d. Hagen[1] mit dem Hinweise auf seine Teilnahme an einer Kreuzfahrt genügend erklärt,[2] und er selbst sagt ausdrücklich, dafs er Laie war.[3] Er wendet in dem betreffenden[3] Spruche dasselbe Bild von dem Blinden an, der seinen einzigen Diener verjage, welches er in dem Spruche gebraucht hatte, der das Verhalten der Fürsten gegen Konrad IV. tadelt, und fährt dann fort, und hier zeigen sich seine stark geistlichen Tendenzen ganz klar: „Wir leijen hân die wîsel vlorn, die unser solten phlegen, nu grifen selbe nach den pfaden, wir strûchen bî den wegen.“ Auch sonst[4] hebt er die Bedeutung des geistlichen Standes, seine Verdienste um die rechte Ordnung auf dieser und die Erlangung der ewigen Güter auf jener Welt hervor und schliefst mit dem unbedingten Anerkenntnis: „Wir wæren doch verirret gar, heten wir der pfaffen niht.“ Man sieht den schroffen Gegensatz zu Walthers „scheides alle von den koeren“, womit jener ihre völlige Entbehrlichkeit behauptet hatte.

Aber wie Reinmar allein unter den Nachfolgern Walthers die Fürstenmacht über die Kaisermacht erhoben hatte, so steht Bruder Wernher allein als Lobredner der Geistlichkeit. Alle anderen vertreten denselben Standpunkt wie Walther.

So tadelt Reinmar ihre Verweltlichung: Mönche gehörten nicht an die Höfe, sondern ins Kloster;[5] Primaten mit ihren krummen Stäben fischten nur nach Gelde und liefsen die Seele in grofsen Sünden;[6] die Pfaffen seien feil samt der Kirche.[7] Bemerkenswert ist hier auch ein Spruch,[8] in welchem er weit über Barfüfser-, Prediger-, Kreuzerorden, über graue, weifse, schwarze Mönche, über Hornbrüder und Märtyrer, über Schotten- und Schwertbrüder, Tumherren, Nonnen und Laienpfaffen den Orden der Ehe stellt, weil er gerade damit in seiner Bekämpfung des geistlichen Standes sich an Walther nicht unwürdig als neues Glied in der Kette der Erscheinungen vor der Reformation anschliefst.

Auch der Marner klagt über ihre Einmischung in weltliche

[1] MSH IV, 516. [2] Er machte Leopolds VII. Kreuzfahrt 1217—19 mit. Vgl. Gödeke I, 158. Näher begründet ist diese Ansicht bei Lamey, a. a. O. S. 17. [3] MSH II, 231 a (III, Str. 1). [4] MSH III, 11, Str. 1. [5] MSH II, 201 a, Spr. 131. [6] MSH II, 208 a, Spr. 171. [7] MSH II, 201 b, Spr. 136. [8] MSH II, 218 b, Spr. 230.

Angelegenheiten mit der Frage: „wie stât ez über drîzec jâr, sît man die pfaffen siht sô sêre strîten“,[1] und er hebt die Habsucht gerade der Pfaffenfürsten hervor: „sie malent ouch, dâ der keiser muol, des reiches sint die klîen, sô wirt in der kern.“ [2] So wirft Meister Stolle der Geistlichkeit ihre Habgier und ihr lästerliches Leben vor;[3] weit heftiger noch sind die Angriffe in den unter Klingsors Namen überlieferten Strophen,[4] wo es heifst, die Geistlichkeit stehe auf der Höhe ihres Glücks; die Hölle sei ihr Pflug, Ablafs ihre Saat und Ernte; niemand sei ärger an Geiz; Gut, auch wenn es durch Diebstahl, Wucher, Raub erworben, wisse sie als heiliges Gut auszugeben; St. Peter sei ganz vergessen, Bistümer, Kirchen, Pfründen ständen feil für Geld.[5]

So befehdet der Kanzler die Geistlichkeit, weil Pfaffen das Schwert nähmen statt der Stola; um Mönches Platte ein krülle, um Nonnenhaupt eine Krone, das deute auf wahre Hoffart und falsche Heiligkeit.[6] Die Orden seien schwarz oder weifs: nach des Herzens Gesinnung richte Gott, und ein grauer Rock allein mache nicht heilig.[7]

So schilt Frauenlob die Höfe, welche die Klostergecken duldeten; wo man hinsähe, stünden bei den Fürsten die Kappen;[8] Bischöfe, Mönche, Nonnen trieben es in gieriger Glut um Gut so, wie mancher Laie nicht;[9] Neid und Hafs pflegten die Pfaffen, sie gingen voran in Völlerei, die Laien wären nur ihre Affen.[10] Endlich wendet er sich gegen die Orden: „Schamt iuch, müncher[11] orden“; alle Orden hinkten, trieben Simonie, lehrten gute und liebten falsche That;[12] Hafs und Neid trügen geistlich Gewand; gelîchsenheit, die Gott verbot, sei mit ihnen gekrönt.

Geradezu von prophetischem Geiste erfüllt aber ist das Gedicht auf die Zukunft[13] von Meister Regenbogen, worin er sagt: „Es wird eine Zeit der Zwietracht kommen, wo sich zwei Häupter

---

[1] Strauch XII, 18. [2] Ebd. XIV, 62. [3] MSH III, 7b, Spr. 23. [4] MSH III, 330. [5] Die Heftigkeit der Angriffe geht weit über die des Meister Stolle hinaus, und auch dieser Grund spricht gegen die auch sonst (MSH IV, 707 A. 2) angefochtene Identität Klingsors mit Meister Stolle. [6] MSH II, 390b. [7] MSH II, 397b. [8] Ettm. 53. [9] Ettm. 299. [10] Ettm. 24. [11] So ist ohne Zweifel zu lesen statt des überlieferten „minner orden“ MSH II, 351b, Str. 6. [12] Anlehnung an Walther 34, 24. [13] MSH III, 349, Str. 13—15.

der Christenheit bekämpfen und das ganze Land ins tiefste Elend stürzen werden. Dann aber wird Kaiser Friedrich erscheinen und seinen Schild an einen dürren Baum hängen. Er wird das heilige Grab ohne Schwertstreich nehmen, alle heidnischen Reiche unterwerfen, die Juden bekehren, die Pfaffen zügeln, die Klöster zerstören, die Nonnen verheiraten: dann kommen gute Zeiten!" — Es ist geradezu überraschend, wie der ehrliche Meister bei all seiner Befangenheit in den Träumen des Mittelalters und der Kreuzzüge genau das prophezeit, was durch die Reformation und nach derselben in der Neuzeit verwirklicht worden ist, die Erschütterung der Hierarchie und der Mönchsorden, ihrer bedeutendsten Stütze.

Walther hatte sich über die Vorzüge edler Geburt widersprechend geäufsert, die späteren Dichter vertreten unbedingt in dieser Frage den demokratischen Standpunkt des Christentums im Anschlufs an die volksmäfsige Gnomik, die schon durch Spervogel es ausgesprochen hatte, dafs, „swer guoter witze hât, der ist vil wol geborn".[1]

Ganz klar äufsert sich, obwohl selbst von adliger Herkunft,[2] Bruder Wernher: „Man jiht, daz nieman edel sî, niwan der edelichen tuot, und ist daz wâr, des mügen sich wol genuoge hêrren schamen, die niht vor schanden sint behuot",[3] und „ein armer, der ist wol geborn, der rehte vuore in tugenden hât; sô ist er ungeslahte gar, swie rîch er sî, der schanden bî gestât." [3] Gleiche Anschauungen verrät Reinmar, gleichfalls ritterlicher Abkunft: „Edel ist der, der edel thut, dem nicht unedler Sinn seinen Adel zerstört;[4] niemand ist edel, er handle denn edel;[5] wer edel von Blut ist, nicht von Sinn, der schändet die Tugend der Ahnen;[6] mancher Edle ist hochmütig auf seine Abstammung, dem es doch an Tugend, Ehre, Zucht und Würde fehlt; ohne reine Sitten kein Adel." [7] — „Kein Kaiser, kein König ist Herr über die Gedanken!" [8] — so ertönt der Ruf nach Gedankenfreiheit nicht erst im achtzehnten, sondern schon im dreizehnten Jahrhundert.

Auf jene Vorgänger beruft sich der Hardegger und sagt:

---

[1] Burdach S. 136. [2] Gervinus II, 134. [3] MSH II, 232a (IV, Str. 1). [4] MSH II, 191a, Spr. 79. [5] Spr. 80. [6] Spr. 81. [7] Spr. 82. [8] MSH II, 188b, Spr. 64.

„Ist es wahr, was die alten Weisen gesagt haben, daſs niemand edel sei, als der seine Sache mit Tugend trägt, so wisset, daſs auch Zucht zur Tugend gehört.“ [1]

Dieselbe Ansicht vertritt Meister Boppe, indem er in seinem Spiegel der Ritterschaft [2] adliges Benehmen als erstes Erfordernis zum Beweise adliger Geburt hinstellt, und der Unverzagte mit seinem Ausspruche: [3] „Wir alle haben ein kurzes Leben; ein Herr ist wie ein anderer Mann, er thue denn edel.“

Viele aber begnügen sich damit nicht, sondern fallen aus dem Tone der Abwehr adliger Überhebung in denjenigen bitterer Feindschaft gegen den ritterlichen Stand.

So fallen Raumslands Sprüche über die Lotterritter und Raubherren her; [4] so giebt Meister Stolle eine ironische Anweisung zur Zuchtlosigkeit für Angehörige des ritterlichen Standes, den er damit tief herabsetzt.[5] Damit wohl in Zusammenhang steht der vorhergehende Spruch, worin er die Fürsten zu strengem Gerichte und, wie Walther,[6] den Kaiser zu fleiſsigem Gebrauche des Galgens für die Raubritter ermahnt. — Mit diesen beiden Sprüchen verglichen scheint bei ihm höchst widersprechend ein Lob des ritterlichen Standes, der mit Unrecht so miſsachtet werde.[7] Denkt man an die vorher erwähnte ironische Anweisung zur Zuchtlosigkeit, so kann wohl kein Zweifel bleiben, daſs Meister Stolles Lob durchaus ironisch gemeint ist, besonders da die an den adligen Stand gerichteten Worte „du hast gense ertrettet vil“ den Spruch unverkennbar ins Komische herabziehen.[8]

An die Kürze des Lebens wie Walther erinnernd, sagt Frauenlob: „Wo sind Recken, Könige, Fürsten? — Eine Stunde trug ihr Leben hinab auf des Todes Stufen!“ [9] — und ferner: „Früher wollten die Edlen, daſs Zucht, Treue und Bescheidenheit des Hofes Pflege waren; jetzt nicht mehr, darum geraten die Höfe in Schande.[10] Oft trägt ein edler Baum fahle Äste statt der Früchte, die ihm gemäſs dem Adel des Stammes zukämen. Tugend ist ein fester Hort, sie trägt oft in armer Kleidung

[1] MSH II, 134a (1, 1). [2] MSH II, 381b (I, 18). [3] MSH III, 45a. [4] MSH III, 52b, Str. 6; 57a, Str. 8, 9; vgl. Gervinus II, 135. [5] MSH III, 5a, Str. 10. [6] 12, 18. [7] MSH III, 10a, Str. 39. [8] MSH IV, 707 ist das Bedauern Stolles über die Miſsachtung des ritterlichen Standes für bare Münze genommen. [9] Ettm. 113. [10] Ettm. 251.



Reichtum, Glanz, hochstrebenden Sinn.[1] Weh, dafs die Edlen nicht bedenken, wie ihr Verhalten ihren Adel schände. Lug und Trug und falscher Sinn bringen nur Unart hervor, der wirklich Edlen Art ist edle That.“ [2]

Die Konsequenzen aus diesen Anschauungen zieht Regenbogen, der in einem Gedichte[3] die drei Stände als gleichberechtigt hinstellt und zeigt, dafs keiner ohne den anderen bestehen und nur aus ihrer Eintracht das Heil des Vaterlandes erblühen könne;[4] erinnert man sich hier an den ebenso treffenden Spruch desselben Meisters über die Zukunft des geistlichen Standes, so sieht man, dafs dem schlichten Handwerker ein richtiges politisches Urteil nicht abgesprochen werden kann.

Ein Teil der politischen Spruchdichter hatte sich demnach begnügt, den Adel vor Überhebung zu warnen und daran zu erinnern, dafs Nichtadlige doch auch gewissermafsen Menschen seien; der andere Teil machte sich in den heftigsten Angriffen Luft und deckte die Blöfse des ritterlichen Standes schonungslos auf.

Das ist kein Zufall. Wie Burdach[5] zwischen den Fahrenden unterscheidet, sofern sie minnigliche Töne angeschlagen haben oder nicht, und die ersteren nach Ober-, die letzteren nach Niederdeutschland versetzt, so läfst sich unter den politischen Lyrikern eine doppelte Richtung wahrnehmen, die freilich nicht wie die von Burdach unterschiedenen durch geographische, sondern durch sociale und zeitliche Grenzen voneinander getrennt sind. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts gehören die politischen Lyriker fast durchweg selbst dem adligen Stande an, so nächst Walther Ulrich von Singenberg, Bruder Wernher,[6] Reinmar von Zweter,[6] der Tanhäuser,[7] Hawart,[8] der Hardegger,[9] v. Wengen;[10] die einzige Ausnahme scheint der bürgerliche Marner[11] zu machen. In der zweiten Hälfte hören die adligen Namen auf: wir treffen auf Meister Friedrich Sunburg,[12] Sigeher,[12] Rumsland,[13] Stolle,[14] Konrad von Würzburg,[15] Boppe,[16] Hellefiur,[17] den wilden Alexander,[18]

---

[1] Ettm. 48. [2] Ettm. 374. [3] MSH II, 309a, Str. 1. [4] Kurz I, 154. [5] a. a. O. S. 134. [6] S. ob. S. 62, Anm. 2. [7] Bartsch LD, S. LV. [8] MSH IV, 476. [9] Bartsch LD, S. LIV. [10] MSH IV, 458. [11] LD, S. LII. [12] LD, S. LX. [13] LD, S. LXII. [14] MSH IV, 706. [15] LD, S. LXIII. [16] Nach MSH IV, 693 vielleicht adlig. [17] MSH IV, 710. [18] Ebd. 665.

den Schulmeister von Efslingen,[1] den Meifsner,[2] den Unverzagten,[3] den Kanzler,[4] Frauenlob,[4] Regenbogen.[5] Kein Wunder, dafs sich das bürgerliche Element zu fühlen beginnt und seine überdies wohlbegründeten Angriffe nicht spart. Strengbürgerlich wird der Charakter der Poesie im allgemeinen, so auch der politischen Lyrik im besonderen.[6]

Die Einmütigkeit, welche bei diesen bürgerlichen Dichtern in ihren Angriffen auf den Adel hervortritt, wird nur durch eine, aber auch völlig vereinzelte Stimme gestört. Meister Sonnenburg ist, soviel wir sehen, der einzige jener bürgerlichen Dichter, der, alles Stolzes und aller Selbstachtung bar, dem Adel, zu dem er selber doch schwerlich gehörte,[7] den unbedingten Vorrang vor dem bürgerlichen Stande einräumt, ja den bürgerlichen Stand gegenüber dem Adel tief herabwürdigt.

Der Edelgeborne strebt gern nach Ehren; der Bauer liebt Schande und Missethat: das ist ihm angeboren. Der Edelmann befleifsigt sich der Zucht und Würdigkeit; dem Bauer ist erst wohl bei schlechter That. Der Edelmann ist Gott durch Ehre, Treue, Milde wohlgefällig; der Bauer verachtet Gott und gewinnt sündliches Gut.[8]

Mit dieser Herabwürdigung des bürgerlichen Standes steht er als Lobredner des Adels unter seinen Genossen ganz ebenso vereinzelt da, wie Reinmar von Zweter als Vertreter der fürstlichen gegenüber den kaiserlichen Interessen, wie Bruder Wernher als Lobredner des geistlichen Standes. Alle anderen gehen bezüglich der natürlichen Gleichberechtigung in deren Anerkennung über Walthers unbestimmte Stellung hinaus.

Wenn es bei Walther immer noch auffallend gefunden werden konnte, dafs eine Verherrlichung kriegerischen Ruhmes in seinen Dichtungen fehlt, so ist dies bei den Epigonen nicht mehr der Fall. „Wenn sich die Ritterschaft Deutschlands noch einmal hätte zusammenraffen sollen, so hätten grofse Thaten sie beschäftigen müssen“, bemerkt Gervinus[9] von der Ritterschaft Deutschlands

---

[1] LD S. LXV. [2] MSH IV, 755 bleibt die Frage unerörtert. [3] Ebd. 713 gleichfalls unerörtert. [4] LD S. LXXVII. [5] LD S. LXXIII. [6] Scherer, Dtsch. Stud. I, 449. [7] Bartsch, LD S. LX. [8] MSH III, 73b, Str. 30. [9] a. a. O. II, 128.

im Vergleich zu derjenigen Frankreichs, Englands und Spaniens. Dieses Urteil trifft auch auf die vom Ritterstande ausgegangenen Minnedichter, speciell auf die Vertreter der politischen Lyrik zu. In einer Zeit, wo statt kriegerischer Thaten die Ritterschaft die gemeinsten Räubereien auszuüben begann, fehlte es an Stoff für eine derartige Dichtung, die nun einmal volkstümliches Gepräge haben und der die politische Thätigkeit der ganzen Nation zum Hintergrunde dienen mufs.

So sehr uns also auch die politischen Dichter sonst an den gemeinsamen und öffentlichen Interessen der Nation teilnehmen lassen, so sehr sie den verderbten Zustand des Reiches, so manche Angelegenheiten des Papst-, Pfaffen- und Kaisertums frei vor aller Augen hinstellen,[1] so fehlt doch bei ihnen jegliche Verherrlichung kriegerischen Ruhmes, sogar da, wo die Veranlassung dazu wirklich gegeben war.

Herr Konrad Schenk von Landegge singt einen Sang vor Wien, das König Rudolf mit Gewalt belagere, da er des Reiches Not bedenke — das ist aber auch die einzige politische Anspielung, die das betreffende Lied[2] enthält; im übrigen ist ihm am wichtigsten der Grufs, den „sô minneclîchen suoze gît ir mündel rosenrôt“. Nur beiläufig[3] erwähnt er, dafs er vom Rhein und Bodensee nach Frankreich gekommen sei; aber auch hier keine Spur kriegerischen Mutes, wie er so gern im Liede ausklingt; vielmehr: „die vil süeze reine wandels frîe zieret Swabenlant: Hanegöu, Brabant, Flandern, Francrîch, Picardîe hât sô schœnes niht“ — weiter hat es keinen Zweck.

Auch Steimar war im Heere König Rudolfs vor Wien; nimmer wolle er, sagt er, von Wien mit freudenreichem Mute kommen, wenn er falschen Sinn gegen die Geliebte hege;[4] und auf der Meifsener Kriegsfahrt König Rudolfs denkt er in kalter Nacht auf der Schildwacht der Geliebten;[5] über die Abenteuer des Krieges erfahren wir ebensowenig von ihm wie von Schenk von Landegge.

Auch der unbekannte Verfasser des Klageliedes auf Ottokars Tod in der Schlacht bei Dürnkrut[6] schweigt durchaus über die

[1] Docen, a. a. O. S. 203. [2] Bartsch, LD 232, 1 ff. [3] Ebd. v. 103 bis 143. [4] MSH II, 155a. [5] MSH II, 158b. [6] Bartsch, LD 98, 559 ff.

näheren Umstände von Ottokars Falle, durch die seine Tapferkeit wirksam und anschaulich hervorträte; er begnügt sich mit der Erteilung einer Reihe lobender Prädikate — von kriegerischer Begeisterung für den gefallenen Helden keine Spur!

Auch Frauenlob, der sonst so vielfach als politischer Dichter hervortrat, wurde durch seine Teilnahme an dem Zuge Rudolfs nach Böhmen in keinerlei Weise zu einer Verherrlichung von Rudolfs Kriegsthaten veranlaſst, sondern begnügt sich mit der kurzen Erwähnung, daſs er in dem Kampfe anwesend war, den König Rudolf gegen die Feinde streiten hieſs.[1]

Ein einziger Dichter findet den richtigen Ton für Verherrlichung kriegerischer Thaten. Meister Sonnenburg preist den siegreichen Böhmenkönig Ottokar, wie er binnen sieben Wochen wohl zwanzig gute Festen in Ungarn gewonnen, eine Brücke tausend Ellen lang über acht Donauarme geschlagen, Preſsburg und Altenburg zu Wasser und zu Lande erstürmt, das mächtige Miesenburg niedergebrochen und die Heunen in die Rebenzen gejagt habe, daſs ihrer wohl dreiſsigtausend ertranken.[2] Aber ein solches Gedicht steht unter den Hunderten von Minneliedern völlig vereinzelt!

Es ist oben gezeigt worden, wie konsequent Walther an seiner Stellung gegenüber dem Papsttum festgehalten hat, wie seine Sprüche als Ausdruck innerster Überzeugung erscheinen. Welches war die Stellung der übrigen politischen Spruchdichter?

Was Docen[3] von der Echtheit und Wahrhaftigkeit der Loblieder auf vornehme Herren sagt: „Wir können freilich nicht in jedem einzelnen Falle die Ehrlichkeit unserer Meister verbürgen; im übrigen war bloſser Eigennutz gewiſs nicht aller Fehler“ — dieses Urteil erscheint, auf die Nachfolger Walthers angewandt, noch zu günstig.

Freilich gab es solche, die, ihres Vorgängers Walther würdig, ihrer innersten Überzeugung Ausdruck gaben und nicht allein um Lohnes willen dichteten.

Bruder Wernhers Haltung in dem kirchlichen Streite ist, wie

---

[1] Ettmüller 135. [2] MSH II, 356 (III, 2); ebd. IV, 654. [3] a. a. O. S. 204.

oben bemerkt, sich nicht immer gleich geblieben. Wodurch Bruder Wernher zu seiner Sinnesänderung bewogen wurde, läſst sich höchstens vermuten. Vielleicht ist, wie bei vielen Menschen, in höherem Lebensalter eine gröſsere Nachgiebigkeit geistlichen Einflüssen gegenüber eingetreten; vielleicht hat die Gleichgültigkeit Friedrichs II. gegenüber den Wirren im Reich und besonders bei der Mongolengefahr ihn zum Gegner des früher Gepriesenen gemacht; eine unmittelbare Andeutung in seinen Sprüchen, die darüber Auskunft gäbe, fehlt. Daſs aber die Sprüche für und gegen den Kaiser nicht bloſs, um Lohn von irgend einem Gönner zu erhalten, gedichtet, sondern Ausdruck einer wirklich erfolgten Änderung seiner politischen Gesinnung sind, das läſst sich aus der Unbestechlichkeit und Unerschrockenheit seines Charakters schlieſsen, die er unter anderem durch seine offene Parteinahme gegen Friedrich den Streitbaren bewies, dessen Gunst er dadurch wirklich verscherzt zu haben scheint,[1] die auch in Äuſserungen wie „ich wil ouch unervorhten[2] sîn“ [3] und „ob ich niht grôzer dörfer hân noch vil der guoten stete in wîten landen, sô bin ich doch des wol erlân, daz ich durch vorhte lützel ieman diene“ [4] unverkennbar zum Ausdruck kommt.

Des Marners konsequente Haltung auf seiten der antipäpstlichen Partei haben wir schon gerühmt, und wir haben keinen Grund, zu zweifeln, daſs er mit seinen Sprüchen seiner Überzeugung Ausdruck verlieh.

Auch des Tanhäusers staufische Gesinnung war echt. Ausdrücklich erklärt er: „Ich wære ê iemer âne guot, ê ich schiede von der krône; dem künege sprich ich wol, in' weiz, wenne er mir lône.“ [5]

Achtbar erscheint auch Meister Stolle, wenn er mit freiem und mutigem Ausdruck seiner Überzeugung das harte Verfahren Ludwigs des Strengen gegen seine unschuldige Gemahlin Maria von Brabant scharf rügt und erklärt, in allen seinen Tagen habe er von keinem so groſsen Morde gehört, als ihn der Bayern Herr verschuldet habe, der Tugend und Würde so sehr preisgegeben.[6]

---

[1] Lamey S. 27. [2] Ebd. S. 25 statt des handschriftlichen „unvurworfen“. [3] MSH II, 235a, Str. 6. [4] MSH II, 234b, Str. 5. [5] MSH II, 95b, Spr. XIV. [6] MSH III, 6b, Str. 17.

Aber die meisten politischen Spruchdichter — nicht bloſs einzelne, wie Docen meint — lieſsen sich nicht durch ihre Überzeugung, sondern durch selbstsüchtige Interessen leiten.

Besonders charakteristisch ist es, daſs z. B. der Hardegger sich gegen den Verdacht verwahrt, er trete um Lohnes willen für Kaiser Friedrich ein, vielmehr erklärt, nur sachliche Gründe hätten ihn zu seiner Parteistellung geführt, in einem Zusatze aber dann offen eingesteht, die Parteistellung der politischen Lyriker beruhe der Regel nach auf ihrer Abhängigkeit von diesen oder jenen Gönnern. „Wer mir verkehret, was ich von dem Kaiser sang, der singe etwas Besseres! Daſs einer seinen Gewalthabern und Freunden nach dem Munde redet, wie ich es auch thun würde, ist von geringer Bedeutung. Man frage vielmehr insgemein weise Leute, wer besser für das Reich passe.“ [1] Er erklärt also ausdrücklich, daſs er hier seiner Überzeugung Ausdruck gebe, nicht um Lohnes willen dichte, wie es gewöhnlich geschehe und wie er es auch zu thun bereit sei! — Was hier einer für alle eingesteht, daſs sie nämlich ihre politischen Sprüche nicht aus Überzeugung, sondern um Lohnes willen gedichtet haben, können wir auch bei manchen anderen noch nachweisen.

Bezüglich Reinmars hält Meyer [2] die Gesinnungsänderung desselben durch die Regierungsweise und den Charakter des Kaisers mehr als gerechtfertigt. Ja, wenn es sich um Bruder Wernher handelte, der zwar auch erst für und dann gegen den Kaiser war, aber dann doch wenigstens bei dieser Meinung blieb! Aber Reinmar, der zur Zeit, als der Bann gegen den Kaiser ausgesprochen wurde, auf der Seite des Kaisers, dann mit seinem Gönner, Herzog Friedrich dem Streitbaren, auf seiten von dessen Schwager Heinrich gegen den Kaiser war, nachher, da sein späterer Gönner, der wankelmütige König Wenzel von Böhmen, gut mit dem Kaiser stand, 1236 den Kaiser als Wächter der Christenheit, Grundfeste römischer Ehren u. s. w. pries, gleich darauf aber mit dem Böhmenkönige wieder Stellung gegen den Kaiser nahm, 1241, als Mainz und Köln in Waffen gegen das Reich standen,

[1] MSH II, 136a (I, 10). [2] a. a. O. S. 32. Gleiche Ansicht bei Gervinus II, 131; Tschiersch (Luckauer Gymnasialprogr. Görlitz 1872), S. 8.

die Seite des Kaisers hielt, nach dessen Absetzung aber, 1245, den Mainzer Erzbischof mit denselben Gleichnissen rühmte, die er neun Jahre vorher von Friedrich gebraucht hatte[1] — Reinmar mufs doch unzweifelhaft mit anderem Mafse gemessen werden als der charakterfeste und ehrliche Bruder Wernher. Daher scheint mir Gervinus mit vollem Rechte den häufigen Wechsel seiner Parteistellung mehr auf Rechnung der Zufälle seiner persönlichen Stellung als der Wechselfälle in den öffentlichen Verhältnissen zu setzen.

So sehr wir uns daher gegen die Annahme von Wilmanns verwahrten, dafs Walther seine politischen Sprüche nur um Lohn und Ehre, nicht aus innerer Überzeugung gedichtet habe, so wenig läfst sich, scheint es, gegen eine gleiche Annahme bezüglich Reinmars einwenden. Um davor zu warnen, dafs man Reinmar eine besonders tiefe Urteilsfähigkeit beimesse und vollends den Willen, eine eigene politische Meinung zu vertreten, führt Wilmanns[2] dessen eigene Worte[3] an, mit denen er seine Stellung selber charakterisiert: „Swâ ich die wol getriben strâze vünde ze miltes mannes hûs, in solcher künde, daz ein lop daz ander drünge, daz mir tûsent lobten vor und tûsent nach ûf mînem spor, sô welte ich wol, daz ich die wârheit sünge.“ Aber aufser diesem offenen Geständnis haben wir noch zwei andere Sprüche, welche darauf hindeuten, dafs Reinmar keine eigene, selbständige politische Meinung vertrat, sondern seine politischen Sprüche nur seinen Gönnern zuliebe dichtete.

In dem Lobspruche auf den Dänenkönig Erich VI.[4] sieht v. d. Hagen eine Empfehlung desselben für die deutsche Königswahl;[5] Meyer[6] macht dagegen geltend, dafs ein solcher Wunsch für Erich nirgend ausgesprochen sei. Nun ist der von Reinmar verherrlichte König von Dänemark Erich VI., der 1239 als Prinz auf Betreiben Albrechts des Böhmen in der That zum deutschen Könige erwählt werden sollte[7] und 1242 in Dänemark zur Regierung gelangte. Da nun Friedrichs letzte Absetzung zu Lyon in das Jahr 1245 fällt und Reinmar sich in dieser Zeit für die

[1] Gervinus II, 132; vgl. hier S. 50. [2] Leb. S. 149. [3] MSH II, 203b, Str. 146. [4] MSH II, 204a, Spr. 150. [5] MSH IV, 496. [6] a. a. O. S. 42. [7] Wilmanns, Leb. S. 148; Schirrmacher III, 110.

päpstliche Partei ausgesprochen hat, so ist eine nochmalige Empfehlung des nunmehrigen Königs von Dänemark gar nicht so unmöglich. Aber freilich ist diese Beziehung im Spruche selbst nicht mit völliger Bestimmtheit gegeben.

Mehr läſst sich aus dem Lobspruche auf den König von Böhmen[1] entnehmen. „Nicht besser ziemt die Sonne dem Tage, als er Gott und uns zu einem Fürsten; denn ihn dürstet so nach Ehren, daſs die Ehren von dreiſsig Fürsten ihm nicht genügten.“

Im Vergleich zu dem voranstehenden Lobgedicht auf Erich VI. von Dänemark sieht v. d. Hagen in diesem Spruche eine bestimmtere Empfehlung zur deutschen Königskrone.[2]

Meyer[3] bestreitet auch hier die Annahme einer direkten Empfehlung. Hier hätte der Dichter, sagt er, gewiſs nicht das Wort „Fürst“ gewählt, wenn er Wenzel die höchste aller Fürstenkronen zugedacht hätte. Allein er thue dies schon Zeile 7, und der ganze Spruch scheine keinen anderen Zweck zu haben, als die Freigebigkeit des Böhmenkönigs zu preisen und zugleich Reinmars persönliches Verhältnis zu demselben zu erwähnen.

Allein erstens wird der römische König auch sonst Fürst genannt, z. B. ausdrücklich bei Walther, wenn er sagt: „alle fürsten lebent nû mit êren, wan der hœhest' ist geswachet“,[4] zweitens steht Zeile 7 gar nicht „vürst“ — womit nach Meyer Wenzel als König von Böhmen, nicht als zukünftiger König der Deutschen bezeichnet wird —, sondern wörtlich: „wan daz in dürst nach êren also sêre“: „fürst“ statt „dürst“ zu lesen, ist an dieser Stelle geradezu sinnlos.

So beschaffen sind die Gründe Meyers — mit ihnen fällt der von ihm gezogene Schluſs.

Daſs vielmehr v. d. Hagen mit vollem Rechte in dem Spruche eine direkte Empfehlung des Böhmenkönigs für die deutsche Königswürde sieht, ergiebt sich aus folgendem.

Reinmar sagt, die Sonne zieme nicht besser dem Tage, als der König Gott und uns zu einem Fürsten. Welcher andere Fürst als der deutsche König lieſs sich mit der Sonne vergleichen? Welcher andere Fürst ist so einzig für das Reich wie die

[1] MSH II, 204 b, Spr. 151. [2] MSH IV, 496. [3] a. a. O. S. 43. [4] 25, 11.

Sonne für den Tag? — König, d. h. König von Böhmen, nennt er Wenzel schon im V. 1; wozu nun die Empfehlung: die Sonne zieme niht baz dem tage, danne der edele krône „trage“ uz Bêheim lant? Der Konjunktiv „trage“ zeigt doch deutlich genug, daſs es sich um eine Krone handelt, die Wenzel noch nicht besitzt. Wollte Reinmar bloſs ausdrücken: „Wenzel ist seiner böhmischen Krone wert“, so hätte er doch gewiſs sagen müssen: „diu sonne zimt niht baz dem tage, danne der edele krône treget ûz Bêheim lant“; zu einer so einfachen Belobigung brauchte er wirklich nicht die Sonne zur Vergleichung herbeizuziehen. Wie voll klingt dagegen das Lob: „Nicht minder als die Sonne dem Tage, ziemt der böhmische König Gott und uns zum deutschen Könige, zum römischen Kaiser!“

Daſs die Stelle so und nicht anders zu erklären ist, zeigt der Schluſs. Wenn der Böhmenkönig nach Ehren so dürstete, daſs ihm die Ehren von dreiſsig Fürsten nicht genügten — nun, welche Ehren standen denn über den Ehren von dreiſsig Fürsten? Die böhmische Königs- oder die deutsche Königs- und römische Kaiserkrone?

Dies alles erwogen, bleibt kein Zweifel, daſs es sich thatsächlich in unserem Spruche um eine Empfehlung des Böhmenkönigs zur deutschen Königswahl handelte.

Wenn Reinmar aber in diesem Spruche den König Wenzel dafür, daſs derselbe sein Gönner war, als würdig der durch die Absetzung Friedrichs erledigten deutschen Königswürde rühmte, warum nicht im vorigen Spruche aus gleichem Grunde den König von Dänemark?

Wenn er aber in den Lobpreisungen seiner Gönner so weit ging, zwei derselben als würdig der deutschen Königskrone zu bezeichnen, wenn er so und so oft für und gegen Kaiser Friedrich sich erklärte, je nachdem er im Solde des einen oder des anderen Gönners stand, so ist wohl erwiesen, was Gervinus behauptet, daſs der häufige Wechsel seiner Parteistellung mehr auf Rechnung der Zufälle seiner persönlichen Stellung als der Wechselfälle in den öffentlichen Verhältnissen beruht. Daher mag das Urteil Meyers,[1] Bruder Wernher stehe Walther und

---

[1] a. a. O. S. 110.

Reinmar von Zweter an Mannesernst und sittlicher Kraft kaum nach, hinsichtlich des ersteren gelten und ein Lob sein, Reinmar aber kann mit Walther keineswegs auf eine Stufe gestellt werden.[1]

Einen noch ungünstigeren Eindruck als Reinmar macht Meister Friedrich Sunburg.

Viel zu günstig urteilt über ihn v. d. Hagen:[2] „In den geschichtlichen Gedichten nimmt Sunburg teil an Wohl und Wehe des Vaterlandes, und wahr und würdig ist Lob oder Tadel der höchsten Häupter desselben.“

Dem gegenüber ist schon hier[3] auf seine schwankende Haltung in politischer Beziehung hingewiesen worden, der zufolge er, erst eifriger Gegner des Papstes, nachher dessen Freundschaft für Rudolf rühmt. Erst lobsingt er dem Böhmenkönige Ottokar, nachher, um eines Königs Ja betrogen — sei es, dafs der Dichter eine versprochene Gabe nicht erhalten hatte oder wir einen politischen Hintergrund zu suchen haben —, im Jahre 1273 steht er auf Kaiser Rudolfs Seite.[4]

Wird somit die Vermutung rege, dafs der Wechsel seiner politischen Stellung gegen und für den Papst mit persönlichen Beziehungen zu Ottokar und Rudolf nicht aufser Zusammenhang stehe, so erhalten wir die Bestätigung für diese ungünstige Auffassung seines Charakters — die übrigens schon durch die früher erwähnte Herabwürdigung seines eigenen bürgerlichen Standes

---

[1] Völlig verfehlt erscheint bei der Verschiedenheit ihrer politischen Haltung die Annahme Gödekes von der Identität Reinmars mit dem Marner. Ausführlich widerlegt ist dieselbe bei Tschiersch (Luckauer Gymnas.-Progr.), Görlitz 1872. In der neuen Auflage seiner Litteraturgeschichte S. 158 hält Gödeke an seiner Behauptung fest, da die aus Raumslands Liede geschöpfte Kunde, es sei „ein marner, manches warner“ u. s. w. schändlich erschlagen, schwerlich auf den Marner gehe, über dessen Ende nichts Gewisses bekannt sei; die Annahme ihrer Identität sei angefochten, aber nicht widerlegt, während er S. 253 sagt, Meister Raumsland verspotte den Marner, klage aber, als der alte Mann ermordet wurde, über dessen Tod, also die Stelle aus Raumslands Liede doch auf unseren Marner bezieht — ein Widerspruch gegen seine eigene auf S. 158 gegebene Auffassung derselben Stelle, der seine Annahme von der Identität beider nicht gerade zu stützen geeignet ist. [2] MSH IV, 659. [3] S. 52 f. [4] Zingerle S. 21.

begründet ist — durch einen anderen Spruch,[1] worin er geradezu schamlos sagt: „Da für die Wahrheit niemand lohnt, so will ich um Gutes willen lügen, ärger lügen als irgend einer meiner Genossen.“ Das stimmt ganz zu der kriechenden Belobigung des adligen Standes.

Demnach ist das Urteil v. d. Hagens wirklich zu günstig und weit richtiger das von Zingerle,[2] er wäre besser darin geübt, das Lob der Freigebigkeit zu singen und andererseits kargen Herren zu Gewissen zu reden oder seinem Ärger durch eine Flut von Scheltworten Luft zu machen, als historische Thatsachen zu berichten. Kurz, seine politische Lyrik geht nicht aus innerer Überzeugung hervor, sondern bequemt sich den jeweiligen Gönnern an.

Auch Meister Boppes Lobgedichte auf Kaiser Rudolf[3] scheinen weniger aus politischer Überzeugung als aus der Hoffnung auf Belohnung hervorgegangen zu sein, ebenso wie sein Tadel[4] aus der Täuschung seiner Hoffnungen. Aufser dem schon in letzterer Beziehung Angeführten[5] ist hier noch eine Stelle zu erwähnen, worin er bei der Klage über seine Armut, die nicht eher aufhören werde als nach dem Werden natürlicher und sittlicher Unmöglichkeiten, unter diesen Unmöglichkeiten auch einen Sieg des Kaisers über den Sultan erwähnt, weil nämlich Rudolf niemals in das gelobte Land ziehen werde.[6] Wodurch aber dieser ironische Seitenblick auf Rudolf und aller übrige Tadel desselben nach dem vorausgegangenen überschwenglichen Lobe, ja einer Vergleichung mit Karl dem Grofsen zu begründen wäre, aufser durch getäuschte Erwartung in Bezug auf Rudolfs Freigebigkeit, sehe ich nicht.

Nicht anders wird der Schulmeister von Efslingen zu beurteilen sein. Seine Sprüche zeigen ihn als den erbittertsten Gegner Rudolfs. Schlegel[7] vermutet, dafs er in der Gunst eines der Herren stand, wider die Rudolf gerechte Kriege führte und welche daher die wilde, verworrene Unabhängigkeit des Zwischen-

---

[1] MSH III, 71a, Str. 17. [2] a. a. O. S. 8. [3] MSH II, 382a. [4] MSH II, 384b. [5] Siehe oben S. 41—42. [6] Schlegel, Gedichte auf Rudolf von Habsburg von Zeitgenossen. Dtsch. Museum I, 311. [7] Dtsch. Museum I, 310. Gleiche Ansicht MSH IV, 449.

reiches der geordneten Freiheit seiner Regierung vorzogen. So war, fügt Schlegel hinzu, die Poesie schon damals die parteiische Stimmführerin blinder Leidenschaft. Wenn diese Leidenschaft nur wenigstens echt und nicht eine bezahlte gewesen wäre!

Oder sollte der Schulmeister von Eſslingen wirklich aus politischer Überzeugung gegen Rudolf aufgetreten sein? Sollte er, wie Kurz meint,[1] vielleicht geahnt haben, daſs die Ländergier des habsburgischen Stammes dem Reiche ebenso verderblich werden müsse, als es die italienischen Züge der Hohenstaufen waren? Es war vorhin Veranlassung, den politischen Scharfblick des Meisters Regenbogen zu rühmen — sollte der Schulmeister von Eſslingen auch mit prophetischem Blicke die Fehler der habsburgischen Politik, wie sie Rudolf eröffnet hatte und seine Nachfolger jahrhundertelang fortsetzten, erkannt haben?

Ja, wäre nur sonst der ganze Mann danach gewesen!

Wie schamlos aber prostituiert er sich bei der Klage, daſs Wein und gute Speise ihm fehlen, da er sonst die ἔργα Ἀφροδίτης üben würde! Nirgends tritt die Gemeinheit seines Charakters unverhüllter hervor; nur um Mittel zum Wohlleben war es ihm bei seiner Dichtung zu thun. Der weite politische Blick, den ihm Kurz zuschreibt, erscheint somit recht verengt und seine Dichtung vielmehr nur durch das eigenste persönliche Interesse bedingt. Dazu stimmt auch der Ton der Angriffe auf Rudolf; sie tragen, annähernd wenigstens, den Charakter gleicher Gemeinheit.

Mochte also auch die geringe Freigebigkeit Rudolfs gegen die Meister des Gesanges ihren Anteil an der Feindseligkeit gegen Rudolf haben, die Vermutung Schlegels, daſs der Schulmeister im Interesse eines der Rudolf feindlichen Herren gestanden habe und nur gegen Bezahlung dichtete, ist bei dem Charakter des Schulmeisters, wie derselbe in dem angeführten Spruche hervortritt, nur zu begründet.

Läſst sich auch demnach bei einzelnen Nachfolgern Walthers Mut und Kraft der Überzeugung nicht in Abrede stellen, so ist doch der Eigennutz gröſstenteils allein maſsgebend, „partikularistische und egoistische Verkommenheit“[2] die Hauptsignatur des

[1] I, 132. [2] Scherer, Dtsch. Stud. I, 449.

strengbürgerlichen Charakters der politischen Lyrik im dreizehnten Jahrhundert.

Die politische Dichtung Walthers als echte Gelegenheitsdichtung war von weitreichender Wirkung auf die Zeitgenossen. Wie steht es damit bei den Epigonen?

Meyer[1] ist geneigt, in das Lob, welches Leopold Hornburg von Rotenburg[2] (um 1350) Reinmar erteilt, einzustimmen, namentlich auch bezüglich seiner politischen Dichtungen, obgleich gerade diese bei Leopold Hornburg unerwähnt bleiben. Der Grund hierfür scheint weniger darin zu liegen, dafs das Zeitalter Leopolds sie nicht zu würdigen wufste, wie Meyer meint, als darin, dafs sie, wie Gervinus[3] sagt, den Charakter des Gelegenheitsgedichtes zu sehr verwischen.

„Herr Papst, ich will Euch gehorsam sein; Ihr gebotet uns, dem Kaiser zu gehorchen, und sprachet zu ihm: Wer dich segnet, sei gesegnet; wer dir fluchet, sei verflucht!“ Dieser Spruch und die beiden folgenden sind so frisch und andringlich, sagt Wilmanns,[4] dafs man sie als unmittelbare Antwort auf jenes Schreiben des Papstes auffassen möchte, in dem er den Deutschen den Bann anzeigt und sie von der Treue gegen Otto entbindet. — So dichtete Walther!

Damit vergleiche man Reinmar! Wäre der Papst der rechte Mann, er zeigte mehr väterliche Gesinnung;[5] das Schwert Hügelins schneidet nur, wenn man es mit Golde wetzt;[5] Heil dem Kaiser, dem Hort der Treue, Stete, Weisheit u. s. w.;[5] er ist auf seiner Hut;[5] das Reich war siech, des Kaisers Weisheit hat es geheilt; nur eine Gräte steckt ihm noch zwischen den Zähnen;[5] man wird den Unterschied von Walther wohl herausfühlen: statt bestimmter Thatsachen nur mehr oder weniger dunkle Andeutungen; statt in medias res, um sie herum; mehr und mehr tritt zum Schaden der Poesie der Charakter des Gelegenheitsgedichtes zurück und das lehrhafte Element hervor.

---

[1] a. a. O. S. 73—75. [2] MSH IV, 881b ff. Wir haben übrigens nicht nur ein Gedicht zum Lobe Reinmars von Hornburg, wie Meyer S. 73 sagt, sondern drei. Das höchste Lob enthält der Anfang des dritten: „Reimar, dîn sin der beste was, hêr Walther dönet baz“, den Meyer S. 75 anführt. [3] II, 132. [4] Leb. S. 111. [5] Spr. 127. 137. 138. 139. 142.

Das gilt auch von Bruder Wernher. Mit welcher Kraft fährt Walther auf den welschen Schrein los; wie gesucht ist die Heranziehung der Fabel von Schildkröte und Affe[1] zum Ausdruck der Freude über die Rückkehr des Kaisers Friedrich von Akkon trotz des Bannes bei Bruder Wernher; wie weit hergeholt die Erzählung von der Salvatio Romæ mit ihrer Anwendung auf die Wirren im Reiche;[2] wie gelehrt und breit die Erzählung von Perseus, wofür er fälschlich Antäus setzt, und die darangeknüpfte Aufforderung an die Fürsten,[3] diesem Beispiele zu folgen, beim Marner!

An Stelle der frischen Unmittelbarkeit, der inneren Erregung, wie sie Walthers Sprüche verraten, war erkältende Reflexion getreten — kein Wunder, dafs die Wirkung ihrer Sprüche weit hinter derjenigen von Walthers Sprüchen zurückblieb.

So oft auch Reinmar[4] und der Marner[5] von zeitgenössischen und späteren Dichtern mit Anerkennung genannt werden — bei Bruder Wernher scheint es weniger der Fall zu sein, da er selber über mangelnde Anerkennung klagt[6] —, nirgend findet sich eine Andeutung von unmittelbarer politischer Wirksamkeit ihrer politischen Dichtung, wie diejenige Walthers war. Was Gervinus[7] von Reinmar sagt, die Wirkung seiner politischen Sprüche könne nicht sehr lebendig gewesen sein, wird man ohne Bedenken also auch auf Bruder Wernher und den Marner anwenden können.

Welche Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung klingt aus Walthers „hêr keiser, sît ir willekomen“ u. s. w.,[8] womit er den Kaiser Otto nach seiner Rückkehr nach Deutschland begrüfst, oder aus dem Preisliede auf Philipp: „Ez gienc eins tages, als unser hêrre wart geborn“[9] u. s. w., wo die begleitenden Umstände mit solcher Genauigkeit angegeben werden, dafs wir in der Lage sind, den betreffenden historischen Vorgang mit Sicherheit zu erkennen, ja Tag und Stunde desselben genau zu bestimmen.

Dagegen ist das Gedicht von Walthers jüngerem Zeitgenossen,

---

[1] MSH III, 16b. [2] Strauch XIV, 49 ff. [3] Strauch XIV, 194 ff. [4] Vgl. Meyer S. 64 bis 75. [5] Vgl. Strauch S. 2—6. [6] MSH III, 14a u. 19a (Str. II, 13 u. V, 1). [7] II, 132. [8] 11, 30 ff. [9] 19, 5.



Ulrich von Singenberg,[1] worin er sagt: „Eine Witwe nahm einen Mann, zur Hochzeit kamen viele Ritter und Frauen. Als der Bräutigam kam, begann der Streit, wie sie die Braut schmücken sollten. Zuletzt band sie ihren Kopfschmuck selbst“ — dieses Gedicht, das an Zwistigkeiten zu erinnern scheint, die 1220 bei der Wahl Heinrichs in Frankfurt ausbrachen,[2] ist schon „dunkel, wie nur eine echte Allegorie sein kann“.[3] — Dieselbe Dunkelheit herrscht in einem gleichfalls wohl auf König Heinrichs Regierung zu beziehenden Spruche desselben Dichters,[4] wo es heifst: Der König wird den Königsnamen in Ehren halten, wenn seine Pfleger ihn dazu anhalten. Wird er selbständig, so lohne er ihren Rat und strafe seine Feinde![5]

So sagt der Hardegger:[6] Nicht Mörder, Strafsenräuber, Königs Hafs, Strafe seitens der Fürsten, nicht Grafen, Freie, Dienstmannen hemmen „meine Fahrt“, die ich, wenn auch ungern, thun mufs. Was das für eine Fahrt sei, läfst sich wohl vermuten, aber eine bestimmtere Angabe, auf die man die Vermutung v. d. Hagens[7] von einer Fahrt nach Welschland im Dienste des Kaisers gründen könnte, sucht man vergebens.

In einem Gedichte des wilden Alexander[8] liest man: Ein Hirte band seinen tollen Hund los, so dafs viele Schafe geschoren und gebissen auf dürrer Heide gehen; ein Licht erlosch hierauf zu Mainz, und ein Adler flog traurig zurück; doch tröstete ihn, dafs in Pülle eine listige Schlange starb; der Rhein erwarb der Elbe Minne zu Braunschweig; der Wolf in Schwaben freute sich der Missethat, dafs in Bayern ein stätisches Maultier auf unrechtem Pfade geht. — So scharfsinnig die Vermutungen v. d. Hagens[9] zur Deutung der historischen Beziehungen in dem Spruche sind, es bleiben Vermutungen, und Sicherheit läfst sich gegenüber so dunklen Andeutungen nicht erreichen. — Dieselbe Dunkelheit herrscht bei dem wilden Alexander anderweitig,[10]

[1] Walther 106, 24 ff. Dem Ulrich von Singenberg zugeschrieben von Wackernagel-Rieger S. XV ff. gegen Lachmann, der die Strophe Walthers nicht unwürdig fand. Vgl. Menge S. 30 f. [2] Wilmanns, Ausg. S. 368. [3] Menge S. 30. [4] Wilmanns, Ausg. S. 367. [5] Walther 106, 31. [6] MSH II, 134 (II, 12). [7] MSH IV, 446. [8] MSH III, 27a, Str. 4. [9] MSH IV, 665 f. [10] MSH III, 27a, Str. 5 und 6; 30a, Str. IV, 1; vgl. IV, 666.

wenn er von dem Winde erzählt, der gegen die starke Burg Zion anstürme, daſs die Wände krachen und die Wächter in steten Sorgen sind; diese Wächter sollten aber getrost sein, denn Christus, der Wind und Wellen gebot, werde ihr fester Turm sein.

Auch der Schulmeister von Eſslingen kann mit seinem Vorwurf wegen leerer Verheiſsungen und unbelohnter Verdienste König Rudolf meinen;[1] aber auch hier sind die Andeutungen viel zu allgemein gehalten, als daſs sich eine so specielle Beziehung erweisen lieſse.

Auch des Kanzlers Klagen,[2] daſs Pfaffen und Laien nirgend Sicherheit vor geistlichen und weltlichen Gerichten fänden, daſs Pfaffenfürsten Waffen führten, statt der Stola ein Schwert — lassen sich an keine bestimmte historische Thatsache anknüpfen.

Wie anders Walther, wenn er die gleiche Klage erhebt: „die pfaffen striten sêre, doch wart der leien mêre“ [3] u. s. w., worin die Worte „si bienen, die si wolten und niuwet den si solten“ sich auf den vom Kardinallegaten am 29. Juli 1201 über Philipp und seine Anhänger verhängten Bann [4] beziehen. So knüpft Walther unmittelbar und allen verständlich an die gegebene historische Thatsache an und macht dadurch auch den tiefsten Eindruck auf seine Hörer, während in der anderweitigen politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts mehr und mehr ein dunkler Rätselton herrschend wird, eben darum aber auch die Frische und Unmittelbarkeit des Eindrucks auf die Zuhörer schwindet, woher es sich auch erklärt, daſs die Wirkung der politischen Lyrik auf die Zeitgenossen nach Walther nicht sehr lebendig gewesen ist.

Nur etwa die Zeitgedichte auf Rudolf von Habsburg bringen die Hoffnungen der Zeitgenossen, die sich an die Erwählung des Habsburgers zum deutschen Könige knüpften, das endliche Aufatmen nach der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit unverhüllter zu unserer Kenntnis. Aber auch in ihnen wird die Kunst und die nachhaltige Wirkung Walthers nicht einmal annähernd erreicht, weil sich der Charakter der Gelehrsamkeit allzusehr breit macht.

---

[1] MSH IV, 432. [2] MSH II, 389b. [3] 8, 4. [4] Vgl. Pfeiffer zu Nr. 81.

Soll die Bedeutung einer Begebenheit dargelegt werden, so fängt man an, Vergleiche mit dem Alten Testamente zu ziehen.[1] So kommt Meister Boppe in seinem oben[2] erwähnten Lobgedichte auf Kaiser Rudolf bei Karl dem Grofsen und von da bei den Königen und Propheten des Alten Testaments an. Nicht minder gesucht läfst Konrad von Würzburg in Rudolf den Adler von Rom über Habicht und Falken zu Osterland und Steier, über Raben und Geier zu Pülle, über den Löwen von Böhmen triumphieren; alle haben derartige Gleichnisse und Beziehungen als die höchste Aufgabe oder das glänzendste Hilfsmittel der Dichtkunst behandelt.[3] — Daher denn auch die mehr und mehr sich verflüchtigende Einwirkung auf ihre Zeitgenossen, weshalb von keinem auch nur annähernd wie von Walther von der Vogelweide gesagt werden kann, „dafs er Tausende dem Papste abwendig gemacht habe". Eine so hervorragende Einwirkung auf die Zeitgenossen zu üben und sein Volk für immer von der „simonîe" und „giezîe" Roms zu befreien, war erst der gewaltigen Stimme der „wittenbergischen Nachtigall" vorbehalten.

So weit die Charakteristik der politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts.

Demnächst müfsten die didaktischen Dichtungen mit den in ihnen enthaltenen politischen Beziehungen in die Untersuchung hineingezogen werden; so erhielte man, mit Scherer[4] zu reden, eine Art Barometer des patriotischen Nationalgefühls der Deutschen im dreizehnten Jahrhundert.

Als Resultat der Untersuchung ergiebt sich folgendes:

1) Walther von der Vogelweide ist der erste uns bekannte politische Lyriker in deutscher Sprache. Seine politische Dichtung beruht auf derjenigen der Fahrenden, wie sie wahrscheinlich schon längst volkstümlich war. Sein Verdienst ist es aber, diese politische Dichtung der Fahrenden an die Höfe versetzt zu haben.

---

[1] Gervinus II, 141. [2] S. 41. [3] Gervinus II, 141. [4] Dtsch. Studien I, 349.

2) Voll vaterländischer Gesinnung preist Walther die Herrlichkeit von Kaisertum und Vaterland und beklagt die Zerrüttung des Reiches. Anhänger des Kaisers, bekämpft er das Papsttum und die aufstrebende Territorialmacht der Fürsten. Er geifselt die Mifsbräuche des geistlichen Standes; selbst ritterlichen Standes, lobt er dessen Vorzüge, jedocht nicht ohne inneren Widerspruch.

Gänzlich fehlt in seinen vaterländischen Gedichten eine Verherrlichung kriegerischer Thaten.

Seine politischen Dichtungen sind hervorgegangen nicht aus blofsem Streben nach Lohn, sondern aus seiner inneren Überzeugung, die er mannhaft und mutig ausspricht, zum grofsen Teil aus einer bestimmten politischen Veranlassung; sie sind also recht eigentlich Gelegenheitsgedichte und gerade deshalb, sowie wegen ihrer kurzen, epigrammatischen, sich dem Gedächtnis leicht einprägenden Form, von hervorragender Wirkung.

3) Die politische Lyrik nach Walther ist wenig original und beruht häufig auf blofser Nachahmung seines Vorbildes. Das von Walther angestimmte Lob auf Kaiser und Vaterland verstummt, und die schon von ihm erhobene Klage über des Reiches Zerrüttung wird ständig wiederholt, wohl nicht infolge besonderer Morosität und Tadelsucht der Dichter, sondern der Wirren und Not der Zeit. Wie Walther stehen auch die übrigen politischen Lyriker in dem Kampfe zwischen Kaiser und Papst auf seiten des Kaisers, jedoch nicht ohne Ausnahme: manche schwanken, einige stehen auch auf seiten des Papstes; wie Walther erkennen fast alle die Notwendigkeit einer starken kaiserlichen Gewalt an und tadeln das selbstsüchtige Anstreben der Fürsten gegen den Kaiser; wie Walther eifern fast alle wider die Mifsbräuche des geistlichen Standes. Gegenüber Walther und seiner unbestimmten Stellung in betreff der Wertschätzung adliger Geburt beginnt sich bei den Epigonen das bürgerliche Element mehr zu fühlen; der Grundsatz natürlicher Gleichberechtigung gelangt zu unbedingter Anerkennung, und der adlige Stand wird heftig angegriffen. — Wie bei Walther fehlt auch bei den Epigonen Verherrlichung kriegerischen Ruhmes.

Mut und Kraft der Überzeugung, ein Vorzug der Waltherschen Sprüche, tritt bei den Epigonen, deren politische Stellung

fast durchweg vom Eigennutze bestimmt wird, in den Hintergrund. Nicht mehr Ausdruck unmittelbarer Empfindung, sondern erkältender Reflexion, entbehrt ihre Sprache mehr und mehr der Natürlichkeit, und Künstelei tritt an ihre Stelle. Daher schwindet die zündende Kraft Waltherscher Beredsamkeit, ihre populäre Wirkung, ihr nachhaltiger Eindruck auf „Tausende“ mehr und mehr dahin.

Brieg. Dr. Gustav Baier.

Proprium Sanctorum,

Zusatz-Homilien des Ms. Vernon fol. CCXV ff. zur nördlichen Sammlung der Dominicalia evangelia.[1]

Mitgeteilt von

C. Horstmann.

Nisi granum frumenti cadens in terra mortuum fuerit, ipsum solum manet (Joh. 12, 24—26).

But greine of whete *in* eorþe dye,
hit schal not newe. þis is to seie:
Whon grein of whete is cast to grounde,
But ȝif hit die, hit schal not newe.
Vre furste greyne wiþ deuȝ was bounde, 5
ffeole greynes þerof grewe,
Spires stoden vp In a stounde
And bar blosmes briht of hewe;
ffeole greynes growen rounde
Of o greyne þat we sewe. 10
whon greyn in grounde bigi*n*neþ falle,
But ȝif hit die, hit schal not sprede,
þe londus folk forte fede —
In Joh*a*n gospel þus I rede,
þe apostles witen alle. 15
Whon greyne of whete is cast *in* grou*n*de,
hit liggeþ lowe vndur þe londe;
þ*er*of springeþ spires I-nowe
Aȝein þe sonne vndur þe sonde,
wiþ bitter blastes hit is I-blowe, 20
To wagge wiþ wynd hit wol not wo*n*de;
And aftur is ropen and leid ful lowe,
Boistesliche bounden in a bonde,
And þenne in cartes cast,
þen hit is brouht hom til a Berne, 25
hard I-þroſſchen in an hurne;
ffair bred, as ȝe schul lerne,
þerof comeþ atte last.
þe*n*ne is hit winewed wiþ þe wynde,
In Mesures mete*n* and grou*n*den to mele, 30
ffeire I-kneden, as ȝe may se
Bake Bred and feden fele.
þis whete-corn I haue in muynde
þat furst stod on a luytel stele.
Nou wol I preue bi wei of kuynde 35
þat o greyne won al vr wele,
whon greyne on grou*n*de was sowe
In Marie lond, þat Mylde croft;
þer-in com crist feire and soft
Out of heuene, þe heiȝe loft, 40
And greuh in grounde ful lowe.
Whon greyne of whete *in* grou*n*de was cast,
Quikliche hit quiked in a Qweene.
here hit liuede, for vs hit fast
ffourti dawes, as clerkes sene; 45
In eorþe hit dyed atte last,
And queyntely hit quiked aȝen —
þat made þe fend sore agast;
Nou greyne is brouht in bred to ben.
Bote for vre greyne gon dye, 50
Schulde neu*er*e Mayden ne wyf
Ones haue ete þe bred of lyf,
But eu*er*e ha liued in þe fendes strif,
fforsoþe, as I ow seye.

16 l. in grounde is sowe.

31 se st. fynde?

[1] Vgl. Altengl. Legenden, Neue Folge, Heilbronn 1881, p. LXXI—LXXVII, woselbst auch die Heiligenfeste, wofür die Homilien geschrieben sind, angeführt werden.

Whon þis spyr was sprad and spronge, 55
þritti wynter and al-most þre
wiþ fele wyndes hit (was) wronge,
Vre spir sprong al in pouerte.
he preched boþe olde and ȝonge,
And helede seke in mony cite. 60
Atte laste þe Jewes stronge
Scheren vr greyne ful lowe on kne —
þis me þinkeþ gret reuþe.
þe Jewes, þat (were) wikked and wrong,
Euere þei songen in heore song 65
And callede him false liȝere strong
þat was rote of treuþe.

his hondes þei bounden at his bac
And cariede him to sire Caiphas;
whos heued þei knelled wiþ moni a knoc, 70
þei Robbed him and hud his fas;
And aftur þei schoken a ful gret schak,
To proude pilate þei gon pas,
To heroude þei runne on rak
wiþ Jhesus þat diede for vre trespas — 75
þus was he driuen aboute.
heroude, þat wikked þing,
As a fool cloþud vr kyng,
And bad leden him to þreſſchyng
Of sire Pilatus Route. 80

þen was he þreſſchen þer on a tre,
On vre curnel knaues gon knoke,
Til his bodi bar a blodi ble,
Swete bred was out i-broke.
Of þis spyr I haue pite; 85
þorwh his woundes mon was spoke,
To buy hem heuene, þat hiȝe Cite,
þat lyȝen in helle ful lowe iloke.
ffleyles on hym gun flynge,
þey flapped on his feire flesch 90
þat whit was and swiþe nesch,
And as þe deuh doþ on þe gres
Spedly þe blod gon springe.

þen was he lad to an hulle.
To don him schome was heore delys, 95
To winewen him þer was heore wille
In wikked weder, boþe snowh and ys.
þe meke þing stod naked in þe chelle,
his cloþes þei wonnen atte dys,
And aftur leiden him doun ful stille
wiþ rode red so Rose on Rys.
þis Mayde seed was mete,
þe Rode-treo was heore Mesour;
On Crois þei cleynten vre Creatour,
On a schyd wiþ scharpe schour 105
þis mon was mad ful mete.

In writ as hit is founde,
þe Rode-treo þei liften vp anon,
Rampned hit harde in a ston;
his senewes brooken euerichon — 110
þus was vr greyne I-grounde.
On longe laddres vp þei trede,
þe Jewes þat weore wylde and wode,
Berien vre bred aȝeyn þe brede
Til al his bac to-brast on blode. 115
Vre Cake on Crois þei knede,
Rampned hit harde aȝeyn þe Roode,
þat made vre Meole swetter þen mede.
þus for us was greyþed vr gostly foode,
Molded in his oune bloode. 120
þer he heng I-Robed in Red,
In druye blood, whon he was ded —
þus spekeþ seynt Luc of vre bred
In his gospel goode.

þo was he marked wiþ a launce, 125
Don in þe ouene — such was heore lawe.
he Ros vp at his ordinaunce
On Aster-day, whon þe day gon dawe,
whon bred of lyf was forþ i-drawe.
his feire feste doþ vs a-vaunce, 130
his flesch vs fedeþ, we may be fawe
of his Blessed Ordinaunce.
þus seide seint Thomas of Inde
his bred of lyf couþe he not knowe,
whuch a Lof þat was I-sowe, 135
Til vch a fynger rikened on Rowe
þorw his bored breste gan fynde.

Kerueþ vr lof bi þe ouer syde,
ȝe þat ben Mylde makeþ ou þerwiþ wel atese,
And loke ȝe þenken In eueri tyde 140
what God haþ don ow wiþ to plese.
he bouhte blisse mon to abyde,
wiþ heuene-halle he gan ȝou sese,
But ȝe hit loste þorw pompe and pride:
To Bugge hit aȝeyn god gan prese, 145
To sauen ou from þe qued;
On a Rode he heng to-torn,
To lechen hem þat lay forlorn.
Ȝit is he God, as he was born,
And Mon in fourme of Bred. 150

þe neoþur croste mai þe fulle:
Cheuȝ þeron and ofte þenke
hou grim, hou hot hit is in helle,
ffful of pich, þat euer schal stynke,
I-ȝoten, and Brimston welle; 155
In Bras þei brennen bi þe brinke,

99 Ms. wonnes.

118 Ms. moode.

In serwe and wo þei swelt*ere* and swelle —
þer nis no clerk mai write wiþ Inke
half þe cumbring ne care.
þer is þe worm þat neuer schal dye, 160
Derknes and dym lyȝe.
þeih peter for a soule preye,
hit is not worþ a tare.

þenk hou gostes schul grede and grenne,
And hou deueles schul in hem dynge, 165
And hou bitterly þey schul brenne,
And þenk hou neddres schul in hem sti*n*ge,
þenk hou þei schul warien heuene-wy*n*ne,
fforsake crist and heore cristnynge;
þenk al is for vre sori synne, 170
And þenk þat serwe haþ non endynge.
þenk my tale is treuþe,
ffor Poule and Gregori
þus þei rikenen bi an bi,
In helle is al þis vileni, 175
And sixti so muche reuþe.

þenk how bemes schul blaste and blowe
And breke brinkes on domus-day,
Al vre þrouhwes þen schul ouer-þrowe,
vr kun schal comen out of þe clay; 180
Cursed and clene þen crist wol knowe,
þat Mon was marked In a May:
þe Corsede wol he caste lowe,
þe clene faste bi him, in fay,
In Joye þat lasteþ ay; 185
his face þenne schal vs fede,
Jh*esus* of whom I rede,
Ȝif we him loue and drede
And serue him to his pay.

Joye and pyne schal laste longe 190
whon vr prince haþ mad vre partyng;
In helle schul dwelle þe wrecches wronge,
þe clene in Court wiþ heuene-kyng
Ben fed wiþ Joye and Angeles songe,
þer is loue and lyf and no longyng. 195
ffleo we helle, þat stinkeþ stronge,
And bugge we heuene, þat blisful þing!
fful Joyful is þat bour
þer mon mai sitten In heuene-des,
þer is preued þe place of pees, 200
þe Joye þat is endeles
hem þinkeþ not half an hour.

Penau*n*ce wiþ his speres Ord
Schal come dep*ar*te and spende.
þerfore beþ wyse and worcheþ god*us* word, 205
Of alle oure synnes ow amende!
þen may ȝe byde at godus bord
þat Bred þat furst in loue Brende.
þis bred is to my pay,
In heuene hit is ky*n*g, as telleþ ȝor crede; 210
þis bred is broken vr frendes to fede
wiþ blessynges eueri day.

Eueri day þis bred is delt,
Broken in þre and al is on.
þat on is offret to him þat welt 215
his holy Angeles in heuene-tron.
þat oþur helpeþ him þat helt
ffrom þe fendes, vre soule fon.
þe þridde for-ȝiueþ gostes heore gult,
But hote helle haþ he non. 220
þis bred is broken on þreo:
þat on is offred to God in glorie,
þat oþur aleggeþ peynes In purgatorie,
þe þridde makeþ vs good Memorie;
Ac in helle þer may non beo. 225

Mon and Angeles feire ben fed
wiþ bred þat was in Marie born.
Goode gostes may beo ful glad
whon Messe amendeþ ow eu*er*i Morn:
ffeole ben delyu*er*et and feire i-lad 230
To þat riche feste I haue seid beforn.
But hote helle neuer helpyng had
þorwh þat Cake of Cristes Corn.
In helle pyne is piht,
weore hem loked eny leggaunce 235
In helpyng of heore harde chaunce,
Or eny þing mihte hem auaunce,
In ffoure þis bred were diht.

þis world is nouht, bote heuene is ouht,
whon deþ schal come wiþ his knyf. 240
Jh*esus*, þat vs lauht, kep vs in to þi frauht
And ay from vs stinte þe fendes strif.
þen schal beo rauht a Riche drauht
Out of þe wyse welle of lyf.
In to þat frauȝt Jh*esus* hire tauht 245
Samaritan, þat cely wyf.
he hiȝte hire drinke ful hende:
watur of lyf wiþ lyues bred
Schal sauen vs alle from þe qued.
God graunt vs þat whon we beo ded 250
To heuene þat we may wende Amen.

Stabat Joh*anne*s & ex discipulis duo (Joh. 1, 35—51).

Seint Jon vppon a tyme stoode,
And tweine of his disciples goode.
he biheold Jhesu comynge,
And seide þus of þat þinge:
„Seo here of God þe goode lomb, 5
þat was and Is wiþ-oute*n* wrong.“
And þis ilke disciples tweyn
herden Jon so to hem seyn,
To Jhesu sone þei made heor pas
And suwed hym þat was ful of gras. 10
Jhesu torned aȝein ful trewe
And (say) þo men þen him suwe,
he seide to hem: „what seche ȝe?“
þei seiden aȝeyn: „Rabi, þe“ —
Rabi is to vndurstonde 15
Maister most in vch a londe.
„wher dwellestou?“ þen seide þei.
Jhesu aȝein to hem gon sei:
„Comeþ and seoþ“, he hem bad.
þei coomen and seȝen wiþ herte glad
where þat he schulde dwelle,
And wiþ him weren þat day to telle:
hit was forsoþe in þat stour
þe tyme of þe tenþe our.
þis Andrew in þis plas 25
Symou*n*d peter broþur was,
he was on of þe two
þat herde Jon speke so,
þerfore anon wiþ good wille
Jh*es*u þei suwed feir and stille. 30
his furste broþur he fond her,
þat Symound was cald fer and neer,
And to his broþur sone seide he:
„Messye I-founden nou haue we“ —
þat is þus muche forte mene 35
As crist, to schewe ow al atene.
Aftur Andreuȝ þus his Broþur kneuȝ,
he ladde him sone to goode Jh*es*u.
Jh*es*u biheold Symound vppon,
Siggyng þus to þat mon: 40
„þou art Symound in þis wone,
þe sone of þat wo*m*mon Jone:
Cephas cald schalt þou beo,
þat Peter is to knowe and seo.“
On þe morwen Jh*es*u hende 45
In to Galilee wolde he wende:
Philippe he fond, þat was ful trewe.
To him he seide: „þou me suwe!“
Philippe was, soþ to say,
Of Bethsaida, þat Cite gay; 50
Peter also and eke Andreuȝ
Of þat same men hem kneuȝ.
Philippe fond Natanael þon,
And þus he seide to þat mon:
„whom wrot Moyses in his lawes 55
And þe p*ro*phetes in heore dawes,
þat we schulde Jh*es*u fynde,
Joseph sone, of Naȝareth kynde.“
Natanael seide, þer he stod:
„Of Naȝareth may sum þing be good?“
Philip Natanael þo bad:
„Cum seo Jh*es*u, wiþ wille glad.“
Jh*esus* þen say Natanael
Touward him come, as hit þo fel;
he kneuh he schulde beo to him dere:
þus he seide, as ȝe schul here:
„Seo a verrey Israelyte,
In whom nis nouþur wo nor wyte.“
Natanael seide in þat þrowe
To Jh*es*u: „wher hastou me knowe?“
Jh*es*u onswerde, þat al walt,
And seide: „ar Philip hedde þe calt,
whon þow weore vndur þe ffyge-tre,
Bifore þat tyme sayȝ I þe.“
Natanael seide anon: „Raby, 75
þou art Godus sone on hiȝ,
Of Israel þou art þe kyng.“
Jh*es*u onswerde to þat þing:
„ffor I haue seid I haue þe sen
vndur þe ffyge-tre to ben, 80
And þou in me leeuest al,
More þen þis seo þou schal.“
Jh*es*u seide to him þat day:
„Siker forsoþe, wiþouten nay,
Ȝe schul seo þe heuene vndo, 85
And godus Angeles vp styȝe also,
Comen adoun schul þei eke
vpon þe sone of Mon so meke.“ —

HEre breþren, here we rede
On þis gospel, seiþ seint Bede, 90
whi Jon, Cristes forgoer, here
Cald him þe lomb of god so dere:
ffor he him kneuh for Innocent
And vndefoulet þer present,
þat is to sei of alle synne 95
þat euer was þe world wiþ-Inne.
þe p*ro*phete seiþ a word honest:
Riht as a schep, þe meke best,
he schulde be take wiþ wolues badde,
And so forþ to his deþ beo ladde, 100
And as a lomb, meke of wille,
wiþ-oute noyse he schulde beo stille.
ffor Jon witnessed in þis plas
þat Crist þe lomb of God so was,
þeose tweye disciples trewe 105
Anon assented him to suwe,

14 Ms. Babi. 26 Ms. preter.

83 Ms. hem.

þei hoped þat he schulde hem make
More gostly grace for to take,
þenne Jon, þat was his fore-goere,
wiþ whom þei dwelled wiþ-outen dere; 110
þey leeued þat crist wiþ-outen drede
hedde most miht of þe godhede.
Jhesu torned to þo men
And asked what þei souhten þen,
Not only, for he kneuh not here 115
what-maner men þat þei were,
But for þei him so suwynge
Schulde haue a verrey knowlechynge
Of þe ffey wiþ-outen let,
þer-Inne stabliche to beo set; 120
he hem asked bi þat entent,
ffor þei schulde knowe wiþ whom þei went:
ffor sone he schewed hem good techyng
To knowen him for heuene-kyng,
ffor þei schulde haue þe more loue 125
To him and to his ffadur aboue.
Passyng þinges asked þei nouht,
But aftur his dwellyng sone þei souht.
þis com of a wilful kynde,
To wite wher þei schulde him fynde, 130
ffor þei wolde ofte þider come
To beo tauht of Godus sone.
Such as þei souhte þerfore
he ordeynd to hem for euermore,
he tauht hem, sikerliche for to sey, 135
In soþnesse to go þe heiȝe wey.
þeose disciples sone he bed
Cum sen his dwellyng out of dred.
his dwellyng was, wiþ-outen fable,
In heuenly techinges profitable, 140
By whuche to Joyes euerlastynge
þei schulde come in tyme comynge.
hit was comen in þat stoure
To tyme of þe tenþe oure:
þis is þat godus lawe presens 145
Is ȝiuen In Ten comaundemens.
þe parfytnesse of þat lawes
was wont to beo demed bi dawes
In þe noble Noumbre of Ten,
In scripture as we fynden hit þen. 150
Andrew þenne to Symound tolde:
'Messye we ha founde to holde.'
þis ilke word Messye clere
Is Ebreuȝ in þis Maneere:
hit is a name of gret vertu, 155
'Crist' hit is i-called In Gru;
In latyn also whon hit is Joynt,
fforsoþe hit is cald 'anoynt'.
Jhesus biheld Symound anone,
And seide he was þe sone of Jone. 160
Not only Jhesu ful of gras
Bodiliche him byheold in fas,
Bote wiþ-inne-forþ bi þe miht
Of his Godhede þat is so briht
he saiȝ þe sympelnes and þe quert 165
þat was in þat monnes hert,
þe heiȝnes of his soule also,
þat hit scholde to his blisse go;
he wuste him scholde wonte no Mes
Of alle þe vertuwes of holynes. 170
Symound is here for to say
'he þat is Boxsum euer and ay';
Jone is vndurstonden, dere,
'þe grace of god wiþ-outen pere'.
þer as Jhesu seide allone 175
'þou art Symound sone of Jone,'
þat is þus muche to seye nou :
'To Godus grace Boxsum artou;'
ffor he was ful of grace fuld,
þe blisse of heuene was to him buld. 180
Andreu is to sey ful wele
'Monly to be þe trouþe to fele.'
Androuȝ, wiþ goode wille he ron
To seo Jhesu whon he com.
Aftur, whon crist him calle wolde 185
To ben on of his disciples bolde,
his Nettes alle he forsok,
him to suwe, as seiþ þe Bok.
God us graunte þat ilke grace
So him to suwe to sen his face. 190

Ambulans Jhesus iuxta mare Galilee (Math. 4, 18—22).

Herkeneþ alle, Olde and ȝonge;
I rede ȝe þinke not her to longe,
but herkne nou what I schal telle,
As Matheu vs seiþ in vre gospelle.
As Jhesu wente forþ bi þe séé 5
þat is I-cald of Galiléé,
Two Breþeren sone þen saih he,
Symound, þat Petur cald scholde be,
And Andreuȝ he say also,
his broþur, þere wiþ him go; 10
Jhesu hem say doinde faste
heore Nettes In þe see to caste —
ffor þei þat ilke tyme were
ffischers, and þerbi liuede þere.
Jhesu þo to hem he come 15
And seide þus to hem sone:
„Comeþ," he seide, „and foleweþ me:
ffischers of Men schul ȝe be."

And þe Breþeren sone anon
Laft heore Nettes, wiþ him to gon. 20
And as þei wente al in-fere,
Tweyn oþur breþren sauȝ crist dere:
Sones þey weore of ȝebede þo,
James and Jon, breþeren two;
þe two breþeren weore þer ful ȝare 25
In a schip wiþ heore ffadur þare —
heore fadur hiȝt, as I haue tald,
Ȝebede his nome I-cald;
þer þei leyden heore Net(t)es þenne,
To take ffisches to helpe menne. 30
And Jhesus calde to hem ful sone
And bad þat þei schulde wiþ him come.
And þe breþeren þenne weore ful þro
And lafte heore nettes, heore fader also,
And folewede crist wiþ al heore miht,
him to serue boþe day and niht.
þis Is þe strengþe of vre gospel,
As men in Englisch tonge may tel. —

Þe wyse clerkes þat sum tyme were,
þus expounede þis gospel here. 40
þer Jhesu to him þis men calde riht,
And þei come wiþ al heore miht,
To his callyng þei come þo
And heore Nettes forsoke also,
fforþi wiþ him he dude hem take, 45
ffischers of Men he dude hem make.
Bote heore Nettes þat þei forsoke
To wite what þat is, good weore to loke.
þis Nettes beþ þus muche to telle
As hous and lond and oþur Catelle, 50
wyf and Child — at þis doing
þer þei forsoken al worliche þing;
þei forsoken also riht þere
Al fulþe of synne hat euer were,
And alle foule vices also, 55
Only wiþ god, heore lord, to go —
ffor wite we wel: hose ne doþ,
Crist may he not folwe, for-soþ.
ffor hose to crist wol him take,
þreo of his enemys he mot forsake: 60
þe world, his fflesch, þe fend þat is;
Or þeose wol make him bare of blis.
So dude þeos foure Men, soþ to say,
Of whom vr gospel spekeþ to-day.
Lord, what schal þenne of vs bifalle, 65
þat al day dost on vs calle
And we come not at þi callyng?
vnkynde, forsoþe, he may vs þink,
whon þeose apostles goode and hende
fforsoken alle þing wiþ him to wende. 70

And for Petur furst þe world forsook,
Petur is he cald in holy Book.
Petur is as muche to say
As 'ston of Sadnes euer and ay';
ffor-þi I-cald was petur so, 75
ffor he was sad and trewe euer-mo;
To cristes biddyng he was boun
An eode wiþ him from toun to toun.
ffor he was sad and eke good mon,
holy chirche was founded him on, 80
þat tyme þat he was mad in place
Pope ef Rome bi godus grace.
But forþer is vs good to telle
þat toucheþ to þis ilke gospelle.
þer as we scholde alle þing forsake 85
And only to vr lord vs take,
Mony of vs, forsoþe, þer ben
þat þe rihte wey cunne not sen;
þei onsweren and seyn 'we haue no þing
To forsaken and suwen vr kyng, 90
Of worldly possessiouns haue we nouȝt,
wyf ne child to vs I-brouht;
þerfore what scholde we forsake
þat nout to vs ȝit naue we take?'
fforsoþe, þeose gabben euerichon: 95
we haue take þat we schulde forgon;
whon vr lord schal vs deeme or saue,
Non excusaciun mou we haue.
vr self we moste forsake here,
And dispise þe world fer and neere. 100
Vre self Is þus muche to say
As vre fflesches wille euere and ay,
þe whuche flesch draweþ vs euer to synne
And al-wey wilneþ to beo þer-Inne.
ffor of vr self haue we no good, 105
But hit come of vre lordes mood.
we schul dispise þe world also,
þat is þus muche to seye ow to:
Seo we not þe world coueytyng
þat wol þe to þin ende bring? 110
ffor euere he is vre O ffo,
fforþ wiþ vr flesch forte go;
ffor alle synnes and vices þat beþ
Redi he is to acorde hem wiþ.
Ȝif þow þe world holly forsake, 115
Al dedly synne and to crist take;
Ȝif þow wolt do In þis wyse,
þus þe world þow may dispyse.
What schal we vnderstonde of þeos foure men
þat lafte þe world and suwede crist þen — 120
Petur and Andreu, Jame and Jon —
þeose dude so euerich on.

Bi hem is vndurstonden, I-wis,
ffour foundementes of holi chirche þat is.
ffor Petur, as I schal ȝow telle, 125
þat in Crist wolde dwelle,
Al-holy chirche he doþ schewe,
wiþ his good lyuynge al on rewe,
And in crist he edefyed so
Al þat he on eorþe dude þo; 130
þerfore he was furst foundement
þat to holy churche was sent.
Andreu was 'Monliche' and feir wiþ-Inne
Al goodnesse to holde and mo biginne,
Strong he was in alle þinge 135
Godus Comaundemens forþ to bringe.
James also, he was þen
'Supplaunter of vices fro men';
ffor he halp monye ferre and hende
Aȝeyn temptacioun of þe fende, 140
And schewed hem hou þat þay
heore lord God schulde serue and pay.
Jon is vndurstonde to be
'þe grace of God of heiȝ degre',
þat is as muche forte mene 145
As Chast, sobre he was and clene;
Clene he was wiþ-oute and wiþ-Inne,
Defouled was he not wiþ synne.
wiþ þis foure foundemens of vr kyng
Crist was þe chirche atte beginnyng.
And hose scholde edefye wel
A place þer scholde beo Joye and cel,
him bihouede þis to haue,
him to helpe and to saue,
And he moste seche feir and sone 155
þat in Crist his doyng beo done.
Ȝe þat ben feir and stronge,
I rede ȝe þerof muche God þonke,
And loke þenne in alle þing
þat hit beo spendet in his worching. 160
And hose is chast of his bodi,
Loke he serue god Inwardli.
Loke wel also, I rede þe,
þat þou beo in ful Charite.
ffor al þe vertuwes of þis men 165
were dispendet in god þeñ,
þerfore þei were þonked atte ende,
whon þei to þe blisse of heuene dude wende.
Bote þer crist seide 'comeþ aftur me,
ffisschers of men schul ȝe be', 170
heore Nettes schulde be heore preching,
To make to crist soulus gederyng;
As vr lord to petur seide so
'what-so þou biddest in eorþe, be do
In heuene þer my kindom is, 175
þer euer is Joye and muchel blis;
And what bond in eorþe þou breke,
In heuene beo hit no lengore steke.'
þis seide he to þe Apostel Pere,
And to oþur mo þat lyk him were, 180
And bad hem bynde bi confessioun,
To breke þat bond wiþ penaunce don.
ffor vche mon what werk he doþ,
Sone of þat werk he is, forsoþ.
hose serueþ Jhesu, þat al walt,
Sone of him he schal be calt;
And hose serueþ þe fend, vr fo,
his sone he is þe while also.
þerfore is good, whil we ben here,
þat we vs cheose þe beter mestere, 190
þat we forsake al vuel doinge
And serue crist þat is vr kynge.
Ȝif þou haue wyf wiþ þe atom,
To þe schal heo ben as non,
As non to þe In þis manere: 195
Loke heo beo not to þe so dere
þat þou more bisy aboute hire beo
þen to loue þi lord so freo;
Bote loue furst god wiþ al þi miht
þat wol for þe such wyuyng diht; 200
þenk hou he maad ow boþe of nouht,
And also ow to-gedere brouht,
And al þe loue of ow bo-two
Loke hit beo hol to Jhesu do:
þen schal ȝe loue or eiþer oþur 205
ffor Godus loue as suster and broþur;
In alle maner of good clannes
Loke hou ȝe mouwe or lyf redres.
Ȝif þou haue also, wite hit wel,
Mony possessions and gret Catel, 210
hit is to þe good hem to leue,
Leste hit muche vr lord greue.
Leue hem þus, I rede þe:
Loke þou neuer þe pruddore be,
Ne þe more In-Obedient 215
To him þat haþ þe al þat sent,
But muche more þou him plese
þat haþ þe maad so wel atese.
Plese him þenne In þis manere:
Loke what he haþ sent þe here, 220
And þenne þat þou bisi be
To dele aboute (to) his Meyne,
To alle þat þou maiȝt sen also
þat eny neode haue þerto.
ffor hit was take þe not þerfore 225
To kepe to þin owne store;
Bote beo we bisy In alle þing
To do þerwiþ vr lordus biddyng;

Sette we not to gret loue þerto,
But lihtly loue to parte hit fro. 230
ffor þauh a Mon hedde a þousund pounde,
And dalt hit in a luytel stounde,
we mihte beo siker of good tresor —
he þat sende þat, wol sende mor.
And þus I rede we forsake 235
þe Richesse of þis worldus wrake,
þat we sette no prys þerto,
Bote only Godus wille do.
we ouhte leue al oþur þing
To come to crist at his callyng, 240
As dude þe Apostles þat I of telle,
Of whom we speke in þis gospelle:
þei forsoke al worldlich þing
To folwe crist, þat is vr kyng.
Biseche we to þe Apostles dere 245
þat þei for vs make preyere
þat we so here do his biddynge
þat to his Blisse he vs bringe,
þer as þe holye Apostles be,
AMEN AMEN alle sigge we. AMEN.

Liber generacionis Jh*esu* *Christi* fili Dauid (Math. 1, 1—16).

ÞE Bok of Jh*esu* *cri*stes kuynde,
þe sone of Dauid, ha we in muynde.
he þat is v*er*rey God and Mon,
þe sone is cleped Abraham.
Abraham gat Ysaak þo. 5
Ysaak gat Jacob also.
Jacob gat Judas anon
And his Breþeren euerichon.
Judas gat, as we beo war,
Phares and ȝaram, of Thamar. 10
Sone þeraftur þat Phares
Gat Efrom wiþ-outen lees.
Efrom, he þenne gat
Anoþur Child þat Aram hat.
Aram gat, wiþ-outen gabbe, 15
A child þat hette Amynadabbe.
Amynadab gat wiþ Riht
him þat in name Naȝon hiht.
Naafon sone þen*n*e gat he
Salmon, þat was so fre. 20
Salmon, he gat þon
Bos of Raab, þat wo*m*mon.
Bos wente forþ in trouþe
And he gat Obeth of Ruthe.
Obeth gat Jesse, to telle, 25
As bereþ witnesse þis gospelle.
Jesse gat, wiþ-outen lesyng,
him þat was cald Dauid þe kyng.
And þe goode kyng Daui
Gat Salomon soone, þat was witti, 30
Of hire þat þo called was
Vries wyf in þat plas —
hire nome nis not here p*re*sent,
ffor heo to monnes deþ asent.
Salomon, þat was so wys, 35
Gat Roboam of muche prys.
And he þat so Roboam hette,
he gat Abias wiþ-outen lette.
Abias, haue we no drede,
he gat Ason in his dede. 40
Ason þenne gat in game
þat Josephath hette bi name.
Josephath, þat I of say,
Joram he gat, wiþ-outen nay.
Joram aftur in a stounde 45
Oȝias gat, as hit is fou*n*de.
Oȝias, þat was bold,
Gat Joatan, as hit is told.
Joatan nas not to lat,
Sone þ*er*-aftur he Achaȝ gat. 50
Achaȝ þenne in tyme schert
Eȝechias he gat in quert.
Eȝechias gat in pres
him þat hette Manasses.
Manasses, he gat þon 55
him þat was I-called Amon.
Amon þenne wiþ good wille
Josyas he gat ful stille.
Josyas, of whom we speke,
Jeconias he gat eke, 60
And his Breþ*er*en bi certeyn stage,
Of Babilon in þat passage.
And aftur þulke passynge
Of Babilon, wiþ-oute lesynge,
Jeconias gat ful wel 65
hym þat hette Salatiel.
þis Salatiel heere
Gat ȝorobabel wiþ good chere.
ȝorobabel, as hit is seid,
Gat Abiuth in a breid. 70
Abiuth, þat was so grim,
he gat þenne Eliachim.
Eliachim also þerfor
In þat tyme he gat Asor.
Asor gat him, nis not nay, 75
Sadok, soþli for to say.
Sadok, þat was so good,
Gat Achim wiþ Milde mood.
Achim þenne wiþ his bodi
Gat Eliuth, sikerli. 80
Eliuth þenne, as we rede,
Eliaȝar he gat in dede.
Eliaȝar, he gat of his kynde
Mathan, forsoþe, as we fynde.

Mathan þenne wiþ his blood 85
Gat Jacob, þat was so good.
Jacob, to vndurstonde,
Gat Joseph, Marie hosebonde;
Of whuche Marie Jhesus is boren,
þat crist is cald vs biforen. 90
þis is þe strengþe of vre gospel,
As Men in E(n)glisch may ou tel.

Þis ilke Joseph and Marie dere,
we fynde of o kinreden þei were;
þerfore hit is writen þus 95
In holi writ to rede to vs.
Matheu, þe goode Ewangelist
Of vre lord Jh*es*u Crist,
he wrot longe her-bifore
þis Bok of kuynde of cristes lore, 100
In whuche al Monkyndes hele
was bigonnen aboute to dele.
ffor in þis nome of Jh*es*u
Is bitokned muche vertu:
Jh*es*u is to vndurstonde 105
'Sauer of Mon out of bonde'.
Crist in to þis world com,
þat is soþfast God and Mon,
To buggen vs of helle fre —
So mihte non oþur do bote he; 110
þe nome of Jh*es*u her so hih
þus he folfulde as kyng mihti.
þe sone he was cald þo
Of Dauid and Abrah*a*m also.
Dauid is as muche to say 115
As 'an hondstrong mon ay';
ffor he asayled, ouercom and slouh,
Soþliche, as I telle ȝou now,
þulke stronge false enemye
þat Godus pepel wolde distriȝe. 120
vre strengest Conquerour
was only Crist, vr saueour,
þat wiþ þe deuel foul and grym,
fful of Atter and of venym,
ffauȝt here on eorþly lond 125
And ouercom him wiþ strong hond;
As mihti he him ouercom
And dampned him be Rihtwis dom.
Abraham is forte Mene
'ffadur of mony folk atene'. 130
Aftur þis victori to se
þe fadur of mony folk was he,
ffor he hem gat newe aȝeyn
þat weore in periſſchyng, soþ to seyn.
þat Abraham gat Ysaak, 135
And Ysaak Jacob gat,
And Jacob, þat we to calle,
Gat Judas and his breþ*er*en alle.

Spiritualy com Jhesus hende
ffor vre hele In to þis ende 140
Bi þeos patriarkes goode
þat we toforen of vndurstode.
þe nome of hem eu*er*ichone
Is vndurstonden Jh*es*u one,
þe vndurstondyng of alle hem 145
Is forto mene þe hele of Men.
Abrah*a*m, as I haue seid,
To ffader of mony folk is leid,
Bitokneþ þat crist þe fader is
Of alle hem þat lyuen in þis. 150
And also þis Ysaak
þat we biforen of spak,
Is vndurstonde 'a lauȝwhyng'
Or a-noþur gret Joyng:
hit tokneþ hi*m*, wiþ-outen drede, 155
Of whom þe Angel spac in dede
whon he to þe schepherde tolde
'Joye I schewe ȝou monyfolde,
And þat schal euere-more beo
To alle pepul to here and seo.' 160
Jacob is vndurstonden her
verreily 'a supplau*n*ter':
þat was crist, vr aller bote,
þat caste and putte vndur foote
þe fend of helle fer beo-hynde 165
þat wastor was to al monkynde,
And his dwellyng-place he brac
And entred in at þat ȝat.
Judas is as muche to say
As 'blisfulliche to knowleche ay': 170
þis was crist God an hiȝ,
As witnesset þe Ewangely,
þer as he seide 'ffadur fre,
In heuene and eorþe I knouleche þe;'
Also þe salm good and dere 175
þus seiþ in þe sautere
'vr lord is blisful euer-more
In his holynesses' þerfore
his holynesses is to calle
þo þat ben his menbres alle. 180
he vs graunte of his grace
In his blisse to haue a place. Amen.

Thomas vnus ex duodecim (Joh. 20, 24—29).

Thomas didim*us* him-selue,
On of þe Apostles twelue,
he was not on a tyme wiþ hom
whon þat Jh*es*u to hem com.
Su*m*me of hem gan to hym say: 5
„we han I-seȝen vr lord verray."

131 Ms. vittori.

144 Ms. In.

he onswerde and seide aȝeyn,
ffor his bileeue nas not serteyn:
„Bote I seo in his hondes schalle
þe forme of þe nayles alle, 10
To puyte my ffyngres in þat plas
þer as þe nayles was,
And in his syde myn hond to do,
Elles nul I not leeue so.“
Whon eiȝte dayes past were, 15
þe disciples aȝeyn were þere:
And Thomas, of bileeue vnstrong,
was þat tyme hem among.
Jhesu com, as was his wille,
In at þe sperred ȝates stille; 20
Anon he stod hem amidde,
Pees to hem bigon to bidde.
Soone to Thomas seide he:
„puit in þy finger nou and se,
Grope and seo at þis tyme 25
hondes and eke feet myne,
Tac þin hond in þis tyde
And puyt hit here in to my syde:
Of mis-bi-leeue beo þou no more,
But leeue þou treweli in my lore!“ 30
Thomas putte his hond strong
In to his wounde, þat was so long;
Thomas onswerde and seide sone:
„Mi lord, mi God! what haue I done!“
„Thomas,“ he seide, „for þou hast sen, 35
þou leeuest þat hit mai so ben:
Blessed beo þei of me so heiȝ
þat leeuen hit and neuere hit seiȝ.“
þis is þe strengþe of þis gospel,
As Men in Englisch tonge may tel. 40

Thomas, þat we speke of here,
was not wiþ þe Apostles dere
whon þei furst seȝe Jhesu
Aftur his Resurexiun tru;
þerfore he was in muche doute 45
And wente faste þeraboute.
Bote Jhesu, heiȝe heuene-kyng,
ffolfulde his desiryng:
he schewede him openli in his siht,
As þis gospel witnesset riht. 50
he put his hond in to his syde
And feled þer his woundes wyde;
þen was he to bileeue i-brouht
whuch þat he hedde aftur souht;
'Mi lord, Mi God!' he seide an hiȝ —
þat was þus muche to discri:
God of pite he menede þo
And lord of Dampnaciun also.
'Thomas,' he seide, 'for þou hit syȝe
heere wiþ þi bodily eȝe, 60
þerfore þou leeuest in þis stounde
þat þou hast now þe soþe i-founde:
Blesset mote þei euer beo
þat leeuen hit wel and not hit seo.'
Mony a blesset prophete ȝore 65
Leeued, þat say him not bifore;
Bodili saiȝ þei him not here,
But nou þei don In heuene clere.
Also on þis eorþe þer is
Mony a Mon þat leeueþ þis 70
And neuer-þe-les bodili to loke
þei seon him not, as seiþ þe boke,
But hopen þer-aftur euer-more,
And seruen him nou here þerfore.
Blessed þei ben bi good record 75
Euer-more of vre lord;
þat blessyng schul þei fynden al
whon bodi and soule de-part schal:
þen þe spirit schal ful euene
knowe þe heiȝe wey to heuene; 80
And also in þe laste day
whon god him-self þus schal say:
'Comeþ hider alle ȝe
þat blessed ben of my fader and me!
fforsoþe, for ȝou hit is diht 85
þe kynedom of heuene briht.'
Leeue in him þat was ful boun
To payen his blood for vre raunsoun;
Let mis-bileeue from vs go,
ffor þat is ȝate of endeles wo. 90
ffor, and we vndurstonde hem wolde,
Mony ensaumples we haue to holde,
ffeole goodnesses dude Jhesus
To his disciples, for hem and vs.
Summe of hem I wole rehers — 95
Alle, were a long vers.
Neodful hit is to al Monkuynde
þeos to knowe and haue in Muynde;
ffor þei wole wiþ-oute strif
vs lede to euerlastynge lyf. 100
ffurst he was boren, sikerly,
wiþ-outen synne of Mayden Mari —
And so was þer neuer non
wiþ-outen synne but he alon.
To twelue ȝer age whon he rauht, 105
In þe temple he sat and tauht.
And he from pepel mony and fele
Cast out deueles and ȝaf hem hele.
he eode vpon þe watres won,
þei bar him vp as god and Mon. 110
To þe blynde in mony place
Siht he ȝaf of his grace:
Of Cleiȝ and of his spotel also
þe Blynde he made eȝen þo.
Mony he heled in þat tyme 115
þat weren in þe palesy pyne.

he made þe see, when hit was wood,
To stonde stille and sese mod.
Also he made mony a Doumbe
To here and beo ful hol and sounde. 120
Also a wommon þat was ful seke
In þe bodi flix þenne eke,
Bi his cloþus ones touchinge
he ȝaf hire hele, as mihti kynge.
Mony wymmen he heled mo 125
Of al heore seknesse and heore wo.
þe watur he tornde into wyn
And mad hit boþe fresch and fyn.
þreo dede men he reised blyue
ffrom þe deþ to þe lyue: 130
In þat hous hit was I-wis
Of Archiſinagogis,
his owne douhtur heo was on;
þe wydewe sone in þe ȝate anon;
And Laȝer of his Monument 135
was vp rered and com present,
þat foure dayes hedde i-leyn
Ded stynkyng, soþ to seyn.
ffyf þousund men also he fedde
wiþ fyue loues þat he hedde, 140
And also ffissches þer weore two,
þe Bok telleþ þer weore no mo;
ffyue þousund weore þere of Men,
wiþ-outen children and wymmen þen,
And of þe Relef leid on hepes 145
þer lafte fulle twelue lepes.
his face he made sonne lyk
And his cloþing snouȝ-whit.
Meseles he touched moni on
And made hem forþ hol to gon; 150
whon he seide 'ȝor hele i wolle',
Anon þei heled at þe folle.
Al þat he tauhte euer-more,
he dude hit þe disciples to-fore.
he spac wiþ þe ffadur in heuene, 155
þat þei of him herde þe steuene.
he made Nettes to beo cast
In to þe se vnstudefast
And at his biddyng vp was drawe
An hondred ffiſſches and þre þat þrawe. 160
he made peter to take couþ
A peny of gold of a ffiſſches mouþ.
To his disciples he dude a-peere
In mony a dyuers maneere;
he ordeynte hem mete newe 165
whon þei him not þer knewe;
wiþ O lof þat he hadde
In schip he fedde hem alle gladde.
þe Olde lawe chaunged he
In to þe newe forto be. 170
he ros maugrey þe Jewes strif
Bodiliche from deþ to lyf.
Mony holy he made to rise
Aftur his passion in þis wyse;
To mony folk wiþ-outen were 175
þat same tyme þei dude apeere.
þe sonne he made waxen derk,
þe eorþe to quake at þat werk,
þe veil of þe temple also
he made hit euene cleuen atwo. 180
þe spoyled helle and out he tok
hem þat he louede, as seiþ þe Bok;
þe fend he bond, of synne þe Roote,
ffor euere to ben vndur foote.
Grace he made sone to falle 185
Among his disciples alle
whon he seide 'alle pouwer
Of heuene and eorþe is ȝiue me her',
he bad hem go in þis wyse
On eorþe heere to Baptiȝe 190
In nome of ffadur and of sone
And of þe holigost in wone;
he hem made alle a-Rowe
In Brekyng Bred him to knowe.
he entred In at þe sperred ȝate 195
whon he þere of pes spake.
he steih to heuene wiþ his miht
In alle hise disciples siht.
he sende wit and wisdom
In to þe world, god and mon. — 200
Alle þeose, and mony mo,
Goode dedes dude he þo;
And ȝit he is, ful sikerli,
To don vs goodnesse euer redi.
Leeue and knowe him we scholde 205
þat al þis goodnes schewe us wolde;
þen wol he vs make to wende
In to Joye wiþ-outen ende. Amen.

Dicebat Jhesus turbis (Math. 23, 34—39).

Herkneþ alle þe Mylde speche
þat Matheu here wol vs teche.
Jhesus spac, as he doþ telle,
To ffelawschipes of Jewes felle,
And to þe princes of prestes þo 5
þat weore in þat world also:
„Seo,“ he seiþ, „I to ȝou sende
propheetes, wyse, and lettred hende,
And ȝe of hem faste schul slo,
Crucifye hem and don hem wo, 10
Ȝe schul of hem scourge bi-dene
In ȝoure synagogus wiþ teone,
ffaste also ȝe schul hem suwe
ffrom Cite in to Cite newe

196 Ms. spes.

þen schal hit on ȝow falle· 15
þe rihtful blod of hem alle
þat schal wrongfoly beo sched
And on þe eorþe wyde spred,
ffrom Abels blood Rihtwys
To ȝakarias, luytel of prys, 20
þat ilke same ȝakarie
þat was sone of Barachie,
whom ȝe slowe wiþ vnfeer
Bitwene þe temple and þe Auter.
And forsoþe to ȝou I say, 25
Al þis schal falle sum day
vppon þis ilke same kuynde,
þat I haue mad nou of muynde.
Jerusalem, Jerusalem,
þou slest and stonest *pro*phetes wiþ grem 30
whuche þat ben to þe sende
ffor þi *pro*fyt, þe to amende:
hou ofte wold I geder to-geder
þe sones of þe þat are so slyder;
As ofte-tymes as þe hen 35
Gedereþ hire Chikenes þen
To-gedere holliche vnd*ur* hire whynges,
wolde I gedere þe wiþ-outen lesynges,
And þou hit nult not of me take,
But al-to-geder hit forsake! 40
Seþþe þat ȝoure dwellynge
Schal in desert beo leuynge.
And þerfore I seye to ȝow,
ȝe schul me seo no more from nou,
Til þat tyme come and þat day 45
þat ȝe schule vchone say
'Blessed beo he þat comeþ
In Godus nome and wiþ vs woneþ.'
þis is þe strengþe of vre gospel,
As Men in Englisch tonge may tel. 50

Breþeren, take we gode hede
To Poules word þat we rede,
how he wrot for þe bettre
To Men of Corinthi bi lettre:
he seide, Diuerse ȝiftus were 55
ȝiuen to Godus Apostles here:
To beo *pro*phetus to su*m*me was ȝiuen,
here in eorþe so to lyuen
þinges forte telle bolde
þat weore to come mony-folde. 60
To su*m*me was ȝiuen wisdam boun,
ffor to knowe bi good resoun
In what tyme þei schulde teche
Godus wordus to *pro*fre and preche.
Su*m*me was ȝiuen scribes to be, 65
Cunnyng of lawe, as I sei þe.
Among þis noumbre acounted was
Steuene, þat stoned was in plas,
And poul also, þat was slawen,
And petur, on þe Cros drawen, 70
And mony disciplus of crist also
weore bitterli I-scourged þo,
As þe apostles in heore dedes
wol witnesse, hose redes.
þer as crist doþ vs telle 75
fforþur-more in þis gospelle
þat þei schulde su*m*me porsuwe
ffrom Cite in to Cite newe:
þe Jewes hem flemed, to vnderstonde,
ffrom toun to toun, from lond to londe, 80
ffrom heore kinraden weore þei þrowe,
þe Jewes wolde hem noþing knowe.
þei wente þe pepul forto preche
þat nolde not heore god knoweleche.
þerfore crist mad hit couþ 85
And seide wiþ his owne mouþ
þat al þe rihtful blod bi-sted
þat schulde on þe eorþe be sched
ffrom Abeles blod, muche of prys,
To ȝakaries vnrihtwys, 90
þat was Barachies sone,
As holy writ hit telleþ in wone,
Schulde aske veniaunce of hem
ffor heore misdedes þen,
But þei amended and were meke 95
And wolde Merci ofte biseche.
Of Abel hit nis no drede
To speke of his deþ in dede,
whom Caym, his broþur, slouh,
As Genesis vs telleþ nou. 100
Of ȝakarie is questiun gret,
As we fynden write ȝet,
þat was sone of Barachie,
As men hit rede openlye.
he is a-Counted on him-selue 105
Of þe *pro*phetus þat were twelue,
ffor on forsoþe told was he,
And þe elleueþe forte be.
But su*m* men vnderst*on*de wolde
In oþur maner beo hit scholde: 110
þat ilke ȝakarie ffadur was
Of Jon Baptist, ful of gras.
But þis resun bi good lik*e*nes
In beter maner we may redres,
whil oþur þing Resonable 115
preueþ þe soþe wiþ-outen fable.
Oþur men þei seyn also,
þis ȝakarie þat was þo
Slayn and mad ful vnfeere
Bitwene þe temple and þe Autere, 120
þat he schulde beo þe rihtful mon
Of whom vr speche is maked on.

---

101 Ms. þis.

But afturward holy writ
To vs apertly telleþ hit
hou we schulle in þis stour 125
kepe vs from þis errour.
Bote of þis ilke ȝakarie
þat was þe sone of Barachie:
he was a prest of lawe badde,
his oþur nome was Joadde. 130
Neuer-þe-latur in þat gospelle
þa(t) Naȝarenes vsun to telle
ffor þis Barachie his sone
his fadur nome we fynde *in* wone.
þerfore schortli þus sei we 135
ffrom Abeles blod þat was so fre,
ffor he was rihtwys and trewe
Godus lawe for to suwe,
þe furste was his rihtful blod
þat was sched for god so good, 140
þerfore þis blod of Renoun
Is clept of vre generacioun
To ȝakarie, sone in dede
Of Barachie, as we rede.
her-of muche muse we may 145
And þenke bi vr-self to say:
hou þeos kunrades tweyn
Schulde de-parted be, to seyn
Of whuche holy writ here
Ofte is muche in were, 150
whuche of þeos two tofore
Schulde ha be slayn ȝore.
Of holy writ þe Manere
þus de-parteþ hit hem here,
þe kyndes þat beo goode þen 155
ffrom þo þat beþ wikked men;
þerfore is þe de-partynge
So bi him-self vch a þinge.
þerfore he seide, from Abels kynde
To ȝakaries, þat was beo-hynde, 160
þat blod schal on þe Jewes crie
veniau*n*ce bifore god openlye,
ffor þey þe gode blod spilt
In muche distaunce wiþ-oute gult.
Abels kuynde was rihtful blod, 165
And ȝakaries no-þing good.
Bote of þe goode at þis tyme
Take we ensaumple fyne,
þat we may wiþ þe *pro*phete say
þat in his salm*us* seiþ al-day 170
,ho schal stiȝe in to þat hille
Of vr holy lord wiþ wille,
Or ho in þat hul holy
Euermore schal reste . forþi
Siþen mony men differuet han 175
þider for to wende þan
þat blesset hul for te come to
In diuers ages so
þis ilke kinraden hende
Alle schul þei þider wende 180
þat sechen to sen vr lordes face,
God of Jacob, ful of grace.
And in a-noþur place we fynde
Of seyntes þat ben not bihynde,
þe kinraden of holy men 185
Euer schal beo blesset þen.
Of wikked Men in þis stede
holy writ telleþ to drede
þat schrewed Men likned are
To Neddres kynde, of godnes bare, 190
þat euere are redi day and niht
To do wikkednes by heore miht,
heore Euencristen forte nuyȝe
And al-wey liuen in þat Envye.
þeose men, beo þei siker, 195
Bote þei amenden of þis biker,
wiþ Sathanas þei schul dwelle
Euer-more lastynge in helle.
Bote *pro*phete hose wol lok,
Telleþ In Eȝechiels bok: 200
þo þat are trewe I-fou*n*den,
þei schul be sparet and not bou*n*den,
As Noe, Job, I ow biheete,
And Daniel, þe goode p*ro*phete.
þeos þre are to vndurstonde 205
To þreo-maner folk liuonde:
Noe is likned forte be
To widewes kept In Chastite;
Job to wyues trewe also
þat not out of heore ordre go; 210
And Daniel to Maydenes clene
þat trewe and louely are to mene.
And ȝif þis ilke peple sounde
Mai here in eorþe be founde,
Vre lord god wol us spare 215
And kepe us out of wo and care.
And riht on þe same prise
As Caym and Joaad vnwyse
Striuen eu*er*e wiþ heore Mayn
þe holi Apostles aȝayn, 220
þerfore þei beo þus i-told
Of on kinraden, beo ȝe bold,
To diffese þei ben put,
Euer þerto to beo knut.
Riht so Godus seyntes schal 225
Beo sauet from alle wo and þral,
lykyng of loue schul þei take,
Euer to lyue wiþ-outen sake.
þerfore he seide, from Abels blood
To ȝakaries, no-þing good; 230
Abels kuynde is riht-wys,
þe toþur euer ful of vys.
But forþur-more is good to here
what vr gospel wol us lere,

As þeos holy Clerkes tel 235
And wol vs teche in þis gospel.
þat crist to Jerusalem spake,
In double wyse we hit take.
Twyȝe he seide 'Jerusalem,
þat prophetes slest and stonest hem
þat are for goode to þe iwent
And beo myn owne biddyng sent'.
Jerusalem cald he nouht
þe harde stones þat þer weore wrouȝt,
Nor of þe toun þe Buildyng 245
þat mad was of Real þing;
Bote to þe dwellers in þat toun,
On hem to crie crist was boun.
In oþur place, as we fynde
And ofte haue hit in vre mynde, 250
Crist seiþ Jerusalem eft-sone,
And wepte for synne þat hit hedde done.
he seide þus wiþ wille fre:
'ffful deore of ȝow wolde I be,
To gedre ȝou to-gedere dere 255
As hen hire chikenes doþ I-fere,
I wolde ow gedere to my kepynge
As hen hire chikenes vndur whinge';
Bote he seide, as he þouht,
þerof in no wey wolde þei nouht. 260
Bi þis word openly he schawes
þat mony prophetes in þo dawes
þat he in þis world send,
Mony of hem hyndward went.
But þen is heer a questioun 265
Meued, þat is of gret renoun.
þer he seiþ 'hou ofte-tyme
Mi wille weore to deuyne
þat I wolde þe so slyder
ha noriſſched and gederet to-gider': 270
þe prophete in a place seiþ þus,
Is in þe Bok of salmus:
þat alle þing þat god wolde
he dude hit at his wille bolde.
þis is to sei wiþ-outen dere: 275
þeiȝ godus wille such were
þat vche mon schulde biginne
wel to do and leue synne,
ȝit ofte-tyme mon forsakeþ,
As wrecche vnkuynde on he takeþ. 280
To him haþ god I-ȝiuen freo wille
To chesun þe goode from þe ille.
Alle oþur þing to mon is lant,
ffreo wille of ȝift to him stant;
þerfore he may þerwiþ chese 285
him-self to saue or to leose.
But god seide in þat place
To wrecches þat wolde take no grace
Ne folewe Merci in þat say,
But euere liuen In synne to stray; 290
he seide þat heore housus schal
Beo laft voyde and wasted al,
'No socur schal hit to ow ȝiue
At ȝor neode þerwiþ to liue.'
þeos wordus moste we more clerly 295
vndurstonde and telle why,
And seiȝe to hiȝe and to lowe
þat vr saueour doþ vs schowe.
whon þat we weore ful ȝonge
Out of vr Modur wombe Isprونge 300
And clansed of þe synne badde
þat we of þe Original hadde
Bi Adam, vre forme ffader,
Made clene we weore in watur;
þenne weore we godus hous, 305
Soþly, and his owne spous.
But whon we falle to synful pyne
Aftur þat in eny tyme,
vr oune desyr to don in hiȝe
And not to godus wille plyȝe. 310
þerfore þe heiȝe heuene-kyng
Called hem nout his housyng;
Crist seide not his hous,
Bote heoren, for þei weore tricherous,
heor owne bi þis enchesoun, 315
ffor hit schulde to dampnacioun;
And ȝif hit i-kept þenne wel were,
his hous schulde hit beo ful dere.
þerfore seide Jeremy
In Cristes persone Almihty 320
þat God forsok heore soules þo
ffor his hous for synne and wo.
he departed his heritage
On diuerse wyse in luytel stage.
he ȝaf his louers heuene at ene, 325
þat kept his hous veir and clene
And wiþ-draweþ hem from þat fuire
Of hem þat in synne duire.
God seiþ, þe oþur parti was
As an vuel best in plas 330
þat Iana is cald of man.
In sum-maner tonge þan
Iana is a best felle,
As þeos clerkes don vs telle,
þat diggeþ vp dede men 335
þer þei ligge in graue þen;
Non vnclannes nul he spare
Of þat ilke bodi bare,
But draweþ and eteþ þat he may fynde,
he leueþ neiþer Roote ne rynde. 340
Such was þis pepel als
Of þis Jewes þat weore fals,
þat vre lord, as seiþ þe bok,
ffor his hous hem forsok.
þei weore put for heore pride 345
To seche dwellynge in londes wyde;

þei haue no propur lond wiþ boundes,
But Crepen aboute as corsud houndes.
þus Godus wordus weore not fyled,
But þei hem-self foule bigyled. 350
þer vre lord seide to hem
wiþ his owne mouþ þen:
„ȝe schul not seo me til þat day
þat ȝe schule to me come and say
Blessed be þou, al in game, 355
þat comest vs to in godus name‘:
whi vr lord seide so
þat þei scholde him blesse so?
ffor he wolde ensaumple ȝiue
To tellen vs hou we schulde lyue. 360
we may neuer sen his face
Til we þis wordus seye of grace,
þat is, to knowen him in vr lyue,
To do penaunce and vs to schriue,
And euere in wille so to beo boun 365
To make satisfaccioun.
þus mote we do ful riht,
ȝif we wol seo his face in siht,
þer as he him-seluen is
In heuene, in his glorious blis. 370
þerfore þe Jewes of penaunce
haue tyme and of repentaunce:
To crist wer beter þei hem dresset,
þat euer is so good and blesset,
þat in þe holy ffader name 375
Com to eorþe for vre blame.
And þus his face wiþ-outen let,
þat euere in Joyfulnes is set,
we schul euer-more seo
And in his blisse wiþ him beo. 380
To þat blisse he us bringe
þat is kyng of alle kynge. Amen.

Dixit Jhesus Petro, sequere me (Joh. 21, 19—24).

Herkneþ alle for ȝor prou,
what goode Jon vs telleþ nou.
Jhesu seide to petur þo:
„ffolewe me, whodur I go!“
Petur tornde aȝeyn þat day 5
And sone þat disciple say
whuche þat Jhesu louede wel;
þe serteyn soþe for to tel,
Jon hit was wiþ-outen pride:
he folewed Jhesu in þat tyde, 10
he leoned aftur at þe sopere
To Jhesu breste, as ȝe schul here,
And as he leoned to þat brest
he seide to him, as he þer rest,
„Lord, I wolde I-wite who 15
Schal þe bitraye and do þat þo?“
whon petur saih þat disciple
Speke to Jhesu of þis title,
„Lord,“ he seide, „what schal he þis,
To folewe þe þat of good wille is?“ 20
Jhesu seide, godus sone:
„I wole he dwelle þus, til i come.
what,“ he seide, „is þat to þe?
Do nou so þat þow folewe me!“
þis ilke word sone sprong 25
þe breþeren þere alle among:
þat þulke disciple so good
Schulde neuere die, þei vnderstod.
Jhesus seide not þat þyng,
But he to dwelle to his comyng, 30
To Petur he seide wiþ wille fre.
þis same disciple is he
þat schal heraftur bere witnes
Of alle þeos þinges more and les;
And þis ilke same þing 35
Schal beo witnessed bi þis writyng.
we witen hit wel wiþ-outen drede
his witnessyng is soþ in dede.
þis is þe strengþe of þis gospel,
As men in Englisch tonge may tel. —

Ful openly weore þei seyde,
þe wordus þat crist to Peter leide,
þer he bad þat Apostel sleih
þat he schulde folewe him trewely;
þat was þus muche forte say, 45
þat he schulde dye sum day
vppon a Cros as Jhesus dere,
But not in þe same maneere;
þerfore he bad hym take hede
him to folewe, to dye nede. 50
Crist ros from þe mete anon
In to a-noþur place to gon;
To folewe him petur nolde not lete,
he suwed þe steppes of his feete;
þus was he asent to folfille 55
Al þat crist hedde I-seid him tille,
whon he seide to þim þo
‘Suwe me and wiþ me go.’
Also anoþur him suwed ȝare
þat crist louede eueri-whare. 60
Not only þis disciple heere
was loued of god þus syngulere,
Not only was he loued þere,
But mony oþure þat þer were;
Ac for he was Mayden wiþ-Inne 65
And kneuh not þe fulþe of synne,
þe more special loue-drinke
Crist let vppon him synke.
But Crist him-self preue wolle
Bi mony skiles atte fulle 70

þat he louede hem wel alle,
Ar he to þe deþ wolde falle;
he hem tolde of his diȝinge,
And also of his vprisynge,
he seide: „as my ffadur in wone 75
haþ me loued þat am his sone,
So haue I loued ow in querte
wiþ al þe wille of myn herte.
þerfore wiþ al myn herte I pray,
Dwelle ȝe in my loue euere and ay; 80
Loke þat ȝe not out weende
Neuer to ȝor lyues ende!"
Bote Jon was loued of god þore
Alle oþur men tofore;
he was his Mayden, chosen hende 85
So to dwellen wiþ-outen ende.
Sum storius þat we reden on,
Seiȝen Jon was a weddet mon;
Crist, þat is lord in trone,
Cald him from his weddyng soone, 90
And þat only was, for he wolde
ffrom flesches lust him take and holde;
he fulde hym wiþ swetnes aboue
ffulliche of his oune loue.
And afturward, whon crist schulde dye 95
vppon þe Cros, þat was so hiȝe,
To þis gode disciple dere
he bitok his modur to fere,
ffor Marie Mayden þat he chees,
þat was of alle synne wem-lees, 100
vndur þe kepyng of Jon
Schulde beo fro hire fon.
þis kepyng was of good entayle,
ffor Jon hire schulde neuer fayle.
O Maiden, wiþ-outen lesyng, 105
hedde heer anoþur in kepyng;
ffor eiþer schulde beo wiþ oþur
In clannes as suster and broþur,
Euer to-gedere forte wone
Aftur þe diȝinge of hire sone, 110
And aftur his vp-rist also
And his steiȝing to heuene þo —
whuch steiȝinge was ful euene
vp in to þe hexte heuene.
whos chast lyf schulde witnes bere 115
þe Chastite of vr ladi þere,
þat neuer synne he ne wrouhte,
Ne so muche as to his þouhte.
þer as he seiþ þat Jon Reste
vn-to Jhesu Cristes breste: 120
þat is bi-tokned holy writ.
þe gode Apostel witnesseþ hit
þat Jon hedde al oþur tofore
Plente of priuetes more
Of þe Godhede of Jhesu 125
þen ony oþur disciple kneuh.
þerfore he seiþ þen leoned he
To þat breste of gret pouste;
ffor in þat breste fulliche is knit
Al þe tresours of gostly wit, 130
ffor þer-Inne beoþ wisdames kud
And at his owne wille I-hud.
þerfore þat disciple þon
To þat breste reste con;
þat breste ȝiueþ folliche in place 135
Grettest ȝiftus and most of grace.
Ȝit neodeþ vs to haue lore
Of vr gospel forþur-more.
whon petur þis disciple say,
he seide to Jhesu at þat day, 140
„Lord," he seide, „what is he þis,
To folewe þe of such wille is,"
As hos seiþ, I wolde witen al
what þer schal of him bifal.
Jhesu onswerde feir and wel: 145
„þis mon I wole þat he dwel,
heere to dwelle schal he not schone
Til I my-self aftur him come,"
As hos seiþ, þis worldus fray
Schal him neuere of lyf stray. 150
„Petur, what is þis to þe?
Beo þou aboute and folewe me,"
þat was to sei, tac non hede,
But beo aboute þyn owne nede,
ffollich forte make þe ende 155
Of þat þou most to wende.
þeose wordus he seide bi seint Jon:
he schulde not dye bi Martirdom,
Bute wiþ-outen violence
In eorþe enden in his presence. 160
þerfore, breþeren heiȝe and lowe,
hit nis not wel for to trowe
þat Jon suffrede in his flesch
As oþur dude, hard and nesch;
þerfore god, vr goode lord, 165
Seide to him þis record
„I wole þat he heere abyde
Til my-self come in tyde."
whon oþur Apostles in distaunce
Diȝed her In gret penaunce, 170
he abod þe good comynge
Of Jhesu crist, heuene-kynge,
Not only for his suffryng sore
þat Jon suffrede þerbifore,
Bote for vr lord soþly wolde 175
þat in his pes diȝe he scholde.
ffor in eorþe nis no mon
þat wuste where his bodi beo-com,
But þat crist of heuene hit fette
And þer as he wolde hit sette. 180

þus weore folfuld at a breid
þe wordus þat crist of him seid.
he vs graunte of his grace
To come to heuene and sen his face.
Amen.

Angelus domini apparuit Joseph (Math. 2, 13—15).

Alle I rede þat we here
þat goode Matheu wol vs lere.
he seiþ þat Godus Aungel
Apeered, as þis tyme fel,
To Joseph in his slepynge, 5
þeos wordus to him seyinge:
„Rys and take þis blessede childe
And his Moodur, Meke and mylde,
ffleo in to Egipt Cuntre,
And beo þer til I warne þe. 10
ffor to come Is þis þinge
þat heroud, þat is heore kynge,
Schal seche þis child wiþ his mayn
And bisy him þat he weore slayn.“
Joseph ros vp, whon he wok, 15
þat child and his Mooder tok,
And in to Egipt hem dihte,
he fleih a-wey al bi nihte.
þer þei dwelled bi godus red
Til þat false heroude was ded: 20
ffor þat hit moste nede
Beo folfuld in eueri dede
þat of god was spoken hiȝe
Bi prophetes in heore prophecie,
þer as hit was seid in sawe 25
And out of prophecyes drawe:
„Out of Egipte haue I cald
Mi sone of miht þat al walt.“
Whon heroud wuste he was bigyled,
And þat þe kynges had him wyled, 30
þat hette to bringe him warnynge
Of þat childes berynge;
whon he wust þei come nouht,
In muche wraþþe was he brouht:
he sende to sle in þat wood drem 35
Alle þe children In Bethleem
And aboute in mony cuntre,
þat of two ȝer old mihte be,
þei spared not for no synne,
Of two ȝer and wiþ-Inne 40
After he hedde I-spoke in wast
wiþ þo kynges and þei were past.
þus hit was folfuld þon
þat seide þe prophet Jerom,
Seyinge: „an heih was herd a vois, 45
wepyng and serwyng wiþ gret nois:
Rachel bi-wep his sones bolde,
Cumfort take he not wolde,
ffor þat þei not ben“ —
þus Is hit writen to sen. 50
þis is þe strengþe of vre gospel,
As mon in Englisch tonge may tel. —

Clerkes, þat were of gret prise,
Expounden þis gospel on þis wyse.
þei speken of þe deþ pressious 55
Of þeos Martires of godus hous,
þei were Innocens wiþ-Inne,
fful gultiles of alle synne.
Deore breþeren, þis lessoun
Is, forsoþe, of gret renoun, 60
And is reherced at þis tyme
To vs alle here in Ryme;
Bi whuche we may vndurstonde
þat þis precious deþ in londe
Of godus Martires, ful of miht, 65
þat derworþ is in godus siȝt.
Bot bi þeos ȝonge children here
þat slayn at þis tyme were,
vndurstonde wel we may
Meknesse, þat grace bringeþ ay; 70
þei weore meke, wiþ-outen loþ,
wiþ heore fo-Men weore þei not wroþ
þe deþ for godus loue to take.
vche mon schulde him meke make,
þenne he schulde to Joye aboue 75
Come and reffeyue Godus loue.
But forþer-more, as Matheu
In his gospel wol vs scheuȝ,
But ȝif we children be, he seiþ,
And torne vs from synne to feiþ, 80
we may not elles, soþ to telle,
In Joye wiþ Jhesu crist dwelle.
ffor as þeos children alle atene
wust not what was synne to mene,
So moste we fare bi North and South
Til synne weore to vs so vnkouth.
But þere as þis gospel good
Telleþ vs soþly hou hit stod,
þat þese ȝonge children weore slawe
In Bethleem Cite bi þat dawe, 90
And in mony Cuntres mo
Al aboute þei souȝte hem þo:
þat hit was in mony cuntre
As wel as in Bethleem Cite,
þis scheweþ þat not in Juweri 95
Al-holly churche schulde not onli
Take byginnynge þer bi grace,
Bote also wel in oþur place,

---

47 Ms. Bachel. 57 þei st. þat. 66 tilge þat? 72 Ms. worþ. 75 Ms. þe st. to.

In oþur Cuntres aboute wyde,
þer godus wordus wolde abyde. 100
ffor riht as þeos childre weore
slayn,
Cursed wrecches weore aftur fayn
Bi persecussions to do dillese
To Godus peple and hem displese,
And aftur heor paciens I-holde 105
God hem aftur croune wolde.
þer Heroude bad ful of qued
þat alle þo children schulde beo ded
þat weore in elde of ȝeres two
And þei þat wiþ-inne dude go: 110
þis bitokneþ bi good wit,
As witnesseþ holy writ,
þat þei þat wolen ben parfyt
To loue god wiþ gret dilyt,
And desiren þenne ful euene 115
To haue þe gode kyngdom of heuene,
þei mosten ben of two ȝer old
In þis maner, beo ȝe bold:
þeos two ȝer moste wiþ hem wende
Techynge and worchynge ful hende;
Bi þeose two ȝer sone schal he
Parfyt to God of heuene be.
þo þat weore two ȝer wiþ-Inne,
þeos Innocens wiþ-outen synne,
Of whom in þis ilke speche 125
Muche good þei wole vs teche?
we vndurstonde þis lewed men,
vn-knowyng of lettre þen;
Ofte we seon, of olde and newe,
Studefast of feiþ þei ben and trewe. 130
þei ben cald wiþ-Inne two ȝere
ffor þis skil þat ȝe schul here:
Of teching and worchyng sikerli
þei ben not two ȝer old fulli.
But þe blisse schul þei wynne, 135
As Innocens þat weore wiþ-Inne.
But a wondur þing is þis
fforte vndurstonde, I-wis:
þey þat neuer trespast nouht,
ffor crist weore to deþe i-brouht, 140
And crist, þat is al-weldande,
Scaped þo from his enemys hande.
þis bitokneþ soþli þus
þat gode mennes bodius
þat are for godus loue i-slawe 145
And in þis world don of dawe,
Schul beo kept in eueri tyde
In blisse wiþ crist to abyde
And ben eyres to þat kyndom
þer as woneþ god and Mon. 150
But for þat verrey godus sone
Is lord of alle þinges in wone

146 Ms. sawe st. dawe.

And in his pouwer, out of drede,
weldeþ boþe þe quike and þe dede
And alle þing þat haþ lyf, 155
þat ben in londe and watur rif —
ffor as þe Apostel poul telleþ
And in his bokes þerof melleþ,
'wheþer we lyue or we dye,
God is vr lord, witterlye' — 160
þis is also muche to sey:
wheþer we go to pyne or pley,
he is vr lord, soþly to telle,
And lord of alle þe fendes in helle —:
Siþen he is lord of so gret miht, 165
wondre we nouȝt in vre insiht
þeih he wolde fle in his childhede
þe Deth þat mony men drede.
he wolde hit scape bi þis skil:
ffor oþur dedes he moste folfil; 170
þe dedes were not þo Complyed
þat hedden of him beo prophecied.
þerfore Joseph awey him stal,
ffor þei schulde beo folfuld al;
And whon þei come to ende were, 175
þen wolde he dye, þat Duyk so dere.
fforþermore Is good we say,
þat vr gospel spekeþ to-day,
As Jeremye þe prophete
Seide to-fore In wordus swete, 180
þat Godus vois was I-herd
On heiȝ, wiþ gret noyse hit ferd,
weop and waymentynge to make
wondurliche for Monnes sake:
þis was þe grete forþinkynge 185
þat god hedde for vre synne stynk-
ynge,
ffor his Membres of holy churche
Liued not trewely ne wel wolde worche,
Godus pepel forte teche
wiþ heore good liuynge and to preche,
þat þei mihte to þat hul stih
þat is cald heuene on heih.
þerfore as hit askeþ veniaunce
þe blod of Abel for distaunce,
þe furste Martir and rihtful blod, 195
Til Ȝakaries comyng stod,
vppon þat wikked pepul al
Til God leete his veniaunce fal:
So schal þe blod of Rihtful men
Crie on hem þat nolde hem ken, 200
And for þe vuele ensaumple of lyf
þat þei ȝiue þe pepul Ryf.
Loke ȝe what þe wyse mon
In his Bokes sei ow con:
þat of þe faderles childe 205
Ne of þe trewe widewe Mylde,
heore preyer God wol not dispise,
Bote heere hem as heiȝ Justise;

he wol sende hem good cumfort
And in schort tyme gret disport. 210
ffor preyers of soules meke
Persen heuene and þorw þei seke;
heore preyer herd euer schal be
Bifore þe holy Trinite;
But þulke þat faste veniaunce crien,
To bi wroke in eorþe hiȝen,
Crist of hem haþ no likyng,
Nor he wole hem here no-þing;
þey schulde put hit in to his honde
And let him worche, al-weldonde. 220
But what þis widewe is to mene,
And þis ffaderles children at ene,
Good hit is wiþ-oute lettyng
To make hit in to ȝow synk.
Children ffadurles ben þay, 225
ffor faute of lore þat gon astray,
Siþen þe faders of holi churche,
þat schulde vs teche wel to worche,
Bote wiþ ensaumple þat þei ȝiue
þei make vs þe worse to lyue; 230
þus is he fadurles childe
þat is ilet han his wille wilde.
þat widewe is þe pepul alle
þat is to Cristendom I-falle,
ffor heore hosebondes schulde be 235
Techers of holy chirche fre,
þe goode þei leue and teche qued —
ffor þus is vre hosebonde ded;
þerfore men may in þis cas
Beo likned to a widewe in plas. 240
ffurþer-more in vre proces
Good is nou þat we vs dres.
þer Rachel wepte and made serwe
ffor his sones o Euen and Morwe
And nolde no cumfort to him take 245
On no wyse for heore sake,
ffor his children weore nouht
In to parfyt liuyng brouht:
þis is bitokned in þis dede
As we in þis stori rede. 250
we fynden hit writen for to proue:
hose wol dwelle in godus loue,
Striue wiþ þe world moot he,
Ȝif he wole good ende se,
fforte loke forþward euere 255
And beo-hynde to loke neuer.
Luyk in his gospel seiþ
þat no Mon is able, in feiþ,
To heuene-kyngdom forte wende
þat takeþ þe plouh bi þe ende 260
And, while he schulde worchen harde,
Stont and lokeþ hyndwarde.

227 Ms. Men þe faderles. 229 Ms. Boþe.

þeos beon þo, to telle wiþ mouþe,
þat vsen parfytnes in ȝouþe
And aftur bi wil and counseil badde
fforsaken þe vertuwes þat þei furst hadde.
But declare we forþur-more
Rachel nome I-spoke bifore.
Rachel soþli is to sei
'A schep', þat meke is al-wey, 270
Or elles 'a Mon þat God seo',
In gostli wyse, ȝif hit beo.
And þat may wel liknet beo
To al-holy churche freo:
we schulde euer-more disire 275
To seo god in gostli Empire.
þus Rachel is, wiþ-outen wene,
Al-holi churche bi-dene,
And holichurche is God him-selue,
And wiþ him ladde þe Apostles twelue. 280
þus he serewed for þe synne
þat his sones heere liued Inne,
ffor þei nolde not forsake
þe synne þat þei hedde take;
þei nolde haue no cumfortynge 285
þerof to make forsakynge.
ffor, as we reden In holi writ,
hose wol take tente to hit:
A Mon þer was, take we kep,
þat hedde fullich an hundred schep,
And on was lost, of Nynti and Nine;
And he þat hem ouhte at a tyme,
ffor pite þat he hedde of þat on,
he lafte þe Noumbre of euerichon
And dude his owne sone dresse 295
In to desert and wildernesse,
he sende his sone hider to seke,
wiþ þat schep for to mete.
þis is forte wite and knawe,
As Doctours seyn in heore sawe, 300
þat of þe ffadur þe wisdom
here in to eorþe hit com
And tok flesch of a Mayden þenne
þat fulliche was wiþ-outen wemme,
In eorþe fostred for vr goode, 305
And tok among vs erþly fode,
And siþen dyed deolful deþ
Bi þe Jewes wiþ-outen meþ.
he quit þat schep wiþ Raunsun good:
þat was his holy herte blod; 310
þus he brouȝte þat schep bi craft
To þat flok he was from raft:
þo weore Godus Angeles alle
whuche Adam fouliche was from falle.

280 And st. þat.

But þer as god, ful of meþ, 315
ffleih to Egipte from his deþ,
Bi ffadur and Modur sone he fleih
ffrom Bethleem to Egipte, we sey:
þis techeþ vs þat holy men,
þat holynes wol knowe and ken, 320
Schulde Coueyte to suffre here
Persecussions in mony manere,
And so to crist wiþ mekenesse hende
To come at vr laste ende.
þus crist him-self tauȝte 325
Bi þis goode ensaumple sauhte,
As Luyc in his gospelle
Opunly doþ vs telle;
To suffre serewes monyfold
he biddeþ vs to beo bold, 330
And euer aftur vre endyng
To Beo wiþ crist euer-lastyng. Amen.

Nisi granum frumenti cadens in terra (Joh. 12, 24—26).

Jhesu to his disciplus tolde
wordus gode forte holde,
þus he seide hem biforn:
„But ȝif þat a whete-Corn
ffalle in to þe eorþe lowe 5
And breke and dye, soþ to knowe,
Elles, I sey wiþ-outen lesynge,
No fruit may hit forþ bringe;
ffor, ȝif he dwelle hol al-on,
ffruit bringeþ he forþ non; 10
And ȝif he wel clouen beo,
Muche fruit bringeþ forþ he.
hose loueþ in world here
his owne wille þat is him nere,
he leoseþ þing of more prys — 15
þen is he noþing wys;
And hose wole his wille hate
In þis world, þat is so mate,
To euerlastyng lyf ceete (!)
þenne he doþ his soule kepe. 20
hose wole wel serue me to,
he schal me folewe þen so,
And wherso-euere þat am I,
Schal my seruaunt beo, sikerli.
And hose to me serueþ al, 25
honouren him my fadur schal,
þe whuche fader is ful euene
Abouen in þe hiȝe heuene.“
þis is þe strengþe of vre gospel,
As mon in Englisch tonge may tel. 30

Crist here him-self calde
A whete-Corn, to eorþe þat falde:
he clef also and was ded,
þorwh þe Jewes falsed;
ffruit he multipliȝed also, 35
þe feiþ, and cristen pepul þo;
And he fette, soþ to telle,
Muche fruit out of helle.
Whi he calde him-self a corn
In þis gospel here-biforn? 40
he fedeþ Angeles in heuene briht,
And men in eorþe wiþ his miht,
And also alle maner of Best
he fedeþ at his owne request.
he is þat corn, soþ to sey, 45
þat hunger from soules doþ awey,
And bodyes susteneþ in vch a plas,
And struyȝeþ hertes bi his gras.
whon þis corn wiþ deþ was souht,
Not only fruit to vs he brouht, 50
But al þe world he dude folfille
wiþ gostly corn, as was his wille.
þerfore þis blessed corn heere
seide to hem on þis maneere,
'he þat wole his wille heer loue 55
Schal hit leose in heuene aboue,
And he þat wole his wille her hate
And hold hit euere at louh state,
he schal fynde þe lyf hende
Euer-lastyng wiþ-outen ende': 60
vr lordus biddyng heere hit was
Of his passiun to suwe þe tras.
þeos wordus þat ȝe herd han,
On twey maners þei ben tan:
þe toþur maner is of þeose, 65
hose loueþ he schal leose.
þis is follich forte say:
Ȝif þou louest, leose þou may,
But ȝif þou wolt loue holde
to crist þat for þe diȝe wolde. 70
Drede þe not þenne baldelye
ffor his loue for to dyȝe;
But beo þou nouȝt aboute ryf
To loue þi wille in eorþli lyf,
Leste þou þerfore þi wille leose 75
Euer-lastyng lyf for to chese.
þerfore hit folweþ forþur-more,
As þis gospel seiþ byfore:
he þat hateþ bi good skil
þat is cald his owne wil, 80
And also his bodi likyng,
he takeþ his soule to good kepyng,
To þat lyf for to wende
þat euer schal laste wiþ-outen ende.
þis goode Thomas, as we fynde 85
And as þis day makeþ mynde,

48 l. strengþeþ.

his worldly wille forsok þat clerk
And put him al to godus werk;
he soffrede harde Martirdame
ffor Godus loue and for his name: 90
þerfore he is, wiþ-outen were,
vp an heiȝ in heuene cleere.
Bidde we to him niht and day
þat he wolde for vs pray
þat we may to þat blisse beo brouht 95
þat for goode men is wrouht. Amen.

Ecce nos relinquimus omnia (Math. 19, 27—29).

Simound Petur to Jhesus
vppon a tyme he seide þus:
„Seþþe, alle þinges we forsake,
And to suwe þe we han us take:
what þerfore schal ben vr mede?“ 5
Jhesus onswerde anon in dede:
„ffórsoþe, siker to ȝou i sei:
ȝe þat me suwe and my wei,
In þe aȝeyn-makyng newe
Of alle þe Men þat euer grewe, 10
whon þe sone of Mon so hiȝ
Schal sitte in dom, sikerli,
vppon þat ilke blisful seete
Of his Mageste so meete,
ȝe schul sitte at þat day 15
On twelue seges, hit nis not nay,
Juggyng, soþly for to tel,
þe twelfe kyndes of Israel.
And also i seie to alle þo
þat worldlich wele forsake also, 20
hous, Breþeren and sustren ryf,
his ffadur, Modur or his wyf,
his children also or his londe,
ffor my nome to vndurstonde,
he schal hit take an hundred-fold 25
And so beo ȝolden, beo ȝe bold,
And also he schal þerto haue
Euerlastyng lyf, him to saue.“
þis is þe strengþe of vre gospel,
As men in Englisch tonge may tel. 30

Petur þe ffiſſchere, hit is seid,
was sadly in þe feiþ leid,
he nedde not, as we rede and se,
Of worldlich catel gret plente;
Mete and cloþ, we vndurstonde, 35
he gat wiþ trauayl of his honde:
here he spac ful feiþfully,
þer he seide to god Almihti
'we forsake al oþur þing
To suwe þe, heuene-kyng'. 40
heere he schewed þeose two:
ffeiþ and parfytnes also;
ffor ȝif a mon wol beo trewe,
he mot boþe forsake and suwe.
And also he asked what mede 45
þei schulde haue for þat dede.
Jhesu seide wiþ mylde chere:
'ȝe þat me suwen here,
In þe Regeneraciun good
Of alle men to flesch and blod, 50
whon þe noble sone of mon
Schal sitte vppon þe dom þon
In þe seete of his Maieste,
On Twelf seetes sitte schal ȝe,
þe twelf kuyndes demynge 55
Of Israel wiþ-oute lesynge,
ffor þat þat ȝe han lyued wel' —
þei nolde hit leeue neuer a del.
vr goode lord, þat al wald,
Sweteliche þe sone of mon him cald, 60
And also he seide bi grace and wit,
whon he in Maieste schulde sit;
þat is to mene al in-fere:
he wol not at þe dom apere
In liknes of his Godhede, 65
But in Monhod, as we rede;
ffor in þat same liknesse semed
þat he was here him-self I-demed,
In þat liknesse schal he com
To deme þe dom al and sum. 70
Bi þat ilke holi seete
Of his Maieste so swete
Is vndurstonde þe cloudes euene,
Bi whuche he steih vp to heuene,
Bi whuche also he schal eft-sone 75
Come to deme þe dredful dome.
Also his seete likned is
To holy Angeles þat ben in blis,
And to his trewe chosene also,
þat þenne schulle toforen him go 80
whon he schal sitte, þat is so hende,
Of þe dom to maken an ende.
þe prophete Ysaias
Spekeþ þerof in a plas
And he likneþ his Maieste 85
A fflaume of fuir lyk to be,
As a wheol round aboute,
Lihtnynge boþe wiþ-Inne and oute.
þe seetes of þe Apostles alle
vndurstonde hem we not schalle 90
Bodiliche chayers, in to sit —
In no maner þink we hit —

---

3 Seþþe = seoþ. 20 Ms. wole. 54 Ms. he st. ȝe. 92 Ms. þing.

Bote raþer hit is þe pouwere
þat hem is ȝiuen to demen in-fere.
ffor þe Apostles wiþ-outen lesyng 95
Schullen deme in tyme comyng,
And wiþ hem holly of Renoun
þat folwe wole heore perfecciun.
And so as þeose kyndes twelue
Beon to deme hem-selue, 100
So alle folk sone a-none,
Jewes and Gentes euerichone,
To þe dom þei schul beo brouht
Bi miht of god at a þouht.
And in þat dom, as we may seo, 105
ffoure Ordres þer schal beo:
Of Rihtwys schal be þe two,
And vnrihtwys þe tweyne also.
þe ffurste ordre and þe best
Aposteles and heore folewers prest;
þeose schul deme, leue broþur,
And not be deemed bi non oþur.
þe secunde ordre schal beo þen
Of seculers and wedded men
whuche ha not knowen here 115
vuel felauschipes in none maneere;
of hem seiþ vr gode lord,
his owne word to Record:
'Comeþ to me alle in-feere
þat blessed ben of my fadur dere! 120
heuene kindam ȝe schul take,
þat is ordeynt for ȝor sake
ffrom þe biginnynge, soþ to say,
Of þis world, hit is not nay.'
þe two ordres her-bi-fore 125
Deemed schul þei beo neuer-more.
þe þridde ordre schal beo rad
Of hem þat knoulechyng her had
Of God boþe loud and stille
And nolde his lawes neuer folfille 130
In no werkes þat þei wrouht,
But euer set hem at nouht;
Al þat careful cumpany
Schul beo demet deolfoly.
þe feorþe ordre, hit beo schalle 135
Of þeos paynynus on and alle;
whuche schul not, as we rede,
Beo demet at þat dom in dede;
ffor to hem hit is leide
þeos wordus þat poul toforen seide:
'þo þat þus wiþ-outen lawe
Sunged han and stod non awe,
wiþ-outen lawe schul alle þei
Beon i-perisched, soþ to sey.'
fforþer-more to vre matere: 145
þer as crist seide here
'Alle þat han mad forsakyng
Of ffadur and Modur and al heor þing
ffor myn nome, beo ȝe bold,
he schal hit take an hundredfold, 150
And also þe euerlastyng lyf
þei schal hit haue wiþ-oute strif':
heer may we seo muche profyt
To forsake worldlich delyt;
ffor hose forsakeþ al þing worldli 155
ffor þe loue of crist an heih,
wiþ þe Apostles wel schal he
Beo loued and rewardet be.
þus to forsake alle þing,
þis is þe vndurstondyng: 160
In worldlich Riches not to (t)rust,
And euer to kepe vs fro foul lust.
whose his wyf wol forsake,
þat Joyned is to ben his Make,
ffor vuel wille, sikerlye, 165
Or for a feirore in his eiȝe,
Or for eny cause present
þat god him-self haþ to hire sent;
vndurstondeþ euerichon,
þerfore to helle he may gon; 170
ffor þis is not for godus nome,
But for his vuel wille and grome.
And hose haþ take no wyuyng,
And wol not haue, for heuene-kyng,
But lyuen of his bodi chast, 175
his tyme spendeþ he not in wast;
And he þat wyth a wyf mot be
And wol him kepe in his degre
ffrom foul lust of dedly synne,
In lecheri not delyte him Inne. 180
Ȝif þeos don þus for godus sake,
An hundred-fold þei schal hit take.
ffor hose for crist, his saueour,
Leoseþ her al worldli honour,
he schal resseyue, beo ȝe bold, 185
Spiritual Joyes monyfold;
As þis word witnesseþ trewe:
'whon mon schal beo mad newe' —
þat is to sey on þis wyse,
ffrom deþ of Corupciun to rise 190
To lyf incorupt for ay,
þat neuer aftur dye may.
And he þat takeþ him vppon
To holy Religioun for to gon
And comeþ for ffraude to þat plas, 195
vnderstonden he is Judas;
Judas penaunce schal he bere,
ffor he is godus traytur þere;
ffor god he cusseþ wiþ tresun
whon he so entreþ Religiun. 200

128 Ms. heo st. her. 161 Ms. rust. 162 Ms. for st. fro.

he þat scheweþ hem in þis wyse
Religious, entred to godus seruise
And worldlych riches ben hem sende,
But al in Idel þei hem spende,
Al aftur heore owne wille, 205
And not, godus worschip to folfille:
Part of þat curs þei ha
Of Ananye and Saphi(r)a;
ffor he þat goþ to holi churche,
Not, Religiously to worche, 210
Riches for to croche and craue
þat in þe world he mihte not haue,
Sikerliche suffre schal þay
þe Lepre of Giesy, soþ to say:
ffor þat he suffred in bodi, 215
In soule schul þei serweli.
he þat was boren of Marie milde,
ffrom þat ilke serwe vs schilde.
Amen.

Postquam impleti sunt. Ewangelium quere in temporali.

Venit Jhesus in partes Cesaree Ph[ilipp]i (Math. 16, 13—19).

Herkeneþ now, I wol ȝow telle
As Mathew seiþ in þis gospelle.
Jhesus com þat tyme in heiȝ
To þe cuntre of Ceesar philippi,
Askinde his disciples þere 5
And seide to hem þat wiþ him were:
„whom sigge ȝe men of þis Cuntre
þat þe sone of mon scholde be?“
þen seide his disciples to crist:
„Summe seyen, Jon þe Baptist, 10
And summe seyen Elesye,
And summe forsoþe seyn Jeremye,
Or on of þe prophetes here
Men seyn hit is in alle manere.“
þo seide Jhesus openly: 15
„whom wol ȝe seyn þenne ho am I?“
Symon Peter onswerde þon
And þus to seye he bigon:
„þou art crist, heuene-kyng,
þe sone of God, holy liuyng.“ 20
Jhesu onswerde wiþ feir mod
And seide to petur, þer he stod:
„I-blesset þou art and ma,
þat art cleped Symon Bariona:
ffor bi flesch ne blod, I sei þe, 25
Miht þis not to þe brouht be,
But þorw my ffader þat is in heuen
was hit þe brouht wiþ mylde steuen.
Soþly, nou to þe sei I:
þou art stedefast, trewe as ston is tri:
vppon þe, petur, trewe as ston,
I schal buylde my chirche anon,
Aȝeyn wȝuche chirche, I þe say,
þe ȝates of helle not stonde may.
And I schal ȝiue þe keyes euene 35
Of ȝates of þe kyndom of heuene.
And what þou euere In eorþe dost bynde,
In heuene bounde schal men hit fynde:
And what þou vnbyndest in eorþe here,
In heuene vnbounde beo hit clere.“ 40
þis is þe tixt of vre gospelle,
As seint Matheu doþ vs telle.

Grete clerkes doþ vs teche
what þis gospel is to preche.
þis phelip Cesar þat we of kenne, 45
was heroudes broþer, þe ȝongur, þenne,
In hos tyme, soþ hit is,
God suffrede his passiun, I-wis.
In his ffader tyme þon
was I-bore boþe god and mon, 50
As hit is in stories seid
And for witnesse in bokes leyd.
þat Philip in honour of Cesar forþi
Let make a Citee feir and heiȝ,
And in his nome and Cesar also 55
he clepte hit Cesar philip þo,
And in þat cuntre Bi North and Souþ
Cesar philip hit is cald wiþ mouþ.
þe kynges of Rome þat þo were newe,
þat forþur in þis storie suwe, 60
Alle kyngdomes weore þei wont to make
Tribut to hem to bringe and take.
þerfore vs þinkeþ worþi hit was,
þer eorþly kynges her tribut tas
Of al oþur þat heore sogettes be, 65
vchon in his owne degre,
þat þer þe kyng of heuene hiȝe
Tok tribut of his sogettes trye.
þat tribut is studefast bileeue,
þe soule to saue and not to greue. 70
þerfore he seide to hem þon
'whom siggen heo is þe sone of mon?'
he asked not þis of hem so
ffor vnknowen nas hit not him to,
Ne also he asked hit not of hame 75
ffor þen-haunsyng of his name,

216 l. sewerli.

62 Ms. Trubut.

But for men scholde bileeue sad
þe feiþ þat (he) hem tauhte and bad.
Bi þis ensaumple he techeþ to worche
Bischopes and prelatus of holy churche, 80
þat of heore pepul þei schulde enquere
In what Opinions þei were,
So þat he mihte hem puite wel
In to þe feiþ trewe as stel.
ffor whon he seide to hem þus 85
'whom seye men is Jhesus',
þe pepul þo was wiþ-oute resoun
In monye diuerse opunioun.
þerfore he seide to hem freo
'whom wolde ȝe þat i calde beo?' 90
Petur onswerde in hiȝing
'þou art cristes sone, heuene-kyng.'
þenne seide Jhesus to hem in same
'þou art Blessed, Symound bi name,
ffor bi flesch and blod, certeynly, 95
hast þou not þis onswere sleih,
But of my fadur of miht most,
Sende bi þe holy gost.'
Bariona, þat we of mone,
hit is to mene 'a coluer sone.' 100
A Coluer sone he was bi riht,
þe gode Apostel þat peter hiht;
ffor mekelich and swetelich þat tym
he folwede and wente wiþ hym.
Euer was he godus sone to deuyne 105
wiþ-outen ende tofore þat tyme,
And Petur aftur Godus child he was
wiþ oþur chosen bi godus gras.
Petur was godus child from þat tyme þo:
þerfore he seiþ acordyngly,
þe ffadur of heuene him wissed forþi
And wisdam brouȝte to Coluer sone
þe priuetes of god, as was his wone;
ffor flesch and blod miht hit not do,
Bote from god hit moste come so.
ffor alle þe wisdam of blod ne flesch
To þe wisdam of spirit ne acordes,
But (is) euer aȝeyn þe spirites wille
And most acordyng in to ille. 120
Jhesu to petur seide anon
'ffor þi nome is cald a ston,
And on þe ston trewe and trie
Mi churche I wol edefye:'
þat is þat God, vr saueour, 125
þat ȝaf so to his knowelechour,
his louer and his confessor eke
And to partiner of his nome swete,
Grace, mihte and muche godnesse,
wiþ rihtful feiþ þe pepul to dresse. 130
Petur is a ston sad and trewe,
So cald he petur þerfore newe.
þer as vr lord seyde þat day
'þe ȝates of helle aȝeinstonde him ne may':
þe ȝates of helle beo cleped here 135
þe deueles limes þat ben and were,
þat him dude muche turmentrie,
To haue I-maad him leeue in Maumetrie,
And þus þei wolde haue mad discort
Bitwene Petur and his lord 140
wiþ turmentries and mony scourginges
And persecucions and schrewed þinges.
ffor þis doinges, as I þe telle,
þei ben cald þe ȝates of helle —
Bi heore doinges mony men 145
þe wey to helle þei hem ken.
þer vr lord seide 'I ȝiue to þe
þe keyȝes of heuene feir and fre':
þat is to seye, (for) Petur was
Most deuout and knowyng of graas
Bifore oþere þat weore him bye,
Touward þe kyng of heuene hiȝe,
þis keȝes of heuene weore him bitake
ffor his confession and contriciun sake.
wiþ-outen þe keiȝes, soþ to say, 155
No mon to heuene go ne may.
þe keiȝes also, I telle þe,
ffeiþ and Confession þei be;
wiþ-outen hem may no mon
Entre in to þe heiȝe kyngdom. 160
þe keyes also is of heuene
Bi wit and discrecion euene,
his wit and pouste boþe at on,
þat knoweþ hem þat þider schal gon,
And also hem þat vnworþi bene 165
Caste hem awey as vnclene.
þer god seide 'þat þou heer byndest,
In heuene bounde þou hit fyndest;
And þat þou vnbyndest here,
In heuene be hit vnbounden þere:' 170
þouh al þis pouwer and þis miht
weore ȝiue to Petur, as god him hiht,
To vnbynde and to bynde also
Or what he wolde þerwiþ do,
herof haue we no drede 175
Ouerseiȝen hit was bi godus dede.
Al-þouh to Petur ȝiuen hit were,
And to oþur Apostles I-feere,

94 bi name st. Barione? 126 tilge þat.

To Bisschops and to þo of holy churche,
To oþere þat vndur hem schal worche 180
þe same pouwer hem graunted is,
So þei do treweli and not mis.
þei nol vnbynden hem, to bigynne,
þat nul not leuen heore dedly synne,
Bote hem to vnbynden soone in hiȝe 185
Meoke forþinkyng heore folye;
þeose from endeles deþ, to mene,
he schal vnbynde and make clene.
And heo þat wollen at heor owne wille
In fulþe of synne dwelle stille, 190
he schal hem bynde bi such waxing
þat to endeles pyne hit wol hem bring.
þerfore vche chosun to Churche,
þat serueþ God and wel wol worche,
þer is ȝiuen Auttorite 195
vnbynde and Bynde, as I sei þe,
After þe maner of mennes penaunce,
And of heore synnes wiþ-oute distaunce.
þerfore Blessede petur forþi
Took þe keyȝes speciali 200
Of þat noble kyngdom
þer as dwelleþ God and mon;
he tok as Apostel principal
Pouwer of suche dedes al.
prince of apostles was he cald 205
Of him þat al wot and walt,
ffor vche mon schulde vndurstonde
he mihte bynde and leese of bonde.
ffor hose departeþ him sikerliche
ffrom þe acord of ffeiþ þat is muche,
Or hem þat beþ in synne i-bounde
And nulleþ not out in none stounde,
þei may not entre at heuene-ȝate,
Ne non oþur bringe þer-ate.
þerfore, ȝif þat we wilne blis, 215
To vs ful neodful hit is
þat we lerne bi vre witynge
And bi al vre vnderstondynge
To fleo þe mony ȝatus of helle
þat of vr feiþ wolde vs felle, 220
To haue reward, and þenke vppon,
Of þe swete ȝate of Syon,
þer is þe euerlastinge Joye to seo,
þat we þider come worþi to beo.
In to þat ilke gloriouse blisse 225
he þat vs wrouhte us þider wisse.
Amen.

Confitebor tibi pater celi & terre (Math. 11, 25—30).

Vppon a tyme goode Jhesus
Onswering he seide þus:
„ffadur of heuene and eorþe fre,
her I knowleche me to þe,
þe wȝuche hast hud þeose þinges 5
ffrom wyse and sleiȝe at þi likynges,
And hast also hem schewed wyde
To smale children hem bisyde.
ffor so, ffadur, payinge hit was
Tofore þe, folfuld of graas. 10
Alle þinges," he seide, „here
Beon ȝiuen me of my fadur deore.
And no mon þe sone knoweþ,
Bote þe ffader, þat him oweþ:
And who knoweþ þe ffader in wone 15
Bote his owne deore sone,
And to whom þe sone wolde
Beon I-schewed, as hit is tolde?"
þenne seide Jhesu anon:
„Comeþ to me euerichon, 20
Ȝe þat trauayl and charge han take,
And al fresch I schal ȝou make.
Bereþ my ȝok for ȝor prow,
And lerneþ also at me now,
ffor I am here verrey meke 25
And also tender of herte eke:
Ȝe schul þenne fynde prest
To oure soules muche rest.
fforsoþe, my ȝok is swete bi riht,
And my burþen also is liht." 30

Gret meknes her we se
Of God þat noumbred may not be,
hit is schewed to vs ful wel
In þe lessun of þis gospel.
vre lord god, of mihtes most, 35
Seide here wiþ a glad gost
'ffadur, to þe I knoweleche,
Of heuene and eorþe, in þis speche':
Bi þeose wordus seo we may,
Openliche knowe hit ay, 40
þat knowelechyng, soþ to sey,
Nis not mad al-wey
ffor Excusaciun of synne,
Bote oþurwhile, to biginne,
worschipe to declare in cas, 45
As hit stod in þis plas.
þis knowleching of god so dere
Gladful hit is vs to here:
A dispensaciun hit þenne is
Of vre hele, forsoþe i-wis. 50
Crist dude his ffadur calle
Lord of heuene, eorþe and alle,

ffor to vs schewe wolde he
þe godnesse of his grete pyte.
Riht as þe ffader wiþ bisynes 55
Gouerneþ, Norisscheþ to redres
And techeþ his children of pris,
Riht so on þe same wis
Only lord god, þat is aboue,
lihtneþ and techeþ vs wiþ loue. 60
þer crist seide 'ffadur kud,
þou hast þeose þinges hud,
þat passen from my mouþ in hiȝ,
ffrom hem þat aren wys and sleih,
And hast schewed hem forte knowe 65
To luytel children and to lowe':
þis was to mene þe wisdom
þat þenne opened was to mon,
To alle þe apostles trewe
þat þenne wente him to suwe — 70
ffor luytel children weore þei told
ffor þei weore meke monyfold;
And þat hit was I-hud þo
þe wyse Philosofres fro.
he cald hem sleih and eke wyse, 75
ffor þei weore ful of fals queyntise,
To alle oþere þei made scorn,
wiþ bostyng set hem-self toforn:
ffrom hem he hudde hit, soþ to say,
ffor þei weore at þis aray. 80
hose wys him-self calle wolle,
A fol he makeþ him atte fulle.
þeose Apostles hedden wisdom,
Ȝiuen to hem of god and mon:
þerfore godus wordus of prys 85
ffolwed aftur on þis wys:
'Deore ffadur, on þis Manere
hit was to þe likyng and deore':
þis was of þe Apostles twelue,
ffor he hem ordeynt to him-selue; 90
Bifore þe world mad was
Or bigynnyng tok in plas,
Ordeynt hit was to beo put
wisdom in to heor hertus knut.
þe Monhed hit spac her 95
To þe godhede wiþ-oute per.
Crist seide þenne atte large
'Ȝe þat han trauayled and bore*n* charge,
I schal ow fede wiþ milde steuene
wiþ þe foode þat is in heuene': 100
þeose beo þo þat trauayle þus
In eorþe here for Jhesus
And strongliche suffre wiþ heore miht
Persecussion for þe riht
And nulleþ not wiþ þe fend beo nomen 105
Ne in herte trauayle ouercomen.
þis is þe ȝok, soþ to sey,
þat crist on his meyne wol ley.
To Monnes soule hit is ful sééte:
þerfore he seide, hit was ful swééte; 110
þis burþen is ful liht also,
ffrom eorþe to heuene hit makeþ us go.
Bi him beo we þider lad
þat on þe Roode for vs was sprad.
Amen.

Missus est angelus Gabriel.

Non turbetur cor uestrum neque (Joh. 14, 1—13).

Jhesus, þat is ful of disport,
Ȝaf his disciplus heore cu*m*fort,
In þis place he hem bad:
„Trouble not ȝor hertes, ne beo drad!
Leeueþ in god þat is an heiȝ, 5
þen leeue ȝe in me, sikerly.
Mony dwellyng-places þer ben
In my ffadur hous to sen.
Ofte haue I to ȝou tolde
þat to my fadur go I wolde, 10
To make to ow redi a place,
þer to wone in griþ and grace.
And ȝif I go, haue ȝe no drede,
I schal ȝou dihte a place in dede:
þenne schal I comen aȝeyn 15
And take ow to me, soþ to seyn,
ffor, where so þat I am,
Ȝe schul beo, wiþ-oute blam.
Ȝe schul witen whodur I go,
And knowe ȝe schulle þe wei also."| 20
Thomas seide to him anon:
„Lord, we nute not whodur ȝe gon:
hou scholde hit þenne, Lord Jhesus,
þe wey ben knowe her to vs?"
Jh*e*su seide wiþ-oute strif: 25
„I am wey, soþnesse, and lyf.
No mon may to þe ffadur come
Bote bi me þat am his sone.
Ȝif ȝe me knowe, wiþ-outen dere,
Ȝe knowe my ffadur vche-where: 30
ffro þis tyme ȝe schul him knowe
And seon him, soþli, as ȝe owe."
Philip seide þat ilke day:
„Schewh vs, lord, þi ffadur, we pray,
And þenne hit may folliche suffise 35
To vs vchon on alle wyse."

81 Ms. is wys.

106 l. here?

Jhesu seide to Philip dere:
„hou long haue I beo wiþ ow here,
And ȝe ȝit here on þis molde
haue not knowe me as ȝe scholde? 40
Philip,“ he seide, „whose seoþ me,
Mi ffadur þenne doþ he se.
how biddestou þat I schulde schewe
Mi ffadur to ow al on-rewe?
Leeuest þou not þat I be 45
In my ffader and he in me?
þe wordus þat I speke ow to,
Of my-self come þei not so,
Bote my ffadur in me dwellynge
he makeþ þat ilke worchynge. 50
Leeuest þou not, as I þe telle,
Eiþer of vs in oþur to dwelle?
Ȝit i bede wiþ-outen greue
þat ȝe þis studefast bileeue.
fforsoþe, sikerly I ow teche: 55
hose leeueþ in þis ilke speche,
þe werk þat I am doinge
he schal hit do in tyme comynge,
And more schal he do þen þo:
ffor I now to my ffadur go. 60
And what ȝe asken my ffadur to done
In my nome feir and sone,
þat schal I do trewely to trie,
þe ffadur in þe sone to glorifye.
Ȝif ȝe out aske þat I ow wone 65
Of my ffadur in my nome,
þat þing schal I do ful hende,
To ȝoure profyt to make þe ende.“
þis is þe strengþe of þis gospel,
As mon in Englisch tonge may tel. 70

BI þeos wordus forto telle
Of þis holy Gospelle
Gret ensaumple seo we may
þat godus help is redi ay.
ffor whon vr lord, þat vs wrouht, 75
And siþen wiþ his deþ vs bouht,
his disciples hertes knowyng
To beo dreri for his suffryng,
he hem ȝaf cumfort good
In mony wyse, þer he stood; 80
ffor, er vre lord for vre sake
þe deþ to him wolde take,
Bisy he was eueri-where
þe soules of hem vp to rere
wiþ his techinge, to haue trist 85
In þe Joyes of his vprist;
he cumfortede heor hertes hard
wiþ hope þat þei schulde afterward
wiþ-outen ende wiþ him dwelle —
þis and more he dude hem telle. 90
ffor gret wondur was hit non
þouȝ þei weore druri euerichon —
ffor whon he was passed hem from,
þei wenden to ha perisched þon.
Bote whon þei þouht forte lende 95
And dwelle wiþ him wiþ-outen ende,
ffrom hard þei wenten þus to nesch —
þis was euer heore refresch;
whon þei weore dreri and wo,
þis hem made out to go. 100
ffor al-þeiȝ hit so were
þat on of þe apostles dere
weore strengor þen a-noþur leyd
In þe feiþ, as hit is seid,
Or more rihtwys in his dawes 105
þen a noþur of his felawes;
Crist seide to hem þerfore,
As ȝe schul heere aftur more,
þat in his ffadur hous of grace
þer was moni a dwellyng-place. 110
þis he seide to hem a-rowe,
ffor þei schulde wite and knowe
þat non of hem schulde beo put
Ne from þat holy Joyes flut;
ffor vche mon þat þider is schape, 115
his dwellyng-place þer schal take
After he haþ in world here
Deserued boþe fer and nere.
But let hit not come in ȝor þouht
þat eni of hem schal wonten ouht; 120
ffor vche mon þat þer is
Schal haue ful Joye and blis.
Envye schal þer beo non
Oon aboue a-noþur to gon,
Bote þe onhede of charite al 125
Euere in hem Regne schal.
þat hit so mote do in vs,
Prey we faste to goode Jhesus.

Erat homo ex phariseis Nichodemus. (Derselbe Text im Temporale Nr. 52, fol. CXCIIII.)

Dixit Jhesus Petro Sequere me.

Hoc est preceptum meum vt diligatis (Joh. 15, 12—16).

JHesus, þat is heuene-kyng,
To his disciplus seide þis þing:
„Mi biddyng, forsoþe, hit is
þat ȝe loue to-gedere, i-wis,
As I haue ȝou, to sen, 5
while I haue among ȝou ben.

No mon, forsoþe to say,
More loue haue ne may
þen he þat putteþ his lyf clere
ffor his frendes þat ben him dere. 10
Ȝif ȝe do þat I ow bidde,
þen beo ȝe for my frendes kidde.
I sey not to ȝow in þis chaunce,
Ow to clepe heer, seruaunce,
ffor he þat is a seruaunt so, 15
he not what his lord schal do.
fforsoþe, I haue i-seid to ȝou
Mi frendes in my place nou:
ffor al þing þat I herd haue
Of my fadur, ow to saue, 20
I haue mad hit ow to knowen,
And as my frendes in ow hit sowen.
ȝe ha not chosen me, to seyn,
Bote I haue chosun ȝou, serteyn,
And I haue put ow, forþ to go 25
ffruit to bringe forþ to mo,
And ȝoure fruit dwelle hit schal,
Sikerli forsoþe, to telle ȝou al;
And what ȝe asken euerichone
Of my fadur In my nome, 30
he schal hit sone to ow ȝiue,
And euer wiþ-outen ende to liue."
þis is þe strengþe of vre gospel,
As Mon in Englisch tong mai tel.

ÞEr Crist seyde here present 35
'þis is my Comaundement
þat ȝe loue to-geder dere',
ffor vche Comaundement here
Is follich set in good louynge —
þis witnesseþ heuene-kynge. 40
þer may no mon wiþ-outen let
In no Comaundement wel beo set,
Bot loue and Charite mote and schal
Beo þe biginninge principal.
Riht as mony semely bowes 45
þat out of a good tre growes,
Passen furst out of þe Roote
And þer heore strengþe take mote,
Mony vertuwes, as we may se,
Springen of þe Rote of Charite; 50
vertu non may haue þe Bouh
Ne grenes of good werk nou,
But ȝif he from þe Roote come
Of Charite to beo out nome.
þerfore Godus Comaundemens 55
Are mony euere in vre presens,
And als, a-noþur wey to gon,
Alle þei ben bote on.
Mony beo werkes þat ben diuers,
In Roote of loue .on. to rehers. 60

he haþ charite, verreyli,
þat loueþ his frend and his Enemy —
þat is to seye, his frend to loue
In god þat is vs aboue,
And his enemy þenne also 65
ffor God þat bouht us from vr fo.
But moni þer ben nou in londe
þat louen þus, I vndurstonde,
More for fleschlich knowleching
þen for eny oþur þing. 70
But oþur loue þer schulde be:
To louen bi wey of Charite —
And þat is þis þat i of tel
þat is comaundet in þis gospel;
And hose loueþ in þis manere, 75
In heuene he schal ben a peere,
And hose loueþ fleschly in dede,
þerof haþ he luytel meede.
Crist biddeþ hem ful sone
'Loue ȝe as I haue ow done': 80
his loue was euer gostly,
To bringe hem touward heuene an heiȝ.
Alle may we seo þe strif
Of vr olde fadres lyf:
þe olde enemy, vre fo, 85
To eorþly louyng drou vs þo,
he stured vs to pyne wende,
And mad vr fo of vr frende;
Erþly longyng, soþ to say,
hit melteþ euere to nouht a-way. 90
þe olde deuel, vr enemy,
þat haþ to Monkynde envy,
Stureþ vs to loue eorþly,
To haue vs in to his Baily,
And euer he is aboute in place 95
Charite from vs to chase.
In hattreden we fullich wone
But we vr flesch ouercome,
ffor we vr owne soule hate
But we wiþ vr flesch debate. 100
Ȝif we þis wiþ-outen vs witen,
wiþ-Inne we beo sone smiten;
whil we loue most worldli þing,
we leose þe loue of heuene-kyng.
Of Charite is a pref certeyn 105
Ȝif a Mon may loue, to seyn,
And hertlich wole preye for þo
þat don to him hate and wo.
No mon may haue loue more
þen he þat dieþ his frendes fore. 110
vre lord God for vre sake
þe deþ to him he dude take —
ho mihte þerfore more loue haue
þen he þat dyed vs to saue?

89 l. louyng. 110 Ms. doþ.

God com bodily anon 115
ffor his enemys euerichon,
And for his frendes also com he
Gostliche, as we here may se:
he com here in fleschly wede
þe fend to beo-gyle in dede, 120
And bodiliche wiþ him he fauht
whon he was on þe Roode strauht,
And þus he com for þat enemy
And ouercom him, sikerly.
ffor his frendus also he com, 125
he þat is verrei God and Mon,
þe Godhede in þe Monhede schut —
Euer þei weore to-gedere knut;
Beo miht of his Godhede þus
he com and wente to helle for vs, 130
And so he saued out of beendes
þat weoren and ben his folle frendes.
Jhesus seide wiþ-oute distauns
'I calle ow not heore seruauns,
ffor þe seruaunt, hit is soþ, 135
Not not what þe lord doþ;
Ȝou I calle my frendes her,
ffor alle þinges feor and ner
þat I herde of my ffader stille,
I maad hit knowen to ȝoure wille.' 140
what beo þo þinges sete
þat he herde of his fadur meete?
To his seruauns he made a-rowe
ffolli þen forte beo knowe
þe Joyes of eorþli Charite, 145
Euer wiþ hem to dwelle and be;
And bi þis wey of gret noblay
he maad hem heuenly frendes ay.
Godus children of his asise,
þat chasten heore flesch on þis wyse, 150
þei strengþen þenne heor spirit god
And dispisen þen þe deuel so wood;
In vertuwes þei schyne also
þat eorþly þinges put hem fro;
þe cuntre of euerlastynge 155
Beo þat wey þei ben techynge.
And whon þei here dyen þus
ffrom alle worldly delytus,
Bi grace of þat diyng euene
Soone þei come to hiȝe heuene. 160
Crist seide, as I ow telle,
fforþur þenne in þis gospelle
'Ȝe naue not I-chosen me,
Bote I haue chosen ow ful fre,
And I haue put ow to delyt 165
To go and bringe forþ fruit':
þat is to sei in þis place:
I haue ou plaunted and put to grace
ffruit of good werk forþ to bringe
In willyng and in worchynge. 170
Al þat euere we here trauayle
worldly, may vs not avayle,
vnneþe hit is I-nouh, to say,
Til tyme of vr endyng-day.
Deþ þenne sodeynly comynge 175
þe fruit of worldly doynge
Sodeynly, þat trauayl al,
he struiȝeþ and makeþ vs from hit fal;
. Al þat we don for eorþly lyf,
Aftur deþ comeþ to rikenyng ryf. 180
þerfore, whil we haue respyt,
Beo we bisy aboute such fruit
þat Deþ may not wiþ his pley,
whon he comeþ, do hit awey. —
'What-so ȝe aske my fadur nou, 185
In my name he schal ȝiue ow.'
Mony askynges þer ben, certeyn,
þat ben not fully to vr geyn.
Mony comen to churche prest,
kneolen and knocken on heore brest
And maken also heore preyer þore
And wepen þerto wondur sore,
But good hit weore for mony þinges
þei weore a-vised of heore askynges;
Ȝif þei þer eorþli Joyes craue, 195
weolþe and wynnyng forte haue,
þen seke þei not god so bolde
In Godus hous forte holde.
Ȝif we þerfore come to þe place
þer as grouweþ gostly grace, 200
Euer-lastynge lyf þen seche we,
þat is god in trinite.
Summe asken in heore preyere
A feir wyf to haue hem nere,
Oþur to aske þei ben ful boun 205
To beo lord of Tour and toun,
Summe asken for eny þing
To haue worschipful cloþing,
Summe also aske con
To beo worschupet of mony mon. 210
But furst to vche mon rede I
To asken Godus kingdam hiȝ,
And þat we may in eueri stude
worchen as he wolde we dude;
And for vr bodi aske we may 215
Euenliche sustenaunce, to say.
And ȝif we aske forsoþe þus,
Bi grace hit schal beo ȝeuen to vs;
ffor hose is godus seruaunt dere,
him schal neuere faile nout here, 220
And siker he may beo atte ende
To his blisse forte wende.
he vs graunte þat ilke way,
þat for vs diȝede a goode fryday.
Amen.

Venit Jh*esus* in partes Cesaree ph(ilipp)i.

Jussit Jh*esus* discipulos suos ascendere (Math. 14, 22—33).

Jhesu, vppon a tyme he bad
his disciplus, as þei weore stad,
Go vp a luytel schip into,
ffrom þat tempest (!) to passe so,
whil he lafte (þat) pepul strong 5
whuche he was þer among.
Soone he lafte þe folk þer stille
And wente him-self vp to an hulle;
To preye, þider was he gon.
Euen com, he was þer al-on. 10
þat luitel schip a-middes was
Of þat séé in þat cas,
þe schip was hogely I-þrowe
wiþ grete flodus heiȝe and lowe:
fforsoþe, þe wynd was risen heiȝ, 15
Contrarie to al þe cumpany.
þe ffeorþe vre of þat niht
Jhesu com to hem ful riht,
wondurliche to hem com he:
Goinge abouen vppon þe se. 20
whon þei him seiȝe wiþ-oute lesynge
So vppon þe séé goynge,
Aferd þei weore, sikerli,
And seiden hit nas but fantasi.
And for puire fere and drede 25
Alle þei criede anon god spede.
Jh*esu* com, hem to saue,
And seide: „feiþ loke ȝe haue:
I hit am, witeþ hit wel,
þerfore doute ȝe neu*er* a del.“ 30
Petur onswerde sone anon,
þus to seiȝe he bigon:
„Mi lord god, ȝif þou beo he,
Let me come on þeos watres to þe.“
Jh*esu* seide in þat stede: 35
„Cum on nou, as þou hast bede.“
Petur of þat schip went doun
And eode vppon þe watres broun;
ffor to go was his entent
To Jh*esu*, þer he was p*re*sent. 40
he sayh þe wynt hoge anon,
ffor fere he miht no forþur gon:
whon he bigon forte droune,
he cried wiþ a loud soune:
„Lor“, he seide, „mak me saf“. 45
And Jh*esus* sone his hond hi*m* ȝaf
And vp anon he him tok,
As witnesseþ holy Bok.
„Whi“, he seide, „artou in doute,
Luitel of ffeiþ al aboute?“ 50

Whon Jh*esus* wente, as was his wille,
vp in to þat schip ful stille,
Anon sesed þat hoge wynde
And com aȝeyn in to his kynde.
þei þat in þe schip were, 55
Come and worschiped hi*m* in-fere,
Seiȝinge al wiþ o cri:
„þou art godus sone on hiȝ.“
þis is þe strengþe of vre gospel,
As Mon in Englisch tonge mai tel. 60

Crist, þat eu*er*e is so hende,
In to þe schip he made he*m* wende,
whil he laft þat pepul al,
þat wiþ him was, gret and smal,
And went vp so In to þe hulle 65
ffor to preye al his fulle.
þe goode gospeller Jon
Declareþ openly her anon:
Jhesus alle þing wel kneuh
Of his owne grete vertu: 70
whon he þat Nou*m*bur of pepul
hedde I-fed wel and ful
wiþ so luytel biginnyng,
To hem hit was a gret wondri*n*g;
þei come, and chese him þei wolde 75
ffor to beo heore kyng bolde:
And he from þat p*ro*fre fleyh,
And so in to þe hul he steih.
here ensau*m*ple may we take
worldly worschupe to forsake. 80
whil crist in þat hul abod,
þe schip a-midde þe séé rod,
þe wynt wox þo contrarious,
þe séé aros anon ful crous;
þo þat in þe schip were, 85
In poynt were to periſche in-fere.
So longe as þei Jh*esu* hedde left,
So longe laste þe tempest,
As heore schip (wolde) to-breke
And neuer a pece wiþ oþur steke. 90
þis is to mene, as we rede,
þe trauayl of þe disciples dede.
þe Rouwyng in Contrariusnesse
Of þeose wyndes more and lesse
Bitokneþ diuers trauayle 95
Of holi churche, wiþ-outen fayle,
whuche þat þe Apostles goode
hedden among þe worldus flode.
Ofte þei wente þe blastes among
Of vnclene spiritus, ful of wrong; 100
Bisiliche þei trauaylede heer
men to bringe to heuene cler
And to þe feiþ hem to redresse
Of euer-lastynge rihtwysnesse.

102 Ms. hem st. men.

whuche feiþ and brennyng loue 105
Petur hedde to god aboue.
he wende wel þat ilke niht
Bi kynde þat he do miht,
whon he seide 'lord, let me
On þeos watres come to þe; 110
And þou hit bidde, hit is no les,
Sone schal þeos watres sees,
Or elles þe bodi schal beo liht
To come at þi wille ful riht, —
ffor flesch of his owne kynde 115
Is heui and doneward, as we fynde.
whon peter wente doun anon
vppon þe watres forte gon,
Anon as he to synke bigon,
he cried 'saue me, god and mon'. 120
Brennyng loue and feiþ also
Maad him þenne saf to go;
But Monnes owne frelete
Maad him synke, as I sey þe,
Luttul and luttel, petur, ofte; 125
þus was he assayed softe.
To such assayes put he was
fforte encrese his feiþ in plas,
And for he schulde not vndurstonde
þat he was saaf I-brouȝt to londe 130
Beo wei of his liht preyere,
Ne for his bolde asay heere,
Bote bi þe grete pouwer so good
Of godus merci, þer he stod;
Nedde crist to him I-take kepe, 135
he hedde drenched In þe depe.
þenne hedde he not, soþ (to) telle,
Nedde crist ben, ascaped helle.
wondur also was hit nouht,
whon crist in to þat schip was brouht, 140
þen þe wynt wox al stille,
ffor hit was at his owne wille.
ffor in to what herte in place
þat he entreþ of his grace,
Alle vices for to mene 145
And aduersites vnclene,
wikked blastes þat forþ strikeþ
he struyȝeþ and secheþ, as him lykeþ.
his Mekenes Is wyde streuwed,
In vche pouwer of him schewed. 150
heo þat in þe schip þo were,
Coome and worschiped god ful dere,
Siggyng alle wiþ o Cri
'þou art Godus sone on hiȝ'.
þei wuste wel þat no mon 155
Mihte do þis dedes þon,
But ȝif hit weore, wiþ-outen drede,
þat in him weore þe godhede.

---

148 l. schedeþ.

So be þe biseching dresset
Of þe holy Apostles blesset, 160
Petur, Poul, vr help þei be
þat we to heuene fynde entre,
To þe Joyes bi alle weies
wherof heore tonges ben made keies.

Simile est regnum celorum thesauro ab(scondito) (Math. 13, 44—52).

Jhesu crist, to whom we calle,
Seide to his disciples alle:
„heuene-kyngdam“, he seide, „is liche
To tresur hud In feld riche:
And a Mon com ouer þat lond 5
And þat ilke tresur fond;
he hit helede harde so,
No mon wolde he telle hit to;
he wente forþ in þat stounde,
ffor Joye þat he hedde hit founde,
Al þat he hedde sone he solde
And bouȝte þat feld, for to holde.
heuene-kyngdom also lyk is
To a caffaryng mon, I-wis,
Goinge aboute for þe nones 15
To seche goode Margari-stones.
And as he wente aboute anon,
he fond a precious Margari-ston;
he wente and solde al þat he hadd,
And bouȝte þat ston wiþ wille glad. 20
heuene-kyngdom is lyk ȝut
To a Net in séé I-put,
þat of alle ffisches kuynde
Gedereþ in to him muche muynde.
Whon hit is fuld of þat þing, 25
Men anon hit vp drawyng,
þei sittinge on þe banke sone
Of þe séé, as is to done,
þe goode ffisches chese þei þere
In to heor vessel, forþ to bere, 30
þe wikked þei lete not wiþ hem rest,
Bote anon þei hem out kest.
Riht so schal hit wende
whon þe world comeþ to ende:
Aungeles schul go out þikke, 35
To parte þe goode from þe wikke,
And þe wikke sende þei schalle
To endeles fuir, on and alle;
þer as schal beo euer wepynge,
And of Teeþ Grisbatynge. 40
vndurstonde ȝe al þis?“
„Ȝe“, þei seiden, „kyng of blis“.
To hem he seide wiþ-outen dere:
„vche wys techere

In heuene-kyngdom, to vndurstonde,
Is lyk a good hosebonde,
þat bringeþ forþ of his tresour
Old and newe wiþ gret honour."
þis is þe strengþe of vre gospel,
As mon in Englisch tonge may tel. 50

DEre breþeren, of Renoun
As ȝe han herd in þis lessoun
þe heȝe kyngdom of heuene
Beo liknet to eorþly þing euene,
ffor as muche hit is to schowe 55
As beo þe þinges þat we knowe
To knowleching we schul be brouȝt
Of þinges þat we knowe nouȝt.
þeos ensaumples haue we strong,
Bi þinges þat ben here among, 60
ffor we scholde ha good knowleche
To þinges abouen vs forte reche.
ffor founden sone hit was and kud
þis ilke tresur þat was hud.
þis same tresour founde 65
þat so was hud in þe grounde,
Is monnes good liuynge al;
ffrom þe fend he huide hit schal.
And hou þat he schal hit huyde,
I wol ȝou telle in þis tyde. 70
he moste hit huyde in alle þing
ffrom eorþly monnes preisyng,
Leste he heere take his mede
And so leose al his good dede.
ffor in þis lyf þat nou is, 75
we þat go touward heuene-blis
Aren as we weoren In a wey
In wȝuche ben, soþ to sey,
wikked spiritus, ful of Envye,
As þeues liggen in a wey to spye, 80
Desyring euere, soþ to sey,
To let vs of vr goode Jurney.
þerfore is good þat alle we
ffrom Monnes preisyng kept be,
Leste þat preysyng bringe in pride, 85
To put vs vr goode wei bi-side.
ȝif þow of þi good dede boost,
þi Mede is luitel, wel þow wost.
þe goode Clerk seint Gregori
Seiþ þis word ful openli: 90
'þat mon þat bereþ In eueri stour
Openly in þe wey his tresour,
he desireþ of þeues in plas
To beo Robbed of þat purchas.'
þerfore, breþeren, good hit is 95
þat we worche so, I-wis,
þat vr good entencion dwelle
Euere in priuite to telle.
But ȝit ensaumples schal we ȝiue
To vr neiȝebors, whil we lyue, 100
In alle-maner werkes goode
þat may beo þe soules fode —
But loke þat we not disire
worldlich preisyng for vr huyre.
þe feld in wȝuche þis tresur briȝt 105
Is hud, as we radde nou riht,
hit is þe techinges more and les
Euer of heuenlich bisines;
wȝuche þyng a Mon bouȝte to holde,
And al his good þerfore solde. 110
þis Mon is he þat wolde forsake
þe lustes and þe likynges blake
Of his fleschliche desires heer,
Defoulyng hem bi his pouwer,
And wole bi good kepynge þe roote 115
holde hem euere vndur foote,
And vndurstonde wol euer-more
And rule hem aftur gostly lore.
And he þat sulleþ his goodes vchone
To buiȝe þerwiþ þis precious stone,
þat is he þat haþ take
And wole for godus loue forsake
Alle-Maner eorþli þing
þat he hedde to gret louyng,
And oþur likyng nul non haue 125
But in him þat may him saue.
he sulleþ his þing for þe best,
To bugge þat precious ston honest,
A Mariari-ston buiþ he
þat vseþ þe werkes of charite. 130
wiþ Charite is good to go,
And wiþ Chastite also;
ffor hose vsuþ þeose tweyn,
he schyneþ tofore god, certeyn.
Bi þis ston may we þus come 135
Euer-more wiþ crist to wone.
In þat blisse, briht schynynge,
Jhesu lord vs þider bringe. Amen.

(Schlufs folgt.)

Studien zu William Cowpers Task.

Die Geschichte der englischen Dichtung von 1730 bis 1832 hat man in zwei Abschnitte geteilt, die durch das Erscheinen von Cowpers Task (1785) getrennt werden. Dieser Umstand mufs an sich schon jenem Gedicht eine erhöhte Bedeutung verleihen. Die so entstandenen Abschnitte in der Geschichte der englischen Poesie sind denn auch sehr verschieden voneinander. Beim Beginn des ersten Abschnittes beherrscht den englischen Parnafs der „arch-versifier" Pope und seine Anhänger. Die kritische Schule Popes und Johnsons mit ihrem gekünstelten Stil liefert die hauptsächlichsten Werke der englischen Litteratur jener Zeit. Bis auf Pope war das Hauptthema der Dichter der Mensch, aber dieser Stoff wird ohne Kunst behandelt, und natürliches Gefühl wird fast ganz vermifst. Allmählich drangen gänzlich neue Elemente in die englische Dichtung ein. Sowohl im Stoff selbst, wie in der Behandlung desselben, bemerken wir eine grofse Veränderung. Neben dem Menschen bildete nun die Welt der Natur eine Fundgrube für die dichterische Phantasie. Schilderungen aus der Natur nehmen bald eine hervorragende Stelle in den poetischen Erzeugnissen des achtzehnten Jahrhunderts ein, und ein wahres Naturgefühl macht sich bemerkbar. Thomsons Jahreszeiten, die Gedichte eines Gray, Goldsmith und vieler anderer enthalten eine Fülle von Schilderungen aus der Natur. Dazu kam das mit grofsem Eifer wieder aufgenommene Studium Elisabethanischer und älterer englischer Dichter. Das grofse Interesse an der romantischen Vergangenheit eröffnete der englischen Poesie neue Adern, so in Macphersons Ossian, Percys Reliques etc.

Alle diese neuen Elemente brachten eine vollständige Umwandlung hervor. Der unnatürliche Stil der kritischen Schule

wurde allmählich durch einen natürlichen verdrängt. Die Liebe zur Natur um ihrer selbst willen, die Liebe zu ländlichen Beschäftigungen und Vergnügungen wurde ein deutlich hervortretendes Element in der englischen Dichtung. Zur selben Zeit machte sich auch ein grofses philanthropisches Interesse an der Menschheit, am Menschen als solchem, bemerkbar. Dasselbe ward hauptsächlich durch die Schriften der französischen Aufklärungsphilosophen des achtzehnten Jahrhunderts hervorgerufen und bethätigte sich praktisch in dem Ankämpfen gegen sociale Übelstände, wie des Sklavenhandels, und in den Bemühungen, die Leiden der ärmeren Mitmenschen zu lindern.

Drei grofse englische Dichter bezeichnen am besten den Wendepunkt in der englischen Poesie. George Crabbe, William Cowper und Robert Burns müssen in die erste Reihe der Dichter ihrer Zeit gestellt werden. Es ist ein bemerkenswerter Umstand, wie die Veröffentlichungen ihrer Hauptwerke in der Zeit zusammentreffen: Crabbes Village 1783, Cowpers Task 1785 und Burns' Gedichte 1786.

Da Cowper in gröfserem Mafse als Crabbe oder Burns jene neu entstandene Poesie repräsentiert, so nimmt er mit Recht die erste Stelle unter seinen Zeitgenossen ein. Er stellt gleichsam das Verbindungsglied dar zwischen Pope und den grofsen Dichtern am Anfang unseres Jahrhunderts: Byron, Wordsworth, Shelley. Mit Johnson († 1784) schliefst eine Periode der englischen Litteratur, mit Cowper beginnt eine völlig neue. Abgesehen von einigen kürzeren lyrischen Gedichten, die zu den Perlen englischer Lyrik gehören, beruht Cowpers Ruhm fast allein auf seinem grofsen Lehrgedicht The Task.

Zum vollen Verständnis desselben ist es nötig, einen kurzen Blick auf des Dichters Lebensgang zu werfen.

William Cowper stammte aus angesehener Familie. Sein Grofsonkel, nach welchem unser Dichter seinen Namen erhielt, war der whigistische Lordkanzler unter der Königin Anna und Georg I. Sein Vater, Rev. John Cowper, war Kaplan Georgs II. Geboren wurde unser Dichter am 26. November 1731 im Pfarrhause zu Berkhampstead. Mit hohen Geistesgaben ausgestattet, besafs er schon frühzeitig einen aufserordentlich hohen Grad von Empfindsamkeit und Reizbarkeit, der ihn öfter an den Rand des Wahnsinns brachte. Sein ganzes Wesen war daher ein krank-

haftes und gedrücktes und erlaubte ihm nie, dauernd eine geistige Beschäftigung einzuschlagen. Daher lebte er fast stets in einsamer ländlicher Zurückgezogenheit.

In seinem sechsten Lebensjahre verlor er seine Mutter, der er sein ganzes Leben hindurch eine rührende Anhänglichkeit bewahrte. Nachdem er alle Übelstände und Mängel des damaligen englischen Privatschullebens durchgekostet hatte, wurde er auf die berühmte Westminster Schule geschickt, wo er eine gründliche klassische Bildung erwarb. Mit achtzehn Jahren verliefs er diese Anstalt, um sich dem Rechtsstudium zu widmen, das heifst bei einem Attorney die juristische Praxis zu erlernen. Zu diesem Studium wurde er nicht durch eigene Neigung, sondern durch den Wunsch seines Vaters veranlafst. Nach beendigtem Studium nahm er seinen Wohnsitz im Temple und begann hier nebenbei litterarisch und poetisch thätig zu sein. In diese Zeit fällt auch das unglückliche Liebesverhältnis zu seiner Cousine Theodora Cowper, die er unter dem Namen Delia besang. Der Vater der jungen Dame verhinderte die Heirat, wodurch Cowpers Geisteszustand nur noch verbitterter und sensitiver wurde und nach dem Tode seines Vaters sogar in völlige Geistesgestörtheit ausartete. In diesem beklagenswerten Zustand fafste er allen Ernstes Selbstmordgedanken. Er wurde in die Irrenanstalt des Dr. Cotton in St. Albans gebracht, wo er achtzehn Monate verblieb, um dann als geheilt entlassen zu werden. Dieser, Dr. Cotton, war ein sehr frommer und gottesfürchtiger Mann, der mit seinen Patienten viel religiösen und erbaulichen Verkehr unterhielt. Kein Wunder, dafs Cowpers tiefreligiöse Beanlagung sich immer mehr von der Welt abwandte und er zu selbständigen Produktionen zum Lobe Gottes in Gestalt von Hymnen etc. veranlafst wurde. Nach seiner Wiederherstellung nahm Cowper auf Veranlassung seines Bruders John in Cambridge seinen Wohnsitz in dem kleinen Städtchen Huntingdon an der Ouse, wo er sich bald an die Familie des dortigen Pfarrers Unwin anschlofs und seine Zeit am liebsten mit religiösen Übungen verbrachte. Nach dem Tode des Pfarrers zog Cowper mit Mrs. Unwin nach Olney in Buckinghamshire, auf Einladung des dortigen Dorfgeistlichen Mr. Newton. Hier führten Cowper und Mrs. Unwin, mit welcher ihn eine warm empfundene Freundschaft verband, ein beschauliches Leben in ländlicher Einsamkeit. Daneben beschäftigte sich der Dichter

gern im Freien mit Gartenarbeit und der Pflege seiner Haustiere, zu denen auch seine drei Hasen gehörten, welche ihm ein Freund zum Geschenk gemacht hatte. Er hat dieselben später in seinem Hauptgedicht besungen. — Indessen Mrs. Unwin erkannte recht wohl, dafs das, was Cowper am meisten bedurfte, eine seinem Geiste angemessene Beschäftigung sei. Daher riet sie ihm, sich auf dem Gebiet der Dichtkunst zu versuchen, und gab ihm als Thema The Progress of Error. Dies war zwar keineswegs eine glückliche Wahl, denn ein solch düster angelegter Geist wie der Cowpers konnte nur zu leicht in seine frühere Krankheit zurückfallen, wenn er über ernste religiöse und moralische Fragen nachgrübelte. Nichtsdestoweniger entledigte sich der Dichter seiner Aufgabe und schrieb eine Reihe moralischer Satiren, alle in gereimten Couplets. Ihre Titel lauten: Table Talk, Truth, Expostulation, Hope, Charity, Conversation, Retirement. Sie erschienen in einem Bande 1782 und erregten begreiflicherweise wenig Aufsehen. Nicht nur war der Stoff an sich uninteressant — die Critical Review nannte Cowpers Satiren „a dull sermon in very indifferent verse on grave subjects“ —, auch die Form ist nichts weniger als ansprechend. Abgesehen von den häufig fehlerhaften Reimen ist Cowpers Satire an sich oft ungerecht und verfällt in Tadelsucht, ein Fehler, den wir auch in seinem Hauptgedicht wahrnehmen werden.

Das einsame Leben unseres Dichters wurde im Jahre 1781 unterbrochen durch den Besuch der Lady Austen. Diese heitere, lebhafte Dame, welche lange Zeit in Frankreich gelebt hatte, kam zu ihren Verwandten bei Olney zu Besuch und machte die nähere Bekanntschaft Cowpers, mit welchem sie bald täglich zusammenkam, da sie eine grofse Zuneigung für ihn gefafst hatte. Wenn düstere Stimmung sich des Dichters bemächtigte, scheuchte sie dieselbe durch ihre lebhafte Unterhaltung hinweg. So wurde sie auch durch ihre Erzählungen die Veranlassung zu Cowpers Ballade John Gilpin, welche ihn in ganz England berühmt machte. Derselben Lady Austen verdanken wir auch Cowpers Hauptwerk The Task. Öfters hatte sie ihn aufgefordert, etwas in Blankverse zu dichten, und als er sie um ein Thema ersuchte, nannte sie ihm The Sofa, daher der Titel des Ganzen The Task. Der Dichter hat den Titel seines Werkes gerechtfertigt in einem Briefe an Mr. Newton, unterm 13. Dezember 1784: „As to the title

I take it to be the best that is to be had. It is not possible that a book including such a variety of subjects, and in which no particular one is predominant, should find a title adapted to them all. In such a case it seemed almost necessary to accomodate the name to the incident that gave birth to the poem."

Lady Austen war unstreitig weit glücklicher in der Wahl eines Stoffes für Cowper gewesen als Mrs. Unwin, zumal Sofas zu jener Zeit noch nicht sehr üblich waren. Cowper befolgte den Rat, und da er sich immer mehr in sein Werk vertiefte und weiter abliegende Dinge in den Kreis seiner Besprechung zog, so entstand schliefslich ein sehr umfangreiches Werk. Das Gedicht wurde im Sommer 1783 begonnen und innerhalb eines Jahres vollendet. Es verschaffte dem Dichter sofort den ersten Rang unter den Schriftstellern seiner Zeit. Das neue Werk wurde im Juni 1785 veröffentlicht, zugleich mit kleineren Gedichten, nämlich seinem Tirocinium or a Review of schools und seiner berühmten Ballade John Gilpin. Es hatte einen glänzenden Erfolg, und schon 1786 wurde eine zweite Auflage nötig, welcher Cowpers moralische Satiren beigefügt waren. Diese letzteren würden zweifellos nicht die Ehre einer zweiten Auflage erlebt haben, wenn nicht The Task dieselben vor dem Vergessenwerden gerettet hätte.

Noch während der Abfassung seines Hauptwerkes kam es zwischen dem Dichter und der geistigen Urheberin des Werkes, Lady Austen, zu einem plötzlichen Bruch, infolgedessen letztere Olney gänzlich verliefs.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen über das Leben des Dichters und die Entstehung seines Hauptwerkes können wir uns diesem selbst zuwenden. Das Gedicht zerfällt in sechs Bücher: The Sofa, The Timepiece, The Garden, The Winter Evening, The Winter Morning Walk, The Winter Walk at noon. Natürlich beziehen sich diese Titel nur auf kleine Abschnitte jedes Buches. Der Dichter behandelt in ihnen eine ungeheure Mannigfaltigkeit von Gegenständen, indem er, oft ohne den geringsten Übergang, von einem zum anderen überspringt. Religion, Politik, sociale und philosophische Fragen, selbst Gartenbaukunst behandelt der Dichter in gleich eingehender Weise. Man kann nicht sagen, dafs sich ein durchgehender Faden in dem ganzen Werk verfolgen läfst, obwohl die Tendenz, ein beständiges Lob

des zurückgezogenen Lebens auf dem Lande, „as most friendly to piety and virtue“, nicht zu verkennen ist. Cowper selbst sagt: „If the work cannot boast a regular plan (in which respect, however, I do not think it altogether indefensible), it may yet boast, that the reflections are naturally suggested always by the preceding passage, and that, except in the 5th book, which is rather of a political aspect, the whole has one tendency, to discountenance the modern enthusiasm after a London life, and to recommend rural ease and leisure as friendly to the cause of piety and virtue.“ Es läfst sich allerdings kaum behaupten, dafs die Betrachtungen des Dichters sich immer notwendig aus dem Vorhergehenden ergeben. Die Benutzung von Sofas durch gichtbrüchige Leute führt ihn zu denen, welche frei von Gicht keine Sofas nötig haben, und weiter zu ländlichen Spaziergängen und zum Landleben im allgemeinen. Die amphitheatralische Aufstellung der Pflanzen in einem Gewächshause bringt ihn auf die Theater zu sprechen. Auch kann man es keinen natürlichen Übergang nennen, wenn der Dichter von den Eiszapfen am Dach eines Hauses übergeht zu dem von einer russischen Kaiserin erbauten Eispalast in St. Petersburg und dann fortfährt, sich über Despotismus und Politik im allgemeinen auszulassen.

Überhaupt verweilt der Dichter nie lange bei einem Gegenstand. Sein Thema schwindet ihm unter der Hand, und alle möglichen Gegenstände, besonders aber Naturobjekte, werden von ihm besprochen, ohne dafs er sich an sein eigentliches Thema wieder erinnerte. The Task führt uns hauptsächlich des Dichters eigenes Leben vor. Sein Leben auf dem Lande, sein Haus, seine Freunde, seine Gedanken auf seinen Spaziergängen, die friedliche Landschaft an der Ouse, das Leben der Armen in seiner nächsten Umgebung — alles das wird uns in lebendiger Weise vor Augen geführt. Dazu kommen Erörterungen über politische und sociale Dinge und schliefslich eine Prophezeiung über den Sieg des Himmelreichs.

Cowper ist recht eigentlich der Sänger des häuslichen Lebens und häuslichen Glückes. Wir finden in seinen Gedichten zahlreiche hübsche Genrebilder, welche Ereignisse und Beschäftigungen des alltäglichen Lebens, ländliche Scenerien etc. in anschaulichster Weise schildern. Neben den vielen Stellen der Task, welche von ländlichen und häuslichen Dingen handeln, enthält das Gedicht eine starke Beimischung von Satire und moralischer

Betrachtung. Es enthält einen ununterbrochenen Protest nicht nur gegen die gebräuchlichen Laster und religiöse Gleichgültigkeit, sondern auch gegen die Hartherzigkeit der Welt. Cowpers empfindsame Natur offenbart sich nicht nur in einer intensiven Liebe zur Menschheit, sondern erstreckt sich auch auf die Tierwelt. So führt der Dichter ein neues Element in die englische Litteratur ein, die Liebe zu den Tieren und ihre Beziehungen zum Menschen.

> The heart is hard in nature, and unfit
> For human fellowship, as being void
> Of sympathy, and therefore dead alike
> To love and friendship both, that is not pleased
> With sight of animals enjoying life,
> Nor feels their happiness augment his own. (VI, 321 ff.)

Und an einer anderen Stelle:

> I would not enter on my list of friends
> (Though graced with polished manners and fine sense,
> Yet wanting sensibility) the man
> Who needlessly sets foot upon a worm. (VI, 560.)

Einsamer Verkehr mit der Natur und warme Liebe zu ihr ist der Grundzug in Cowpers Task. Er ist der erste Dichter, welcher die Natur um ihrer selbst willen liebt. Wir erfahren aus seinem Gedicht die geringfügigsten Einzelheiten seines ländlichen Stilllebens in Olney. Wir begleiten den Dichter gleichsam auf seinen Spaziergängen mit Mrs. Unwin und glauben selbst alle Gegenstände, welche der Dichter schildert, mit eigenen Augen zu sehen. So gewinnt die ganze Landschaft um Olney, die sonst zu den reizlosesten Gegenden Englands gehört, Leben von der Hand des Dichters. Ländliche Töne treffen unser Ohr. Der Gesang vieler tausend Vögel, besonders der Nachtigall, das Gekrächze der Raben, sogar das Geschrei der Eule, welche den aufgehenden Mond begrüfst, übt auf den Dichter einen besonderen Reiz aus. Vergl. I, 197 ff., VI, 315 ff.

Auf einem kleinen Hügel stehend, schildert der Dichter die vor ihm sich ausbreitende Landschaft in anschaulicher Weise. Die zur Weide ziehende Schafherde, der schwerbeladene Erntewagen — alles erregt des Dichters Interesse und Teilnahme. Wir begleiten ihn in den schattigen Wald, der mit seinem grünen Laubdach einen angenehmen Zufluchtsort vor den Strahlen der

Sonne gewährt. Der Landmann bei der Arbeit regt den Dichter zu Betrachtungen auf socialem Gebiete an. Er vergleicht ihn mit dem Reichen, dem all sein Reichtum keinen gesunden Schlaf schaffen kann. Eingedenk des Wortes „Im Schweiſse deines Angesichts sollst du dein Brot essen“, ruft er aus:

> Come hither, ye that press your beds of down
> And sleep not; see him sweating o'er his bread
> Before he eats it. (I, 362.)

Keine Gelegenheit läſst der Dichter vorübergehen, seine satirische Geiſsel über die Schäden und Gebrechen der Welt zu schwingen. Durch das ganze Gedicht hindurch finden wir Schilderungen von Naturscenerien, vermischt mit satirischen und didaktischen Stellen, aber immer kehrt der Dichter zu seinem Lieblingsthema, dem Lob der Reize des Landlebens, zurück.[1]

Von Jugend auf liebte es Cowper, in Feld und Wald umherzustreifen, und er freut sich, daſs das Alter nicht im stande gewesen ist, seine Liebe zur Natur und zu Arbeiten im Freien zu vermindern.

> scenes that soothed
> Or charmed me young, no longer young, I find
> Still soothing and of power to charm me still. (I, 141.)

Unbegreiflich scheint es ihm, daſs es Leute giebt, welche die Werke eines Künstlers denen der Natur vorziehen.

> Lovely indeed the mimic works of Art,
> But Nature's works far lovelier ...
> ... Imitative strokes can do no more
> Than please the eye — sweet Nature every sense. (I, 420 ff.)

Aus dem dritten Buch, The Garden, erfahren wir, wie der Dichter seine Zeit hinbringt. Alle seine kleinen Gartenarbeiten, wie das Beschneiden der Pflanzen, die Pflege der Blumen und Tiere etc. werden sorgfältig aufgezählt. In dem Bewuſstsein, daſs das Leben nur ein Darlehen ist, welches wir mit Zinsen zurückzahlen müssen, will er den gröſstmöglichen Nutzen daraus ziehen. Auch ein so einförmiges, zurückgezogenes Leben, wie es Cowper führte, verlangt doch die Erfüllung so mancher kleiner Pflichten und gewährt eine hohe Befriedigung, wenn auch andere

[1] Vergl. auch Retirement 190 ff.

ihn träge schelten mögen. Bei schlechtem Wetter, wenn kein Aufenthalt im Freien möglich, wird der Tag mit religiösen Übungen, mit Lektüre etc. verbracht. Cowper besitzt eine ausgedehnte Pflanzenkenntnis. Er ist ein aufmerksamer Beobachter alles dessen, was in der Natur vor sich geht. Nicht nur beschreibt er uns Blumen und Bäume, wenn er sie in Blüte sieht, sondern im „Winter walk at noon" sieht er sie in seinem Geiste ganz so, wie sie im kommenden Sommer sein werden.

Indessen nicht nur im Sommer ist das Landleben schön und angenehm, sondern ebenso sehr im Winter. Die drei letzten Bücher der „Aufgabe" sind voll von Schilderungen des Landlebens im Winter. Wiederum begleiten wir den Dichter auf seinen Spaziergängen und beobachten die Natur am Morgen um Sonnenaufgang, wie am hellen Mittag. Die alltäglichsten Dinge erregen unser hohes Interesse, während wir mit dem Dichter weiterschreiten. Feld und Wald werden von den Strahlen der aufgehenden Wintersonne vergoldet, die Tierwelt beginnt sich zu regen, das Federvieh — the feathered tribes domestic — eilt auf den wohlbekannten Ruf der Hausfrau zum Füttern herbei. Wir sehen die Rinder, welche ihr Futter erwarten

> In unrecumbent sadness, not like hungering man,
> Fretful if unsupplied, but silent, meek,
> And patient of the slow-paced swain's delay.
> He from the stack carves out the accustomed load,
> Deep-plunging, and again deep-plunging oft,
> His broad keen knife into the solid mass. (V, 30—36.)

Weiter gewahren wir den Förster dem Walde zuschreitend

> with pipe in mouth and dog at heels.

Alles um uns herum ist mit Schnee bedeckt. Die Flüsse tragen eine dicke Eiskruste, und die Bäume des Waldes gewähren mit ihren zahllosen Eiszapfen einen gar seltsamen Anblick. In diesen grotesken Gebilden ist die Natur bewundernswerter als alle Schöpfungen von Menschenhand, selbst als der im Jahre 1740 erbaute prächtige Eispalast in Petersburg. — Je weiter sich die Sonne ihrem höchsten Stande nähert, desto mehr weicht der helle, klare Morgen einem prächtigen Mittage. Der Himmel ist wolkenlos; die Wälder, obgleich ohne ihr gewöhnliches Aussehen, haben

dem Dichter doch einen Pfad übrig gelassen, dessen Ruhe ihm zu allerlei Betrachtungen Mufse gewährt.

No noise is here, or none that hinders thought. (VI, 76.)

Der alleinige Bewohner des Waldes zu dieser Zeit ist das zwitschernde Rotkehlchen, aber dieses stört den Dichter nicht.

Stillness, accompanied with sounds so soft,
Charms more than silence. (VI, 83.)

Die in der Ferne ertönenden Glocken der Dorfkirche erinnern den Dichter an vergangene Zeiten. Gern möchten wir Zeiten, von denen wir einen schlechten Gebrauch gemacht haben, zurückrufen, um sie mit besseren Vorsätzen von neuem zu durchleben und das Glück zu gewinnen, das wir durch eigene Schuld verloren haben. Gern möchten wir einen lieben Vater oder eine teure Mutter von den Toten zurückrufen. Vielleicht enthalten die Verse VI, 30—42, eine Anspielung auf des Dichters eigenen Vater, der im Jahre 1756 starb. Cowper scheint zu bedauern, dafs er seinen Vater nicht so geliebt, wie er ihn hätte lieben sollen.

Die uns umgebende Natur kann uns mehr lehren, als es Bücher im stande sind, denn Bücher üben oft einen schädlichen Einflufs aus auf einen gedankenlosen Menschen.

But trees, and rivulets whose rapid course
Defies the check of winter, haunts of deer,
And sheepwalks populous with bleating lambs,
And lanes in which the primrose ere her time
Peeps through the moss that clothes the hawthorn root,
Deceive no student. (VI, 109 ff.)

Auf dem Lande kann die Natur am besten erfafst werden. Ein aufmerksamer und sorgfältiger Beobachter der Natur wird immer etwas Neues finden, das sein Interesse erregt. In seiner ländlichen Einsamkeit wandert der Dichter unbelästigt einher, unbekümmert um Frost und Hitze. Hier stört kein Unberufener seine Freude, seine einzigen Gefährten sind Glieder des Tierreichs. Der Hase, die wilde Taube, das Eichhörnchen fürchten ihn nicht, denn sie wissen, dafs er ihr Freund ist. Cowpers warme Liebe zur Tierwelt ist bereits erwähnt worden. Er giebt uns einen Bericht über das Verhältnis zwischen Mensch und

Tier. Bei der Schöpfung machte Gott den Menschen zum Herrn und Herrscher der Erde, unumschränkt in seiner Macht, nur dem Gesetz der allgemeinen Liebe unterworfen. Furcht war unbekannt, da die Tiere gern ihrem Herrn gehorchten. Aber die Sünde zerstörte die Eintracht, und der Mensch ward aus dem Paradiese vertrieben. Die Tiere flohen nun vor dem Aufenthaltsort des Menschen oder trotzten ihm, um ihm Furcht einzujagen. Damals wurde der Same der Grausamkeit in die menschliche Natur gelegt.

> Hence date the persecution and the pain,
> That man inflicts on all inferior kind. (VI, 384.)

Vögel und vierfüſsige Tiere wurden getötet oder gemartert, um des Menschen Lust und Gier zu befriedigen. Die Erde seufzte unter den Schrecknissen eines Krieges gegen die waffenlose Unschuld. Die glücklichsten Tiere sind diejenigen, deren Aufenthalt dem Menschen unbekannt ist, die in der Wildnis hausen, wo der Fuſs des Menschen nicht eindringen kann.

> In measure, as by force of instinct drawn,
> Or by necessity constrained, they live
> Dependent upon man. (VI, 412.)

Doch der Mensch verkauft seinen Schutz teuer. Zeugen hierfür, sagt der Dichter, sind der Hund, der um eines leichten Vergehens willen gemartert wird; der Ochse, der zur Schlachtbank geführt wird, und das schnelle Rennpferd, das vor Ermattung zusammenbricht, wenn es das Ziel erreicht. Aber wenn auch der Mensch mit den armen Tieren kein Erbarmen hat, Gott im Himmel macht ihn für seine Grausamkeiten verantwortlich, um ihn daran zu erinnern, daſs auch die geringsten Tiere in seiner Hut stehen. Wenn auch Gott dem Noah, und durch ihn der ganzen Menschheit, das Recht gab, sich von dem Fleisch der Tiere zu nähren, so begünstigte er doch nicht ein sinnloses Morden zur Befriedigung der Lust.

> Carnivorous through sin,
> Feed on the slain, but spare the living brute. (VI, 457.)

Die Tiere verdienen unsere Liebe und Sorge. Sie hängen nicht in höherem Maſse vom Menschen ab als wir von ihnen. Ihr Leben sollte nicht nutzlos vernichtet werden; nur die durch ihr Gift gefährlichen Tiere mögen getötet werden.

If man's convenience, health,
Or safety interfere, his rights and claims
Are paramount, and must extinguish theirs.
Else they are all — the meanest things that are —
As free to live and to enjoy that life,
As God was free to form them at the first. (VI, 581.)

Wenn wir nicht zu stolz wären, könnten wir viel nützliche Eigenschaften von den Tieren lernen: Zuneigung, unverbrüchliche Treue und Dankbarkeit für geringe Wohlthaten „lasting as the life and glistening even in the dying eye". (VI, 630.) Cowpers Gefühl empört sich bei dem Gedanken, daſs es Leute giebt, welche Felder und Wälder nur der Jagd halber lieben, ein Vergnügen, das er aufs heftigste verdammt. Detested sport, that owes its pleasures to another's pain! (III, 326.) Er ist stolz darauf, seine Hasen vor der Verfolgung des Jägers gerettet zu haben. In reizender Weise erzählt er uns, wie es ihm gelungen ist, diese furchtsamen Tiere an die menschliche Gesellschaft zu gewöhnen und sie zu seinen häuslichen Gefährten zu machen. (III, 334 ff.) Seine groſse Liebe zu den Tieren ist durch das ganze Gedicht wahrnehmbar. Während andere ihre Mitmenschen verherrlichen, preist unser Dichter die Natur und ländliche Freuden.

And I, contented with an humble theme,
Have poured my stream of panegyric down
The vale of nature, where it creeps and winds
Among her lovely works with a secure
And unambitious course, reflecting clear
If not the virtues, yet the worth, of brutes.
And I am recompensed, and deem the toils
Of poetry not lost, if verse of mine
May stand between an animal and woe,
And teach one tyrant pity for his drudge. (VI, 719 ff.)

Wahrhaftig! Solche Poesie ist des gröſsten Lobes wert, und der Dichter verdient in vollem Maſse die hohe Stelle, welche er unter den Dichtern seiner Zeit einnimmt.

Noch eine andere Seite ländlichen Stilllebens führt uns Cowper in höchst anziehender Weise vor Augen, nämlich die Winterfreuden im Zimmer, und vor allem die Reize eines Winterabends. Wenn auch der Winter die Stunden des Sonnenscheins verkürzt, so entschädigt er doch den Menschen für diesen Verlust durch einen längeren geselligen Verkehr am Abend. O Win-

ter! ... I love thee, all unlovely as thou seemest And dreaded as thou art. (IV, 128.) Er freut sich des gemütlichen Winterabends, wo er mit seinen Freunden am traulichen Herd sitzt und seinen aufmerksamen Zuhörern aus der Zeitung vorliest, welche der Postbote hineingeworfen hat.

> Now stir the fire, and close the shutters fast,
> Let fall the curtains, wheel the sofa round,
> And while the bubbling and loud hissing urn
> Throws up a steamy column, and the cups
> That cheer but not inebriate, wait on each,
> So let us welcome peaceful evening in. (IV, 36 ff.)

Welch ein lebendiges, anschauliches Bild ist dies!

Eine Reihe ganz neuer Bilder beginnt mit dem vierten Buch, vielleicht dem besten von allen. Das Interesse an der lebendigen Schilderung des Dichters erschlafft nie. Die Ankunft des Postboten „with spattered boots, strapped waist, and frozen locks", das trauliche Wohnzimmer mit den dicht zugezogenen Gardinen, der dampfende Theekessel, das Vorlesen aus dem Buch, die Zeitung, durch welche wir einen Blick in die unruhige Welt werfen — alles dies sind einzelne Bilder, die uns der Dichter mit freudigem Behagen vorführt. Leicht erkennen wir den kleinen Familienkreis in Olney: Cowper in seine Zeitung vertieft, Mrs. Unwin mit Handarbeit beschäftigt und Lady Austen auf dem Klavier spielend. Dann nach dem Abendbrot vereinigen sich alle drei zum gemeinsamen Gebet und singen Hymnen zum Lobe Gottes, gerade so, wie es uns Cowper in seinen Briefen an seine Cousine Lady Hesketh erzählt.

Durch die Zeitung wird der Dichter von den Vorgängen in der Aufsenwelt unterrichtet, ohne doch im Bereich ihrer Gefahren zu sein. Der Lärm des Krieges erreicht ihn nicht in seiner stillen Abgeschlossenheit.

> 'Tis pleasant through the loopholes of retreat
> To peep at such a world; to see the stir
> Of that great Babel, and not feel the crowd;
> To hear the roar she sends through all her gates
> At a safe distance. (IV, 88 ff.)

Die gewöhnlichen Abendunterhaltungen der Welt, wie Theaterbesuch, Kartenspiel etc. sind für Cowper kein Bedürfnis. Er verbringt die Winterabende in angenehmer Weise mit seinen

Freunden, mit Büchern, mit Musik und Dichten; auch hilft er wohl den Damen in ihren häuslichen Angelegenheiten.

Natürlich nimmt der Dichter auch Veranlassung, sein einsames Landleben mit dem Stadtleben im allgemeinen zu vergleichen. Hiermit kommen wir auf das satirische und didaktische Element in der Task zu sprechen, welches in dem Gedicht einen mindestens ebenso grofsen Raum einnimmt als die Schilderungen ländlicher Scenerie und ländlichen Stilllebens. Des Dichters satirische Ader öffnet sich, sobald sich auch nur die geringste Gelegenheit bietet. Cowpers Satire entspringt aus dem innigen Wunsch, die menschliche Gesellschaft besser zu machen. Wohl ist er sich bewufst, dafs er — to fame so little known, Nor conversant with men and manners much (III, 23) — nicht viel Aussicht hat, die Welt durch seine satirischen Streiche zu bessern; dafs es besser für ihn wäre, seine ländliche Zurückgezogenheit ohne Rücksicht auf die Welt draufsen zu geniefsen; aber er wünscht wenigstens alles zu thun, was in seiner Macht steht, um einen besseren Zustand herbeizuführen.

Cowpers Satire ist im ganzen zu hart und streng. Er verurteilt fast alles, was nicht dieselbe Einfachheit und Sittenreinheit besitzt wie der kleine Kreis, der seine Umgebung bildet. Cowper besitzt zweifellos ein grofses satirisches Talent, aber er wendet es häufig falsch an und verfällt leicht in kleinliche Tadelsucht. Ein Hauptfehler Cowpers ist es, dafs er sich anmafst, über seine Mitmenschen zu Gericht zu sitzen. Dies hätte er noch eher thun dürfen, wenn er die Welt und die Menschen aus eigener Erfahrung kennen gelernt hätte. Allein dies war durchaus nicht der Fall.[1] Er sah, was in der Welt vorging, nur „through the loopholes of his retreat“, durch die Spalten seiner Zeitung. Dafs die Welt draufsen schlecht und verderbt ist, dafs die Städte die Schlupfwinkel von allerhand Lastern und Übeln sind, und dafs deshalb das Stadtleben für den Menschen nachteilig ist — sind Behauptungen, denen wir sowohl in Cowpers moralischen Satiren, wie auch in der Task fortwährend begegnen. Der Vergleich zwischen dem Landleben und dem Leben in der Stadt

[1] Ein Hauptbiograph Cowpers, Goldwin Smith, sagt von ihm p. 72: To him the world was little more than an abstraction, distorted, moreover, and discoloured by his religious asceticism.



wird häufig von dem Dichter angestellt und endet natürlich immer zu Gunsten des ersteren.

> The tide of life, swift always in its course,
> May run in cities with a brisker force.
> But nowhere with a current so serene,
> Or half so clear, as in the rural scene. (Retirement 453.)

Ähnliche Stellen in der Task III, 721—740, und die berühmte Stelle I, 749 ff.: God made the country, and man made the town. Letztere Behauptung ist sehr charakteristisch für unseren Dichter. Er schliefst daraus mit Notwendigkeit, dafs Tugend, Gesundheit, alles was das Leben angenehm macht, hauptsächlich auf dem Lande zu finden sei; dafs dagegen Laster und Verbrechen meist in den Städten zu Hause seien. Vor allem wendet sich der Zorn des Dichters gegen London, the great Babel, welches er für verderbter hält, als Sodom in alten Zeiten war. Wenn er auch eingesteht, dafs z. B. Philosophie und Naturwissenschaft am besten in London gedeihen, dafs London der Mittelpunkt des Handels und durch die Vervollkommnung der Künste die schönste Hauptstadt der Welt ist, so ist es doch by riot and incontinence the worst. (I, 699.)

> O thou! [London] resort and mart of all the earth,
> Chequered with all complexions of mankind,
> And spotted with all crimes; in whom I see
> Much that I love, and more that I admire,
> And all that I abhor. (III, 835 ff.)

Alle Laster finden sich in London. Es herrscht keine Zucht dort, und die Gesetze werden umgangen. Die kleinen Diebe werden strenge bestraft, während die grofsen Betrüger frei ausgehen. Der Dichter spielt dabei (I, 737) auf Lord Clive, den berühmten Eroberer Indiens, an. Wenn auch das Stadtleben seine grofsen Übelstände hat, so kommt doch gerade aus der Stadt alles, was das Landleben angenehm macht und verfeinert. Sehr viele Annehmlichkeiten würden ohne die Stadt nicht existieren. Cowper selbst wäre gewifs nicht gern ohne seine Bücher, ohne die Zeitung oder ohne seinen Morgentrunk — the fragrant lymph (III, 391) — gewesen. Seine Behauptungen, dafs ein zurückgezogenes Leben der Tugend günstiger sei als ein thatenreiches Leben, dafs Gott das Land schuf und der Mensch die Stadt — diese Behauptungen sind unwahr. Im Gegenteil, ein

thatenvolles Leben ist einem unthätigen Leben in der Einsamkeit weit vorzuziehen, und die Kultur ist weit mehr entwickelt in der Stadt als auf dem Lande.

Cowper beklagt den schlimmen Zustand der Welt, und besonders Englands.

> My ear is pained,
> My soul is sick with every day's report
> Of wrong and outrage with which earth is filled. (II, 5.)

In früheren Zeiten herrschten Tugend und Ehrlichkeit unter den Menschen, aber jetzt sind diese von dem Laster und der Lüge verdrängt worden. Vergnügungs- und Gewinnsucht sind jetzt die regierenden Götter auf Erden. England hat seine frühere Sittenreinheit verloren; selbst englische Tapferkeit ist erloschen, und das Land ist verderbt von oben bis unten. Trunkenheit, Mord, Laster, von denen man früher nie gehört, sind jetzt alltägliche Dinge geworden.[1] Verschwendung und Verweichlichung üben verhängnisvolle Wirkungen auf die öffentlichen Angelegenheiten aus.

Cowpers Zusammenhang mit den philanthropischen Bewegungen seiner Zeit zeigt sich in seiner glühenden Verteidigung der Freiheit und seiner energischen Verurteilung des Sklavenhandels. Er beklagt die vielen Kriege, welche unter den Völkern geführt werden. Die Menschheit sollte eine grofse Brüderschaft bilden. Allein der Mensch hält sich für berechtigt, seinen Mitmenschen, von anderer Hautfarbe wie er selbst, als Sklaven zu benutzen. Er legt ihn in Ketten und zwingt ihn, die Arbeit der Tiere zu verrichten. Cowpers ganze Natur empört sich gegen solche Grausamkeiten.

> I would not have a slave to till my ground,
> To carry me, to fan me while I sleep,
> And tremble when I wake, for all the wealth
> That sinews bought and sold have ever earned.
> No: dear as freedom is, and in my heart's
> Just estimation prized above all price,
> I had much rather be myself the slave
> And wear the bonds, than fasten them on him. (II, 29 ff.)

Der Dichter ist stolz darauf, dafs es in seinem Vaterlande keine Sklaven giebt, aber er verlangt auch, dafs England seinen

[1] Vergl. IV, 553 ff. V, 492 ff.

Einflufs behufs Abschaffung der Sklaverei auf der ganzen Erde geltend mache,

> that where Britain's power
> Is felt, mankind may feel her mercy too. (II, 46.)

Sein Wunsch wurde sieben Jahre nach seinem Tode (1807) teilweise erfüllt, als der Sklavenhandel in allen englischen Kolonien abgeschafft wurde. Cowpers Gedichte enthalten zahllose Stellen, in denen das Lob der Freiheit gesungen und der Entrüstung über die Sklaverei Ausdruck gegeben wird.

> Religion, virtue, truth, whate'er we call
> A blessing, freedom is the pledge of all.[1] (Table Talk 282.)

Im fünften Buch der „Aufgabe" legt der Dichter seine politischen Ansichten dar. Man hat ihn einen unrevolutionären Whig genannt. Er kämpft gegen Despotismus und Tyrannei, gegen Könige, wenn sie der Freiheit ihres Volkes hinderlich sind. Er verlangt, die Franzosen sollen ihre Bastille zerstören, welche eine Schande für die Menschheit sei. Indessen würden die schrecklichen Ereignisse, die wenige Jahre später in Frankreich sich abspielten, sicherlich nicht den Beifall Cowpers gefunden haben. Jeder Zwang hindert die Entwickelung der Geisteskräfte des Menschen und erzeugt eine niedrige Gesinnung „unfit to be the tenant of man's noble form". (V, 455.) Wenn auch alles auf Erden vergänglich ist, so giebt es doch eine Freiheit — nicht von Dichtern besungen —, die dem Menschen nicht genommen werden kann. Es ist die durch das Blut Jesu erkaufte Freiheit des Herzens, die reichste und wertvollste göttliche Gabe.

Als einen Ort, welcher sich der Freiheit erfreut, preist der Dichter sein Geburtsland, sein England. Wenn auch sein Klima rauh und unbeständig ist und die Herzen trübe stimmt, wenn es auch sanfter Sitten und höflicher Umgangsformen entbehrt, so ist es doch frei, „and being free I love thee". (V, 473.) Cowpers glühende Vaterlandsliebe bricht in den prächtigen Versen hervor:

> England, with all thy faults, I love thee still;
> My country! and, while yet a nook is left
> Where English minds and manners may be found,
> Shall be constrained to love thee. (II, 206 ff.)

[1] Ähnliche Stellen: Table Talk 294 ff. Charity 163, 180, 216. Task II, 129. V, 287, 446 etc.

Eine wahre und echte Liebe ist es, die der Dichter für sein Vaterland fühlt. Er wird nicht von einseitigem Nationalstolz geblendet, sondern ist ebenso empfänglich für die Fehler, wie für die Vorzüge seines Landes.

> And I can feel
> Thy follies too, and with a just disdain
> Frown at effeminates, whose very looks
> Reflect dishonour on the land I love. (II, 221.)

Nie wird er müde, den Krieg zu verdammen und die Segnungen des Friedens zu preisen. Er freut sich über das Ende des amerikanischen Krieges (1783), und obgleich Frankreich schuld ist an dem Verlust der amerikanischen Kolonien, so hegt doch der Dichter, da der Friede wiederhergestellt ist, keinen Groll gegen den früheren Feind.

> A brave man knows no malice, but at once
> Forgets in peace the injuries of war,
> And gives his direst foe a friend's embrace. (II, 268 ff.)

Es ist selbstverständlich, dafs Cowpers Menschenliebe sich auch einer Aufbesserung der Lage der ärmeren Klassen mit grofsem Eifer zuwendet. Nicht nur hilft er ihnen durch Verteidigung ihrer Interessen in seinen Schriften, sondern in viel wertvollerer Weise. Er selbst ist ein leuchtendes Beispiel der Nächstenliebe, indem er all seine Ersparnisse unter die Armen verteilt. Im „Winterabend“ (IV, 334 ff.) haben wir eine schöne, wahre Schilderung seiner Besuche unter den Kranken und Armen in Olney.

Anspielungen auf zeitgeschichtliche Ereignisse sind häufig. So werden z. B. im ersten Buch Cooks Entdeckungen der Südsee-inseln (1775) erwähnt. Die grofsen Erdbeben auf Jamaika und Sicilien (1782), vulkanische Ausbrüche und andere Naturerscheinungen werden besprochen und ihre verhängnisvollen Wirkungen als das zerstörende Werk des Allmächtigen hingestellt, der die Menschen für ihre Sünden strafen will. Angesichts solch grofser Unglücksfälle, die Gottes Hand uns schickt, fordert der Dichter die Völker auf, von ihrem Zank und Streit abzulassen und in Frieden zu leben.

> 'Tis but seemly that ...
> ... there should be peace
> And brethren in calamities should love. (II, 73.)

Namentlich im zweiten Buch, the Timepiece, läſst Cowper seiner Satire freien Lauf. Ohne Erbarmen geiſselt er die Laster dieser Welt, „this prison-house“. Von allen Übeln sind Zügellosigkeit und Ausschweifung die schlimmsten, denn sie lösen alle Bande, welche die Menschheit zusammenhalten. Sogar die Universitäten sind verderbt und haben längst aufgehört, Sitze der Disciplin zu sein. Die Studenten haben keine Lust am Lernen, sondern bringen ihre Zeit lieber mit allerhand schädlichen Vergnügungen hin. Cowper schreibt die Schuld den Universitäten selbst zu, da sie sich der ihrer Obhut anvertrauten jungen Leute nicht annehmen. Freilich, das College, welchem sein Bruder John († 1770) angehört — Benet College, Cambridge —, wird als eine rühmliche Ausnahme von der allgemeinen Verderbtheit hingestellt. Es ist überhaupt charakteristisch für Cowpers Satire, daſs sein Urteil durch den geringsten persönlichen Anlaſs sogleich entwaffnet und gemildert wird. Ursprünglich hatte er in sein Gedicht einige schroff gehaltene Verse gegen das Papsttum einflieſsen lassen. Allein sobald der Dichter die Bekanntschaft der katholischen Familie Throckmorton gemacht hatte, vernichtete er diese Verse wieder. Seine Bemerkungen über die Universitäten gewähren einen anderen Beweis einer starken Beeinflussung seiner Satire durch persönliche Beziehungen.

„Man praises man.“[1] Cowper tadelt heftig die übermäſsigen Lobeserhebungen, welche hervorragenden Mitmenschen, die zu hohem Ruhm und Ansehen gelangt sind, entgegengebracht werden. Er protestiert gegen die Verherrlichung des „statesman of the day“, den das Volk wie einen Gott verehrt. Er tadelt die dem groſsen Komponisten Händel bei der Aufführung seines Messias (1784) dargebrachten Huldigungen und rügt die bei dem Shakespeare-Jubiläum (1769) dem groſsen David Garrick erwiesenen Auszeichnungen. Bei dieser Gelegenheit verdammt der Dichter überhaupt alle theatralischen Aufführungen. Als des höchsten Lobes würdige Gegenstände empfiehlt Cowper die Tiere, die Natur und vor allem Gott, den Schöpfer aller Dinge.

Die am wenigsten ansprechenden, ja fast abstoſsenden Partien des Gedichtes sind diejenigen, welche gegen einige harmlose Vergnügungen und nützliche Beschäftigungen der Menschen ge-

[1] Vergl. VI, 632 ff.

richtet sind, so z. B. gegen das Schachspiel, Billardspiel, den Theaterbesuch und das Studium der Naturwissenschaften. Es erklärt sich diese Abneigung zum grofsen Teil durch die methodistischen und puritanischen Anschauungen Cowpers. Dazu kommt, dafs die englische Bühne jener Zeit in der That viel Anlafs zu Ärgernis darbot. — Das Studium der Geschichte, der Geologie, der Astronomie, der Chemie sind Dinge, welche der Dichter rücksichtslos verwirft.[1] Er verspottet den Physiker, welcher die Ursachen der Naturerscheinungen zu erforschen bestrebt ist und der es verschmäht, die wahre Ursache aller Dinge kennen zu lernen. Die grofsen Entdeckungen Priestleys auf dem Gebiet der Chemie, die Erfindung des Blitzableiter durch Franklin und andere wichtige Entdeckungen, welche zu Cowpers Zeit gemacht wurden, ziehen den Tadel des Dichters auf sich, weil sein beschränkter Verstand sie nicht zu fassen vermag. Besonders die Astronomen müssen seinen scharfen Spott über sich ergehen lassen, weil Cowper ihr Studium für unnütz hält.

> God never meant that man should scale the heavens
> By strides of human wisdom. (III, 221.)

Wenngleich die Astronomen durch ihre sinnreichen Instrumente Sterne und Planeten entdecken können, so sind sie doch niemals im stande gewesen, den Schöpfer des Weltalls zu entdecken. Diese Geringschätzung unschuldiger Unterhaltungen und naturwissenschaftlicher Studien beruht auf dem dritten Element, welches in dem Gedicht vorherrscht, nämlich auf Cowpers religiösen Anschauungen. In seinen Moralischen Satiren wie in der Task finden wir ein tiefreligiöses Gefühl, wurzelnd in den Lehren der evangelischen Partei, deren Mitglied Cowper war. In allen Dingen erblickt der Dichter die mächtige Hand des Schöpfers, überall sieht er

> the footsteps of the God
> Who gives its lustre to an insect's wing,
> And wheels His throne upon the rolling worlds. (V, 813.)

Die Seele aller Wunder in der Natur ist Gott. Er hat die Ordnung des Jahres festgesetzt, so dafs jede Jahreszeit zu gehöriger Zeit wiederkehrt. Von der sturmgepeitschten Eiche bis herab zu dem unscheinbaren Grashälmchen auf dem Felde offen-

---

[1] III, 150—180.

bart alles die Gröfse und Allmacht des Herrn. Cowpers innige Liebe zu Gott zeigt sich besonders in den Schlufsversen des fünften Buches. (V, 896 ff.) „Acquaint thyself with God, if thou wouldst taste His works.“ Dies ist der beständige Rat, welchen der Dichter seinen Mitmenschen giebt. Solange der Mensch an irdischen Freuden hängt, ist er nur zu leicht geneigt, den Schöpfer zu vergessen. Diejenigen, welche an ein seit Beginn der Welt vorhandenes oberstes Gesetz glauben, täuschen sich selbst. Denn, sagt unser Dichter, wie könnte es ein oberstes Gesetz geben, welchem alle Dinge unterworfen sind, wenn Gott es nicht gemacht hätte.

> Nature is but a name for an effect
> Whose cause is God. (VI, 223.)

Cowpers frommes Gemüt hält die grofsen verderblichen Erdbeben für Ausbrüche des göttlichen Zornes, um die Menschen für ihre Sünden zu strafen. Alle menschlichen Versuche, den Grund der Natur zu erforschen, sind nutzlos. Die Entdeckungen der Ursachen jener furchtbaren Naturereignisse werden sie weder ungeschehen machen, noch sie in Zukunft verhindern. Die Philosophie, welche den Grund dieser Welt und alles menschlichen Seins ergründen will, welche die Wahrscheinlichkeit eines Lebens im Jenseits untersucht, kann nicht zur Offenbarung Gottes führen. (II, 527 ff.) Als hervorragende Beispiele von Männern, in denen Wissenschaft und wahre religiöse Empfindung eng verbunden waren, preist der Dichter Newton (childlike sage! III, 252), Milton und Sir Mathew Hale, den berühmten Oberrichter unter Karl II.

Des Dichters religiöse Anschauungen sind allerdings streng und asketisch, allein dies waren die Anschauungen einer grofsen religiösen Partei jener Zeit. Es war eine Zeit grofser religiöser Strömungen in England, die namentlich von Wesley und Whitfield ausgingen. Übrigens wird niemand, welcher Cowpers Lebensgang kennt, überrascht sein, wahrzunehmen, dafs ein so kränkelndes, empfindliches Gemüt, wie das seinige, seine gröfste Lust in der Anhänglichkeit an seinen Herrn und Heiland fand, dessen Liebe und Güte er ja an sich selbst, besonders in den Anfällen von Geistesgestörtheit, so sehr erfahren hatte. Wir haben des Dichters eigenes Geständnis in der Task.

I was a stricken deer that left the herd
Long since; with many an arrow deep infixed
My panting side was charged, when I withdrew
To seek a tranquil death in distant shades.
There was I found by One who had Himself
Been hurt by the archers. In His side He bore,
And in His hands and feet, the cruel scars.
With gentle force soliciting the darts,
He drew them forth, and healed and bade me live.
(III, 108 ff.)

Ihm ist Gottes Wort die einzige Quelle der Wahrheit. „All truth comes from the sempiternal source of light divine.“ (II, 499.) Er lobt den wahren Geistlichen, welcher sein Amt ernsthaft nimmt, dem es ein Herzensbedürfnis ist, das Evangelium zu predigen und die Segnungen der Religion unter dem Volke zu verbreiten. Energisch wendet er sich gegen die mannigfachen Miſsbräuche in der Geistlichkeit und weist sie auf den Apostel Paulus hin als den wahren Diener Gottes. In der That war das Leben der englischen Geistlichen jener Zeit nichts weniger als frei von Vorwurf und Tadel in der Ausführung ihres Amtes. Sie werden bezeichnet als „the most lifeless in Europe, the most remiss of their labours and the least severe in their lives“. Erst die evangelische Bewegung, an welcher Cowper keinen geringen Anteil hatte, bewirkte eine Wendung zum besseren und erwerkte eine neue sittliche Begeisterung.[1]

Gegen Ende seines groſsen Gedichtes wird der Dichter von einer prophetischen Begeisterung ergriffen. Er prophezeit, daſs eine Zeit kommen wird, wo alle Tiere in Frieden miteinander leben werden. Der Löwe und der Bär werden mit den Lämmern zusammen weiden, und die Schlange wird nicht länger ein Feind des Menschen sein.[2] Die ganze Menschheit wird einen Vater verehren, und es wird ein Hirt und eine Herde sein. Alle Völker werden in den gemeinsamen Ruf einstimmen: „Worthy the Lamb, for He was slain for us!“ (VI, 792.)

[1] Eine gute Darstellung der religiösen Bewegungen in England in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts findet sich bei Green: A short history of the English people. (p. 716 ff.)

[2] Vergl. Jesaiah, Kap. 65, v. 25: The wolf and the lamb shall feed together, and the lion shall eat straw like the bullock.

The dwellers in the vales and on the rocks
Shout to each other, and the mountain-tops
From distant mountains catch the flying joy,
Till, nation after nation taught the strain,
Earth rolls the rapturous Hosanna round.
— — — — — — — — — — — — — — —
From every clime they come
To see thy beauty, and to share thy joy,
O Sion! an assembly such as earth
Saw never, such as Heaven stoops down to see.
(VI, 792, 814 ff.)

Jerusalem wird wieder aufgebaut und als die heilige Stadt verehrt werden. Zum Schlufs wünscht sich der Dichter einen sanften Tod, „a safe retreat beneath the turf he has so often trod.“

Man kann nicht umhin, die Anmut und Schönheit dieser Stellen zu bewundern, welche die bereits erwähnten Mängel des Gedichtes weit aufwiegen. In einem Briefe an Unwin vom 10. Oktober 1784 sagt Cowper: „What there is of a religious cast in the volume, I have thrown towards the end of it, for two reasons — first, that I might not revolt the reader at his entrance; and secondly, that my best impressions might be made the last.“

Wenn wir nun unser Urteil über Cowpers Task zusammenfassen wollen, so müssen wir gestehen, dafs dieses Gedicht eines der besten, vielleicht das beste Lehrgedicht in englischer Sprache ist. Des Dichters Absicht, die Liebe zur Natur und zum Landleben unter dem englischen Volke zu beleben, ist völlig erreicht worden. Gröfsere Dichter haben denselben Stoff nach Cowper behandelt, allein sie haben auf den Grundlinien, die er dargelegt hat, weiter gebaut, und er ist ihr Führer. The part which Cowper performed, sagt Macaulay in seinem Essay on Moore's life of Lord Byron, was rather that of Moses than that of Joshua. He opened the house of bondage; but he did not enter the promised land. Der Hauptreiz der Task besteht in des Dichters Originalität und in dem Ernst, mit welchem er zu Werke gegangen ist. Seine Poesie wurzelt in seinem Herzen. Seine Liebe zur Natur, im Verein mit einer schönen und edlen Sprache, macht einen mächtigen Eindruck auf den Leser. Cowper hatte kaum irgend welche Vorgänger, die er hätte nachahmen können, aufser

vielleicht Milton, dessen Werke er gründlich studiert hatte. Seine Lieblingsdichter waren, wie er selbst erzählt (IV, 708 ff.), Milton und Cowley, aber Cowper ist durchaus selbständig.

> No bard could please me but whose lyre was tuned
> To Nature's praises. (IV, 704.)

Wir müssen jedoch auch Cowpers Verdienst nicht überschätzen. „With the exception of Shakespeare," sagt Mr. Willmoth,[1] „Cowper is the English poet who has given the greatest happiness to the greatest number. It has been the rare fortune of Cowper to obtain the votes of the crowd; the tasteful read him for his grace, and the serious for his religion." Mit diesem Urteil können wir uns im allgemeinen einverstanden erklären. Wenn aber derselbe Kritiker weiter behauptet, daſs The Task zu den vier Gedichten gehöre, welche überall gelesen werden; wenn er es somit auf eine Stufe stellt mit Miltons Paradise Lost, Thomsons Seasons und Youngs Night Thoughts, so können wir ihm nicht beipflichten. Es ist mindestens sehr zweifelhaft, ob Youngs und Thomsons Werke in der That überall gelesen werden — sicherlich nicht in Deutschland. Das einzige unter jenen drei Gedichten, mit welchem Cowpers Task überhaupt verglichen werden kann, ist Thomsons Seasons, allein hier fällt der Vergleich zu Gunsten Cowpers aus. Cowper behandelt allerdings zum Teil dasselbe Gebiet wie Thomson, doch ist ein groſser Unterschied zwischen beiden. Cowper beschreibt nur das, was er wirklich sieht. Er schildert nicht die Natur in all ihrer Mannigfaltigkeit zu allen Jahreszeiten, aber seine Schilderungen sind durch und durch englisch und gänzlich frei von aller falschen Hirtenpoesie. Bei ihm finden wir keinen mythologischen Apparat wie bei Thomson. In Cowpers Gedicht nehmen wir keine Anstrengung wahr; alles erscheint und ist vollkommen natürlich. Seine Landschaften werden von wirklichem Landvolk, nicht von erdichteten Gottheiten belebt. Ein Vergleich zwischen Milton und Cowper wäre völlig unangebracht. Cowpers schlichte und kunstlose Poesie — wie sie sich in The Task darstellt — kann man nicht mit der groſsartigen und majestätischen Diktion der Miltonschen Muse vergleichen, wenn auch Cowper in seinen kleineren Gedichten Milton nachzuahmen versuchte. The Task kann sich durchaus

[1] Vorrede zu Cowpers Werken (Routledge) p. XLV.

nicht zu den grofsen Kunstwerken rechnen. Dazu fehlt es ihr viel zu sehr an Einheit und Zusammenhang. Der Dichter springt von einem Gegenstand auf einen anderen über, bald ländliche Scenerie malend, bald seiner satirischen Laune sich überlassend, oder von religiöser Begeisterung fortgerissen. Cowper besafs nicht in hervorragendem Grade die schöpferische Kraft, the vision and the faculty divine. Indessen die eigentümliche, originelle Art des Dichters zieht uns mächtig an in der Task und verhindert jeden Vergleich mit anderen poetischen Erzeugnissen.

Ein paar Bemerkungen über die Sprache und den Versbau unseres Gedichtes mögen mir noch gestattet sein. Wir haben bereits gelegentlich auf die grofsen Schönheiten in der Form des Gedichtes hingewiesen. „Purer, sweeter, simpler English never was written,“ sagt ein englischer Kritiker. Cowper kannte sehr wohl die packende Kraft der englischen Sprache, besonders ihres germanischen Elementes. Mit Ausnahme einiger schleppenden und uninteressanten Stellen ist der Stil des Gedichtes sehr durchsichtig und lebendig, wie überhaupt der Dichter bestrebt ist, einen der gewöhnlichen Umgangssprache möglichst entsprechenden Ton anzuschlagen. Das Gedicht ist im Blankverse geschrieben, während seine Moral Satires in heroischen Couplets abgefafst sind. Wie Cowpers Task die englische Poesie inhaltlich von künstlerischer Geschraubtheit zur Natur zurückführen wollte, so bezeichnet sie auch in der Form einen grofsen Fortschritt. In heftigen und bitteren Worten drückt Cowper seine Verachtung aus, welche er für „the creamy smoothness“ der damaligen üblichen Dichtungsweise empfand,

> Where sentiment was sacrificed to sound,
> And truth cut short to make a period round.
> (Table Talk 516.)

Er bedauert tief, dafs Pope

> Made Poetry a mere mechanic art,
> And every warbler has his tune by heart.
> (Table Talk 654.)

Cowper erzählt uns, wie die Natur in den Dichtungen seiner Zeit behandelt wurde.

> Nature indeed looks prettily in rhyme;
> Streams tinkle sweetly in poetic chime:
> The warblings of the blackbird, clear and strong,

Are musical enough in Thomson's song;
And Cobham's groves, and Windsor's green retreats,
When Pope describes them, have a thousand sweets;
He likes the country, but in truth must own,
Most likes it when he studies it in town. (Retirement 567 ff.)

Seine wahre und innige Liebe zur Natur veranlaſste auch den Dichter, nach einer natürlicheren Form zu suchen als jener geschraubte Stil, welcher die Poesie seiner Zeitgenossen kennzeichnet. Er verschmähte den Gebrauch des Reimes, weil der Gegenstand seiner Dichtung das Lob Gottes ist, wie wir aus den letzten Versen des Gedichtes erfahren.

'Tis not in artful measures, in the chime
And idle tinkling of a minstrel's lyre,
To charm His ear, whose eye is on the heart;
Whose frown can disappoint the proudest strain,
Whose approbation prosper — even mine. (VI, 1020.)

Man hat behauptet, Cowper sei hinsichtlich des Versbaues in seiner Task in das entgegengesetzte Extrem verfallen. Von dem glatten Fluſs der Verse, welcher ein wesentliches Merkmal der Poesie sei, wäre bei ihm nichts zu finden. Seine Verse seien rauh und holperig. Allerdings enthält das Gedicht eine ganze Anzahl schlecht gebauter Verse, Unregelmäſsigkeiten im Rhythmus, welche das Ohr unangenehm berühren, allein im ganzen ist der Versbau ein glatter und der Rhythmus ein wohlgefälliger. Jedenfalls ist Cowpers Behandlung des Verses in der Task eine weit bessere als die in seinen Moralischen Satiren. Seine Reime sind häufig fehlerhaft, was wohl zum Teil einer mangelhaften Beschaffenheit seines Gehörs zuzuschreiben ist.

In Anbetracht des beträchtlichen inneren Wertes der Task können wir die wenigen angedeuteten Mängel gern mit in Kauf nehmen. Wenn das Werk auch keine Dichtung ersten Ranges ist, so hat es doch dauernde Verdienste und wird immer eine angesehene Stelle als eines der bemerkenswertesten Erzeugnisse in der englischen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts einnehmen, da es dem Strom der englischen Dichtung eine neue und natürlichere Richtung gegeben hat, in welcher dann viele und bedeutendere Dichter als Cowper nachgefolgt sind.

Bremen. A. Beyer.

Untersuchungen
zu der
mittelenglischen Romanze von Sir Amadas.

Erster Teil.
Die Fabel des Gedichtes.

Die Fabel des „Sir Amadas“ ist eine Version der Sage vom dankbaren Toten, gehört somit jenem weitverzweigten Sagenkreise an, dessen Spuren sich in fast allen Ländern Europas, ja über die Grenzen unseres Erdteils hinaus und zeitlich bis ins griechisch-römische Altertum, sogar bis in biblische Vorzeit hinauf, verfolgen lassen.* Freilich begegnet der in Rede stehende Stoff als Gemeingut so vieler Völker und Zeiten hier und da in seltsamer Form, vielfach entstellt durch Verkürzungen und Erweiterungen mannigfacher Art — durch Verquickung mit fremden Sagenstoffen, — durch volkstümliche Umdeutung und Modifikation gewisser Züge der Sage infolge von Mifsverständnissen oder auf Grund specifisch nationaler Eigenart, — durch Einmischung mythischer, religiöser, possenhafter Elemente u. dgl. mehr, so dafs es nicht immer leicht ist, denselben Kern unter der fremdartigen Schale zu erkennen.

Die Idee der Totenbestattung, werden wir sehen, ist das Wesentliche in unserer Sage, das treibende Motiv, aus dem sich in den reineren Formen der Überlieferung die einfache Handlung, welche den Gegenstand der Sage bildet, entwickelt. Der Gedanke, die Verstorbenen durch ein Begräbnis ehren zu müssen, zumal wenn man ihnen dadurch, wie der naive Volks-

* Vgl. Sepp, Altbayerischer Sagenschatz zur Bereicherung der indogermanischen Mythologie, München 1876, p. 678 ff. — Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden in den Rheinlanden, XXV, 172.

glaube alter und neuer Zeit meint, die Ruhe im Tode sichern kann, ist von allgemein menschlicher Bedeutung. Dementsprechend finden wir jene Idee immer und immer wieder als Mittelpunkt gemütstiefer Sagen, welche eindringlich an jene heilige Pflicht erinnern und die Art, wie ihre Erfüllung sich selbst belohnt, in helles Licht setzen.

Seit im Jahre 1856 Simrock sein Büchlein „Der gute Gerhard und die dankbaren Toten. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Sagenkunde“ veröffentlichte, haben verschiedene Forscher Nachträge zu der von Simrock gebotenen Sammlung von hierhergehörigen Sagen geliefert und die Diskussion über den Kreis im allgemeinen fortgeführt, so daſs zur Zeit ein nicht geringes Material über den Stoff der Sage vom dankbaren Toten vorliegt. Dasselbe ist indessen meines Wissens noch nie im Zusammenhange dargestellt oder zum Ausgangspunkt einer zusammenfassenden Untersuchung über das in Frage stehende Sagengebiet gemacht worden. Die folgenden Zeilen wollen dies versuchen und sollen sich auf der Grundlage der in einer leider sehr zersplitterten Litteratur gebotenen Quellen mit der Verbreitung und der inneren Entwickelung der Sage beschäftigen.

I.

Die Verbreitung der Sage.

Bei weitem die meisten Fassungen der Sage vom dankbaren Toten gehören der abendländischen Welt an. Nur wenige orientalische Vertreter, denen sich einige osteuropäische Versionen zugesellen, sind hier zu nennen. Zuerst werde erwähnt das Buch Tobias, dessen Stoff ohne Zweifel in unseren Sagenkreis gehört. Der fromme, mit seinen Stammesgenossen von Salmanassar in Gefangenschaft weggeführte Tobias begräbt nachts die Toten und Erschlagenen, welche unbeerdigt auf der Gasse liegen. Raphael, der Engel des Herrn, belohnt ihn für sein Gott wohlgefälliges Thun, indem er seinem Sohne ein Mittel anzeigt, dem greisen Vater das verlorene Gesicht wieder zu verschaffen. Dem Sohne selbst aber führt Raphael ein Weib zu, mit welchem sich dieser zu einer glücklichen Ehe verbindet, nachdem es ihm mit Hilfe des Engels in der Hochzeitnacht gelungen ist, den bösen Geist zu vertreiben, welcher das Weib früher besessen und demselben bereits sieben Verlobte getötet hatte. — Nicht unwesentlich weichen von

dieser Fassung die anderen orientalischen Versionen ab, so ein armenisches Märchen, A. v. Haxthausen, Transkaukasia, Leipzig 1856; I, 333 f. Vgl. Germania III, 202 f.; Theodor Benfey, Pantschatantra, Leipzig 1859, I, 219, Anm.; Archiv f. slav. Philol. V, 43 f. Ein wohlhabender Mann bezahlt Schulden und Begräbnis einer beschimpften Leiche. Als er nach Jahren verarmt ist, bietet ihm ein Reicher seine Tochter zur Frau an, welcher in der Hochzeitnacht bereits fünf Männer gestorben sind. Dessenungeachtet heiratet er das Mädchen. In der Brautnacht hält sein Diener, der sich ihm vorher freiwillig, ohne Anspruch auf Lohn, nur mit der Bedingung einstiger Teilung alles Gewonnenen zur Verfügung gestellt hat, Wache im Gemach, tötet eine Schlange, die der Braut aus dem Munde kriecht, um den Bräutigam zu stechen, und rettet so seinem Herrn das Leben. Als der Diener später auf Grund seines Vertrages die Teilung der Frau verlangt und diese mit dem Kopfe nach unten aufhängen will, um sie mitten durchzuspalten, da gleitet ihr die zweite und letzte Schlange aus dem Munde, worauf der Diener sich als Geist des einst beerdigten Toten zu erkennen giebt und verschwindet. — Ein hierhergehöriges Zigeunermärchen enthalten die Études sur les Tschinghianés ou Bohémiens de l'Empire Ottoman par A. G. Paspati, Constantinople 1870, p. 601 ff. Conte 2me, raconté par une vieille Tschinghianée des environs d'Andrinople. Vgl. Archiv f. slav. Philol. V, 43. Der wohlthätige Sohn eines Reichen giebt seine letzten 12 Piaster hin für den Loskauf eines von Juden mifshandelten Leichnams. Der Geist des Toten folgt ihm und führt ihn in ein Dorf, wo er ein Mädchen heiratet, dessen Männer bis dahin sämtlich in der Hochzeitnacht gestorben sind. Der Tote hält in der Brautnacht Wache am Bette des jungen Paares und tötet den aus dem Munde der Braut fahrenden Drachen. Als die Frau alsdann auf das Verlangen des Geistes geteilt werden soll und dieser bereits das Schwert zückt, um sie zu durchhauen, da schreit die Geängstete, und aus ihrem Munde fährt noch ein Drache. Der Geist des Toten giebt sich nun als solcher zu erkennen, erklärt, dafs stets die Drachen die Männer des Mädchens getötet hätten, und verschwindet. — Ein jüdisches Märchen, welches unlängst bekannt geworden ist, steht den genannten orientalischen Formen ziemlich fern. Wir verdanken dasselbe einem hebräischen, über Palästina handelnden Werke: Reischer, Schaare Jeruschalajim, Lemberg 1880, worin 16 palästinensische Märchen mitgeteilt werden, von denen das uns interessierende M. Gaster (Germania XXVI, 199 ff.) weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Sein Inhalt ist folgender. Der Sohn eines reichen Kaufmanns in Jerusalem zieht nach dem Tode seines Vaters in die Ferne, um die Welt kennen zu lernen. Auf seinen Reisen

kommt er nach Stambul, wo ein eiserner, in Ketten hängender Kasten seine Aufmerksamkeit erregt. Auf seine Fragen erfährt er, dafs in diesem Kasten sich die Leiche eines jüdischen Wechslers befinde, der des Sultans Geldgeschäfte 20 Jahre zur Zufriedenheit seines Herrn besorgt habe, bis der Sultan ihn eines Tages in dem Verdachte, er sei von ihm um eine Summe betrogen worden, töten und in jenen Kasten legen liefs, wo die Leiche so lange bleiben solle, bis die Juden das fehlende Geld ersetzt hätten. Der Jüngling deckt des Toten Schuld und läfst den Leichnam ehrenvoll bestatten. Auf seinen weiteren Reisen kommt er bei einem Sturm auf hoher See in Lebensgefahr, wird indessen von einem Stein unversehrt ans Land getragen, worauf er, auf einem Adler reitend, in seinen Hof nach Jerusalem gelangt. Hier erscheint ihm ein weifsgekleideter Mann, der sich als Geist jenes jüdischen Wechslers zu erkennen giebt, erklärt, dafs er ihn als Stein und Adler hierher geführt habe, und ihm für seine fromme That reichen Lohn in diesem und im zukünftigen Leben verheifst.

Von slavischen Versionen sind zunächst zu erwähnen drei russische Märchen. (I) Afansjew, Russische Volksmärchen, 6. Heft, p. 323 f. (Vgl. Schiefner, Or. u. Occ. II, 174 f.) Ein Soldat erfleht für den toten Bruder, der einst die Eltern schwer gekränkt hatte, die Verzeihung der zürnenden Mutter und verschafft ihm so die im Grabe noch nicht gefundene Ruhe. Als der Soldat hierauf die ihm angebotene Kaufmannstochter, deren zwei erste Männer ein böser Drache in der Hochzeitnacht getötet hat, heiratet, stellt sich der Geist des toten Bruders in der Brautnacht mit einem Schwerte am Bett seines Wohlthäters auf und tötet den gefährlichen Drachen. Nun lebt der Gerettete noch lange glücklich mit seiner Frau. — (II) Chudjakow, Grofsrussische Märchen, 3. Heft, p. 165—168. Aufgezeichnet von Chudjakow im Rjäsanschen Gouvernement, übersetzt von Schiefner. (Vgl. R. Köhler, Or. u. Occ. III, 93 ff. und Archiv f. slav. Philol. V, 43.) Hans, ein armer Jüngling, erhält von seinem Oheim das Erbteil seines Vaters im Betrage von 300 Rubel, die er darauf verwendet, einen Ungläubigen loszukaufen, dem die Adern ausgezogen werden sollen. Er läfst ihn taufen; der Unglückliche aber stirbt schon nach drei Tagen infolge der bereits erlittenen Qualen. Als der Jüngling seines Weges dahin geht, gesellt sich ein vom Himmel herabsteigender Engel zu ihm, der sich erbietet, ihn als sein Oheim zu begleiten. Er weist Hans an einen König, dessen Tochter dieser heiratet, von der man aber sagt, sie habe bereits sechs Männer erwürgt. In der Brautnacht erschlägt der Wache haltende Oheim den nahenden Drachen, welcher den jungen Ehemann töten will. Als sich nach längerer Frist der die Rolle des Oheims spielende Engel von dem Schwiegersohn des Königs trennen will, besteht er vorher noch auf der einst ausbedungenen Teilung. Im Einverständnis mit dem Gatten wird die junge Frau in zwei Teile zer-

sägt, wobei aus ihrem Inneren Drachen geflogen kommen. Nach Reinigung und Waschung ihrer Eingeweide steht sie wieder lebendig da. — Eine weitere (III) russische Version verdanken wir den Publikationen der Gesellschaft der Freunde des alten Schrifttums in St. Petersburg (Nr. 49 vom Jahre 1880), welche die Reproduktion einer illustrierten Volksausgabe unseres Märchens enthalten (vgl. Archiv f. slav. Philol. V, 480). Der jüngste von drei Brüdern, welcher auf seiner Reise einen schwimmenden Sarg auf sein Schiff nimmt, erhält durch den Mann, welcher in weifsem Hemde aus dem Sarge kommt, eine Prinzessin zur Frau. Dieselbe hatte durch einen sechsköpfigen Drachen bisher jeden Neuvermählten in der Brautnacht verloren. Der Jüngling aber bleibt dank den guten Ratschlägen des Geistes erhalten. Letzterer befreit vor der Abschiednahme noch die Frau von der bösen Drachenbrut.

Vier serbische Fassungen unserer Sage entnehme ich der reichhaltigen, mit wertvollen Nachträgen versehenen Sammlung südslavischer Märchen im Archiv f. slav. Philol. Das erste (I) dieser Märchen, „die guten Werke gehen nicht verloren“ (vgl. Archiv f. slav. Philol. II, 632), entstammt dem der zweiten Auflage der serbischen Märchen von Vuk Stefanović Karadžić (Wien 1870) beigegebenen Anhange und ist von Frau Mijatovics (Serbian Folk-Lore, p. 96: „Good deeds are never lost“) ins Englische übersetzt worden. Es erzählt von einem Kaufmannssohn, welcher auf einer ersten Reise eine schöne Sklavin (Kaisertochter), die er heiratet, auf einer zweiten arme Bauern loskauft, welche dem Kaiser die Abgaben nicht zahlen können und darum ins Gefängnis geschleppt werden sollen. Auf einer dritten Reise kommt er zum Vater seiner Frau, welcher seine Tochter alsbald holen läfst. Unterwegs von dem einstigen Verlobten der Kaisertochter ins Meer geworfen, rettet sich der Kaufmannssohn auf eine einsame Insel, wo er 15 Jahre lebt, bis ein Greis (ein Engel) ihn unter der Bedingung, die Hälfte seines Vermögens zu bekommen (worauf er schliefslich verzichtet), an den kaiserlichen Hof bringt und mit seiner Gemahlin vereint. — Ein anderes (II) Märchen „Vlatko und der dankbare Tote“ (vgl. Archiv für slav. Philol. V, 40 f.) nähert sich mehr der russischen Form. Vlatko bezahlt die Schuld eines Toten, den seine Gläubiger ausgraben wollen, um den Leichnam zu schlagen, und vermählt sich später mit einer Kaisertochter, welcher schon 99 Männer in der Brautnacht gestorben sind. Ein Mann, dessen Freundschaft Vlatko früher erprobt hat, hält in der Hochzeitnacht Wache und schneidet drei Schlangen, welche aus dem Munde der Braut kriechen und den Bräutigam bedrohen, die Köpfe ab. Als später der Freund die Teilung des Vermögens vorschlägt, verlangt er

scherzweise auch, die Frau in zwei Hälften zu teilen. Aber er verbindet dem Vlatko nur die Augen und schüttelt dreimal die Frau, welche den Kopf senken und den Mund öffnen mufs. Als hierbei drei tote Schlangen aus ihr herausfallen, verschwindet der Freund. — Nahe verwandt ist diesem ein weiteres (III) südslavisches Märchen (vgl. Archiv f. slav. Philol. V, 41 f.). Hier spielt die Geschichte von der Heirat mit einem Mädchen, aus dessen Munde in der Brautnacht Schlangen kriechen und den Bräutigam töten, die Rolle einer selbständigen Erzählung, in welche das Motiv vom dankbaren Toten eingeflochten ist. — Jagić hat a. a. O. V, 42 f. noch ein anderes (IV) serbisches Märchen mitgeteilt, welches den verwandten Fassungen gegenüber eine Sonderstellung einnimmt. Ein armer Jüngling hatte ein Goldfischlein, welches er dreimal fing, dreimal wieder in Freiheit gesetzt. Als er dann, aus dem väterlichen Hause verstofsen, in die Welt zieht, gesellt sich ein Mann zu ihm, mit dem er Freundschaft schliefst. Sie kommen in eine Stadt, in welcher sich das Gerücht verbreitet hat, dafs bei der Tochter des Kaisers kein Mann lebend übernachten könne. Der Jüngling unternimmt das Wagnis, sein Freund aber hält Wache im Schlafgemach und schneidet einer aus dem Munde der Prinzessin herauskriechenden Schlange den Kopf ab. Als die Kaisertochter und der Jüngling am Morgen gesund aufgefunden werden, giebt der Kaiser letzterem seine Tochter zur Frau. Nachdem dieser sein ganzes Vermögen mit dem Freunde geteilt hat, soll auf dessen Verlangen auch die Frau noch halbiert werden. Sie wird zu diesem Zwecke von zwei Dienern festgehalten, und während der Freund den Säbel schwingt, bricht die Frau vor Schrecken zwei Stücke und zuletzt den Schwanz der Schlange aus, worauf der Freund ins Meer springt; denn eben er war jenes Goldfischlein. — Mit fremden Elementen vermischt und hierdurch teilweise entstellt ist ferner ein böhmisches Märchen; Waldau, Böhmisches Märchenbuch p. 213 (vgl. R. Köhler, Or. u. Occ. II, 329). George Stephens (Ghost-Thanks, p. 10) nennt „two Bohemian copies“ in Národni (Prague V, 24—40; XI, 20—23).*

Mannigfache Entstellungen zeigt auch ein polnisches Märchen, K. W. Woycickis Polnische Volkssagen und Märchen. Aus dem Polnischen von Lewestam, Berlin 1839, p. 130 ff. (vgl. R. Köhler, Germania III, 200 f.). Ein armer Schüler bezahlt mit seinem Letzten das Begräbnis einer am Wege liegenden beschimpften Leiche. Unter einer Eiche eingeschlafen findet er beim Erwachen seine Taschen voll Geld. Die Fährleute aber, die ihn dann über einen Flufs

* Vgl. auch Benfey, Pantschatantra I, 221 und Or. u. Occ. II, 328, Anmerkung.

setzen, rauben es ihm und werfen ihn selbst ins Wasser. Er wird von dem Geiste des einst bestatteten Toten (welcher in Gestalt eines Brettes erscheint) aus Lebensgefahr gerettet und mit der Kraft ausgestattet, sich in Tiere zu verwandeln. Bald als Hase, bald als Jäger verschafft er sich nun aus einem wunderbaren Schlosse ein Schwert, welches die Kraft besitzt, alle Feinde zu besiegen, und für dessen Erlangung ein König die Hand seiner Tochter feilgeboten hat. Nachdem er als Hase erschossen worden ist und der dankbare Tote ihn wieder ins Leben zurückgerufen hat, gelangt er endlich in den Besitz der Königstochter, welche soeben im Begriff ist, mit seinem Mörder Hochzeit zu feiern. — Als nahe verwandt mit diesem nennt R. Köhler noch a. a. O. ein littauisches Märchen (I), A. Schleicher, Littauische Märchen, Sprichwörter, Rätsel und Lieder, Weimar 1857, p. 100 ff. Zwei andere littauische Märchen, von denen das erste (II), mitgeteilt von L. Geitler, Littauische Studien, Prag 1876, p. 21—23, dem russischen Littauen angehört, hat gleichfalls R. Köhler (Archiv f. slav. Philol. II, 633 f.) als hierhergehörig bezeichnet. (II) Ein Königssohn bezahlt mit seinem gesamten Besitz die Schuld eines Toten, welcher von seinen Gläubigern wieder ausgegraben wird, um verbrannt zu werden. Er findet auf einer Insel eine vom Sturm verschlagene Königstochter, welche von ihrem Vater gesucht wird, heiratet dieselbe, wird von ihr getrennt u. s. w. — Das zweite (III) stammt aus dem preufsischen Littauen und war bis zu seiner Veröffentlichung durch R. Köhler a. a. O. nur handschriftlich vorhanden: Ein Fürstensohn läfst einen Mann, der wegen unbeglichener Schulden auf der Strafse von Schweinen zerrissen wird, ehrenvoll begraben und kauft zwei schöne Frauen los, deren eine, eine Königstochter, er ihrem Vater zuführen will, um sie von diesem als Gemahlin zu erhalten. Auf der Reise aber wird er von einem der Grofsen, die ihn begleiten, ins Meer gestofsen, vom Geist des Toten jedoch gerettet und noch rechtzeitig an den Hof des Königs gebracht, um den Übelthäter, welcher eben mit der Prinzessin vermählt werden soll, zu entlarven und selbst deren Hand zu erhalten. Auf den Besitz des erstgeborenen Sohnes, den sich der dankbare Tote einst ausbedungen, verzichtet letzterer später, indem er sich zu erkennen giebt. — Dem genannten polnischen stehen auch nahe (vgl. Germania III, 202) ein ungarisches Märchen (I) — Ungarische Sagen und Märchen: Aus der Erdélyischen Sammlung, übersetzt von G. Stier, Berlin 1850, p. 110 ff. — und ein rumänisches Märchen aus Siebenbürgen, Ausland 1858, p. 117. George Stephens (a. a. O. p. 10) erwähnt ein wallachisches Märchen, mitgeteilt von A. Schott in Hackländer, Hausblätter 1857, Nr. 24, p. 470. — Weniger fern als diese steht unserem Sagen-

kreise ein anderes ungarisches Märchen (II), Ungarische Volksmärchen. Nach der aus Georg Gaals Nachlafs herausgegebenen Urschrift, übersetzt von G. Stier, Pest 1857, p. 153 ff. (vgl. Germania III, 199 f.). Ein Kaufmannssohn bezahlt in der Türkei Schulden und Begräbnis einer geschändeten Leiche und kauft in England eine französische Prinzessin los, auf deren Rat er dem Könige zu Paris Kunde von der Rettung seiner Tochter giebt. Als er sie nach ihrer Heimat bringen will, um mit ihr in Paris vermählt zu werden, wird er von einem General, der sich in die Prinzessin verliebt hat, auf einer wüsten Insel ausgesetzt, von einem alten Manne, dem Geiste des Toten, indessen gerettet und nach dem Festlande gebracht. Er geht nun nach Paris, wo die Erkennung und Verbindung der beiden Liebenden erfolgt. — Bemerkenswert ist in diesem Märchen die Erkennungsscene, in welcher der Kaufmannssohn die Liebe der Königstochter prüft, indem er das Schwert auf sie zückt, welchem sie nicht ausweicht. Mit Recht hat R. Köhler darauf hingewiesen, dafs wir in diesem Zuge nur eine Entstellung oder eine Reminiscenz an die in anderen Formen der Sage vorkommende Teilungsepisode zu erkennen haben. — In dieses Gebiet gehört ferner ein siebenbürgisches Märchen aus Haltrich, Nr. 9. Vgl. Or. u. Occ. II, 326. Ein Kaufmannssohn läfst einen Toten beerdigen und kauft für 100 Gulden eine in ihrer Verkleidung irrtümlich von der Wache verhaftete Königstochter los, welche er später durch die Unterstützung eines alten Mannes — d. i. der Geist des Toten — zur Frau erhält. Als der Greis nach sieben Jahren erscheint, um, wie vorher ausbedungen, die Hälfte alles Gewonnenen, worin er auch Weib und Kind begreift, in Empfang zu nehmen, der Kaufmann aber Frau und Kind lieber ganz als geteilt geben will, verzichtet jener solcher Treue gegenüber auf seine Ansprüche und verschwindet. — Auch in Esthland lebt, wie Schiefner (Or. u. Occ. II, 175 f.) erzählt, eine ihrer Idee nach hierhergehörige Sage. Ein Mann, der den allnächtlich in einer Schlucht (bei dem Dorfe Aruküla bei Wesenberg) ruhelos umhertanzenden Knochen eines hier von Räubern ermordeten, nicht begrabenen Königs priesterlich einsegnen läfst und beerdigt, findet an der Stelle, wo er das Grab gräbt, einen kostbaren Schatz. — Ein finnisches Märchen hat F. Liebrecht (Germania XXIV, 131 f.) aus dem vierten Bande der Sammlung „Suomen Kansan Satuja etc.“, Helsingfors 1866, mitgeteilt. Ein Kaufmannssohn deckt mitleidig die Schulden eines Mannes, dessen Leichnam an die Kirchenmauer genagelt ist und vom Volke beschimpft wird. Auf dem Wege nach seiner Heimat gesellt sich ein Reisegefährte zu ihm, der ihm Nahrung und Geld verschafft, und auf dessen Rat er die jüngste von den drei dreigehörnten Töchtern des Königs zur Frau nimmt. In der Hoch-

zeitnacht bringt ihm der Gefährte frischgeschnittene, dünne Zweige, mit denen der Neuvermählten das „Blut ausgepeitscht“ wird, worauf die Hörner abfallen und sie bildschön ist. — Zu erwähnen bleibt aus dem östlichen Europa noch ein griechisches Märchen. J. G. v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen, Leipzig 1864, Nr. 53: Belohnte Treue. Ein armer Mann verkauft an einen Pascha seinen Sohn, um für den Erlös das Öl für die Lampe kaufen zu können, die er seinem Heiligen zu Ehren unterhält. Der Knabe gefällt dem Pascha so gut, dafs er ihn seiner Tochter zum Manne bestimmt. Als aber ein mächtiger Pascha für seinen Sohn um die Hand des schönen Mädchens werben läfst, da verlobt man sie dem letzteren. Eine Probe, welcher beide Bewerber auf den Wunsch der Paschatochter unterworfen werden, fällt dank der Beihilfe eines Alten (d. i. der genannte Heilige) zu gunsten des armen Jünglings aus, welcher nun die Hand des Mädchens erhält. Nach der Hochzeit erscheint im Brautgemach der Alte und verlangt die Teilung der jungen Frau, die jener doch nur durch seine Unterstützung gewonnen habe. Der Jüngling willigt ein, und als er das Messer erhebt, um sie zu töten, da fällt ihm der Alte in den Arm, indem er ihm sagt, er habe nur seine Treue prüfen wollen und dieselbe erprobt gefunden. Dann giebt er sich als einen Gesandten Gottes zu erkennen und verschwindet.

Auch mehrere keltische Versionen unserer Sage sind bekannt. Ein bretonisches Märchen (I) hat Simrock nach Émile Souvestre, Le foyer breton, contes et traditions populaires, nouv. éd. Paris 1853, II, 1—21, mitgeteilt. Vgl. Gut. Gerh. p. 94 ff. Mao, ein armer Jüngling, läfst für seine ganze Barschaft den Leichnam eines Bettlers beerdigen, dessen Geist ihm die schöne Tochter eines Reichen verschafft, ihn aus der Feuersgefahr, in die ihn der neidische Neffe des Reichen gebracht, rettet und schliefslich ihn, seine Frau und sein Kind in den Himmel einführt, als der Neffe, gestützt auf ein diesbezügliches Versprechen, die Hälfte des Kindes verlangt. — Zwei andere Märchen der Bretagne,* welche A. v. Weilen in der Zeitschr. f. vergl. Litteraturgesch. u. Renaissance-Litteratur, N. F. I, 105 (Nr. XIX) citiert, finden sich bei François Marie Luzel, Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne. Das erste (II) derselben (Luzel I, 68—90) hat folgenden Inhalt. Ein Jüngling, der le fils de S. Pierre genannt wird, will seinen angeblichen Vater im Paradies besuchen und übernachtet unterwegs bei einer armen Alten, deren Mann seit drei Wochen unbeerdigt in ihrer Hütte liegt, weil der Pfarrer ihn nicht umsonst begraben will. Er läfst ihn begraben und zahlt eine Messe für ihn. Er kommt an einen Meeresarm und weifs nicht, wie

* Die Inhaltsangaben derselben verdanke ich der Güte R. Köhlers.

er ans andere Ufer gelangen soll. Ein nackter Mann kommt aus dem Meer, giebt sich als den zu erkennen, den er am Morgen hat begraben lassen, und trägt ihn über das Meer und später auch wieder zurück. — Das zweite (III) (Luzel II, 40—58) ist die Übersetzung eines bretonischen „cantique spirituel sur la charité que montra S. Corentin envers un jeune homme qui fut chassé de chez son père et sa mère sans motif et sans raison.“ Der verstoſsene Gentilhomme empfiehlt sich dem Schutze S. Corentins, des Erlösers und der heil. Jungfrau. Er giebt einer alten Frau 30 Thaler — sein einziges Geld —, damit sie ihren Mann, den der Pfarrer nicht umsonst begraben will, begraben und ihm Messen lesen lassen kann. S. Corentin und die heil. Jungfrau bringen ihn zu einem Edelmann, dessen Tochter er heiratet. Ein eifersüchtiger Onkel der Frau stürzt ihn auf der Jagd ins Meer, als die Frau guter Hoffnung ist. Er wird über Wasser gehalten und auf eine Insel gebracht, il ne savait comment. Fünf Jahre lang bringt ihm S. Corentin Nahrung. Dann kommt eines Tages ein Alter übers Meer gegangen und trägt ihn auf dem Rücken nach Hause, nachdem er ihm die Hälfte seiner Güter hat versprechen müssen. Nach Jahresfrist kommt der Alte und verlangt auch die Hälfte des Kindes. S. Corentin und die heil. Jungfrau erscheinen, als eben der Alte das Kind zerschneiden will, und erklären, Gott sei mit dem guten Willen zufrieden. Sie und der Alte geben sich zu erkennen und verkünden dem Edelmann, daſs er und sein Söhnchen alsbald ins Paradies kommen werden; Vater und Sohn fallen tot um, die Mutter geht ins Kloster. — Auf ein gaelisches Märchen aus J. F. Campbells Sammlung gaelischer Märchen hat R. Köhler (Or. u. Occ. II, 322 f.) anläſslich eines eingehenden Berichtes über die ganze Sammlung aufmerksam gemacht. Jain, der Sohn einer armen Witwe, bezahlt in der Türkei Schulden und Beerdigung eines gemiſshandelten Leichnams und kauft ein Christenmädchen, die Tochter des Königs von Spanien, los, welche entflohen war, um nicht einen ihr verhaſsten General heiraten zu müssen. Nachdem beide nach England zurückgekehrt sind, giebt Jain dem Könige von Spanien Kunde von dem Loskauf seiner Tochter. Jain soll die Prinzessin zum Vater bringen; aber auf der Reise nach Spanien wird er auf Betreiben des genannten Generals, der sich auf das Schiff geschlichen hat, auf einer öden Insel zurückgelassen, infolge wovon die Königstochter wahnsinnig in Spanien anlangt. Der Geist des Toten rettet Jain in einem Boote und bringt ihn nach Spanien, wo die Prinzessin ihn erkennt und gesund wird. Lange nach ihrer Hochzeit, als sie bereits drei Söhne haben, kommt der Retter und verlangt die Hälfte alles Gewonnenen. Als aber Jain zur Teilung bereit ist, verzichtet der Fremde und giebt sich als Geist des Toten zu erkennen.

Die romanischen Länder besitzen unsere Sage in sehr mannigfaltiger Form. Aus Spanien kennen wir zunächst ein

katalanisches Märchen, welches Felix Liebrecht (Heidelberger Jahrbücher der Litt. 1872, p. 894) mitgeteilt hat aus Lo Rondollayre: Quentos populars catalans, collectionats por Francisco Maspons y Labrós. Barcelona. Llibreria di Alvar Verdaguer. Segona Seria 1872. Nr. 31: L'estandart. Ein junger Mann, der auf Reisen gegangen ist, bezahlt Begräbnis und Seelenmessen eines Armen und kauft eine gefangene Königstochter los. Mit einer Flagge, die sie gefertigt und in welche sie ihren Namen gestickt hat, kommen einst Schiffer zu ihren Eltern, welche dieselbe als von ihrer Tochter herstammend erkennen. Die Schiffer, welche die Prinzessin holen sollen, werfen auf dem Rückwege den Jüngling ins Wasser; er wird aber durch den dankbaren Toten gerettet, an den Königshof gebracht und erhält die Hand der Prinzessin. — Zwei spanische Romanzen (Duran, Romancero general, Madrid 1849—51, II, Nr. 1291 und 1292) behandeln den gleichen Stoff. Vgl. Or. u. Occ. II, 323 ff. Ein junger venezianischer Kaufmann bezahlt in Tunis Schulden und Begräbnis eines Christen, kauft eine Sklavin los und nimmt sie in Venedig zum Weibe. Als beide auf die Einladung eines Kapitäns dessen Schiff besuchen, läfst dieser den jungen Kaufmann ins Meer werfen, führt das Mädchen davon und bringt es — es ist die Tochter des Königs von Irland — in seine Heimat. Der Venezianer wird, von dem Geiste des Toten gerettet, nach Irland gebracht, wo sein Anblick die kranke Königstochter heilt und ihre Wiedervereinigung erfolgt. — Nach einer Bemerkung Durans gründet sich die Romanze auf eine sehr alte fromme Volkslegende, welche im 17. Jahrhundert den Stoff zu verschiedenen Dramen geliefert haben soll, unter diesen „Don Juan de Castro" von Lope de Vega und „El mejor amigo el muerto" De tres ingenios Luys de Belmonte, Francisco de Rosas, Calderon. Das Drama erzählt — nach R. Köhlers Analyse (Or. u. Occ. III, 100 f.) — von Don Juan de Castro, dem Prinzen von Galicien welcher an der englischen Küste Schiffbruch leidet und nur wenig von dem Seinigen rettet. An der Küste findet und begräbt er den wegen Schulden unbeerdigten Leichnam des Schiffspatrons Lidoro, dessen Geist ihn später in London aus dem Gefängnisse befreit und ihm die Hand Clarindas, der Königin von England, verschafft.

Italien besitzt die Sage in vier verschiedenen Formen. Die interessanteste und älteste dieser Versionen ist die Novella di Messer Dianese e di Messer Gigliotto, herausgeg. von D'Ancona, Pisa 1868, wieder abgedruckt in dem Catalogo dei novellieri italiani in prosa etc. da Giovanni Papanti, Vol. I, Livorno 1871, p. XXXVIII. Novella ventesima prima. Vgl. Felix

Liebrecht, Heidelberger Jahrbücher d. Litt. 1868, p. 449 ff., woselbst sich eine kurze Analyse der Novelle findet.* Der Inhalt ist folgender. Dianese, ein edler Ritter in der Mark Trevigi, hat in verschwenderischem Leben seine Reichtümer vergeudet. Als er hört, dafs der König von Cornwales (Chornualglia) die Hand seiner Tochter und die Hälfte seines Reiches dem Sieger in dem von ihm ausgeschriebenen Turnier verspricht, wird er von seinen Verwandten und Freunden gehörig ausgerüstet, so dafs er sich mit seinem Gefolge alsbald auf den Weg machen kann. Einst, als er bereits vierzehn Tage unterwegs ist, nimmt er wahr, wie eine Menge Volks den geraden Weg verläfst, um eine schmale Strafse zu gehen. Auf seine Fragen erfährt er, dafs dies geschehe, weil auf jenem Wege die Leiche eines vor einer Kirche auf der Bahre liegenden edlen Ritters einen unerträglichen Geruch verbreite.** Er hört weiter, dafs der Ritter wegen unbezahlter Schulden unbeerdigt sei und es so lange bleiben werde, bis seine Gläubiger befriedigt wären. Da läfst Dianese bekannt machen, dafs er die Schulden des toten Ritters Gigliotto bezahlen wolle. Um allen Forderungen gerecht zu werden, verkauft er seine Pferde — bis auf eins — und seine ganze Ausrüstung. Nachdem er alle Schulden bezahlt hat, läfst er den Leichnam ehrenvoll beerdigen, nimmt Abschied und zieht weiter — er zu Rosse, seine Begleiter zu Fufs. Als er zwei Meilen zurückgelegt hat, gesellt sich ein Kaufmann zu ihm, der ihn höflich grüfst, ihn nach seinen Geschäften fragt und sich ihm als Begleiter anbietet mit dem Vorschlage, er wolle ihm Geld, Rosse und Waffen geben, wenn er alles, was er dereinst gewinnen würde, mit ihm zu teilen bereit sei. Gern geht Dianese auf diesen Vertrag ein. In der nächsten Stadt rüsten sich beide mit allem Notwendigen aus und kaufen Waffen und Rosse, um, in der Stadt des Königs angelangt, in der vornehmsten Herberge Quartier zu nehmen und durch ihre ritterliche Freigebigkeit viel Aufsehen zu machen. Am Tage des Turniers wird alles glanzvoll hergerichtet. Dianese bleibt Sieger und erhält mit Freuden vom Könige die Hand der Prinzessin und das halbe Königreich. — Nach längerer Zeit treten Dianese, seine Gemahlin und der Kaufmann die Rückreise an. Als sie nur noch einen Tag von ihrem Ziele entfernt sind und an einen Kreuzweg kommen, bittet der Kaufmann Dianese, das ihm einst gegebene Versprechen hinsichtlich der Teilung des Gewinnes nun zu halten. Vergebens stellt der Ritter seinem Begleiter

* Vgl. Romania III, 191 f. = A. D'Ancona, Studj di critica e storia letteraria, Bologna 1880, p. 353 ff., woselbst D'Ancona verweist auf Ive, Novelline popolari rovignesi, Vienna 1877, p. 19, „ove sono degne di osservazione le dotte illustrazioni dell' editore."

** „Se voi andaste per la diritta istrada, a voi e chi andasse, voi trovereste si grande il puzzo d'uno gentile chavaliere ch'è làe morto dinanzi a una chiesa in una bara, che morebe dal puzzo chi v'andasse." Derselbe Zug findet sich im „Sir Amadas"; vgl. bei Robson Str. VI ff.

vor, er solle doch für immer in seinem Hause bleiben.* Der Kaufmann besteht auf seiner Forderung und wird schliefslich von Dianese aufgefordert, die beiden Teile nach seinem Gutdünken zu bemessen. Er teilt nun so, dafs die Dame mit ihrem Zelter die eine, alle Güter die andere Hälfte bilden. Dianese, der nun die Wahl zwischen diesen beiden Teilen hat, entscheidet sich für die Dame und überläfst alles übrige dem Kaufmann. Dann nehmen sie Abschied voneinander, und Dianese reitet betrübt davon. Nach kurzer Zeit aber kehrt der Kaufmann zurück und eröffnet ihm, er freue sich, dafs er sein Wort so treu gehalten, und gebe ihm alles, was er dem Vertrage zufolge an ihn abgetreten, zurück. Nachdem er sich endlich als den Ritter zu erkennen gegeben, dessen Schulden Dianese einst so hochherzig bezahlt und dessen Leiche er habe beerdigen lassen, verschwindet er ins Paradies. (E fue isparito, detto questo, ed andossine in paradiso.) Dianese aber kehrt mit seiner Gattin heim und belohnt alle seine Freunde reich.

D'Ancona erwähnt Romania III, 191 f. als hierhergehörig ein volkstümliches Gedicht: „Istoria bellissima di Stellante-Costantina, figliuola del gran turco, la quale fu rubata da certi cristiani che teneva in corte suo padre e fu venduta a un mercante di Vicenza presso Salerno, con molti intervalli e successi, composta da Giovanni Orazio Brunetto.“ Dieser Titel schon läfst ersehen, dafs es sich auch in diesem Gedicht um den Loskauf einer Prinzessin handelt, wie in dem Märchen bei Strapparola: Notti piacevoli, Venezia 1573. XI, 2, von welchem Simrock (Gut. Gerh. p. 98) eine kurze Analyse gegeben hat, und zwar nach W. Grimm (Kinder- und Hausmärchen III, 275). Bertuccio bestreitet mit 300 Dukaten, seinem ganzen Besitztum, den Loskauf und die Beerdigung einer Leiche und befreit eine Prinzessin, welche er, aus Räubershand gerettet, an den Hof ihres Vaters bringt. Als er heim reitet, schenkt ihm ein Ritter, der Geist des einst von ihm beerdigten Toten, gegen das Versprechen, alles Erworbene dereinst zu teilen, ein schönes Rofs und prächtige Kleider. Bertuccio gefällt nun dem Könige so, dafs er ihm seine Tochter zur Frau giebt. Als der Geist die Teilung der Prinzessin verlangt, Bertuccio aber die Frau lieber ganz als geteilt geben will, steht jener von seinem Verlangen ab und giebt sich zu erkennen. — Endlich verdanken wir der Märchensammlerin Laura Gonzenbach ein sicilianisches Märchen, welches unserem Sagenkreise angehört. L. G.: Sicilianische Märchen etc. II, 96. Von den drei

* „O perchè none venite voi cho' me, chè io vi terrò sempre orevolemente a chasa mia, e non è bisongnio di pensare di nulla, e starete molto bene e orevolemente sì come io?“ Auch dieser Zug hat im „Sir Amadas“ seine Parallele; vgl. bei Weber v. 650 ff.

Söhnen eines Reichen suchen die beiden älteren vergeblich durch den Bau eines Schiffes, welches zu Wasser und zu Lande fahren kann, eine Königstochter zu gewinnen. Der jüngste der drei Brüder, welcher keine von den sich zur Arbeit meldenden Personen, auch nicht ein altes Männchen (d. i. der heil. Joseph) zurückweist, bringt das Schiff glücklich zu stande und gelangt durch die Hilfe des heil. Joseph in den Besitz der Prinzessin. Nach der Verbindung der beiden fordert Joseph die gleich anfangs ausbedungene Teilung alles Gewonnenen. Als der Jüngling all sein Gut geteilt hat, verlangt der Heilige auch die Hälfte seiner Frau. Da ist der Jüngling tief betrübt, aber bereit, sein Versprechen zu halten, und erhebt sein Schwert, die junge Frau zu zerhauen. In diesem Augenblicke segnet der heil. Joseph seine Treue und verschwindet.

Auch Frankreich besitzt die Sage vom dankbaren Toten in mehrfacher Gestalt. Zuerst ist zu erwähnen der altfrz. Roman von Herpin de Bourges, der uns, cirka 55000 Verse lang, in einer Hs. des 15. Jahrhunderts in Alexandrinertiraden überliefert ist. Die von P. Paris (Manuscrits de la bibliothèque du roi, III, 1—4) behandelte Version ist nach W. Förster (Rich. li Biaus p. XXVII) wahrscheinlich ein Auszug aus diesem grofsen Roman. Nach dem von v. d. Hagen (Gesamtabenteuer I, XCVII; vgl. auch Simrock, Gut. Gerh. p. 104) gelieferten Auszug aus einer späteren deutschen Prosabearbeitung ist der Inhalt folgender. Löw, der Sohn des Herzogs Herpin de Bourges, vom Ritter Badwin v. Montlin bei Florenz in einer Löwengrube gefunden und adoptiert, verschwendet seines Pflegevaters Vermögen durch Stechen und Turnieren. Als Löw davon hört, dafs König Heinrich von Sicilien die Hand seiner Tochter dem Sieger in dem von ihm ausgeschriebenen Turnier verheifst, macht er sich auf den Weg nach dem Hofe des Königs. Mit dem unterwegs gewonnenen Gelde begräbt er eine wegen unbezahlter Schulden im Rauche hängende Leiche eines Ritters. Schon vor dem Turnier gewinnt er in Montlisan der Königstochter Gunst. Das ihm noch fehlende Streitrofs verschafft ihm ein weifser Ritter unter der Bedingung gemeinschaftlichen Gewinnes, wovon Löw aber die Prinzessin ausnimmt. Der weifse Ritter hilft ihm in den Turnieren, und als Löw endlich die Königstochter erhält, verlangt der Ritter seinen Anteil am Gewinne, entweder die Frau oder das ganze Königreich, welch letzteres ihm Löw feierlich giebt. Als der Ritter Löws Treue erkennt, entdeckt er sich ihm als Geist des beerdigten Ritters und verzichtet auf seine Forderung.

Noch zwei andere altfrz. Romane gehören hierher, „Richars li Biaus“ und „Olivier et Artus“. — „Richars li Biaus“, herausgegeben von W. Förster, Wien 1874, ist ein Abenteuerroman, welcher nach des Herausgebers Ansicht an der belgisch-französischen Grenze entstanden ist und dem letzten Viertel des

13. Jahrhunderts angehört. Der Roman hat, wie „Herpin de Bourges“, nicht die Sage vom dankbaren Toten allein zum Gegenstande; nur der letzte Teil desselben behandelt diesen Stoff. R. Köhler hat anläſslich der Besprechung der Casatischen Publikation von Fragmenten der Dichtung in der Revue Critique, 1868, p. 412 ff., eine gedrängte Analyse des gesamten Romans geliefert. Der Inhalt des zweiten in unseren Sagenkreis gehörigen Abschnittes ist folgender (v. 4137 ff.). Der König von Friesland schenkt dem Vater des Richars, Loeis, die Landschaft Mangorie. Richars verschwendet in vornehm ritterlichem Leben seines Vaters Vermögen, welcher schlieſslich alle seine Besitzungen bis auf die chité de Mangorie verpfändet, während sein Sohn leichtfertig alles hingiebt. Als Richars hört, daſs der König von Montorgueil die Hand seiner Tochter dem Sieger in einem Turnier zusage, ist er untröstlich, daſs ihm die Mittel zur Teilnahme am Turnier fehlen. Ein Prevost indessen verschafft ihm ein Roſs und das nötige Geld, und mit drei ihm zur Verfügung gestellten Knappen macht sich Richars freudig auf den Weg nach Montorgueil. Nach viertägiger Reise herbergen sie in der Stadt Osteriche, wo Richars allen Bürgern, Bürgerinnen, Rittern und Söldnern ein glänzendes Fest giebt. Auf dem Dache eines Hauses sieht er auf zwei Balken einen Leichnam liegen, welcher, wie er auf seine erstaunten Fragen erfährt, der des tüchtigsten Ritters ist, aber von dem Wirt des Hauses wegen einer unbeglichenen Schuld von 3000 Pfund nicht freigegeben wird. Richars ist entrüstet und giebt sofort alles, was er besitzt, auch seine Ausrüstung, her, um die Schuld zu decken und die Bestattung der Leiche zu ermöglichen. Nachdem dies geschehen, zieht er auf einem schlechten Rosse, das der Wirt ihm gegeben hat, weiter zum Turnier und befindet sich, von seinen Knappen verlassen, in der traurigsten Stimmung, als sich ein weiſser Ritter zu ihm gesellt, der ihm seine Hilfe für das Turnier anbietet und sein edles Roſs zur Verfügung stellt. In dem sehr ausführlich geschilderten Turnier bleibt Richars Sieger über alle Gegner und erhält die Hand der Prinzessin Rose, welche ihm bereits vorher ihre Liebe erklärt hat. So in den Besitz der Königstochter gelangt, fragt Richars den weiſsen Ritter, was er nun lieber wolle, die Frau oder das Erbteil. Der weiſse Ritter aber steht von einer Teilung ab und verschwindet, nachdem er sich zu erkennen gegeben.

Gleichfalls mit fremden Elementen versetzt ist der Roman „Olivier de Castille et Artus d'Algarbe“. Die Mélanges tirés d'une grande bibliothèque (Paris 1780) E. V., welche p. 78 ff. eine Inhaltsangabe dieses Romans geben, schicken derselben die Notiz voraus: Philippe Camus, Flamand, traduisit ou composa, à la requête, dit-on, du Sire de Croy, le Roman d'Olivier de Castille et d'Artus d'Algarbe. Il y en a eu deux éditions de

Genève; la première sans date, et la seconde de 1482. — Dieser Roman ist eigentlich eine Version des Sagenstoffes von Amicus und Amelius, in welche die Geschichte vom dankbaren Toten verflochten ist. Wenn man diesen unserer Sage angehörigen Bestandteil aus dem Zusammenhange des Ganzen herausschält, so ergiebt sich etwa folgende Form der Erzählung. Olivier, der Sohn des Königs von Kastilien, bezahlt auf seinen Reisen, auf welche ihn eine Liebeserklärung seiner Stiefmutter gedrängt hat, die Schulden und das Begräbnis Talbots, eines englischen Ritters, mit dem er Freundschaft geschlossen hatte, und welcher aus Gram über die unaufhörlichen Belästigungen seitens seiner Gläubiger gestorben ist. Der dankbare Geist desselben liefert ihm Rofs und Gefolge zu einem glänzenden Turnier, welches der König von England ausgeschrieben hat, und dessen Preis die Hand der Königstochter sein soll. Olivier siegt im Turnier, hält sich noch ein Jahr lang am englischen Hofe auf, schlägt in einem glücklichen Kriege den König von Irland und darf endlich Helene, die englische Prinzessin, heiraten, welche nach einem Jahre Zwillinge zur Welt bringt. Mit Hilfe des weifsen Ritters (d. i. der Geist Talbots) wird Olivier später aus der Gefangenschaft des irischen Königs erlöst, in die er auf einer Jagd geraten war. Als einst der weifse Ritter erscheint, um das ihm früher versprochene Halbteil alles Gewonnenen zu fordern, ist Olivier bereit, sein Töchterchen Clarice zu teilen, worauf der Ritter Verzicht leistet, sich zu erkennen giebt und verschwindet.

R. Köhler hat (Germania III, 203 ff.) uns noch von einem neueren französischen Roman, Histoire de Jean de Calais, Kunde gegeben, welcher aus der Feder der Novellenschriftstellerin Madame de Gomez (1691—1771) stammt und 1723 in der wiederholt aufgelegten, auch ins Deutsche übertragenen Novellensammlung „Les journées amusantes“ erschienen ist. Über ihre — übrigens noch nicht aufgefundene — Quelle sagt Madame de Gomez: „Ce que je m'engage à vous conter est tiré d'un livre qui a pour titre: Histoire fabuleuse de la Maison des rois de Portugal.“ Der Roman erzählt: Jean, der Sohn eines reichen Kaufmanns in Calais, der sich durch Bekämpfung der Korsaren um seine Vaterstadt sehr verdient gemacht hat, kommt auf seinen Reisen zu der blühenden Insel Orimanie, in deren Hauptstadt Palmanie er Schulden und Begräbnis eines von Hunden zerfleischten Leichnams bezahlt. Er kauft dort ferner zwei Sklavinnen los, mit deren einer, Konstanze, er sich vermählt und heimkehrt. Diese ist die Tochter des Königs von Portugal, von welcher er, als er sie ihrem Vater zuführen will, durch einen verräterischen General getrennt wird. Der dankbare Tote aber rettet Jean und bringt endlich seine Wiedervereinigung mit Konstanze zu stande. Als der Fremde (d. i. der helfende Geist des Toten) später auf Grund eines

früheren Versprechens von Jean die Hälfte seines Sohnes verlangt, giebt dieser sein Kind hin, damit jener es mit dem Schwerte zerteile. Der Fremde aber giebt Jean das Kind zurück als Preis seiner Tugend und Treue und verschwindet. — R. Köhler hat a. a. O. bemerkt, daſs es noch eine neuere französische Bearbeitung der Histoire de Jean de Calais gäbe, und zwar in Drucken aus den Jahren 1770, 1776, 1787, welche auf dem Titel den Zusatz trägt: Sur de nouveaux mémoires. Der Hauptzug der alten Sage hat sich in dieser späteren, übrigens anonym erschienenen Redaktion bereits verflüchtigt. Der dankbare Geist des Toten ist nämlich durch einen Engel ersetzt, der nicht aus persönlicher Dankbarkeit, sondern in Ausübung seines himmlischen Berufes den tugendhaften Jean unterstützt und rettet. Sogar französische Volksromane von 1849 und 1856 haben noch die Geschichte des Jean de Calais zum Gegenstande, freilich in einer Form, deren wesentlicher Kern nur noch der Loskauf zweier Mädchen ist. — J. B. Andrews erzählt in seinen „Stories from Mentone“ auch ein „John of Calais“ betiteltes Märchen. Danach scheint es, als ob die Geschichte noch heute — Andrews hat die Stories im Frühjahr 1879 von einer Frau aus Mentone erzählen hören — im Volksmunde jenes Gebietes an der Grenze Italiens und Frankreichs lebendig wäre. Vgl. The Folk-Lore Record, Vol. III, Part I, 3 und Englische Studien V, 158 unten. — Ein lothringisches Märchen, welches Cosquin (Contes populaires de Lorraine, comparés avec les contes des autres provinces de France et des pays étrangers et précédés d'un essai sur l'origine et la propagation des contes populaires Européens I, No. XIX, Le petit bossu) erzählt, ist, wie R. Köhler mir freundlich mitteilt, eine Variante von Grimm Nr. 57, aber kombiniert mit dem Motiv des dankbaren Toten. Der Held bezahlt die Schuld eines Toten und läſst ihn begraben. Dafür hilft ihm dann der Geist des Toten in Gestalt eines Fuchses. Cosquin verweist auf das baskische Märchen bei Webster p. 182, das bretagnische bei Sébillot I, Nr. 1, das brasilianische bei Roméro Nr. 10, das toskanische bei Nerucci Nr. 52. — Endlich sei noch auf ein gascognisches Märchen hingewiesen, auf welches R. Köhler (Or. u. Occ. II, 329) aufmerksam gemacht hat. Es stammt aus Cénac Moncaut, Contes populaires de la Gascogne, Paris 1861, p. 5, und zeigt arge Entstellung des Stoffes, indem der Schuldner

sich nur tot stellt, um sich so den Quälereien seiner Gläubiger zu entziehen.

Am reichsten entwickelt zeigen die Sage vom dankbaren Toten, soweit mir die Versionen bekannt geworden sind, die germanischen Länder. Eine Fassung der Sage aus Schweden, welche bereits George Stephens (Ghost-Thanks p. 8) erwähnt hat, findet sich in Bäckström, Svenska Folkböcker (Stockholm 1845) II, 144 ff.: Pelle Båtsman. Vgl. Germania XXIV, 130 ff. Pelle Båtsmann bezahlt auf einer Reise die Schuld eines Toten und verschafft ihm so die Ruhe, die er bisher im Grabe nicht finden konnte, weil ihn sein gleichfalls bereits gestorbener Gläubiger allnächtlich aus dem Grabe jagte und durchpeitschte. Pelle gerät dann unter die Räuber, unter denen er eine Prinzessin, die Tochter des Königs von Armenien, findet. Mit dieser flieht er an Bord eines Schiffes, um sie ihrem sie suchenden Vater zuzuführen. Der neidische Schiffsführer aber setzt Pelle aus, und nur durch die Hilfe des dankbaren Toten gelingt es diesem, nach Armenien zu kommen und die Hand der Prinzessin zu erlangen. — George Stephens hat a. a. O. p. 73 f. als „afterword“ zu seinem Abdruck des „Sir Amadas“ eine altschwedische, zwischen 1265 und 1270 geschriebene Version der Sage im Urtext mit gegenüberstehender englischer Übersetzung mitgeteilt: Om Pipinus Franka Konung eller Sagan om det Jordade Liket. Dieselbe stammt aus Ett Forn Svenskt Legendarium, innhållande Medeltids Kloster-sagor om Helgon, Påfvor och Kejsare ifrån det 1 sta till det 13de århundradet. Efter gamla handskrifter af George Stephens, Esq., 8vo. Vol. 2, Stockholm 1858, p. 731. Die Tochter des Königs von Frankreich, die Erbin des Reiches, verspricht als vielumworbene Prinzessin, demjenigen ihre Hand zu reichen, der in einem von ihr ausgeschriebenen Turnier Sieger bleiben werde. Auf die Nachricht hiervon macht sich Pipin, der Herzog von Lothringen, auf den Weg zum Turnier. Er nimmt die erste Nacht Herberge bei einer Witwe, welche den Tod ihres noch auf der Bahre liegenden Gatten beweint, der — einst ein mächtiger und frommer Mann — so arm gestorben ist, dafs sie ihn nicht nach seinem Willen bestatten lassen kann. Hochherzig veranstaltet Pipin dem Toten ein ehrenvolles Begräbnis. Als er seine Reise fortsetzt, trifft er einen Mann auf stattlichem Rosse, welcher ihm sein mit dreifachen Vorzügen ausgestattetes Pferd gegen das Versprechen der Teilung des einstigen Gewinnes abtritt. Pipin zögert nicht, auf den Vertrag einzugehen, und gewinnt mit Hilfe des Rosses die Königstochter. Als später sein Helfershelfer die versprochene Teilung alles Gewonnenen fordert, bietet ihm Pipin zuerst das halbe, dann, als jener auf die Königstochter hinweist, das ganze Königreich

reich. Da erklärt der Mann, dafs er die Seele jenes Toten sei, den er einst begraben habe, und dafs in dem Rosse ein Engel Gottes ihm geholfen habe für seine grofsmütige Nächstenliebe. — Aus Norwegen kennen wir zwei Märchen, welche wir beide P. Chr. Asbjörnsens Yaletraeet, Christiania 1866, verdanken (Nr. 8 u. 9). Vgl. Felix Liebrecht, Heidelberger Jahrbücher der Litteratur 1868, p. 451 ff., sowie Germania XXIV, 131. (I) Nr. 8: „Krambodgutten med Gamelostlasten“ erzählt von einem Ladendiener, welcher einen Toten bestattet und eine Prinzessin loskauft. Von dieser wird er durch einen früheren Bewerber derselben, der ihn ins Meer stürzt, getrennt, als er im Begriff steht, die Gerettete ihrem Vater zu bringen. Der Geist des Toten führt die Liebenden am Schlusse glücklich zusammen. — (II) Nr. 9: Fölgesvenden. George Stephens (a. a. O. p. 8) sagt über das Märchen: „It was taken down from the mouth of the people in Aadalen and Aamot by P. Chr. Asbjörnsen, and was printed in Illustreret Kalender for 1855, Christiania. 8vo, pp. 32—39.“ Ein junger Bauer zieht in die Ferne, um — nach der Weisung eines Traumes — die Hand einer schönen Prinzessin zu erlangen. Auf seinem Wege bestattet er in einer Stadt die Leiche eines betrügerischen Weinzapfers, welcher hingerichtet worden war und dessen Leichnam nun von allen Vorübergehenden bespien wird. Auf seiner weiteren Reise gesellt sich des Weinzapfers Geist zu ihm und verschafft ihm durch wunderbare Mittel die Hand der Prinzessin. — Ein isländisches Märchen aus Jón Árnason: Íslenzkar Þjóðsögur og aefintýri, Leipzig 1864, II, 473—479, auf welches bereits F. Liebrecht a. a. O. hingewiesen hatte, hat R. Köhler (Or. u. Occ. III, 101 ff.) mitgeteilt. Vgl. auch Felix Liebrecht, Germania XXIV, 131; Poestion, Isländische Märchen, Wien 1884, p. 276. Thorsteinn, ein Königssohn, der durch Verschwendung seinen Reichtum verloren hat, verkauft sein Reich und zieht mit dem Erlös in die Welt. Er bezahlt die Schuld eines Toten, der zwar beerdigt, dem aber der Frieden des Todes versagt ist wegen der vom Gläubiger auf sein Grab geführten Schläge. Auf seinen weiteren Fahrten erwirbt er in einem Riesenschlosse eine Prinzessin, die er nach Hause zu führen gedenkt. Der Schiffskapitän Raudr indessen wirft ihn in die See. Vom Geiste des Toten gerettet, kommt Thorsteinn an den Hof des Königs, dessen Tochter, seine Geliebte, ihn in dem Augenblicke erkennt, als sie mit Raudr vermählt werden soll. Der Nebenbuhler wird für seine verbrecherische That, welche jetzt erst ans Licht kommt, bestraft, und Thorsteinn erhält die Prinzessin zur Frau. — Auch in Dänemark ist unsere Sage heimisch. R. Köhler hat (Or. u. Occ. II, 327) ein dänisches Märchen, „Der Reisekamerad“, aus Andersen, Gesammelte Märchen, Leipzig 1847,

III, 85, besprochen. Es zeigt Verbindung mit der Sage von den zu erratenden Gedanken, die sich noch in einigen anderen hier zu besprechenden Märchen findet. — Gleichfalls von fremden Stoffen beeinflufst sind die von R. Köhler (Or. u. Occ. III, 99) erwähnten beiden Märchen aus Grundtvig: Gamle danske minder i folkemunde, Kjøbenhavn 1854, deren erstes, p. 77, Anlehnung an die Sage vom gestiefelten Kater zeigt, deren letztes, p. 105, in einem Punkte an das oben genannte sicilianische erinnert.

In England ist die bedeutendste Gestaltung der Sage die im „Sir Amadas“, einer Schweifreim-Romanze, welche uns in zwei Handschriften des 15. Jahrhunderts überliefert ist. Eine Analyse der Romanze, welche von H. Weber (Metrical Romances III, 241—275) und von J. Robson (Three Early English Metrical Romances, London 1842, p. 27—56) herausgegeben, von George Stephens (Ghost-Thanks or the grateful unburied etc., Cheapinghaven 1860) wiederabgedruckt wurde, ward nicht, wie W. Förster vermutete, zum erstenmal von ihm selbst, sondern bereits 1864, also zehn Jahre vor der von Förster in seiner Einleitung zu Richars li Biaus gelieferten, von R. Köhler (Or. u. Occ. II, 325) gegeben. Der uns erhaltene Teil der Romanze beginnt damit, dafs Sir Amadas mit seinem Steward über seine schwierige finanzielle Lage berät. Der Steward macht ihm den Vorschlag, bei seinen Gläubigern eine Verlängerung der Rückzahlungsfrist seiner Schulden zu erbitten, sich vor allem nach Möglichkeit einzuschränken und sein Gefolge thunlichst zu verringern. Amadas ist damit nicht einverstanden. Er müfste, sagt er, zu lange sparen, ehe all seine Schulden bezahlt wären. Zudem würde er es nicht ertragen, in Spott und Schande da zu leben, wo er geboren und so gut gekannt sei. Er trägt daher seinem Steward auf, sein Land auf sieben Jahre zu verpfänden und seine bedrängte Lage geheim zu halten. Er selbst will so lange in die Fremde ziehen, bis er sich wieder in besseren Verhältnissen befinde und schuldenfrei sei (Str. III). Vor dem Abschiede aber will er sich noch einmal freigebiger und fürstlicher zeigen denn je. Bevor er daher aufbricht, spendet er Rittern und Knappen reiche Gaben, schenkt ihnen Rosse, Falken, Hunde. Dann macht er sich auf den Weg und läfst in seiner Kasse nur 40 Pfund (Str. V). Als er seines Weges dahin reitet, kommt er an eine Kapelle, in welcher er ein Licht brennen sieht. Er schickt seinen Knappen hinein, um zu erfahren, was es mit diesem für eine Bewandtnis habe; derselbe thut, wie ihm befohlen, kann aber wegen eines sehr üblen Geruches die Kapelle nicht betreten, wirft nur einen Blick durch das Fenster und sieht eine Bahre mit zwei brennenden Lichtern, neben welcher trauernd eine Frau sitzt (Str. VII). Nachdem er zurückgekehrt, um seinem Herrn zu melden, was er gesehen,

schickt Amadas behufs genauerer Information seinen Squier nach der Kapelle, der dem Ritter wesentlich dasselbe berichtet und nur hinzusetzt, daſs die Frau die Hände ringe und zu Gott schreie, sie wolle den Leichnam, der auf der Bahre liege, nicht verlassen, bis sie selbst sterbe (Str. X). Nun macht sich Amadas selbst auf den Weg, geht in die Kapelle und fragt die Trauernde, weshalb sie bei dem Leichnam Wache halte. Sie erzählt dem Ritter, daſs der, dessen Leiche vor ihr läge, ihr Mann gewesen sei, daſs er als wohlhabender Kaufmann jährlich eine Einnahme von 300 Pfund gehabt habe, dennoch aber wegen unbeglichener Schulden hier unbeerdigt liege. Es sei nämlich, so fährt sie fort, seine Gewohnheit gewesen, Ritter und Lords in fürstlicher Weise zu beschenken, auch habe er nicht selten glänzende Feste gegeben und die Armen alltäglich gespeist. Keinem, der ihn um ein Darlehen anging, konnte er seine Hilfe versagen (Str. XIII). Um diesen ungeheuren Aufwand zu bestreiten, muſste er natürlich Schulden machen; und er habe deren so viele gehabt, daſs sie sich schäme, es auszusprechen. Als nun der Tod sie von ihrem Gemahl trennte, da seien alle Gläubiger gekommen, hätten ihr Geld verlangt und in Ermangelung desselben Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine weggenommen. Sie habe alles, was ihr Mann hinterlassen, hergegeben, auch ihren Witwenanteil hingeopfert. Er schuldete indessen noch viel mehr (Str. XV). So war er einem Kaufmann noch 30 Pfund schuldig. Als dieser gehört hätte, erzählt die Witwe weiter, daſs ihr Mann gestorben, sei auch er gekommen, habe sein Geld gefordert und, da sie zahlungsunfähig gewesen, die Bestattung der Leiche untersagt. Um dieselbe nun vor Beschimpfung zu bewahren, hüte sie bereits seit 16 Wochen den teuren Leib und werde ihn hüten, bis der Tod sie von ihrer Pflicht entbinde. — Nachdem Amadas die Trauernde nach dem Namen des grausamen Gläubigers gefragt, verabschiedet er sich (Str. XVII). Nachdenklich über sein eigenes Treiben, das dem des unglücklichen Kaufmanns genau gleicht, reitet er von dannen und befiehlt seinem Sompterman, nichts bei der Tafel fehlen zu lassen, da er den Kaufmann, den Gläubiger des Toten, zum Abendessen bitten wolle. Dieser folgt mit seiner Frau der Einladung des Ritters; aber Amadas ist bei der Tafel verstimmt; er denkt fortwährend an den unglücklichen Schuldner auf der Bahre (Str. XX). Endlich erzählt er seinem Gaste, was er im Laufe des Tages erlebt hat. Der Kaufmann, der sofort den Sachverhalt durchschaut, hält mit der Eröffnung nicht zurück, daſs der Tote sein Schuldner sei, und daſs er zur Bestattung desselben unter keinen Umständen seine Einwilligung geben könne. Auch die dringendsten Bitten seines Gastgebers, dem Toten zu verzeihen und die Leiche freizugeben, weist er entschieden zurück (Str. XXII). Da läſst Amadas von seinem Steward 30 Pfund holen und bezahlt die Schulden des Verstorbenen. Als der Gläubiger ihm nun erklärt, daſs er befriedigt sei, läſst der freigebige Ritter für die noch in seinem Besitz befindlichen 10 Pfund den Leichnam beerdigen und bittet alle Geistlichen und Leidtragenden, die am Begräbnis teilnahmen, zu sich zum Mahle (Str. XXVII). Nach demselben reitet Amadas

davon, obwohl er nicht weiſs, wo er die Nacht zubringen soll, da er all sein Hab und Gut verausgabt hat. Als er sechs Meilen von der Stadt entfernt ist, eröffnet er schweren Herzens seinem Gefolge, daſs er es entlassen müsse, da ihm die Mittel zur Unterhaltung fehlten. Sollte ihm aber dereinst noch ein besseres Los beschieden sein, so wären sie ihm alle wieder herzlich willkommen (Str. XXXI). Nachdem seine treuen Diener unter Thränen von ihm geschieden sind, steigt Amadas von seinem Rosse und ergeht sich in verzweiflungsvollen Selbstanklagen wegen seiner leichtsinnigen Freigebigkeit. Er bittet Gott, ihn nie wieder dahin zu führen, wo man ihn als Ritter gekannt habe, ihn entweder sterben zu lassen oder ihm recht bald Hilfe zu senden (Str. XXXVI). — Da naht sich ihm unversehens ein Ritter in weiſsen Kleidern auf weiſsem Rosse, den er höflich grüſst. Der Fremde ermahnt ihn, seine Klagen einzustellen, da irdisch Gut nur erborgtes Gut sei und es so viele Menschen gäbe, die solches nicht besäſsen. Er solle nur sein Vertrauen auf Gott setzen; dieser allein werde ihm helfen (Str. XXXIX). — Der weiſse Ritter erzählt Amadas auch, daſs in der Nähe ein König wohne, der eine reizende Tochter habe, die ihr Vater über alles liebe und nur demjenigen Ritter zur Frau geben wolle, der sich im Felde am besten schlüge. Er (Amadas), der schönste Ritter, den er je gesehen, möge daher zu jenem Könige gehen, frohen Mutes, ohne Gefolge. Er solle dem Könige sagen, seine Leute seien bei einem furchtbaren Sturme, der ihn auf dem Meere überrascht, ertrunken. Auch möchte er sich bei Hofe recht freigebig und ritterlich zeigen; er selbst, der weiſse Ritter, werde für alles Nötige Sorge tragen. Am Hofe des Königs werde er nämlich Ehren und Güter, dazu auch die liebliche Königstochter gewinnen. Eine Bedingung aber stellt der Fremdling: Amadas müsse mit ihm dereinst alles teilen, in dessen Besitz er durch seine Hilfe gelangen werde (Str. XLII). — Amadas geht gern auf diesen vorteilhaften Vorschlag ein und verspricht dem weiſsen Ritter beim Abschiede Treue und Dankbarkeit. Als er an den Meeresstrand kommt, findet er wunderbarerweise Trümmer von gestrandeten Schiffen, Kisten und Kasten, gefüllt mit kostbaren Schätzen. Er legt ein goldgewebtes Kleid an, besteigt das schönste Roſs und reitet an den Hof des Königs. Dieser schickt ihm Boten entgegen, welche ihn empfangen und ihm mitteilen sollen, daſs der König ihn willkommen heiſse und bereit sei, für sein Gut, wenn er es wünsche, Sorge zu tragen (Str. XLVII). Als die Gesandten ihren Auftrag ausgerichtet haben, teilt ihnen Amadas mit, er habe mit einer glänzenden Ausstattung und reichem Gefolge hierher kommen wollen; in einem furchtbaren Sturme aber habe sein Fahrzeug Schiffbruch gelitten und sein Gefolge den Tod gefunden. Der König nimmt ihn, als die Gesandten ihn zur Burg geleitet haben, gastlich auf und beglückwünscht ihn, den herrlichsten Ritter, der ihm je erschienen, zu seiner glücklichen Rettung aus Sturmesnot. Auf einen öffentlichen Aufruf des Königs sammeln sich viele Herren um Amadas, die ihm dienen und folgen wollen. Bei einem Turnier findet der ritterliche Gast bald Gelegenheit, seine mannhafte Tüchtigkeit zu zeigen.

Er trägt ehrenvolle Siege davon und gewinnt Güter und Rosse, deren eine Hälfte er dem Könige schenkt, während er die andere für seinen unbekannten Freund reserviert (Str. LI). — Nachdem sich bereits bei dem Festmahle, das dem Turnier folgte, Amadas und die Königstochter ineinander verliebt haben, bietet der König dem Ritter sein Kind an und stellt ihm schon bei Lebzeiten sein halbes Königreich in Aussicht. Amadas zögert nicht, die Hand der Prinzessin anzunehmen, und bald feiern die Verlobten Hochzeit, welcher 14 Tage lang glänzende Feste folgen. — Eines Tages, als aus ihrer Ehe schon ein schöner Knabe erblüht ist, kommt jener Freund des Amadas, der ihm einst den Weg zum Glück gewiesen (Str. LV). Er läſst sich melden als einer, den der Herr sehr gut kenne, und als der Pförtner Amadas nur sagt, daſs ein Freund ihn besuche auf weiſsem Rosse und in weiſsem Gewande, da erkennt er, ohne ihn noch gesehen zu haben, in ihm jenen Fremdling wieder und ist hoch erfreut über sein Erscheinen. Nachdem er allen Dienern eingeschärft, dem Gaste die gleichen Ehren wie ihm selbst zu erweisen, geht er mit seiner Gemahlin dem Freunde entgegen (Str. LVIII). Dieser aber will von einem ehrenvollen Empfange, wie Amadas ihn beabsichtigt, nichts wissen; er bittet nur um das ihm einst Versprochene und will sich bald wieder verabschieden. Amadas ist bestürzt. Er erklärt dem Gaste, er könne seine weit auseinanderliegenden Länder nicht einmal innerhalb 14 Tagen teilen, geschweige denn, wie er verlange, in wenigen Augenblicken, und bittet den weiſsen Ritter, doch für immer bei ihm zu bleiben und wie sein Bruder mit ihm zu leben (Str. LX). Dieser geht hierauf indessen keineswegs ein, verlangt auch nicht, daſs Amadas ihm die Hälfte aller seiner Länder, Wälder, Seen, Schätze gebe, beschwört ihn aber, sein Weib und sein Kind mit ihm zu teilen. Auf Amadas' flehentliche Bitten, von solch unmenschlichem Ansinnen abzustehen, erinnert ihn der Ritter kurz an sein einstiges Versprechen im Walde. Die Dame, welche ihren Wortwechsel hört, mischt sich jetzt in ihre Unterhandlung und mahnt ihren Mann dringend, sein einst gegebenes Wort zu halten (Str. LXIII). Sie stellt ihm hochherzig vor, daſs, wenn es Gottes Wille sei, sie beide zu trennen, er auf sie keine Rücksicht nehmen dürfe. Sie läſst bereits ihren zärtlich geliebten Knaben holen, und als Amadas auf eine Frage des weiſsen Ritters erklärt, daſs er sein Weib noch mehr liebe als sein Kind, da verlangt der Grausame, daſs er sein Weib zuerst teile (Str. LXV). Keiner der Anwesenden giebt sich nun noch einer Täuschung darüber hin, daſs es unmöglich sei, den weiſsen Ritter von seinem entsetzlichen Verlangen abzubringen. Alle fallen in Ohnmacht. Nachdem die Dame von Amadas zärtlich Abschied genommen, wird ein Tisch geholt, auf den sie sich mit verbundenen Augen legen muſs (Str. LXVI). In dem Augenblicke aber, als Amadas sein Schwert erhebt, um auf sein Weib den Todesstreich zu führen, fällt ihm der weiſse Ritter in den Arm, übergiebt ihm unversehrt sein Weib und seinen Knaben und erklärt, er habe ihn nun genügend geprüft, er hätte nur seine (des Amadas) Ehre wahren wollen (thy worship thus to save), so wie er dereinst die seinige gewahrt habe. Der weiſse Ritter giebt sich

so als Geist jenes verschuldeten Kaufmanns zu erkennen, dessen Leiche einst Amadas hatte begraben lassen; denn er eröffnet ihm beim Scheiden, daſs er, als Amadas einst das letzte, was er besaſs, für ihn hingegeben, Gott gebeten habe, seinem Freunde und Wohlthäter aus allem Kummer zu helfen. Nach kurzem Abschiede verschwindet er (Str. LXIX). — Alle danken Gott für den glücklichen Ausgang; aber Amadas und sein opferwilliges Weib leben in Freude und Glück bis an ihr Ende. — Amadas sendet Boten in sein früheres Land, welche dasselbe aufkaufen, so daſs es wieder in seinen Besitz übergeht. Sein einstiges Gefolge aber läſst er holen, um es reich zu belohnen und wiederum an seinen Hof zu ziehen. Nach dem Tode des Königs wird Amadas an seiner Statt gekrönt (Str. LXXII).

Ein englisches Märchen aus Halliwell, Popular rhymes and nursery tales, London 1849, p. 67 (vgl. R. Köhler, Or. u. Occ. II, 327 f.), zeigt starke Beeinflussung durch fremde Elemente, namentlich aber eine erweiternde Verbindung mit der Sage von Jack the Giantkiller. Zudem ist es hier nicht mehr ein Geist des Toten, welcher sich dankbar erweist, sondern ein Riese, dem die That des Helden der Erzählung gefallen hat.

In Deutschland ist die Sage wohl in den zahlreichsten Versionen nachgewiesen. Die interessanteste Form unter denselben ist ein mhd. Gedicht des 14. Jahrhunderts, „Ritter-triuwe“, welches v. d. Hagen (Gesamtabenteuer I, Nr. 6) herausgegeben hat. Vgl. Simrock, Der gute Gerhard p. 100 ff. Graf Willekin von Montabaur, der in ritterlichem Leben viel verschwendet hat, hört von einer schönen, reichen Jungfrau, welche ihre Hand dem Sieger in einem von ihr ausgeschriebenen Turnier verheiſst. Er macht sich auf den Weg nach dem Orte des Turniers, und als er zur Stelle kommt, will ihn der Wirt, bei dem er herbergen möchte, nur aufnehmen, wenn er (der Graf) gewillt ist, die Schulden eines bei ihm verstorbenen, im Keller verscharrten Ritters zu tilgen. Willekin geht darauf ein, giebt für die pomphafte Beerdigung des Ritters fast seine ganze Barschaft hin, erhält jetzt von dem Wirt ein erhebliches Darlehen zur Bestreitung des Aufwandes beim Turnier und macht Aufsehen durch seine verschwenderische Freigebigkeit. Am Morgen vor dem Turnier erhält er von einem Ritter ein prächtiges Roſs gegen das Versprechen, alles Gewonnene später zu teilen. Willekin siegt im Turnier und erhält die Hand der Jungfrau. Als er in der zweiten Nacht nach der Hochzeit mit ihr zu Bette gehen will, tritt ins Schlafzimmer der bewuſste Ritter mit seinem Anspruch auf Teilung, auf Grund dessen er ein gewisses Besitzrecht an der Frau zu haben vermeint. Vergeblich bietet Willekin all sein Gut für die Frau. Als er endlich weinend aus der Kammer geht, um das Feld zu räumen, und so seine Treue bewährt, giebt sich ihm der Ritter

als Geist des Toten zu erkennen und entschwindet, „ein Engel, zu Gottes Thron“. — Ein anderes altes Gedicht (a. a. O. Nr. 64), Der Jungherr und der treue Heinrich, zuletzt herausgegeben von Karl Kinzel, Berlin 1880, zeigt nur noch schwache Spuren von den Elementen unserer Sage (vgl. Simrock, Der gute Gerhard, p. 103).

Aufser diesen beiden Gedichten sind hier zu erwähnen eine gröfsere Anzahl deutscher Märchen, von denen die meisten Simrock in seinem „Gut. Gerh.“ gesammelt und mitgeteilt hat. Eine ganze Reihe von ihnen sind nur Varianten eines und desselben Typus, der sich etwa so darstellt: Ein Kaufmannssohn bezahlt, auf Reisen geschickt, Schulden und Beerdigung eines beschimpften Leichnams und kauft eine Königstochter los, in welche er sich bald verliebt. Der Jüngling kommt an den Hof des Königs, bringt diesem Kunde von seiner Tochter und holt sie auf dessen Wunsch. Auf der Rückreise aber wird der Kaufmannssohn von einem früheren Bewerber der Prinzessin in die See geworfen, von dem Geiste des Toten gerettet und in dem Augenblicke an den Hof des Königs gebracht, als seine Braut bereits mit dem verbrecherischen Liebhaber vermählt werden soll. Meist beim Hochzeitsmahl — ein auch vielen nicht hierhergehörigen Sagen eigentümlicher Zug — erfolgt die Entlarvung des letzteren und die Verbindung der beiden Liebenden.

Das ist, abgesehen von manchen Modifikationen, der wesentliche Inhalt folgender Märchen bei Simrock: 1) Des Toten Dank (p. 46), J. W. Wolfs Deutsche Hausmärchen, Göttingen 1851, p. 243 ff. — 2) Des Toten Dank (p. 51), von W. Plönnies veröffentlicht in der Zs. f. d. Myth. II, 374, und zwar nach der Aufzeichnung eines Nagelschmieds in Weinbach im Odenwalde. — 3) Der Sohn des Kaufmanns (p. 54), Dr. Ernst Meier: Deutsche Volksmärchen aus Schwaben, Stuttgart 1852, Nr. 42. — 4) Die rote Fahne und der Ring der Königstochter (p. 58), Kinder- und Volksmärchen, gesammelt von Heinrich Pröhle, p. 239 ff. — 5) Der tote Schuldner (p. 62), Joseph Zingerle, Zs. f. d. Myth. II, 337. — 6) Der dankbare Tote (p. 65), aus dem Munde eines Xanteners. — 7) Der gläserne Berg (p. 68), mündlich aus Xanten. Hier ist anstatt des Loskaufs der Königstochter ihre Befreiung vom gläsernen Berge eingeführt. — 8) Der weifse Schwan (p. 75), im Dialekt der Grafschaft Mark, mitgeteilt von Fr. Woeste, Zs. f. d. Myth. III, 46 ff. — 9) Der blinde König (p. 80), brieflich mit-

geteilt von Ignaz Zingerle. George Stephens (Ghost-Thanks p. 9) bemerkt hierzu: This is, properly, quite another tale — The land of Youth. See „G. O. H. Cavallius och G. Stephens: Svenska Folk-Sagor och Äfventyr", Vol. I. Stockholm 1844, p. 151. Ungdomslandet. — 10) Gedanken erraten (p. 89), mündlich am Fufse des Tomberges. — Nr. 9 und 10 zeigen Verbindung mit der Sage vom Vogel Phönix, bezw. mit der von den zu erratenden Gedanken. Eine Variante zu letzterem bietet (R. Köhler, Or. u. Occ. III, 93 ff.) ein Märchen in A. Ey: Harzmärchenbuch oder Sagen und Märchen aus dem Oberharze, Stade 1862, p. 64 ff. In derselben Sammlung, p. 113, ist ein Märchen unseres Sagenkreises mit der Sage von den Sechsen, die durch die Welt kommen, kombiniert. Endlich stimmt ein oldenburgisches Märchen (aus L. Strackerjan: Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, Oldenburg 1867, II, 308: „Der dankbare Tote") in allen wesentlichen Punkten mit der oben gegebenen typischen Analyse überein.

Zum Schlusse sei noch auf die beiden von Simrock (Gut. Gerh. p. 106, bezw. 110) mitgeteilten, der Scala celi s. v. elemosina und castitas entnommenen Erzählungen St. Nikolaus und St. Katharina hingewiesen. Bei der ersten der beiden tritt für die Totenbestattung eine milde Spende zum Wiederaufbau der zusammengestürzten Kirche des heil. Nikolas, bei der letzterwähnten die Gründung eines Spitals ein. In beiden Erzählungen kann daher nicht der Geist eines Toten die Rolle des Dankbaren spielen; diese übernimmt vielmehr der durch die bezüglichen milden Stiftungen geehrte Heilige.

II.

Die Entwickelung der Sage.

Bei dem Versuche, die zahlreichen unserem Sagenkreise angehörenden Versionen nach ihrer Verwandtschaft, bezw. der Reinheit der Überlieferung, wenigstens soweit dies bei der Eigenart der Materie thunlich ist, zu gruppieren, wird es gut sein, die verschiedenen Fassungen in Bezug auf die sich etwa ergebenden wesentlichen Züge der Sage zu prüfen. Die Untersuchung wird hierbei vorzugsweise darauf zu richten sein, in welcher Art

sich diese als echt zu betrachtenden Momente der Sage hier und da modifizierten, wo sie ganz fehlen und durch andere, verwandte Momente ersetzt wurden, oder wo endlich nur eine scheinbare Verwandtschaft gewisser Versionen mit unserem Sagenstoffe besteht.

Alle in unseren Kreis gehörigen reineren Sagenformen weisen drei Momente auf, auf welche der ganze Stoff der Sage, wenn er allen ausschmückenden Beiwerkes entkleidet wird, im wesentlichen zurückzuführen ist. Es sind dies: die einem Toten vom Helden erwiesene Wohlthat — der Dank des Toten — die Teilung der Frau.* Wenn man hiernach ein — so zu sagen — typisches Bild der Sage entwerfen will, so wird dasselbe sich etwa folgendermaſsen gestalten. Ein Jüngling zeigt sich menschenfreundlich gegen die Leiche eines Unbekannten (indem er dieselbe vor Schimpf bewahrt, bestattet etc.). Der Geist des Toten gesellt sich darauf zu ihm und erweist sich ihm dankbar, indem er ihm zu Reichtum und zum Besitze des von ihm zur Frau begehrten Mädchens verhilft, jedoch unter der Bedingung, daſs er dereinst alles durch ihn Gewonnene mit ihm teile. Der Jüngling geht auf diesen Vertrag ein, und der Geist stellt sich nach einer gewissen Zeit wieder ein, um das Versprochene entgegenzunehmen, verlangt aber nicht die Hälfte des gewonnenen Gutes, sondern die der Frau. (Schluſs variabel.)

Die Totenbestattung.

Was nun das erste der soeben erwähnten drei Momente, „die einem Toten vom Helden der Sage erwiesene Wohlthat", anlangt, so ist gleich hier zu sagen, daſs dieser Zug ohne Bedenken von vornherein als Totenbestattung hätte specialisiert werden können. In fast allen Sagen nämlich, die streng zu unserem Cyklus gehören, erscheint diese Wohlthat nur in der Form der Bestattung einer Leiche. Wo dies nicht der Fall ist, hat sich für das Motiv der Totenbestattung ein anderer Zug eingestellt, der aber für den Verlauf der Erzählung wesentlich die gleiche Bedeutung hat. In dem von Afansjew mitgeteilten russischen Märchen (I) bittet ein Soldat für den toten Bruder die beleidigte Mutter um Verzeihung, um ihm so den bisher im Tode

* Hierzu gesellt sich in zahlreichen Fassungen ein neues Motiv: der Loskauf der Königstochter.

nicht gefundenen Frieden zu verschaffen, während es sich in dem bei Chudjakow überlieferten russischen Märchen (II) gleichfalls nicht um die Beerdigung eines Gestorbenen, sondern um den Loskauf eines Ungläubigen handelt, welcher gemartert wird, nach erfolgter Befreiung aber seinen Wunden erliegt. Ähnlich erzählt das Zigeunermärchen von einem Königssohne, der seine letzten 12 Piaster hingiebt, um einige Juden, welche den Leichnam eines Mannes schlagen, der ihnen noch 12 Piaster schuldete, von ihrer Unmenschlichkeit abzubringen. Auch die Aufnahme des schwimmenden Sarges aufs Schiff in dem letzten russischen Märchen (III) hat offenbar keinen anderen Sinn als den einer dem Toten erwiesenen letzten Ehre. In dem isländischen Märchen bezahlt der einst reiche, dann verarmte Königssohn mit seiner letzten Barschaft die Schuld eines Toten, der zwar begraben ist, aber keine Ruhe findet wegen der vom Gläubiger auf sein Grab geführten Schläge, und nach einer anderen nordischen Version (dem schwedischen Märchen „Pelle Båtsman“) wird durch die Schuldbezahlung der Beerdigte aus dem Banne eines gleichfalls schon gestorbenen Gläubigers erlöst, welcher allnächtlich seinen Schuldner aus dem Grabe jagte und durchpeitschte. Zwei weitere Fassungen (das serbische Märchen II und das littauische Märchen II) erzählen, wie durch die Deckung der Schuld die Leiche vor dem Schimpf bewahrt bleibt, von den Gläubigern wieder ausgegraben, bezw. verbrannt zu werden. Wie man sieht, handelt es sich in den meisten dieser Fassungen um eine dem Toten erwiesene Wohlthat, welche dahin zielt, ihm den Frieden zu erkaufen, der ihm bisher selbst im Tode versagt war. Offenbar ist auch die Totenbestattung in dem Gros der Sagen nur als eine Handlung gefaſst, welche diesem Zwecke dient.

Da auch in dem russischen Märchen (II), welches die Totenbestattung nicht hat, der losgekaufte Ungläubige bald an seinen Verletzungen zu Grunde geht, so haben die genannten Gestaltungen auch das mit allen übrigen gemeinsam, daſs es im weiteren Verlauf der Sage der Geist des Toten ist, der sich seinem Wohlthäter dankbar erweist.* Gerade in diesem Punkte weichen —

* Daſs in dem serbischen Märchen (I) der dankbare Tote durch einen Engel ersetzt ist, erklärt sich aus der mangelhaften Überlieferung der Fassung; vgl. Archiv f. slav. Philol. II, 632.

der ganzen Anlage der Fabel zufolge — von dem allgemeinen Typus das sicilianische und das neugriechische Märchen wesentlich ab, welche beide legendarischen Charakter tragen und eine starke Beeinflussung des Stoffes von christlich-kirchlicher Seite her erkennen lassen. Der später Helfende ist nämlich hier nicht der Geist eines Toten, sondern ein Heiliger, der sich dankbar erweist für eine ihm vom Helden erwiesene Ehre. So bringt in dem sicilianischen Märchen der jüngste der drei Söhne des Reichen den Bau des wunderbaren Schiffes glücklich zu stande, da er alle Personen, welche ihn um Arbeit beim Schiffsbau angehen, auch ein altes Männchen (d. i. der heil. Joseph), nicht, wie seine älteren Brüder es thaten, schroff von sich weist, sondern zweckmäfsig beschäftigt. Der heil. Joseph ist es dann auch, welcher dem Jüngling die Geliebte gewinnen hilft. Ganz entsprechend ist es auch in der griechischen Fassung ein Heiliger, welcher sich dankbar erweist, weil der Vater des Helden der Erzählung diesen verkauft hatte, um aus dem für den Sohn erhaltenen Kaufgelde die Mittel für die Unterhaltung der Lampe zu gewinnen, welche er dem Heiligen zu Ehren brennen läfst. Ein Heiliger, nicht der Geist eines Toten ist es endlich in den zwei von Simrock aus der Scala celi (s. v. elemosina und castitas) mitgeteilten Erzählungen, welcher dem Helden zum Besitz der Gattin verhilft. In diesen vier zuletzt erwähnten Märchen erscheint sonach die Fabel dahin generalisiert, dafs es sich nicht um die Bestattung eines Toten, sondern um irgend eine fromme oder menschenfreundliche That* handelt, für welche der Held der Erzählung aus der Hand eines Heiligen seinen wohlverdienten Lohn empfängt. Jedenfalls aber haben wir in dieser Form der Überlieferung nichts dem Original irgendwie Näherstehendes zu erkennen, wie die weitere Untersuchung ergeben wird.

Man könnte, wenn man diese vier Märchen aufserhalb der Entwickelung der ganzen Sage betrachtet, leicht geneigt sein, zu meinen, dafs sie überhaupt nicht in unseren Kreis gehören, da ihnen gerade das Kennzeichen der übrigen Versionen, die Dank-

* Entsprechendes ist von dem serbischen Märchen (IV) zu sagen, welches von der Dankbarkeit eines Goldfisches erzählt, welcher wiederholt gefangen und wieder in Freiheit gesetzt worden war. Zu den dankbaren Tieren vgl. Benfey, Pantschatantra I, 210 ff.

barkeit des Toten, abgeht. Doch lassen eine Reihe von bezeichnenden einzelnen Zügen, die sich hier erhalten haben, keinen Zweifel über die Zugehörigkeit dieser Sagenformen zu unserer Gruppe. Überdies zeigt uns die Entwickelung des französischen Romans von Jean de Calais, welche wir dank den Mitteilungen R. Köhlers genau verfolgen können, aufs deutlichste, wie sich gerade der Zug des dankbaren Toten aus dem Zusammenhange einer Sage verlor, deren Mittelpunkt anfangs offenbar gerade dies Motiv gewesen war.

Der Dank des Toten.

Der Teil der Sage, welcher von dem Dank des Toten handelt, giebt zu besonderen Erörterungen wenig Veranlassung, da er keinen Ansatzpunkt für eine Fortbildung des Stoffes bot. Nur eins ist zu erwähnen. Wie schon hervorgehoben wurde, äufsert sich die Dankbarkeit des Toten in weitaus den meisten Sagen darin, dafs der Geist seinem Wohlthäter eine Frau gewinnen hilft. In einer Reihe von Versionen, welche eine Weiterbildung des ursprünglichen Sagenstoffes darstellen und bald des näheren zu betrachten sind, wird der Held der Erzählung von dem Geiste des Toten noch aus drohender Lebensgefahr (aus der Gefahr zu ertrinken) gerettet. Aus eben diesen Sagengestaltungen, welche also eine doppelte Bethätigung der Dankbarkeit des Geistes enthalten, hat sich eine Form der Überlieferung entwickelt, in welcher sich das Thema von der Gewinnung einer Frau bereits verflüchtigt hat, wo infolgedessen des Toten Dank nur noch darin besteht, dafs dieser dem Jünglinge, der seine Leiche einst bestattet hatte, Hilfe und Rettung in Wassersnot bringt. Zwei derartige Fassungen sind das jüdische Märchen und das bretonische bei Luzel I, 68.

Der Loskauf der Königstochter.

In einer nicht geringen Anzahl unserer Märchen und Sagen finden wir neben der Totenbestattung, bezw. dem ihr gleichwertigen Motive, einen Zug, welcher der Sage ursprünglich nicht eigentümlich gewesen zu sein scheint: es ist dies der durch den Helden vollzogene Loskauf einer Königstochter, derselben, welche er später zur Frau nimmt und nach längerer Trennung durch die

Beihilfe des Toten wiedergewinnt. Dies Motiv fehlt in den orientalischen, russischen und in zwei serbischen (II, III) Märchen gänzlich; auch den der mittelalterlich-romantischen Dichtung angehörenden Versionen unseres Sagenkreises (Amadas, Herpin de Bourges, Richars li Biaus, Olivier de Castille, Novella di Dianese, Rittertriuwe, Pipinus Franka Konung), sowie dem sicilianischen und griechischen Märchen ist dies Element fremd.

Ein Vergleich der eben genannten Fassungen mit denjenigen, welche von einem solchen Loskauf der Königstochter erzählen, ergiebt nun, dafs an die Aufnahme dieses Motivs eine ganze Reihe neuer Züge gebunden ist, die, in sich zusammenhängend, eine eigene Fabel bilden und, thunlichst losgelöst von den übrigen Sagenbestandteilen, schematisch sich etwa folgendermafsen darstellen lassen: Ein Jüngling (derselbe, der einst mitleidig einen Toten beerdigt hatte) kauft eine in Gefangenschaft geratene Königstochter los und verlobt sich mit derselben. Die Eltern der Prinzessin erhalten durch geschickte Arbeiten (meist Stickereien oder Webereien) von der Tochter Hand Kunde von dem Verbleib und der Rettung derselben und lassen sie durch den Jüngling, den ihnen ein günstiges Geschick zugeführt hat, herbeiholen. Auf dem Wege nach ihrer jenseit des Meeres gelegenen Heimat wird die Königstochter durch einen früheren Bewerber, der ihren Bräutigam in die See wirft, von diesem ihrem einstigen Wohlthäter getrennt. Derselbe gelangt aber, durch des Toten Geist glücklich gerettet, nach der erst beim Hochzeitsmahl erfolgenden Entlarvung seines verbrecherischen Nebenbuhlers in den Besitz seiner Verlobten.

Simrock, dem freilich ein viel geringeres Material zu Gebote stand, namentlich aber aufserdeutsches fehlte, hat auf Grund der ihm vorliegenden Fassungen in seinem „Guten Gerhard“ die Ansicht verteidigt, dafs es sich in allen dem Sagenkreise des dankbaren Toten angehörenden Erzählungen um die Erfüllung zweier Pflichten seitens des Helden handele, um die Totenbestattung und den Loskauf der Gefangenen, und dafs, wo nur noch einer dieser beiden Züge erhalten sei, die Überlieferung gelitten habe. Infolgedessen hat Simrock auch solche Versionen in den Bereich unseres Sagengebietes gezogen, welche von der Totenbestattung oder von einem dieser verwandten Zuge gar nichts wissen, und

sogar eine derartige Fassung, nämlich den mhd. „Guten Gerhard“, zum Ausgangspunkt seiner interessanten Erörterungen über unseren Sagencyklus gemacht. Seine Beweisführung (Der gute Gerhard, p. 117 ff.) stützt sich namentlich darauf, dafs, trotz der in die Augen springenden Differenz zwischen dem „Guten Gerhard“ einerseits und den Märchen vom dankbaren Toten andererseits, gewisse Momente deutlich die Zusammengehörigkeit beider Sagenstoffe dokumentierten. Diese Momente waren: Der von einem Kaufmann bewirkte Loskauf der Gefangenen (Königstocher) — die Geschicklichkeit der Königstochter im Anfertigen von Schmucksachen — die beim Hochzeitsmahl erfolgende glückliche Entscheidung über das Los der Braut — der Umstand, dafs der rechte Bräutigam kaum dem Ertrinken entgangen ist.

In der That finden sich diese Züge sowohl im „Guten Gerhard“ als auch in den meisten von Simrock angezogenen Sagen, die der Gruppe des dankbaren Toten angehören. Trotzdem war Simrocks Folgerung nicht richtig. Denn bei näherem Zusehen bemerkt man, dafs die vier als beweisend angeführten Züge sämtlich nur demjenigen Bestandteil der fraglichen Fassungen angehören, welcher von dem Loskauf einer Königstochter handelt. — Freilich lag Simrock, z. B. in dem altfranzösischen Roman „Herpin de Bourges“ und in dem mhd. Gedicht „Rittertriuwe“, eine Form der Sage vor, in welcher nur die Totenbestattung, nicht auch der Loskauf der Gefangenen die vom Helden erfüllte menschenfreundliche Pflicht war; doch deutete er sich die in diesen Fassungen vorkommende Turnierepisode in dem Sinne, dafs er sie als Rest einer Art von Befreiung (d. i. Loskauf) auffafste.* Entsprechend interpretierte Simrock auch eine Reihe von Versionen, wo die Überlieferung gleichfalls nichts mehr von einem eigentlichen Loskauf wufste, so dafs es also für seine Auffassung

* Dafs diese Deutung der Gewinnung der Prinzessin durch einen Sieg im Turnier als ein Loskauf im Sinne der diesen Zug unverfälscht besitzenden Sagen unrichtig ist, erhellt aus der Erwägung, dafs der Loskauf der Prinzessin aus der Gefangenschaft als eine dankenswerte That des Helden nur darum erscheint, weil dieser, um ihn zu bewirken, sein gesamtes Besitztum hingiebt, weil er hier ohne fremde Hilfe, in rein menschenfreundlicher Absicht handelt, während der turnierende Ritter stets bereits vom dankbaren Geiste unterstützt wird. Der Sieg im Turnier läfst überdies nichts von einer Art Befreiung der Königstochter erkennen, welche sich etwa in Gefangenschaft oder sonstwie beklagenswerter Lage befindet.

nur Sagen gab, in welchen entweder beide Momente, Totenbestattung und Loskauf, oder nur der Loskauf zu finden waren. Auf Grund dieser Anschauung kam er zu dem Schlusse, daſs die ursprüngliche Form der Sage beide Züge enthalten, daſs aber im Laufe der Tradition sich einer derselben, nämlich die Totenbestattung, verflüchtigt habe. Hätte Simrock auch die anderen mittelalterlichen Fassungen, namentlich aber die orientalische und russische Gestalt der Sage gekannt, so hätte es ihm nicht entgehen können, daſs, da gerade diese Gestaltungen, die sich auf den ersten Blick als der Originalform nahestehend erweisen, von einem Loskauf nichts wissen, und da dies Motiv auch, wie im „Guten Gerhard", selbständig den Inhalt einer Sage bildet,* gerade dieser Zug erst später zu dem ursprünglicheren Motiv der Totenbestattung hinzugekommen sein muſs.

Eine willkommene Stütze für diese Ansicht bietet sich mir in einem wendischen Märchen, in welchem das Motiv vom Loskauf der Königstochter gleichfalls eine selbständige Erzählung bildet, ohne daſs das Thema vom dankbaren Toten irgendwie berührt wird. Der Inhalt dieses Märchens, welches ich der Sammlung von Edm. Veckenstedt, Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche, Graz 1880, p. 145, 6, entnehme, stimmt im wesentlichen überein mit dem am Anfange dieses Abschnittes gegebenen, von mir vor der Bekanntschaft mit dieser wendischen Erzählung aus kombinierten Formen erschlossenen Typus der Sage und ist in Kürze folgender: Der Sohn eines Riesenkönigs befreit auf einer Reise ein schönes Mädchen, welches in Amerika Sklavendienste verrichten muſs, nimmt es mit in seine Heimat und macht es zu seiner Frau. Als diese ihm eines Tages erklärt, sie sei die Kronprinzessin von England und einst nach Amerika entführt worden, begiebt sich der Sohn des Riesenkönigs sofort an den englischen Hof, um dort die Rechte seiner Frau geltend

* Übrigens ist nicht zu verkennen, daſs die Fabel von der losgekauften Königstochter im „Guten Gerhard" bereits in modifizierter Gestalt vorliegt. Wie Simrock schon hervorgehoben hat, wird hier nicht der die Prinzessin loskaufende Wohlthäter zum Danke für solche That mit ihr vereint, sondern er tritt sie hochherzig ihrem ersten Verlobten zu ungunsten seines Sohnes ab. Die Wendung der Erzählung in diesem Sinne beruht gewiſs darauf, daſs im „Guten Gerhard" die Loskaufsepisode nur die Rolle einer eingerahmten Erzählung spielt.

zu machen, findet indessen bei niemandem Glauben und soll bereits als Lügner das Schafott besteigen, als der König und die Königin auf einem von ihm gezeigten Tuche das englische Wappen erkennen. Nun soll er sofort seine Frau holen. Auf der Rückreise wird er von dem Schiffskapitän, der mit der Prinzessin nach Amerika flieht, ins Meer geworfen; er rettet sich indessen schwimmend auf eine Insel nahe bei England, von wo er bald an den Königshof gelangt. Hier erzählt er sein Mifsgeschick, veranlafst die sofortige Verfolgung des Kapitäns und wird, nachdem dieser eingeholt und bestraft ist, mit der Königstochter von neuem zu langer, glücklicher Ehe verbunden.

Es kann daher auch bezüglich des „Guten Gerhard" von der von Simrock besprochenen Umbildung der Sage in dem Sinne, dafs die Totenbestattung sich aus dem Zusammenhange der Fabel herausgelöst habe und nur noch der Loskauf von Gefangenen als dankenswerte That des Helden übrig blieb, keine Rede sein. Vielmehr werden wir anzunehmen haben, dafs in die Sage vom dankbaren Toten in späterer Zeit der Loskauf von Gefangenen als neues Motiv hineingetragen wurde, welches bereits in anderen Sagen, so im „Guten Gerhard" * und in dem eben genannten wendischen Märchen, mit gröfserer Selbständigkeit aufgetreten war. **

Zudem läfst sich unschwer erkennen, wie man dazu gelangte, beide Sagen zu verschmelzen. Im zweiten Teil der Sage vom dankbaren Toten handelt es sich bekanntlich darum, dafs der Geist seinem Wohlthäter die Geliebte gewinnen hilft. Ganz ähnlich mufs in der Sage von der losgekauften Königstochter der Held eine Reihe von Schwierigkeiten überwinden, ehe er in den

* Ein rabbinisches Märchen, „Der fromme Metzger oder der Genosse im Paradies", welches in allen wesentlichen Punkten Übereinstimmung mit dem „Guten Gerhard" zeigt, hat R. Köhler (Germ. XII, 55 ff.) mitgeteilt.

** George Stephens (Ghost-Thanks p. 9) äufsert sich über Simrocks Buch folgendermafsen: „This is a curious and interesting work, but, *more Germanico,* sometimes sufficiently fanciful and fantastical. I cannot see that „Der gute Gerhard" has any direct connection with „Die dankbaren Toten" or ought to have been placed first in Simrock's series of parallels. Many other independent sagas and arbitrary adventures might have been admitted on grounds equally strong." Dafs diese Beziehung zwischen der Fabel im „Guten Gerhard" und der in der Sage vom dankbaren Toten dennoch besteht, dafs sie indessen wesentlich anderer Art ist, als Simrock wahrscheinlich machen wollte, hoffe ich in Vorstehendem gezeigt zu haben.

Besitz der Verlobten gelangt. Die Übereinstimmung der beiden Stoffe bezüglich dieser Situation, deren schliefsliche Entwickelung zum guten Ende (d. h. zur Verbindung der Liebenden) wiederum beiden Sagen gemeinsam ist, konnte zweifelsohne leicht zur Verschmelzung beider an sich verschiedenen Sagen führen. Überdies lag auch in dem Totenbestattungsmotiv etwas dem Loskauf wenigstens Verwandtes. Die Totenbestattung nämlich geht, wie eine Durchsicht der bezüglichen Sagen ergiebt, sehr häufig Hand in Hand mit einem Loskauf der Leiche, deren Beerdigung wegen unbezahlt gebliebener Schulden untersagt ist. In manchen Versionen ist sogar, wie oben gezeigt, nur von einem Loskauf der (schon beerdigten) Leiche die Rede, welcher erfolgt, um die Gläubiger, die ihrem toten Schuldner die Ruhe des Grabes nicht gönnen, zu befriedigen. Auch hierin also zeigt sich zwischen beiden Sagenstoffen ein gewisser Parallelismus, der eine Verbindung nahe legen mochte. Endlich aber bot gerade das Motiv des Loskaufs der Königstochter in seiner weiteren Entwickelung reiche Ausbeute im Zusammenhange der Sage vom dankbaren Toten, insofern es neue Mittel lieferte, die Dankbarkeit des Geistes durch die Rettung des Helden aus Lebensgefahr, durch Versetzen desselben an den Königshof u. s. w. drastisch zu illustrieren.

Hiernach ist also der „Gute Gerhard“ nicht als ein altes Glied in der Entwickelungskette der Sage vom dankbaren Toten zu betrachten, sondern er enthält ein neues, fremdes Element, von dem sich nicht wenige Versionen noch frei gehalten hatten, das aber weiterhin in unsere Sage eindrang und hier, wie wir sehen werden, sogar alte Elemente verdrängte.

Die Teilung der Frau.

Das dritte der namhaft gemachten Elemente der Sage ist die Teilung der Frau, ein auf den ersten Blick in sämtlichen occidentalen Versionen gleich überraschender Zug. Der Geist des Toten nämlich, dessen Leiche der Held der Sage einst (losgekauft und) begraben hatte, bedingt sich, als er ihm später erscheint und hilfreich zur Seite steht, als Lohn für seine Dienste die Hälfte alles dessen aus, was der Jüngling mit seiner Hilfe

gewinnen würde. Auf Grund dieses Vertrages erscheint der Geist später von neuem und verlangt nicht sowohl Anteil an Gut und Geld, als vielmehr die Hälfte der Frau seines einstigen Wohlthäters, welche zu diesem Zwecke also geteilt werden soll.

Simrock hatte gemeint, daſs des Geistes Wunsch sich nur auf den Besitz des Kindes, und zwar des ganzen, nicht des geteilten, richte, wie dies in der That einige Sagen erzählen, und daſs es eine Entstellung sei, wenn der Geist die Braut verlange, obgleich — wie Simrock sich nicht verhehlte — gerade dieser Zug den ältesten Überlieferungen eigentümlich ist. Die ganze vom Geiste gestellte Bedingung aber hat in Simrocks Augen nur den Sinn einer Würze des Schlusses der Erzählung. Auch hierin ging und muſste Simrock füglich fehl gehen auf Grund des dürftigen Materials, mit dem er arbeitete. Nachdem uns nämlich heute einige orientalische, russische und südslavische Versionen zugänglich geworden sind, unterliegt es keinem Zweifel mehr, daſs nur diese geeignet sind, auf die ganze Schluſsepisode der Sage das rechte Licht zu werfen. Aus diesen Fassungen geht hervor, daſs nach der im Orient und im Osten Europas lebenden Überlieferung der Sage die Teilung der Frau ein nicht bloſs den Schluſs der Erzählung würzender, sondern durchaus notwendiger Zug ist. In den orientalischen Versionen nämlich ist die Frau, zu deren Besitz der dankbare Tote dem Helden verhilft, mit bösen Geistern behaftet, die, in ihrem Inneren sitzend, nachts aus ihrem Munde fahren und das Leben des Gemahls bedrohen. Als daher in dem armenischen Märchen die Frau, zum Zwecke der Teilung mit dem Schwerte, mit dem Kopfe nach unten aufgehängt wird, da gleitet ihr die Schlange, von der sie eben befreit werden sollte, aus dem Munde, so daſs die beabsichtigte Teilung nun unterbleiben kann. Ganz ähnlich im Zigeunermärchen. Hier erhebt der Tote, während er den einen, der Jüngling den anderen Fuſs des Mädchens hält, das Schwert, um die mit Geistern behaftete Braut zu zerhauen. In der Angst öffnet das Mädchen den Mund zum Schreien, wobei ihr ein Drache aus dem Munde fährt. Entsprechendes erzählen auch das russische (III) und die serbischen (II, III, IV) Märchen. Unzweifelhaft klar aber wird der Sinn des Ganzen erst aus dem von Chudjakow mitgeteilten russischen Märchen aus

dem Rjäsanschen Gouvernement. Hier nämlich wird die Teilung der Königstochter thatsächlich ausgeführt. Nachdem der Geist des Toten sie in zwei Hälften zersägt hat, kommen aus ihrem Inneren junge Drachen geflogen, welche so durch die Teilung entfernt werden. Nachdem die Eingeweide gereinigt und gewaschen sind, steht das Mädchen wieder lebendig da. Sicherlich haben wir in dieser Fassung diejenige Form der Sage, welche dem Original relativ am nächsten steht. Denn erst hier wird die — sonst nur verlangte, hier wirklich ausgeführte — Teilung der Frau zu einem unabweislichen Erfordernis, ohne welches ein befriedigender Schlufs der Fabel, nämlich eine glückliche Verbindung der beiden jungen Gatten, nicht möglich ist.*

Schon Benfey meinte, als er Pantschatantra I, 219, Anm., auf das armenische Märchen zu sprechen kam, dafs die armenische Fassung der Sage das Original sei, auf welches die occidentalen Fassungen zurückgingen. Diese Ansicht, der sich R. Köhler (Or. u. Occ. II, 328) angeschlossen hat, wird weiter bestätigt durch die von Chudjakow mitgeteilte russische Version, das Zigeunermärchen u. s. w., welche sich alle der armenischen Überlieferung an die Seite stellen. Da indessen das Chudjakowsche Märchen ohne Zweifel den Thatbestand des Originals noch treuer überliefert enthält, so wird es sich empfehlen, nicht die armenische Erzählung im einzelnen als die ursprünglichste Form hinzustellen, sondern die Gesamtheit derjenigen Versionen, in denen die Teilung der Frau noch ein notwendiges Glied in der Entwickelung der Handlung ist, zu einer Gruppe zusammenzufassen, welche im allgemeinen als die dem Original der Sage am nächsten stehende zu betrachten ist. — Hiermit fällt natürlich auch Simrocks Versuch — den bereits R. Köhler (Or. u. Occ. II, 323) als vorschnell bezeichnet hat —, der ganzen Sage auf Grund mythologischer Daten rein germanischen Ursprung zuzusprechen. Gewifs mögen die mythologischen Aufstellungen Simrocks zu Recht bestehen; doch sind die germanisch-mythologischen Elemente der Sage nicht ursprünglich eigen, sondern erst bei ihrer Verpflanzung auf deutsches Gebiet in dieselbe hineingetragen

* Im finnischen Märchen ist die Braut durch Hörner entstellt, welche abfallen, als sie in der Hochzeitnacht ausgepeitscht wird.

worden, genau so, wie z. B. die höfischen Elemente in die der ritterlichen Sphäre angehörenden Versionen des Mittelalters.*

Beim Übergange der Sage in die abendländische Welt war es gerade dieser Zug — die Teilung der Frau —, welcher die bedeutsamsten Modifikationen erlitt. In keiner einzigen occidentalen Fassung finden wir dies Teilungsmotiv noch in dem Sinne vor, in welchem es den orientalischen und osteuropäischen Völkern geläufig war. Zwar hat es sich in einer nicht geringen Anzahl von westeuropäischen hierhergehörigen Sagen noch erhalten, aber der Sinn, den die Sage ursprünglich hineinlegte, ist nicht mehr lebendig geblieben, vermutlich weil die ganze Idee von den im Leibe der Frau lebenden Geistern (bösen Drachen, Schlangen), welche durch den Mund herausfahren oder nur durch Zerteilung der Frau zu beseitigen sind, der abendländischen Welt weniger vertraut war. Wir finden daher an Stelle dieser eigenartigen Vorstellung eine Umdeutung des ganzen Teilungsmotivs in dem Sinne, dafs der Schlufs der Erzählung, in welchem der Geist die Forderung der Teilung stellt, nur dazu dient, den Helden zu prüfen, seine Hochherzigkeit und Treue in helles Licht zu stellen. Es steht zu vermuten, dafs diese Umdeutung sich in Anlehnung an das alttestamentliche Motiv von der Opferung Isaaks vollzog, welche in ihrer ganzen Bedeutung und Darstellung frappante Ähnlichkeit mit der Teilungsepisode in einigen unserer Sagen aufweist.

Nur wenige der abendländischen Fassungen sind dem orientalischen Typus darin treu geblieben, dafs es sich bei der geforderten

* Bereits Simrock (a. a. O. p. 131) hatte gefühlt, dafs auch die Erzählung von Tobias in unseren Sagenkreis zu ziehen sei. Freilich mufste er sich mit der blofsen Erwähnung der alttestamentlichen Version und dem Hinweis auf die Möglichkeit eines Zusammenhanges dieser Erzählung mit der Sage vom dankbaren Toten begnügen. Auch ich wage zur Zeit noch nicht, den Sachverhalt eingehender zu behandeln, namentlich also zu entscheiden, welcher Art die Beziehungen zwischen dem Tobias-Buche und den anderen orientalischen Versionen sind. Nur so viel darf — als ein kleiner Fortschritt Simrock gegenüber — heute als gesichert gelten, dafs ein solcher Zusammenhang thatsächlich besteht. Es wird hier vorläufig genügen, auf die Episode von den sieben Freiern hinzuweisen, welche von dem bösen Geiste in der Brautnacht getötet werden. Gerade die Teilung aber — das charakteristische Merkmal der orientalischen Versionen — fehlt dem Tobias gänzlich. Vgl. R. Köhler, Germania III, 203; Sepp, Altbayerischer Sagenschatz, München 1876, p. 678 ff.

Teilung* noch um die Frau handelt, so der „Sir Amadas“, das sicilianische und das griechische Märchen. Andere Fassungen (so der Roman von Olivier de Castille, von Jean de Calais, das bretonische Märchen [I] und die von Simrock angezogenen deutschen Märchen Nr. 1, 2, 8) haben mit noch treuerer Anlehnung an die biblische Erzählung als Teilungsobjekt das Kind des jungen Paares eingeführt, und zwei dieser Versionen, die soeben genannten Romane von Olivier de Castille und von Jean de Calais, haben sogar den Zug des auf das Kind gezückten Schwertes, welcher zu einer Parallele mit der Situation in Isaaks Opferung geradezu herausfordert. Wieder andere, und zwar schon der älteren Stufe angehörende Formen der Überlieferung (Dianese, Herpin de Bourges, Richars li Biaus) fassen die Teilung in anderem Sinne auf, nämlich als eine Teilung des gesamten Besitzes des Jünglings, welcher als aus zwei Teilen — der Frau und dem Gute, bezw. dem Reiche — bestehend gedacht wird, so dafs eine Teilung der Frau von vornherein ausgeschlossen ist. In noch anderen Darstellungen, wie bei Strapparola, bei Haltrich, bei Campbell, in der Rittertriuwe u. s. w., zeigen sich wiederum andere Modifikationen der Teilungsepisode.

Es liegt auf der Hand, dafs gerade die Mannigfaltigkeit in der Darstellung dieses Motivs und die geringe Widerstandsfähigkeit der Form, welche dasselbe innerhalb der abendländischen Überlieferung der ganzen Sage zeigt, auf Kosten des Umstandes zu setzen ist, dafs die occidentale Umbildung des Teilungsmotivs im Sinne einer Prüfung der Treue des Helden nur ein schwacher Notbehelf war, welcher diesen Zug der Sage — jetzt in der That nur als eine Würze des Schlusses — zwar noch eine Zeit lang lebendig erhielt, aber nicht hindern konnte, dafs er bald genug verschwand, da er, streng genommen, nicht mehr in organischem Zusammenhange mit dem ganzen Verlauf der Erzählung stand. So ist denn die Teilung der Frau thatsächlich in einer ganzen Reihe von Erzählungen nicht mehr vorhanden, und wir werden nicht fehl gehen, wenn wir diejenigen Fassungen, in denen dies

* R. Köhler hat in seiner Anmerkung zu L. Gonzenbach, Sicilianische Märchen II, 96, die Teilungsepisoden in den ihm damals bekannten Versionen zusammengestellt. Zur Richtigstellung eines Druckversehens a. a. O. p. 250, Z. 13 vgl. Archiv f. slav. Philol. V, 41, Anm. 2.

der Fall ist, als die von dem ursprünglichen Typus der Sage sich am weitesten entfernenden ansehen. Es sind dies eine Reihe nordischer und deutscher Märchen, die katalanische Erzählung und die spanischen Romanzen.

Gesamtergebnis für die Entwickelung der Sage.

Wenn wir nach dem Gesagten es nun versuchen, ein schematisches Bild der Entwickelung der Sage vom dankbaren Toten, wie die nebenstehende Figur es veranschaulicht, zu konstruieren, so werden wir zunächst als die vergleichsweise älteste Stufe derselben diejenige Form der Sage (I) anzusehen haben, welche durch das unentstellte Teilungsmotiv (im Sinne der Befreiung der Frau von bösen Geistern) und durch die noch fehlende Loskaufsepisode charakterisiert ist. Auch diese Gestalt der Sage aber deutet in der Kombination des Themas vom dankbaren Toten mit der Geschichte von der Frau mit den Drachen im Leibe bereits auf eine Verschmelzung ursprünglich wohl getrennter Stoffe. Hierher gehören neben (dem Tobias-Buche) dem Zigeunermärchen und der armenischen Sage die drei russischen und zwei serbische (II, III) Märchen. — Das nächste Glied in der Entwickelungsreihe bilden die mittelalterlich-romantischen Fassungen (II), denen zwar der Loskauf der Königstochter gleichfalls noch fremd ist, die aber die Teilung bereits zu dem Prüfungsmotiv umgebildet zeigen. Es sind dies der mittelengl. Sir Amadas, der altfrz. Herpin de Bourges, Richars li Biaus, Olivier de Castille, die italienische Novella di Messer Dianese, das mhd. Gedicht Rittertriuwe und die altschwedische Erzählung von Pipinus Franka Konung. — Auf der anderen Seite steht dieser Gruppe von Fassungen eine Form der Überlieferung (III) gegenüber, die nicht ganz eng mehr an unser Sagengebiet geknüpft ist, weil sich in ihr durch Übertragung der Fabel auf das kirchliche Gebiet die Totenbestattung verlieren mufste. Zu dieser legendarischen Gruppe gehören das sicilianische und das griechische Märchen, bei denen der helfende Geist nicht der dankbare Tote, sondern ein Heiliger ist.

In der weiteren Entwickelung der Sage zeigt sich nun ein fremdes Element, der Loskauf der Königstochter, welcher sich

I.

Sage vom dankbaren Toten und der Frau mit den Drachen im Leibe.

(Tobias;) armenisches Märchen; Zigeunermärchen; drei russische Märchen; serbische Märchen II, III.

II.

Mittelalterlich-romantische Form.

(Teilung im Sinne der Prüfung. Loskauf fehlt.)

Amadas; Dianese; Richars li Biaus; Herpin de Bourges; Olivier de Castille; Rittertriuwe; Pipinus Franka Konung.

III.

Legendarische Form.

(Teilung im Sinne der Prüfung. Loskauf fehlt.)

Sicilianisches Märchen; griechisches Märchen.

Sage von der losgekauften Königstochter.

Wendisches Märchen; Guter Gerhard; Frommer Metzger.

IV.

Versionen mit Teilung im Sinne der Prüfung und Loskauf.

Strapparola; Jean de Calais; bretonische Märchen I, III; gaelisches Märchen; Simrock Nr. 1, 2, 8; littauisches III, siebenbürgisches, ungarisches, serbisches I Märchen.

V.

Legendarische Formen mit Loskauf.

St. Nikolaus; St. Katharina; spätere Formen der Histoire de Jean de Calais.

VI.

Versionen mit Loskauf ohne Teilung.

Isländisches, norwegisches I, schwedisches, littauisches II, oldenburgisches Märchen; Simrock Nr. 3 bis 7, 9; katalanisches Märchen; spanische Romanzen.

VII.

Versionen mit nur schwachen Spuren des Loskaufsmotivs.

Jüdisches Märchen; bretonisches Märchen II.

durch Einwirkung einer selbständigen Sage erklärt, die uns z. B. in einem wendischen Märchen, in dem mhd. „Guten Gerhard“ und in dem rabbinischen Märchen „Der fromme Metzger“ entgegentritt. Beide vorhin namhaft gemachten Gruppen der Sage, die romantische und die legendarische (II und III), zeigen sich von diesem neuen Elemente affiziert und verschmelzen mit ihm zu neuen Gebilden (IV und V). Aus der legendarischen Sagenform ergiebt sich unter dem Einfluſs des neuen Stoffes diejenige Gestaltung der Sage (V), welche wir z. B. in den beiden Erzählungen St. Nikolaus und St. Katharina aus der Scala celi kennen, während die Verschmelzung auf der romantischen Seite eine Form (IV) erzeugt, welche die wesentlichen Elemente der Gruppe II mit Hinzutritt des Loskaufsmotivs zeigt. Hierher sind zu rechnen die Erzählung bei Strapparola, der Roman von Jean de Calais, das siebenbürgische Märchen aus Haltrichs Sammlung, ein ungarisches, ein serbisches (I), ein littauisches (III) Märchen, die deutschen Erzählungen Nr. 1, 2, 8 bei Simrock und drei keltische Märchen, das von Campbell mitgeteilte gaelische und die bretonischen (I und III), welch letztere freilich die Loskaufsepisode nicht mehr ungetrübt erhalten haben.

Während wir nun weitere Entwickelungsformen der Sage auf der legendarischen Seite nicht kennen, zeigen sich innerhalb der Entwickelung der auf die romantische Gruppe zurückgehenden Gestaltungen noch zwei fernere Glieder VI und VII, in deren erstem sich die Teilungsepisode am Schlusse der Erzählung, ohne irgend welche Spuren zu hinterlassen, verflüchtigt hat, und deren letztes sogar das Motiv des Loskaufs der Prinzessin, welches bereits in zwei Formen der Gruppe VI stark modifiziert war, im wesentlichen eingebüſst hat, so daſs hier die Tradition nur noch von einem Toten erzählt, welcher bestattet wird und sich seinem Wohlthäter durch Hilfe, bezw. Rettung in Wassersgefahr dankbar erweist. Zur Gruppe VI zählen drei dem Norden Europas angehörende Formen (das norwegische Märchen I „Krambodgutten“, das isländische, das schwedische „Pelle Båtsman“), eine Reihe deutscher Märchen (das oldenburgische und die von Simrock angeführten Nr. 3—7, 9), eine littauische Erzählung (II), sowie zwei Versionen der pyrenäischen Halbinsel, das katalanische Märchen und die spanischen Romanzen. — Die letzte Gruppe VII endlich

umfafst die jüdische Erzählung aus Palästina und das bretonische Märchen (II). Diese beiden Formen der Sage erzählen, wie bereits angedeutet, im Gegensatz zu allen anderen Fassungen nichts mehr von einer Gewinnung der Frau, ein Mangel, der ihre Einreihung in die angegebene Klassifikation einigermafsen erschwert. Doch ist ihre Lokalisation an der erwähnten Stelle der Entwickelungstafel dadurch gesichert, dafs sie noch einen, wenn auch unscheinbaren Rest der Loskaufsepisode — Hilfe beim Überschreiten des Meeresarms, bezw. Rettung beim Schiffbruch — zeigen, der ihnen die letzte Stufe unter den betrachteten Entwickelungsformen anweist.

Die hier verfolgten Entwickelungsreihen enthalten übrigens, wie ich nicht unterlassen will zu erwähnen, nicht alle früher verzeichneten, zu unserem Sagenkreise gehörigen Stoffe. Gewisse Versionen sind nämlich von Zügen aus anderen Sagengebieten so stark durchsetzt und zeigen infolgedessen eine so weitgehende Modifikation der Elemente unserer Sage durch fremde Motive, dafs sie in ihrer Stellung zu den reineren Fassungen nicht sicher zu beurteilen sind, sich somit einer exakten sagengeschichtlichen Konstruktion im Sinne des angegebenen Entwickelungsschemas entziehen.

Breslau. Max Hippe.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung am 20. September 1887.

Herr Bischoff macht auf Modersohns Realien in den Chansons de geste, Amis et Amiles und Jourdains de Blaivies aufmerksam. Das über das gewöhnliche Mafs einer Dissertation weit hinausgehende Buch stellt das kulturgeschichtliche Material aus diesen Dichtungen gut zusammen.

Herr Michaelis sprach über die neueren Resultate der von Oakley-Coles 1871 zuerst angewandten Stomatoskopie, und im besonderen über die Abhandlung von R. Lenz, Zur Physiologie und Geschichte der Palatalen (Zeitschr. für vergleichende Sprachforschung Bd. 29). Lenz giebt getreue Abbildungen der Gaumenartikulationen in natürlicher Gröfse und führt eine genaue Einteilung des Gaumendaches und des Zungenrückens ein. Unter dem Einflufs der palatalen Vokale werden die Artikulationen von *k* und *g* vom Gaumensegel ab vorgeschoben bis zum Präpalatum, wo die mouillierten k′ und t′ gebildet werden, indem die starke Krümmung des Präpalatum einen breiten Verschlufs herbeiführt und bei der Lösung des Verschlusses durch Rinnenbildung ein frikativer Nachlaut entsteht. Bei der Unterscheidung der *t*- und *k*-Laute tritt besonders der Gegensatz zwischen der Artikulation der Zungenmitte und der der Seitenteile der Zunge hervor, wobei auch das Zungenbändchen eine Rolle spielt. Rückschreitende Palatalisierung findet bei der Mouillierung von *n* und *l* statt, sowie bei den Assibilationen von *t* und *d* vor *i*, welche besonders im Polnischen am reichsten entwickelt sind. Im Spanischen sind *nn* und *ll* wahrscheinlich durch dorsale Bildung in mouillierte Laute übergegangen.

Herr Wätzold verliest eine Arbeit von Puls in Flensburg über den zweiten Teil von Brandes, Hauptströmungen der Litteratur im 19. Jahrhundert. Es wird darin nachgewiesen, dafs etwa drei

Vierteile dieses Bandes aus deutschen Quellen mehr oder weniger wörtlich abgeschrieben sind, ohne dafs der Verfasser es auch nur der Mühe für wert gehalten hätte, seine Gewährsmänner zu nennen.

Sitzung am 25. Oktober 1887.

Herr Arnheim spricht über James Shirley. Der 1596 zu London geborene Dichter studierte in Oxford und Cambridge, war kurze Zeit Pfarrer in Herefordshire, ging aber, nachdem er vorher zum Katholicismus übergetreten war, bald nach London. Dort und während eines längeren Aufenthalts in Irland verfafste er seit 1624 dreiunddreifsig fünfaktige Dramen, von denen ihm das 1635 erschienene The Traitor mit Unrecht abgesprochen wird. Die eine ziemlich reiche Erfindungsgabe bekundenden Stücke enthalten keine tiefen Reflexionen, zeichnen sich aber durch Lebendigkeit und Wärme des Dialogs aus. Als Proben teilt der Redner darauf den Inhalt zweier Stücke (The Cardinal und The General) mit. Herr Vatke macht darauf aufmerksam, dafs auch Ben Jonson zur katholischen Kirche übergetreten sei, ohne dafs sich dies jedoch in seinen Dramen bemerkbar mache, was Herr Zupitza dadurch erklärt, dafs bei ihm der Rücktritt sehr bald erfolgt sei. Von einem Einflufs des Religionswechsels auf die schriftstellerische Thätigkeit hat Herr Arnheim auch bei Shirley nichts entdeckt.

Herr Rödiger berichtet über den von ihm herausgegebenen zweiten Band der deutschen Altertumskunde von Müllenhoff, der sich mehr mit eigentlich germanischen Dingen beschäftigt als der erste Band, aber doch auch viel Fragen behandelt, die andere Zweige der Philologie hätten erörtern sollen. Besonders handelt es sich darum, die historischen Grenzen Germaniens in den ältesten Zeiten festzustellen, vorzüglich nach Norden und Osten hin. Das mit den schwierigsten Fragen sich beschäftigende Buch bietet seinem ganzen Inhalte nach durchweg Neues, von dem manches auf allgemeine Anerkennung allerdings nicht wird rechnen dürfen. Herr Appel führt an, dafs Montelius auf dem Wege antiquarischer Forschung zu ganz anderen Resultaten über die Ausbreitung der Finnen in Skandinavien gelangt sei als Müllenhoff.

Herr Förster empfiehlt darauf von E. Dorer Abhandlungen zur spanischen Litteraturgeschichte und poetische Sachen.

Sitzung am 8. November 1887.

Herr Goldbeck sprach über den portugiesischen Dichter Anthero Quental, aus dessen tief und wahr empfundenen Sonetten er in deutscher Übertragung eine Reihe von Proben mitteilte, um daran zu zeigen, wie der Dichter sich aus düsterer, verzweiflungs-

voller Stimmung allmählich zu einer Art Versöhnung mit Gott und der Welt durchgerungen hat.

Herr Wätzold gab Bemerkungen zum französischen Volksliede. Der germanische Charakter des altfrz. Heldenliedes erhält sich lange im geschichtlichen Volksliede, wie z. B. das Lied auf die Pavier Schlacht bei Leroux de Lincy, Recueil de Chants historiques français II, XX und das Lied vom König Renaud (Haupt-Tobler S. 132) beweisen. Ebenso finden sich reichliche Beziehungen zum germanischen Mythus im französischen Volksliede. Eine ganze Anzahl formelhafter Eingänge, wie Là haut sur la montagne u. ä. sind dem deutschen und dem französischen Volksliede gemeinsam. Zahlreich sind die Lieder gleichen Inhalts, wie z. B. das Lied von den zwei Königskindern. Auffallend ist die schlagende metrische Übereinstimmung einzelner französischer und deutscher Volksliedstrophen, besonders im 16. Jahrhundert, die auf gemeinsame Melodien schliefsen läfst. Im französischen Volksliede läfst das Metrum sich indessen schwer bestimmen, da nach dem Bedürfnis der Melodie Zerdehnungen und Kürzungen vorgenommen werden, die im Druck nicht immer hervortreten. Jedenfalls sind im französischen Volksliede Reim und Silbenzahl nur für das Ohr vorhanden. Das Volkslied kennt den Widerspruch zwischen den modernen Sprachsilben und der historischen Silbenzählung des Verses nicht. — In sehr vielen Fällen geht die auffallende Ähnlichkeit zwischen den französischen Liedern der östlichen und nördlichen Landschaften und deutschen Liedern hervor aus der Ähnlichkeit der Zustände und der Kultur des Landvolkes. Doch enthält das französische Volkslied ein Stück germanischen Wesens zweifellos noch heute.

Herr Tobler besprach, ausgehend von dem, was im Neufranzösischen und hier und da bereits im Altfranzösischen bezüglich des Gebrauches von piéça und von naguères sich bemerken läfst, einige Fälle, wo auch das Präsens est die zeitliche Bestimmtheit, die ihm zukommt, eingebüfst hat, indem es unter Umständen auftritt, wo die Analyse des Ausdrucks nur ein Imperfektum gutheifsen kann.

Sitzung am 22. November 1887.

Herr Müller machte einige Mitteilungen über gewisse holländische Einflüsse auf den Westen Ostfrieslands. Sowohl in der Erscheinung von Land und Leuten, als auch in der Volkssprache ist die Ähnlichkeit zwischen Groningerland und West-Ostfriesland unverkennbar, besonders nähert sich der Reiderländer dem Holländer in Wesen und Sprache. Von dem Altfriesischen haben sich nur noch Reste erhalten, bereits seit dem 14. Jahrhundert wurde es in Ostfriesland durch die niedersächsische Mundart sowohl in Sprache wie in Schrift verdrängt. Heute herrscht die alte Sprache noch im

holländischen Westfriesland, in dem oldenburgischen Saterlande und an der schleswigschen Westküste. Einzelne alte Wörter, wie Hilk (Heirat), Fohne (Mädchen), biester (häfslich), tüddern (anbinden) werden noch gebraucht. Die alten friesischen Familiennamen, wie Tadema, Poppinga, Mennenga, Ykema u. s. w., wie sie sich auch in Groningerland und Westfriesland finden, erinnern an die Herkunft der Bewohner.

Aufser der Nachbarschaft und Stammesverwandtschaft hat die frühere politische Zugehörigkeit zu Holland in West-Ostfriesland Wurzeln geschlagen, die bis heute noch nicht ganz aus dem Boden verschwunden sind. Durch den Einflufs Hollands nahm der Westen das reformierte Bekenntnis an, während im Osten die lutherische Lehre sich befestigte. Hier gewann das Hochdeutsche die Oberhand, während dort in Schule und Kirche das Holländische herrschend wurde; unter der hannoverschen Regierung erfreute sich dieses Idiom besonders auf dem Lande noch einer gewissen Pflege beim Nachmittagsunterricht und an manchen Sonntagen in der Kirche. Erst seit den letzten Jahrzehnten ist die hochdeutsche Sprache Alleinbesitzerin von Katheder und Kanzel geworden.

Wie im 16. und 17. Jahrhundert Groningerland und West-Ostfriesland als zusammengehörig betrachtet wurden, bezeugen mehrere Landkarten aus dieser Zeit, die teils in Amsterdam, teils in Emden herausgegeben wurden, und zwar in holländischer Sprache. Als Autoren seien erwähnt: Ubbo Emmius, Professor in Groningen, und Martinus Faber in Emden. Die Dollartfluten seit dem 15. Jahrhundert haben Groninger und Ostfriesen durch das Bestehen gemeinschaftlicher Gefahren auch einander genähert; die Berichte über diese schrecklichen Naturereignisse sind teils in holländischer, teils in niederdeutscher, holländisch gefärbter Sprache verfafst. Beim Einzuge Friedrichs d. Gr. in Emden am 12. Juni 1751 hatte man eine Ehrenpforte errichtet, an welcher die Inschrift prangte:

O Koning groot van Macht, van Eer en van Verstand,
Meer vader in ous Hart, als Koning in ous Land.

Ein Schullehrer Namens Sievers zu Pilsum giebt in einem „Memorial van eenige aanmerkelike voorvallen (1741—1789)“ in niederdeutsch anklingendem Holländisch eine anziehende Beschreibung des königlichen Einzugs.

Das Museum in Emden besitzt manche Merkwürdigkeiten aus der Zeit der Herrschaft der holländischen Sprache, mehrere Häuser weisen noch holländische Spruch-Inschriften auf, die Bauart der Stadt mit ihren den holländischen Grachten ähnlichen Delften ist ganz die des Nachbarstaates.

Bei der Fahrt auf der Unter-Ems eilt das Schiff an Ortschaften vorbei, deren Namen auf deutschem Gebiete denen in Groningerland

genau entsprechen in den Endungen dorp, siel (bezw. zyl), um, ard. Auf ostfriesischer Seite seien noch erwähnt die echt holländischen Namen der Landzunge „de Knok“ (Knochen), der Sandbänke Paap (Pfaffe) Zand, „Schuiten (Kähne) Zand“ und „de Ranzel“ (Ranzen). Die tieferen Stellen des Emsfahrwassers führen den Namen Gat (Loch) oder Gatje. Die Stelle eines früheren Seedurchbruchs durch die Borkumer Dünen heifst heute noch „Tusschen door“ (Zwischen durch).

Auf Borkum, welches von den ostfriesischen Eilanden am weitesten vom Festlande gelegen ist, zeigt sich das holländische Element ganz besonders unter den älteren Leuten, welche meist auf holländischen Schiffen im Matrosendienst waren. Es finden sich dort fast ausschliefslich holländische Familiennamen, wie Bakker, Sleeboom, Elderts, Teerling, Bekaan, Wybrands. Die Alten freuen sich, wenn die holländische Sprache an ihr Ohr klingt, in ihrer Jugend hörten sie dieselbe in Kirche und Schule; die gehobene Sprache der jetzigen hochdeutschen Predigt verstehen sie, der Versicherung des alten Seemannes Teerlíng zufolge, nur zum Teil.

Die Groninger und ostfriesischen Ems-Anwohner verstehen einander leicht, eine besondere Eigentümlichkeit beider ist das geringe Öffnen des Mundes beim Sprechen. So finden sowohl die „Dütskers“ (wie die hochdeutsch Redenden von den Ostfriesen genannt werden) wie auch die Amsterdamer, Haager oder Leidener, in deren engerer Heimat das volltönendste und beste Holländisch gesprochen wird, während der ersten Zeit des Aufenthalts bei den Ostfriesen resp. Groningern Schwierigkeiten beim Verstehen ihrer Landsleute.

Herr Rödiger berichtete über den zweiten Teil des neu erschienenen zweiten Bandes von Müllenhoffs deutscher Altertumskunde.

Mr. Bourgeois behandelte in Form einer Causerie die Jugendjahre Bérangers.

Sitzung am 13. Dezember 1887.

Herr F. Müller machte einige Mitteilungen über Westfrieslands Volk und Sprache.

Die holländische Provinz Friesland (Westfriesland ist deutsche Bezeichnung) mit den dazugehörigen Inseln Ameland und Terschelling hat im Gegensatz zum deutschen Ostfriesland die Sprache der Vorfahren bewahrt. Allerdings gebührt dieses Verdienst in erster Linie den Landbewohnern. In den grofsen und kleinen Städten herrscht die holländische Sprache, nur die Sprache der niederen Klassen, das sogenannte „stedfrysk“ (stadtfriesisch) hat einen friesischen Beigeschmack. Als Beispiele seien folgende Wörter angeführt, Reihenfolge: friesisch, holländisch, stadtfriesisch:

Bauch — bûk — buik — buek
teuer — djûr — duur — duer
rauschen — rûze — ruischen — roeze
wuchern — woekerje — woekeren — woekere
schmieren — moezje — morsen — moeze

Wenn auch im Mittelalter die Friesen ihre Selbständigkeit und Eigenart gegen die Oberherrschaft der holländischen Grafen hartnäckig verteidigten und in blutigen Kämpfen dafür eintraten, wenn sie auch heute noch von ihren Landsleuten ob ihres eigensinnigen Wesens „de friesche stijfkoppen“ genannt werden, die Pflege der altehrwürdigen Sprache, wie sie sich beispielsweise der in ähnlichem Verhältnisse sich befindende Provençale angelegen sein läfst, findet sich in Friesland nicht.

Die „Selskip for fryske tael en skriftenkennisse“ in Leeuwarden (friesisch Liouwert) hat sich der alten Volkssprache zwar aufs wärmste angenommen, ohne jedoch derselben aufserhalb des Bauernstandes eine ernstliche Pflege sichern zu können, indem der Städter das Friesische mehr als „aardigheid“ betrachtet, das ihm also höchstens zur Kurzweil dient.

Für das friesische Landvolk fehlt es nicht an litterarischen Erzeugnissen in Prosa und Poesie. Ein Kalender, „De Bije Koer“ (Bienenkorb), enthält die bemerkenswertesten Ereignisse aus der friesischen Geschichte dem Kalendarium beigedruckt, der Anhang enthält humoristische, gemütvolle und patriotische Gaben für den biederen Bauersmann. Für Liebhabertheater giebt es zahlreiche Stücklein (toanielstikken) im Charakter des Schauspiels (toanielstik), des Lustspiels (blijspil) und der Posse (kluchtspil).

An Liederbüchern ist auch kein Mangel. Erwähnt sei das Werk von van Loon en de Boer: „It Lieteboek“ (Fryske sang in kraeftige, swietluwdige, oerâlde spraek). Als Merkwürdigkeit sei angeführt, dafs ein Loblied auf Friesland nach der deutschen Studentenmelodie: „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude“ gesungen wird.

Sonntäglich erscheint in Leeuwarden eine Zeitung: „Friesch Volksblad“, welche halb holländisch, halb friesisch gedruckt wird, und zwar ist der unterhaltende Teil in letzterem Idiom verfafst.

Die alten friesischen Volkstrachten sind dem modernen Kleiderschnitt zum Opfer gefallen. In Hindeloopen an der Zuiderzee gab es vor wenig Jahren noch eine einzige Familie, welche der alten Tracht treu geblieben war; jetzt müssen die Hindelooper zum friesischen Museum in Leeuwarden pilgern, um die Kleidung ihrer Grofseltern und auch die frühere Einrichtung der Zimmer kennen zu lernen. Ein Rest aus alten Zeiten ist noch der Kopfputz, die sogenannten „oorijzers“ (Ohreisen). Beiläufig sei hier bemerkt, dafs die Provinz Zeeland sich in der Anhänglichkeit an die Volkstracht vor allen anderen Landesteilen auszeichnet. Die abgeschlossenere

Lage der Eilande an den Scheldemündungen hat dabei günstig gewirkt.

Im Jahre 1876 warf der Vorstand der „Selskip for fryske tael en skriftenkennisse“ die Frage auf, ob man nicht eine feststehende Schreibweise annehmen sollte, um in die verschiedenen Schreibarten Einheit zu bringen. Es wurde eine Kommission gewählt zur Beantwortung der vorliegenden Fragen, bestehend aus den Herren van Loon, van Bloom, Dykstra, van der Veen, Colmjon. Die Frucht der Beratungen erschien am 22. Mai 1879 in Gestalt eines Büchleins von 51 Seiten im Verlage von N. A. Hingst zu Heerenveen (fries. Hearenfean), welches des Interessanten vieles enthält. In die Augen fallend sind die bedeutenden Unterschiede zwischen Holländisch und Friesisch, sowie die Ähnlichkeit mit dem Altenglischen. [Man spricht in Friesland auch wohl von der Volkssprache als „plat engelsch“. Fünf Wochentage lauten beispielsweise: Moandei, Tiisdei, Woansdei, Tongersdei, Freed; Sonnabend und Sonntag weichen von den Bezeichnungen der übrigen germanischen Sprachen ab: Snjeun und Snein.]

Auf 40 Blattseiten geben die Verfasser eine gedrängte, aber sehr umfassende Lautlehre. Das friesische Alphabet hat 27 Bestandteile: a, bie, sie, die, e, effe, gie, ha, i, ij, je (j), ka, el, im, in, o, pie, kû oder kjou, ar, esse, tie, û oder ou, fé, dûbeld-û oder -ou, exet, yet, seddet. Diphthonge und Triphthonge sind: ai, aei (= langes ai), au, ea, eau, ei, eu, ie, ieu, iu, oa, oai, oe, oei, oi, ou, ui. Als Beispiele von Vokalhäufungen seien erwähnt: oanklaeije (ankleiden), ik skreau (ich schreibe), lieuwen (Löwen), koai (Koje), moaije (schöne), boekstoaije (buchstabieren). Als Konsonantenhäufung die Wörter: spjeldtsje (kleine Nadel), spjeldsjen (mit Nadeln feststecken).

Die Bearbeiter sagen, dafs sie von dem Grundsatze ausgingen: Schreibe so, wie du sprichst. Bei dem Bestreben, das gesprochene Wort durch die Schrift so gut wie möglich wiederzugeben, ist zu berücksichtigen, dafs dieselben Buchstaben in den verschiedenen Sprachen anderen Wert haben, und so ist auch der Ansicht entgegenzutreten, dafs das Friesische nach holländischer Art zu schreiben wäre. Der Unterschied zwischen beiden Sprachen ist grofs, das Friesische besitzt besonders volle Laute, welche sich im Holländischen nicht finden, und die gewöhnlichen holländischen Buchstabenverbindungen würden für das Friesische nicht ausreichen. Man mufs also nach neuen Zusammensetzungen sich umsehen, um ein bequemes Lesen zu ermöglichen, und zwar sind die Buchstaben so zu gebrauchen, dafs sie dem Werte genau entsprechen, den sie im Friesischen haben.

Die friesischen Schriftsteller haben im Laufe der Zeiten jedoch für die Werte keine gleichmäfsige Auffassung bekundet. Der allgemeine Charakter des Friesischen aus ältester Zeit ist kurz und ein-

fach, von jedem fremden Einflufs frei. Aufser ai und ei hat man eigentlich keine Diphthonge und gar keine Triphthonge oder Doppelvokale. So steht grata für das neuere greate (grofse), an für oan (ein), sten für stien (Stein), god für goed (gut). Im 15. Jahrhundert bekam die Sprache ein anderes Aussehen. Gysbert Japiks Schriftweise weicht wohl von der heutigen noch bedeutend ab, doch schrieb er schon boeck statt des älteren bok, langh statt lang. Mit ihm begann die neuere friesische Litteratur.

In der Jurisprudentia Frisica von De Haan Hettèma und den Gesta Fresonum, welche Anfang des 16. Jahrhunderts von der „Frysk Genoatskip for skied- åldheid- en tealkinde" herausgegeben wurden, finden wir wieder eine abweichende Schreibart, so huus für das ältere hus, Christenheed für Kerstenede, fyaerde für fiarde, graet für grat (great), sprieck für spreke.

Mit dem 17. Jahrhundert kommen die Verbindungen oa, ou und uw auf und in der Folge wird die Sprache stets klangreicher. 1834 veröffentlichte Joast Halbertsma einen Aufsatz im Friesch Jierboeckjen, worin er die Schreibart, auf derjenigen Gysberts fufsend, weiter entwickelte.

Danach machte sich Harmen Sytstra als Sprachkundiger und Wegweiser für die Orthographie geltend. Er verehrte das älteste Friesisch, wie es der Hauptsache nach auch jetzt noch gesprochen wird, welches er aber in der herrschenden Schriftsprache nicht wiederfinden wollte. Er verwarf die Neuerungen Gysbert Japiks und Halbertsmas und kam zurück auf die Schreibart des 13. Jahrhunderts. Doch hierbei hatte er kein Glück, seine Sprache wurde nur schwerer verständlich, selbst für das Volk, das sie sprach, es konnte sie nur mit Mühe lesen.

Im Nachwort meinen die Verfasser, dafs wohl mancher seine eigene Meinung über das Gebotene haben werde, sie betonen dabei, dafs ihr Streben nur darauf hinausging, Einheit in die Sprache zu bringen. Durchaus so zu schreiben, wie man spricht, halten sie für so unmöglich, wie mit der Hand an den Himmel zu reichen. Sie wollten nicht weiter gehen, als zur Regelung des Bestehenden, ohne Einführung eigentlicher Neuerungen, als Hauptzweck die Erbreiterung des Vermittelungsweges zwischen alter und neuer Schreibart in richtiger Würdigung der geschichtlichen Entwickelung.

Herr Schwan spricht über die älteste Geschichte des Wortes Baron. Das aus gallischem Latein stammende, schon bei Cicero sich findende baro oder varo ist nach ihm dem Germanischen entlehnt, und zwar aus barn. Herr Zupitza meint dagegen, dafs baro nur aus einer schwachen germanischen Form zu erklären wäre, dafs dagegen der vom Vortragenden gegebenen Bedeutungsentwickelung nichts im Wege stände.

Herr Tanger spricht in einem ersten Vortrage über die Reform

des neusprachlichen Unterrichts vorzugsweise über die Überbürdungsfrage und sucht nachzuweisen, dafs die der Schule beizumessende Schuld an der faktisch vorhandenen Überbürdung eine sehr geringfügige sei und dafs vor allem der fremdsprachliche Unterricht nicht mehr als alle anderen Unterrichtsfächer die Schuld daran trägt. Herr Werner behielt sich eine eingehende Entgegnung darauf vor.

Sitzung am 10. Januar 1888.

Herr Förster spricht über den Don Carlos von Enciso. Der 1585 in Sevilla geborene Dichter hat verhältnismäfsig wenig Stücke geschrieben, von denen die beiden besten, Don Carlos und Die gröfste That Karls V., von A. Scheffer ins Deutsche übertragen worden sind. Dafs er der Erfinder der Mantel- und Degenstücke gewesen sei, ist unrichtig; sie sind Lope de Vega zuzuschreiben. Encisos Stücken mangelt oft der innere Zusammenhang, aber der Dichter ist grofs in der Charakteristik. Sein Don Carlos ist mit dem Schillerschen verglichen mehr historisch, ja fast als Geschichtsquelle brauchbar. Die Hauptperson ist Philipp II., der, vielleicht willentlich, am wenigsten getreu gezeichnet ist. Nach ihm tritt Don Carlos in den Vordergrund, ein genaues historisches Porträt. Dafs eine mit Kraft der Entschliefsung begabte Frau schwachen Männern gegenübergestellt wird, ist ein auch von Schiller beliebtes Motiv. Nach dem Stücke zu urteilen, ist der Ton am spanischen Hofe nicht so steif gewesen, wie wir es uns gewöhnlich vorstellen. Der Schlufs des Dramas, das ursprünglich einen weniger ernsten Ausgang hatte, stammt von einem Bearbeiter aus dem Jahre 1773. In dem zweiten Stücke ist besonders das Verhältnis Karls V. zu Don Juan d'Austria interessant. Die Übersetzung scheint nicht schlecht zu sein; doch stand dem Vortragenden der spanische Text nicht zu Gebote.

Herr Tanger wendet sich in einem zweiten Vortrage gegen die Reform des neusprachlichen Unterrichts. Sache der Schule sei nicht Ausbildung, sondern Vorbereitung; sie solle den Zögling vielseitig befähigen, sich nach der Schule Kenntnisse für seinen Beruf anzueignen. Ihr Zweck sei allgemeine Geistesbildung, und diese setze auch eine gewisse Fertigkeit im Gebrauche der fremden Sprachen voraus. Aber das Verständnis fremdsprachlicher Werke nach Form und Inhalt sei das Höhere, und wenn das Studium der Form schon an sich für die Ausbildung des Verstandes grofsen Wert habe, so sei auch nur durch die Kenntnis der Form zum Inhalt zu gelangen. Bedauern müsse man, dafs die Frage vor das grofse Publikum gebracht worden sei, das nur nach Utilitätsrücksichten urteile. In Fachkreisen dauere der Streit über die Methode fort; man sage, die alte Methode könne nichts leisten. Aber die Behörden hätten, obgleich sie dem Streite Beachtung schenkten, eine Entscheidung zu

gunsten der neuen Methode, die noch nirgends lange genug erprobt sei, nicht getroffen. Die Grammatik, deren Wert die Reformer zu gering anschlügen, werde um ihrer selbst willen nirgends mehr getrieben.

Ein zweiter Punkt, gegen den der Vortragende sich wenden zu müssen glaubt, ist die natürliche Spracherlernung. Dafür, daſs Sextaner ihr Hirn als unbeschriebene Tafel mitbrächten, sei Franke den Beweis schuldig geblieben. Wie man als Kind lerne, könne man überhaupt nur einmal lernen. Es sei nicht möglich und auch nicht wünschenswert, die für die Muttersprache geltenden Principien auf die Schule zu übertragen, in der sie nur in beschränktem Maſse anwendbar seien. In einem weiteren Vortrage verspricht der Redner Einzelheiten über die Behandlung der Aussprache, der Lektüre etc. bei einzelnen Reformern zu geben.

Herr Wätzoldt will mit einer ausführlicheren Entgegnung auf die Erörterungen über die Praxis, die für den dritten Vortrag in Aussicht gestellt sind, warten. Unter natürlicher Spracherlernung verstehe man, daſs man das Kind von vornherein mitten in die Sprache hineinführe. Das Lehrziel, das wohl nicht sehr verschieden gefaſst werde, sei die Einführung in den Geist eines groſsen Kulturvolkes. Bei der alten Methode werde die Lust zum Lesen fremder Schriftsteller nicht gewahrt. Nicht zu sprechen sei unnatürlich. Franke baue allerdings auf sehr offenem Grundirrtume auf. Die Behörde habe nicht die Aufgabe, die auf Perthes zurückzuführende neue Methode einzuführen, bevor sie genügend erprobt sei.

Herr Tanger freut sich, in der Hauptsache eine Übereinstimmung mit dem Vorredner feststellen zu können. Bierbaum aber wolle den Anfangsunterricht wie beim Kinde, so auch in der Schule. Ein vierzeiliges Stück führe übrigens in die volle Sprache nicht ein, es sei nur ein Aushängeschild, und es würden daran dieselben Übungen geknüpft wie bei der alten Methode. Auch werde die Begeisterung für den Inhalt des Stückes überschätzt.

Herr Bahlsen meint, daſs an dem Stücke Einzelheiten der Grammatik nicht klar gemacht werden dürften. Der Knabe lerne, ohne die Schwierigkeiten zu merken.

Herr Tanger erwidert darauf, daſs, wenn Schwierigkeiten nicht mitgeteilt würden, vokabelmäſsig eingeprägt werde, was man gerade der alten Methode immer zum Vorwurf mache.

Sitzung am 24. Januar 1888.

Herr Immanuel Schmidt hielt einen Vortrag: „Byron im Lichte unserer Zeit.“ Nachdem er darauf hingewiesen, daſs uns Miltons Leben genauer bekannt sei als das Lord Byrons, und daſs sich mit der Persönlichkeit des letzteren vielfache falsche Vorstellungen verknüpft haben, führte er einzelne Beispiele zum Beweise an.

Er gab darauf einen Überblick über das Leben des Dichters, worin er die auf seine Jugend geübten Einflüsse nachwies und festzustellen versuchte, was uns unbekannt oder dunkel geblieben sei. Byrons Satire English Bards and Scotch Reviewers wurde der gewöhnlichen Überschätzung gegenüber trotz des Witzes im einzelnen als unbedeutend bezeichnet, insofern es ihr an poetischer Einkleidung fehlt. Die anderen Werke fanden nur kurze Erwähnung bei der Schilderung der verschiedenen Lebensperioden des Dichters. Die nun folgende Charakteristik seines ganzen Wesens hob die vielfachen Widersprüche und Gegensätze desselben hervor. Bei Beantwortung der Frage, welcher Rang Byron in der englischen Litteratur anzuweisen sei, ging der Vortragende von den Worten Elzes aus: „Die englische Litteratur hat in den vier Hauptgattungen der Poesie vier unerreichte Genien hervorgebracht: Shakespeare in der dramatischen, Milton in der reflektierenden — soweit diese als eine eigene Gattung angesehen werden kann —, Scott in der epischen und Byron in der lyrischen — die Lyrik im weitesten Sinne als subjektive Poesie aufgefafst —." Ohne diesen Kanon gelten zu lassen, fand er ihn bequem, um eine Parallele Byrons sowohl mit Milton als mit Scott anzuknüpfen. Genauer ging der Vortrag auf Byrons Bilder und Schilderungen ein. Er schlofs mit den Worten: „Es liegt in Byron etwas Vulkanisches; er ist eine gewaltige Natur, die uns zur Bewunderung hinreifst. Wir können ihn den Mirabeau der Dichtung nennen, grofsartig durch seinen Schwung und seine Leidenschaft, aber nicht rein in seinen poetischen Motiven. Darum kann er nicht als Dichter höchsten Ranges gelten."

Herr Türck zieht eine Parallele zwischen Shakespeares Hamlet und Byrons Manfred. Der Vortragende versuchte es, mit einer Analyse des genialen Wesens zugleich eine Erklärung des Hamlet-Charakters und der Gestalt des Manfred zu geben. Bestimmend für das Wesen des Genies in seinem Denken, seinem Empfinden wie in seinem Wollen ist die Freiheit von der eigenen Person und damit von allem, was auf diese Person bestimmend einwirken kann. Diese Freiheit zeigt sich im Denken des genialen Wesens als Fähigkeit zur objektiven Beurteilung der eigenen Person wie der ganzen Umgebung, im Empfinden als Fähigkeit zur ästhetischen Auffassung, indem die Dinge losgelöst von allen Zweckbestimmungen sub specie æterni angeschaut werden, im Wollen endlich als Fähigkeit, mit höchster Konsequenz ein einziges Ziel zu verfolgen, ohne durch Nebenrücksichten abgelenkt zu werden. Das Denken des Genies also ist wahr, sein Empfinden ästhetisch, sein Wollen energisch. Nur der innerlich freie Mensch sieht die Dinge in ihrem richtigen Verhältnis, weil nicht von einem subjektiven Standpunkte aus, bei ihm wird sich daher Begriff und Ding decken, sein Denken wird wahr sein; nur der innerlich freie Mensch wird in seiner Empfindung die

Dinge rein für sich wirken lassen, für ihn tritt die Freiheit in die Erscheinung, sind die Dinge schön (Schiller: Schönheit ist Freiheit in der Erscheinung); nur der innerlich freie Mensch ist in seinem Wollen im letzten Grunde unbeeinflufst von allen Dingen und wird daher ein Ziel mit aller Energie verfolgen können, da nichts im stande ist, ihn davon abzulenken.

Wenden wir dies auf Hamlet an, so finden wir erstens unerbittliche Wahrheit gegen sich und andere und Verachtung alles blofsen Scheins: III, 1. Hamlet: ... I am myself indifferent honest etc.; III, 1. Hamlet: I have heard of your paintings etc.; I, 2. Hamlet: Seems, Madam! nay, it is etc. Zweitens finden wir eine ausgeprägte ästhetische Auffassung: II, 2. Hamlet: I heard thee speak me a speech etc. Drittens finden wir bei Hamlet eine eminente Energie des Willens, die nur durch den Zusammenbruch seiner idealen Weltanschauung, welcher infolge der nach dem Tode des Vaters gemachten Erfahrungen eingetreten ist, für eine Zeit lang an einer konsequenten Entfaltung gehindert ist, die sich aber in der ganzen Art des Auftretens, in der Ausdrucksweise wie auch in einzelnen Entladungen mit gröfster Evidenz nachweisen läfst: III, 4. Hamlet: How now! a rat? etc.; V, 2. Hamlet: 'Swounds! show me what thou'lt do etc. Hamlet und Fortinbras sind gleiche Naturen: daher Hamlets Sympathie mit Fortinbras IV, 5 Hamlet: ... Examples, gross as earth, exhort me etc., daher giebt Hamlet sterbend dem Fortinbras seine Stimme.

Die Gestalt des Manfred entspricht gleichfalls der Beschreibung des genialen Wesens. Es deuten darauf hin: die Selbsterkenntnis, die über den beschränkten gewöhnlichen Menschenverstand hinausreichende Erkenntnis der Dinge I, 1, die grofsartige ästhetische Auffassung II, 2, endlich das selbstmächtige Wollen, die Selbständigkeit und Eigenart des Strebens, die sich selbst erhält und sich selbst vernichtet: III, 4.

Da Herr Türck der Versammlung als Gast beiwohnte, so wurde eine Debatte über seinen Vortrag nicht eröffnet.

Sitzung am 14. Februar 1888.

Herr Schleich erzählt ein japanisches Märchen von einer Wasserschlange und einem Wurm. Diese Märchen sind uns jetzt dadurch leicht zugänglich, dafs sie in englischer Sprache von Kobunsha in Tokio einzeln herausgegeben und so ausgestattet werden, dafs sie als kleine Geschenke verwendbar sind.

Herr Zupitza giebt einen Zusatz zu § 272 oder 273 von I. Schmidts Grammatik der englischen Sprache. Unser auf das Subjekt bezügliches „selbst“ wird im Englischen bekanntlich im allgemeinen durch *myself* u. s. w. ausgedrückt. Der Vortragende findet

aber nirgends die Bemerkung, dafs diese Regel nicht gilt für solche Sätze, in denen von dem Prädikat unmittelbar oder mittelbar ein Hauptwort abhängt, vor welchem ein besitzanzeigendes Fürwort steht, das sich auf die handelnde Person bezieht. In diesem Falle wird nämlich das, was das Deutsche durch „selbst“ ausdrückt, im Englischen meistens durch ein zu dem Possessivpronomen tretendes *own* bezeichnet, was der Vortragende durch eine Anzahl von Stellen belegt, die sämtlich modernen Prosaikern entlehnt sind, zuerst durch solche, wo auch das Deutsche ein Possessivpronomen anwendet, dann solche, wo das Deutsche statt desselben den Dativ des persönlichen Fürwortes braucht, endlich zum Schlufs eine solche, wo das Deutsche sich ganz anders ausdrückt. 1. *Scott annotated* his own *poems so fully that it must appear presumptuous in any one to add to the elucidation of the text* Minto, Scott's Lay S. 119. — 2. *It was absurd to oppose her. She was her own mistress. She had shown herself competent to manage* her own *affairs* Anthony Trollope, Lady Anna (Tauchnitz) 2, 204. — 3. *Pray permit me to manage* my own *affairs* Braddon, Cut by the County 153. — 4. *Mrs. Shelfer, I shall feel obliged by your leaving me to manage* my own *affairs* Blackmore, Clara Vaughan (Asher) 1, 145. — 5. *"Yes, Grace, you can send for him now." — Grace went off to deliver* her own *message* Braddon, Cut 278. — 6. *My son, I think I can trust you to look after* your own *interests without assistance from me* Melville, Katerfelto (Tauchnitz) 223. — 7. *"It won't do her any harm"* [wenn nämlich Kate ihr altes Musselinkleid trägt], *Lady Margaret smiled: "but if you* [Lady Margarets zwei Töchter] *really care about it, you may wear* your own *old white muslins instead of your new frocks"* Erroll, An Ugly Duckling (Tauchnitz) 279. — 8. *I have not called him the hero of my story, because he has done nothing heroic — because he seems to stand in the way of* his own *success* Besant and Rice, Ready-Money Mortiboy (Chatto & Windus 1886) 240. — 9. *I have never objected to supplying my nieces with trousseaux; but really they must choose* their own *husbands, or accept the choice made for them by a fond mother* Norris, Graphic, Christmas Number 1887, S. 4a. — 10. *"Which is Mr. Robinson?" I asked, a little cruelly; for the contrast was striking, and I could have answered* my own *question without much difficulty* ebenda S. 4c. — 11. [Einem alten Manne ist ein Reisigbündel aufgegangen, Kate ist ihm behilflich; da redet sie eine Freundin an:] *"Now, Kate, why do you do that? Let the old fellow pick up* his own *sticks; it's not your place to do so"* Erroll a. a. O. 149. — 12. *He thought her a model of good sense and economy because she made* her own *gowns* Braddon, Ishmael (Tauchnitz) 2, 117. — 13. *"Who made your dress...?" — "I always make* my own *dresses"* Blackm. a. a. O. 1, 134. — 14. *Many thought that he had altogether cut* his own *throat* Trollope a. a. O. 2, 99. — 15. *He relit his fire, made* his own *tea, trifled over*

it for half-an-hour; then cleared away u. s. w. Murray, Rainbow Gold (Tauchnitz) 2, 161. — 16. *The lawyer would rather make your will for you gratis than let you make* your own (= es dir selbst) Anthony Trollope, John Caldigate (Tauchnitz) 3, 69. — 17. *You have as poor an opinion of the man as I have, or you would have set* your own *cap at him* Reade, Woman-Hater 1, 86. — Aus neueren Werken hat sich der Vortragende nur ein Beispiel eines dem Deutschen analogen Gebrauchs angemerkt: *The date which Allan had* himself *fixed for his return* Collins, Armadale (London 1881) S. 601, aufserdem wies er hin auf William Congreve (ed. Ewald), The Double-Dealer 4, 2 (S. 158) *Deuce take me, I believe you intend to marry your daughter* yourself! Eine Verbindung beider Ausdrucksweisen findet sich ebenda 3, 3 (S. 148) *She* herself *makes* her own *faces*.

Herr Wätzoldt spricht über Byrons und Goethes gegenseitige Beziehungen. Der Redner geht von Medwins Buch über Byron aus, zu dem Goethe einen Beitrag lieferte. Seit 1816, wo Goethe mit den English Bards and Scotch Reviewers von Byron bekannt wurde, wendete er dem Dichter eine lebhafte Aufmerksamkeit zu, die sich bis über seinen Tod ausdehnte und besonders im zweiten Teile des Faust Ausdruck gefunden hat. Andererseits sah Byron in Goethe die ehrwürdigste litterarische Gröfse Europas. So kam es zu der Widmung des Werner an Goethe und schliefslich zu einem einmaligen direkten Austausch schriftlicher Mitteilung, indem Goethe 1823 ein Gedicht an Byron sandte, das von diesem sofort erwidert wurde.

Im Anschlufs daran findet Herr Vatke die von Goethe bewunderte Motivierung des Totschlags im Cain innerlich hohl, was Herr Wätzoldt bestreitet. Nachdem Herr Förster zur Geschäftsordnung gesprochen, knüpft Herr Rödiger an eine Äufserung Goethes über Byrons Bilder an. Im Anfang mufs ein tertium comparationis vorhanden sein, dann mag die Einbildungskraft fortgerissen werden, doch dürfen die Worte mit dem Dichter nicht so durchgehen, dafs eine Vermischung der Bilder eintritt. Herr Vatke führt einen dahingehenden Ausspruch von Moritz Haupt an.

Herr Bourgeois fährt in dem neulich begonnenen Vortrage über Béranger fort. Er verweilt besonders bei der eigentümlichen Erziehung des Dichters.

Sitzung am 28. Februar 1888.

Herr Rödiger sprach über den Mythus vom Dichtermet, indem er dabei ausging von der in den Bragarædur erhaltenen Form desselben, weil sie, obgleich sie jünger ist als die in den Hávamál auftretenden, durch ihre Vollständigkeit allein eine Deutung des Mythus ermöglicht. Versucht haben eine solche u. a. Uhland, Simrock, Petersen, ohne aber zu befriedigenden Ergebnissen gelangt zu sein.

Ad. Kuhn und E. H. Meyer haben wenigstens in einzelnen Punkten das Richtige getroffen. Man hat bei Kvásir einzusetzen, dessen Blut den Hauptbestandteil des Metes bildet. Die Art seiner Entstehung und der Name des Gottes „Flüsterer“ führen auf leise rinnendes Wasser: er ist die Personifikation des herabrieselnden Regens, der im Wolkengewande umherzieht, als Wassergottheit mit besonderer Weisheit begabt. Die Zwerge, welche ihn töten, sind Winde, die die Regenwolke zerreifsen und ihren Inhalt in die Vertiefungen des Bodens sich ergiefsen lassen. Gillingr, der brausende Bergstrom, will das angesammelte Regenwasser mit sich fortführen, aber die Winde treiben ihn ins Meer, wo er ertrinken mufs, weil sein Gewässer sich in dem des Oceans verliert. Seine Gemahlin machen sie unschädlich, indem sie durch hineingewälzte Steine ihr Bett versperren. Der Sturmriese Suttungr reifst aber die minder mächtigen Winde ins Meer hinaus, saugt ihren Met auf und entführt ihn in die Gebirge. Jetzt nimmt der Windgott Odinn den Kampf mit ihm auf, um das der Natur unentbehrliche Nafs dem ihm feindlichen Riesen abzugewinnen. In einer Episode, welche nicht von Anfang an zum Mythus gehört, macht er neun Windriesen, die Knechte des verderblichen Wirbelwindes, unschädlich. Dann bohrt er sich, selbst Wirbelwind, in die engen Bergschluchten ein, verführt die Wächterin des Metes und bringt ihn glücklich zu den Asen. Der Mythus ist demnach ursprünglich ein rein physischer, der erst auf spekulativem Wege zum geistigen umgedeutet worden ist, nachdem sich Odinn selbst aus dem Windgott zum Repräsentanten alles geistigen Strebens und Könnens umgestaltet hatte. Die Heimat des Mythus ist die norwegische Küste, wie die in ihm sich abspiegelnde Natur ergiebt, dort hat er wohl auch seine Umwandelung erfahren. Nach Norwegen weisen auch die Anspielungen in den Hávamál.

Auf diese ging in der sich anschliefsenden Diskussion Herr Hoffory genauer ein.

Herr Wetzel erzählt im Anschlusse an Herrn Schleich ein anderes japanisches Märchen, und zwar von dem Manne, der die abgestorbenen Bäume wieder blühen liefs. Er findet, dafs eine Bereicherung unserer Märchenlitteratur von dieser Seite nicht zu erwarten sei und dafs die fremdartige Ausstattung in künstlerischer Beziehung zu wünschen übrig lasse.

Sitzung am 13. März 1888.

Im Anschlufs an die von Herrn Wetzel in der vorigen Sitzung gemachte Bemerkung, dafs in den bei Mayer & Müller käuflichen japanischen Märchen die Bilder schlecht ausgeführt seien, meint Herr Rödiger, dafs dieselben, wenn auch mit starken Strichen, Gemütsbewegungen gut wiedergeben.

Herr Tanger geht in seinem Schlußvortrage zur Reform des neusprachlichen Unterrichts auf Einzelfragen ein. Zunächst erklärt er sich dagegen, beim Anfangsunterricht sofort mit einem zusammenhängenden Lesestück zu beginnen, wenngleich auch er möglichst bald, d. h. etwa nach einjährigem Unterricht, dazu übergegangen wissen will. Fange man mit Lesestücken an, so stürme eine Überfülle sprachlicher Erscheinungen auf den Anfänger ein und verwirre ihn; der Inhalt als solcher wirke auf den Schüler nur in seiner deutschen Fassung, sei für den fremdsprachlichen Unterricht zunächst also nur Lockspeise. Wochenlange Beschäftigung mit demselben Stück behufs gründlicher Einübung führe notwendig zum Überdruß. Wenn gleichwohl die Reformer die größere Freudigkeit bei ihren Schülern rühmen, so sei das nur der Reflex der Stimmung des Lehrers, der Kampfesstimmung, der Begeisterung für die neue Idee. Begeisterung aber sei ihrem Wesen nach unbeständig, und ruhige Stetigkeit für den Unterricht ersprießlicher. Nur das bleibe übrigens haften und werde vollständig vom Schüler verstanden, was auch grammatisch erklärt werde; solche Erklärungen im Anschluß an die vielen bunt gemischten Erscheinungen in einem Lesestück laufen dem obersten Grundsatz aller Unterrichts- und Erziehungskunst zuwider: vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten. Wenn man meine, der Zusammenhang erleichtere das Behalten und unterstütze etwaige Erinnerungsversuche, so werde doch die Garantie vermißt, daß die von den Schülern dabei zu durchlaufenden Ideenreihen auch wirklich vollständig durchlaufen werden: zu oft nur werde dabei auf halbem Wege Halt gemacht, und das „Besinnen“ fördere Falsches zu Tage. Wenn Einzelsätze auch leichter vergessen werden, so schade das wenig; im Anfange sei die Aneignung der Formen die Hauptsache, der Inhalt durchaus Nebensache; aber keinesfalls werde mit den Sätzen zugleich das sprachliche Verständnis entschwinden, welches die Schüler daran erworben haben. Auf die Forderung vieler Reformer, der Schüler solle sich seine Grammatik selber abstrahieren und zusammenstellen, sei zu erwidern, daß das ohne entscheidende Beihilfe des Lehrers gar nicht möglich und denkbar, mit seiner Beihilfe eine bloße Farce sei. Bei der bisherigen Methode fühle sich der Schüler auf dem jeweilig eröffneten Gebiete ganz zu Hause, bei der neuen aber quäle ihn das Gefühl der Unsicherheit und Verwirrung. Die bunte Abwechselung im Inhalt der Einzelsätze widerstrebe dem neuerungssüchtigen jugendlichen Geiste durchaus nicht und biete den Vorteil reichlicherer Beispiele und häufigerer Übung derselben Gruppe sprachlicher Erscheinungen.

Ein zweiter Punkt sei das Verhältnis von Laut und Schrift. Für die Schule sei nun einmal das Lesen wichtiger als das Sprechen; die schriftlichen Leistungen verdienen den Vorrang vor den münd-

lichen, die in ihrem Rechte freilich auch nicht verkümmert werden sollen. Nicht vor, sondern mit und neben der Schrift solle der Laut geübt werden, allerdings auf das sorgfältigste und unermüdlichste. Die Schrift sei kein Notbehelf für mangelnden mündlichen Verkehr mehr, sie sei eine zweite Verkörperung der Sprache, wie das Hornemann sehr treffend ausgeführt habe: sie stände also nicht unter, sondern neben dem Laute.

Die Hauptankläger gegen die schlechte Schulaussprache seien Süd- und Mitteldeutsche. In Norddeutschland sei die Aussprache, wenn auch noch nicht tadellos, so doch viel besser als im Süden. Phonetik sei auf der Schule überflüssig, daher auszuschliefsen; mit ihr auch die Lautschrift; die phonetischen Eiferer übersehen oder leugnen die trotzdem dadurch eintretende Mehrbelastung und Verwirrung. Der Lehrer müsse fähig und willens sein, unausgesetzt als Vorbild zu wirken; er müsse unermüdlich im Vorsprechen und Verbessern sein, dann brauche man die für Schüler viel zu schwere Phonetik nicht in der Schule. Für den Lehrer jedoch sei sie jetzt ebenso unentbehrlich geworden wie die historische Grammatik. Der taktvolle Lehrer könne freilich nicht nur ohne Gefahr, sondern hier und da, d. h. im Notfalle, sehr wohl auch einzelne Lichtstrahlen von diesen beiden Leuchten in die Schulstube fallen lassen, nur verschone man uns mit jedem Versuch, Phonetik und historische Grammatik systematisch mit unserem Unterricht zu verquicken. Der Lehrstoff müsse vor dem Forum dieser beiden Wissenschaften bestehen können; in betreff der Methode haben sie uns nichts zu sagen.

Auch beim Lesen sei vom Leichten zum Schwereren überzugehen. Auf die nötigen Artikulationsübungen folge das fliefsende Lesen ganzer Sätze. Sinngemäfses Lesen gröfserer Abschnitte sei schon in der Muttersprache schwer; es müsse darauf hingearbeitet werden, könne in den Fremdsprachen aber erst auf den oberen Stufen mit einigem Erfolg geübt werden. Zum guten Lesen sei das Verständnis des Textes unerläfslich; daher empfehle es sich, erst zu übersetzen und dann zu lesen. Beim Lesen selbst bilde sofortige kurze Verbesserung von Lesefehlern allerdings eine Unterbrechung, doch lassen sich solche ohnehin nicht ganz vermeiden; und durch sofortige Richtigstellung verhindere man, dafs sich die Fehler in der Klasse festsetzen. Längere Erklärungen hätten sich natürlich erst nach beendetem Lesen anzuschliefsen. Mit der Zeit werden die Unterbrechungen seltener und es könne sehr wohl zu dem rechten Leseflufs gebracht werden.

In Bezug auf den Lesestoff würde Redner eine wesentliche Beschränkung der von den Behörden so sehr bevorzugten historischen Lektüre empfehlen. Die Darstellung in den neueren historischen Werken aller Kulturvölker sei eine im ganzen sehr gleichförmige und die strenge Objektivität gerade der besten Historiker komme

weniger dem Herzen und Gemüte der Schüler als dem Verstande zu gute, für den doch in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter wahrhaftig auch auf der Schule genug geschehe.

Die Sprechübungen sollten keine freien Konversationsübungen sein, sondern sich an die Lektüre anschliefsen; auch aus diesem Grunde sei zu wünschen, dafs Lesestoff aus dem alltäglichen nationalen Leben der fremden Völker einen Teil der historischen Lektüre verdrängen möchte, dann werden unsere Abiturienten auch im stande sein, sich in London oder Paris „um die nächste Strafsenecke zu fragen". Je weiter nach oben, desto erspriefslicher werden die Sprechübungen sein, denn da erfülle der Inhalt des Gelesenen den Schüler so weit, dafs er sich leichter darüber äufsern könne.

An die Stelle des bei den Reformern so viel gebrauchten, recht verschwommenen Ausdrucks „Sprachgefühl" möchte Redner lieber drei andere setzen: Spracherfahrung, Sprachnachahmung und Sprachgewöhnung; daraus lasse sich alles bei der Erlernung von Sprachen erklären und man könne auf die drei Dinge praktisch hinarbeiten, während das „Sprachgefühl" gar leicht zur leeren Phrase werde.

Auf die Frage, ob die angefochtenen Übersetzungen aus der Muttersprache und in dieselbe beizubehalten seien, geht Redner absichtlich nicht ein, da er an eine ernstliche Gefährdung dieser unentbehrlichen Übungen durch die Reformbestrebungen nicht glaubt. Auch sei an den bisher beliebten Arten von schriftlichen Übungen: Exercitium, Extemporale, Diktat festzuhalten; nur möge man stets auf durchaus genügende Vorbereitung aller Arbeiten bedacht sein; dann werden auch die ihnen nachgesagten Mängel grofsenteils verschwinden, die Vorteile aber bleiben.

Zum Schlufs spricht Redner die Ansicht aus, dafs ein Bedürfnis für eine Umgestaltung des Unterrichts, wie er zur Zeit von tüchtigen Lehrern erteilt werde, nicht vorliege.

Nach einer Erwiderung des Herrn Bahlsen, der es dem Redner zum Vorwurf macht, dafs er die Reformer lächerlich zu machen versucht habe, antwortete Herr Tanger, er sei keineswegs in den zum Teil wenig feinen Ton mancher Reformer verfallen, auch habe er die Stellen, die lächerlich geklungen haben, wörtlich aus gewissen Reformschriften citiert.

Sitzung am 10. April 1888.

Der Vorsitzende gedenkt mit warmen Worten des verstorbenen Herrn Pariselle, eines langjährigen Mitgliedes der Gesellschaft, zu dessen Ehren sich die Versammelten von den Sitzen erheben.

Die ganze Sitzung wird durch die Besprechung der Tangerschen Vorträge ausgefüllt. Zuerst ergreift Herr Wätzold das Wort, der es bedauert, dem letzten Vortrage nicht haben beiwohnen zu können.

Er findet die sogenannte neue Methode besonders im Anfange und in den oberen Klassen anwendbar, während es in den mittleren auf die Einprägung der Grammatik ankomme, die aus der Lektüre des Semesters nicht zu gewinnen sei. Oben könne man anders verfahren. Zusammenhängende Stücke, besonders von Ausländern für solche Zwecke geschriebene, böten für den Anfang den Hauptvorzug, dafs der Schüler ihnen Interesse entgegenbringe. Auch könne man an denselben die Aussprache besser einüben. Das Bleibende dieser Methode sehe er darin, dafs die Lektüre und deren Inhalt in den Vordergrund gerückt werde. Nur an sie dürften Sprechübungen angeschlossen werden. In den oberen Klassen empfehle es sich, einzelnen Schülern gröfsere Abschnitte zur Präparation zuzuweisen, da sie sich, wenn der Zufall des Gefragtwerdens wegfiele, Gutes zu leisten bemühten. Das von den Behörden geforderte Übersetzen in die fremde Sprache müsse zurücktreten. Fliefsendes Lesen und schnelles Erfassen des Inhalts sei die Hauptsache, woneben einzelne Mifsverständnisse weniger in Betracht kämen. Setze man den Schüler in den Stand, ein fremdsprachliches Buch mit Leichtigkeit zu lesen, so ermutige man ihn, weiter zu lernen.

Herr Tanger bedauert, dafs die Ansichten des Herrn Vorredners weiter von den seinigen abweichen, als er dachte. Gerade für den Anfang sei die neue Methode nicht geeignet. Das zusammenhängende Stück verliere auf dieser Stufe seinen Wert, sobald die ernste Arbeit beginne. Auch sei die Aussprache dabei zu schwer. Auch er wolle die Lektüre in den Vordergrund gerückt, aber nicht zum Ausgangspunkte gemacht wissen. Sie solle den Schwerpunkt bilden, sobald man wirkliche Lektüre treiben könne. Das Übersetzen in die fremden Sprachen trete schon jetzt zurück, da die Lektüre einen breiten Raum einnehme und in den Grammatikstunden zur Hälfte aus denselben übersetzt werde. Im übrigen gingen gute Extemporalien und sonstige gute Leistungen Hand in Hand.

Herr Wätzold erwidert, dafs man beim Ausgehen vom Laute erst oben zum Lesen komme, während, wenn man von Anfang an ganze Sätze gebe, die sonst endlose Schwierigkeiten bereitende Bindung leicht eingeprägt werde.

Herr Müller meint nach eigenen Erfahrungen im Auslande annehmen zu müssen, dafs ein musikalischer Mensch ein praktisch guter Phonetiker sei, und dafs es ein angeborenes Talent sei, Sprachlaute zu erfassen und richtig wiederzugeben. Auch er erklärt sich gegen zu viel historische Lektüre.

Herr Bahlsen ist der Ansicht, dafs jeder Schüler unter dem Wortbilde leide. Die Grundlage in der Aussprache sei aber wichtiger als das richtige Schreiben. Ihm sei es lieber, wenn der Schüler *sait* = *sé* schreibe, als wenn er es falsch ausspreche. Die Übungen in der Aussprache wirkten auch auf das Deutsche günstig. Als Farce

dürfe man Stücke aus Lafontaine u. s. w., wie sie z. B. bei Ulbrich bald gegeben würden, nicht bezeichnen.

Herr Tanger verwahrt sich gegen mehrere Mifsverständnisse des Herrn Vorredners. Er habe nicht die Stücke als Farce bezeichnet, wohl aber sei es eine solche, wenn man behaupte, diese Schüler trieben Lektüre. Auch habe er nicht gesagt, es sei besser, das Buch gleich aufschlagen zu lassen, sondern dafs es wenig ausmache, ob man den Stoff erst mündlich einübe oder gleich das Schriftbild vorführe. Wenn der Schüler richtig *sait* gelernt habe und es dann lese, werde der Eindruck schwankend und der Fehler trete doch wieder auf.

Herr I. Schmidt fafst den Eindruck der Besprechung dahin zusammen, dafs die neue Methode, die er erst durch Herrn Tangers Vorträge will kennen gelernt haben, sehr alt und z. B. schon von Robertson angewendet sei, worauf Herr Tanger erwidert, dafs er den Namen nur der Kürze halber gewählt habe.

Herr Lamprecht meint, dafs der Begriff des Faden dem Schüler doch nicht fehle, wie man bei Plötz leicht merken könne. Schon nach einem halben Jahre sei es möglich, mit der Lektüre zu beginnen, falls man mit den Verben auf *er* den Anfang mache. Er halte es für richtiger, Fehler gegen die Aussprache nicht sogleich zu verbessern, sondern sie von den Schülern verbessern zu lassen. Historiker seien nur im Wintersemester zu lesen. Neben den an die Lektüre anzuknüpfenden Sprechübungen lasse sich durch Erzählen des Lebens der Schriftsteller von seiten der Schüler ein freierer Gebrauch der fremden Sprache anbahnen. Auch möge man sich von den Schülern Entschuldigungen u. dgl. nur in der fremden Sprache sagen lassen.

Herr Tanger findet eine Verbesserung der Aussprachefehler durch die Schüler zu zeitraubend, da von ihnen gewöhnlich viel zu viel für falsch gehalten werde.

Herr Tobler begrüfst es mit Freuden, dafs so viele Lehrer eine Änderung der Methode wünschten, da sie merkten, dafs jetzt das Wissenswerte nicht erreicht werde, wie auch er bei Ermittelung der allgemeinen Bildung der Lehramtskandidaten oft erfahre. Wäre nichts Besseres zu erreichen, so möchte man für fakultative Betreibung des Französischen stimmen. Anzuerkennen sei, dafs man Wege zu besseren Resultaten suche. Diese könne man schwerlich durch ein Buch erreichen, sondern durch gröfsere Befähigung der Lehrer. Dafs die Verfechter der neuen Methode ein grofses Gewicht auf das Sprechen legten, billige er, während Herr Tanger zu bereit sei, auf Erfolge darin zu verzichten. Der Lehrer, der selber sprechen könne, werde sicher etwas erreichen. Hier könne man dem Schüler etwas zeigen, was er gebrauchen kann, wodurch bei ihm eine gröfsere Freude geweckt werde. Das gehe auch ohne elementare Lesestücke, z. B. nach B. Schmitz' Anleitung zu den ersten Sprechübungen, die sich an die den Schüler umgebenden Dinge anschliefsen. Bei Ver-

wendung der Lektüre zu Sprechübungen handle es sich meist einseitig um die Vergangenheit und die dritte Person. Man könne diese Übungen auch an ein Vocabulaire anschliefsen und Definitionen und Beschreibungen geben lassen. Das Sprechen sei von gröfstem pädagogischen Werte und von besonderer Wichtigkeit für die Entwickelung der Beweglichkeit des Geistes. Für das Lateinische, das man nicht mehr sprechen lerne, müsse das Französische eintreten, an dem mehr als die dem Lateinischen oder auch Deutschen zuzuweisende formale Bildung zu lernen sei. Dafs mit dem Sprechen ein praktischer Nutzen sich verbinde, komme erst in zweiter Linie in betracht. Im übrigen gebe es eine Reihe von Wegen, und es bleibe die Hauptsache, dafs der Lehrer Befähigung besitze und sein Ziel klar vor Augen sehe.

Herr Herrig bezeichnet auch das Können des Lehrers als das Wichtigste.

Herr Giovanoli führt an, dafs er bei den Sprechübungen seit langen Jahren Anschauungstafeln angewendet habe.

Mit der Bemerkung des Herrn Herrig, dafs sich gegen den mündlichen Gebrauch nur die nicht Könnenden und Trägen erklärten, schliefst die Debatte.

Der Vorsitzende weist noch hin auf das Erscheinen der neuen Auflage des Index zu Diez.

Sitzung am 24. April 1888.

Herr Förster bespricht mehrere Lehrbücher des Spanischen. Das spanische Lesebuch von Ungaro de Monteiase ist für Erwachsene zu empfehlen. Bearbeitet ist es nach der sogenannten neueren Methode; die vorgeführten Stücke sind leicht, bieten eine Steigerung und sind mit Geschmack ausgewählt. Aus der ebenfalls zu empfehlenden Chrestomathie von Sauer und Röhrich teilt der Referent Proben der Redeweise Castelars mit. Auch auf das Wörterbuch von Tollhausen, von dessen deutsch-spanischem Teile jetzt die erste Lieferung vorliegt, wurde hingewiesen.

Herr Michaelis spricht über die Verhandlungen des Kongresses, der im September in London tagte, um das dreihundertjährige Bestehen der englischen Stenographie und zugleich das fünfzigjährige Jubiläum des Pitmanschen Systems zu feiern. Pitman, den man nicht nur als Stenographen, sondern auch als Phonetiker pries, hat letzteres bescheiden abgelehnt. Bei dieser Gelegenheit hat er eine eigentümliche Übersicht über die Entwickelung der Phonetik im Zusammenhange mit der Geschichte der englischen Litteratur gegeben, indem er zeigt, wie jedesmal in der Mitte des Jahrhunderts grofse Phonetiker auftreten, während um die Wende des Jahrhunderts ein Aufblühen der Litteratur stattfindet.

Herr Werner spricht über die Lektüre Byrons in der Schule. Dem Dichter werde die Stellung noch nicht eingeräumt, die ihm als erstem englischen Dichter zukomme. Dabei biete sein Leben vielfache Gelegenheit, den Schüler mit englischen Einrichtungen, Eigenheiten und Vorurteilen bekannt zu machen. Auch sei bei der Würdigung, die ihm von deutschen Dichtern zu teil geworden, auf die deutsche Litteratur hinzuweisen. Byrons Dramen seien zu unbedeutend oder für die Schule ungeeignet. Häufig gelesen würden nur der Prisoner und Mazeppa; dagegen berücksichtige man den Childe Harold zu wenig, aus dem, da das Ganze zu lang für ein Semester sei, eine Auswahl gegeben werden müsse, die besonders die auf das klassische Altertum bezüglichen Stellen zu beachten habe. In der Ausgabe von Krummacher, der den Zusammenhang für überflüssig erkläre, sei zu viel ausgeschieden. Mommsens Ausgabe sei sorgfältig, aber da jeder Fehler des Dichters mit Behagen aufgezählt werde, könne der Schüler zu einer rechten Freude nicht kommen. Die Ausgabe von Brockerhoff wurde als schlecht erklärt, dagegen die englische von Tozer empfohlen.

Herr Schmidt ist der Meinung, daſs der Childe Harold als Ganzes sich zur Schullektüre nicht eigne, da der Schüler wegen der Lockerheit der Komposition den Eindruck eines Kunstwerkes nicht gewinne.

Herr Herrig weist auf den Giaour als zur Schullektüre wegen der Verherrlichung Griechenlands sehr geeignet hin.

Herr Werner führt als Vorzug des Childe Harold an, daſs er schwer sei. Für poetische Erzählungen genüge auch Scott. Childe Harold aber sei lyrisch in epischer Form. Auch lerne man aus ihm die Entwickelung des Dichters kennen: in den ersten Gesängen spreche der Jüngling zu uns, in den letzten der Mann.

Herr Schmidt erwidert, Childe Harold sei kein Kunstwerk, sondern ein Tagebuch mit schönen Versen. Kritik dürfe und müsse geübt werden, und Mommsen habe bei seiner Ausgabe wohl auch an Studenten gedacht.

Herr Herrig ist auch der Ansicht, daſs die Gesichtspunkte, von denen aus eine Auswahl gemacht werden könne, nicht beschränkt werden dürften. Den gegen die Krummachersche Ausgabe von Herrn Werner ausgesprochenen Tadel glaubt derselbe zurückweisen zu müssen.

Herr Tanger hält es für einen Fehler, in der Schwierigkeit der Lektüre einen Vorzug zu sehen.

Herr Herrig meint, daſs man, um dem Schüler Schwieriges zu bieten, nicht gerade zu Childe Harold zu greifen nötig habe.

Gegen Benutzung des Childe Harold in der Schule spricht nach Herrn Schmidts Ansicht noch, daſs die Jugend zur Rhetorik neige.

Herr Hirsch hält es nicht für angemessen, an die Biographie

Byrons eine eingehende Erörterung allgemeiner englischer Verhältnisse zu knüpfen, welche der Primaner bei anderer Gelegenheit kennen lernen soll. Die Lebensgeschichte Byrons an sich ist aber pädagogisch nicht gerade fruchtbar; es wäre hier vornehmlich über den Weltschmerz und über die griechischen Freiheitskämpfe zu sprechen.

In einem Schlufsworte spricht sich Herr Werner dahin aus, dafs man für die Schullektüre schwierige, für die Privatlektüre leichte Schriftsteller wählen müsse.

Sitzung am 8. Mai 1888.

Herr Koch sprach über Chaucer im Verhältnis zu seinen Quellen. Nachdem der Vortragende die Bedeutung der Quellenforschung für die richtige Beurteilung eines Dichters hervorgehoben und kurz die Verdienste von Tyrwhitt, Warton, Sandras, Ebert, Kifsner, Herzberg und ten Brink in der Auffindung und Vergleichung der Originale zu Chaucers Poesien gewürdigt, wendet er sich zu einer übersichtlichen Zusammenstellung derjenigen Arbeiten auf diesem Gebiete, welche seit 1870 erschienen sind. Er berichtete kurz über P. Meyers Ausgabe von Deguilevilles Hymne (Chaucer Society, I Series, XXIV, 1871) als Vorlage zu Chaucers ABC und über die Originals and Analogues (Ch. S., II Series, 1872, 1875, 1878, 1886), welche teils die direkten Quellen des Dichters, teils andere Versionen derselben — letztere meist von W. Clouston gesammelt — enthalten. Im Anschlufs hieran werden die eingehenden Untersuchungen E. Kölbings über die Cäcilienlegende (Engl. Stud. I, 215 ff.) und H. Varnhagens über die Erzählung des Kaufmanns (Anglia VII anz. 155 ff.) und die des Verwalters (Engl. Stud. IX, 240 ff.) erwähnt. Zu den Publikationen der Ch. S. gehören dann ferner Skeats Ausgabe des Astrolabiums (1872) nebst dem als Anhang mitgeteilten lat. Text Messahalahs, den Chaucer benutzte; Rossettis Vergleich der im Troylus verwandten Abschnitte aus Boccaccios Filostrato (I, 1875; II, 1883); Sundbys Ausgabe des Albertano da Brescia, das Original zum Meliböus (1873) und Rev. Woollcombes Nachweis der Benutzung des Traktats des Hieronymus adv. Jovinianum im Prolog des Weibes von Buch (Essays on Chaucer, Part III). In den späteren Heften der Essays etc. erschienen dann Übertragungen ursprünglich deutsch veröffentlichter Abhandlungen; so des Vortragenden „Ein Beitrag zur Kritik Chaucers“ (Engl. Stud. I) unter dem Titel „On an Original Version of the Knight's Tale“ (Part IV), und W. Eilers' Dissertation: Die Erzählung des Pfarrers und die Somme de Vices et de Vertus des Frère Lorens (Erlangen 1882; s. ebd. Part V). Endlich werden A. Rambeaus Aufsatz über das Hous of Fume im Verhältnis zur Divina commedia (Engl. Stud. III), M. Langes Dissertation über

das Boke of the Duchesse (Halle 1883) und M. Bechs Untersuchungen über die Legend of Good Women (Anglia V) kurz besprochen. — Auf Grund der Ergebnisse dieser Schriften etc. entwirft der Vortragende dann ein Bild, wie Chaucer seine Quellen zu behandeln pflegte: er folgte ihnen getreu in den Hauptzügen, häufig schliefst er sich ihnen in fast wörtlicher Übersetzung an; doch läfst er fort, was seinem Geschmack nicht zusagt, schaltet gern Gespräche und Erläuterungen ein und sucht vor allem seine Personen treffend zu charakterisieren, seiner Darstellung dramatisches Leben zu geben. Zum Schlufs weist der Vortragende auf einige Stellen im Boke of the Duchesse hin, welche für die Unechtheit des überlieferten Fragments des Romans von der Rose sprechen, und begründet seine früher ausgesprochene Ansicht, dafs Chaucer Boccaccios Dekameron nicht gekannt und noch weniger benutzt habe. Viel wahrscheinlicher sei es, dafs Chaucer im Prolog der C. T. der Eingang von Piers Plowman vorgeschwebt habe, worin sich mehrere Anklänge finden.

Herr Hahn sprach über den Dialekt von Robert Burns. — Im Sommer 1786 erschien zu Kilmarnock im westlichen Schottland die erste Ausgabe seiner Gedichte. In dem seitdem verflossenen Jahrhundert sind zahllose Ausgaben veröffentlicht worden. Die von Mr. James McKie in Kilmarnock herausgegebene — in Deutschland nur wenig bekannte — Burns-Bibliography führt die Burns-Litteratur von 1786—1879 fast vollständig auf. Das erste Hundert war schon im Jahre 1815 vollendet, das zweite 1832, das dritte 1855, das vierte 1870, das fünfte war 1879 bereits über das erste Drittel vorgerückt und dürfte seitdem überschritten sein. Die vollständigste Sammlung der Burns-Litteratur ist wohl die in dem Burns-Museum zu Kilmarnock enthaltene, welche von dem genannten Herrn herrührt. In allen Ländern englischer Zunge bestehen zahlreiche Burns-Klubs, welche unter dem Namen Burns Federation zu einem Kartellverbande vereinigt sind. In das Französische ist Burns mehrfach übertragen, z. B. durch Léon de Wailly, zweimal ins Schwedische, oft ins Deutsche, wo wir eine Reihe recht gelungener Einzelübersetzungen von Freiligrath u. a. und zahlreiche mehr oder weniger vollständige Gesamtübersetzungen besitzen, so von Baisch, Bartsch, Gerhard, Heinze, Kaufmann, Laun, Pertz, v. Winterfeld u. a. Auch plattdeutsche Übersetzungen einzelner Gedichte sind vorhanden, z. B. von Klaus Groth; eine solche von Kommerzienrat Bader in Borghorst soll demnächst erscheinen. Eine gute Übersetzung ins Schweizer-Deutsche ist die von Corrodi. Trotz solch grofser Verbreitung ist ein allgemeineres Verständnis doch nur für die in englischer Sprache verfafsten oder doch nur mit wenigen mundartlichen Ausdrücken gemischten Gedichte vorhanden. Wortschatz und Grammatik bilden demnach die Hauptschwierigkeit. Der schottische Dialekt, welcher sich von dem nordenglischen nicht erheblich unterscheidet, zerfällt nach der Eintei-

lung James A. H. Murrays, des bekannten englischen Lexikographen, in drei Gruppen: die der südlichen Grafschaften, welche sich als ein Streifen von mäfsiger Breite längs der englischen Grenze hinzieht; die der Ausdehnung nach gröfste, welche — Glasgow und Edinburgh einschliefsend — von Südwest nach Nordost sich erstreckt, und die nordöstliche, nördlich von Dundee, also Aberdeen, Banff, Caithness u. s. w. enthaltend. Die erstgenannte Gruppe ist von dem eben genannten Gelehrten in der trefflichen Darstellung „The dialect of the Southern Counties of Scotland" zur Darstellung gebracht, eine Grammatik der Untermundart der nordöstlichen Gruppe wurde von dem Rev. Dr. Walter Gregor in Pitsligo erwartet, welcher u. a. ein Glossar über die Mundart von Banffshire verfafst hat. Der mittlere Zweig des Schottischen ist grammatisch noch nicht behandelt worden.

Am 24. März 1863, also vor einem Vierteljahrhundert, sprach Lord Neaves in der Society of Antiquaries of Scotland sein Bedauern darüber aus, dafs noch kein Schotte sich der Aufgabe unterzogen habe, das Schottische grammatisch zu bearbeiten, und gedachte dabei der Arbeit des Schweden Zacharias Collin (1862), welche einen erfreulichen Anfang in dieser Beziehung bildete. Der Forscher ist auch heute noch — wenn man von Murrays Arbeit absieht — auf die allerdings zahlreichen Glossarien und Anmerkungen zu den Ausgaben schottischer Autoren alter und neuer Zeit angewiesen, auf einige Einzelarbeiten, sowie auf die schottischen Wörterbücher, von denen die kleineren, in Deutschland erschienenen von Motherley und Hierthes nur bescheidenen Ansprüchen genügen, während das auch in seiner neuesten Auflage noch auf einem veralteten Standpunkte verharrende grofse Wörterbuch von Jamieson doch eine reiche Fundgrube für Forschungen auf dem Gebiete des Schottischen ist.

Die Beantwortung der Frage nach dem von Robert Burns in seinen Gedichten verwendeten Dialektes mufste der Vortragende der vorgerückten Zeit wegen vertagen, nachdem er kurz darauf hingewiesen, dafs der Dichter bei Ayr, also in der mittleren Gruppe des Schottischen, geboren und aufgewachsen sei, also diese Untermundart gesprochen habe. Der Mangel einer Lautschrift und die Verwendung englischer Orthographie, wo der Laut bedeutend abweiche, mache die Erkennung des Dialektes oft recht schwierig. An einer bekannten Stelle aus Burns wies der Vortragende nach, dafs man der Behauptung Murrays, „Scots wha hae wi' Wallace bled" sei „fancy Scotch", wohl zustimmen könne.

Im Anschlusse daran las Herr Tobler aus der Corrodischen Übersetzung in Schweizerdeutsch ein Gedicht vor.

Herr Bourgeois fährt in seinem Vortrage über Béranger fort, indem er das Leben des Dichters bis zu dem Zeitpunkte erzählt, wo seine ersten Chansons gedichtet wurden.

Jahresberichte
der
Dresdner Gesellschaft für neuere Philologie.
1886/88.

Die bereits im Januar 1878 von Professor Dr. Scheffler ins Leben gerufene Gesellschaft für neuere Philologie zu Dresden besteht zur Zeit aus 25 ordentlichen und 6 auswärtigen Mitgliedern. Der gegenwärtige Vorstand besteht aus: Professor Dr. Scheffler als Vorsitzendem; Dr. Thiergen, Stellvertreter; Oberlehrer Sahr, Schriftführer; Dr. Zschalig, Kassenwart. Ehrenmitglied ist Professor Dr. Kade.

In der Zeit von Oktober 1886 bis März 1888 wurden folgende gröſsere Vorträge gehalten, an die sich Besprechungen anschlossen:

Den 14. Januar 1887: Dr. Zschalig über *Altfranzösische Dichterinnen.*

Eine weit wichtigere Rolle als in Deutschland spielen und spielten in Frankreich die Frauen in der Litteratur, und zwar nicht zum mindesten als Dichterinnen. Zahlreich und von hoher Bedeutung sind auch die altfranzösischen Dichterinnen, unter denen zunächst Marie de France (zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts) zu nennen ist. Leider sind wir über die Einzelheiten und über die Zeit ihres Lebens — das höchst wahrscheinlich zum Teil in England verfloſs — sehr im unklaren. Weder zeitgenössische noch spätere Zeugnisse, noch Äuſserungen in ihren eigenen Schriften geben uns einen genauen Anhalt. — Marie de France wurde von ihren Zeitgenossen viel gelesen, viel bewundert und viel beneidet. Ihre 103 Fabeln „Ysopet“ erhielten sich in ihrer unverwüstlichen Frische noch bis zu den Zeiten des Lafontaine lebendig, der sie las und benutzte. Von groſser Anmut und Frische, also von bedeutendem dichterischen Werte, sind ihre Lais (= Sang), die Prof. W. Hertz, Stuttgart, übersetzte. Sie sind in paarweis gereimten Achtsilbnern gedichtet und bewegen sich stofflich in dem Kreise der Artussage. Klarheit der Gedanken, naiver Ton, rascher Fortschritt der Erzählung sind — wie

die vorgetragene Probe einer selbstverfaſsten Übersetzung des Lais del Chevrefoil zeigte — ihre Hauptvorzüge.

Christine de Pisan (1363—1403) verbrachte den gröſsten Teil ihres Lebens in Frankreich. Früh vermählt und bereits mit 25 Jahren verwitwet, ward sie durch die Not zur Schriftstellerin gemacht. Sie starb auch in bitterer Not, nachdem sie ihr sauer erworbenes Vermögen eingebüſst hatte. Sie schrieb sehr viel. Ihre 100 Balladen, unter denen sich 20 auf den Tod ihres Gatten beziehen, zeigen, daſs sie vielseitige dichterische Begabung mit treuem ernsten Sinn paarte. Vortreffliche Lebensgrundsätze enthält ihr didaktisches Gedicht: „Notables moraulz à son filz", welches, dem Zeitgeschmack entsprechend, reiche Reime enthält. — Nun müssen wir auf das 16. Jahrhundert übergehen, da die wissenschaftliche Forschung die Lebensgeschichte und Werke einer angeblichen Dichterin des 15. Jahrhunderts, Clotilde de Surville (1802 „entdeckt"), bald als moderne Fälschung erweisen konnte.

Im 16. Jahrhundert sind Marguerite de Navarre (1492 bis 1549), die neben dem berühmten Heptaméron auch Gedichte verfaſste, sowie die hochbegabte Schottenkönigin Mary Stuart (1542—87) vorübergehend zu erwähnen. Maria Stuart erhielt im Kloster St. Germain eine vortreffliche Erziehung und fühlte sich ganz als Französin. Rührend und ergreifend ist ihr Abschied von Frankreich, als sie nach Schottland abreiste. Dem bekannten Bérangerschen Liede liegt folgendes Gedicht der Maria Stuart zu Grunde:

Leb wohl, du herrlich Land der Franken,
O Heimaterde!
Vor allem werte!
Der ich der Kindheit Glück zu danken!
Leb wohl, du Land, du schöne Zeit;
Das Schiff, das unsre Lieb entzweit,
Trägt nur die eine Hälfte fort;
Mein ander Teil will dir ich schenken,
Will dir's vertraun, der Freundschaft Hort,
So wirst du auch des andern denken!

Die gröſste Dichterin des 16. Jahrhunderts ist Louise Labé (1525—65), „die schöne Seilerin". Sie stand in hohem Ansehen bei ihren Zeitgenossen; die namhaftesten Dichter und Gelehrten von Lyon verkehrten in ihrem Hause. Verleumdung und Gehässigkeit haben nicht vermocht, ihren reinen Charakter in Zweifel zu stellen. Ihr dichterisches Empfinden ist überaus frisch und leidenschaftlich und, wie folgendes Sonett bezeugt, unserer Zeit verwandt:

Solang des Auges Thränen nicht versagen,
Zu trauern um das Glück, das weit entrückt;
Solange noch, von Seufzern nicht erdrückt,
Die Stimme leis es mag den Lüften klagen;

Solang die Hand die Laute noch mag schlagen,
Damit dein Lob ich sing, von dir entzückt;
Solange noch die Seele, still beglückt,
Nach dir nur mag, dich zu ergreifen, fragen:

So lang bin ich zu sterben nicht gewillt.
Doch wenn der Thränenquell einst nicht mehr quillt,
Die Stimme bricht, die Hand mir kraftlos bliebe;

Und meine Seel in diesem Sterbehaus
Nicht fähig mehr, zu zeigen ihre Liebe:
Dann lösch der Tod des Lebens Fackel aus!

Gleichzeitig mit ihr lebte in Lyon die frühverstorbene Pernette du Guillet (1520—45), aus vornehmer Familie stammend. Zuletzt haben wir zu nennen Mme et Mlle Desroches, Mutter und Tochter, aus Poitiers. Etienne Pasquier (1529—1615), ein urteilsfähiger Zeitgenosse und eine wichtige Quelle für die Dichtung der damaligen Zeit, stellt sie sehr hoch. Beide lebten, durch innige Liebe verbunden, dem Studium und dem Verkehr mit bedeutenden Zeitgenossen. Die Pest raffte beide 1587 an demselben Tage dahin. Ist Louise Labé leidenschaftlich und glühend, so herrscht in den Werken dieser beiden Dichterinnen mehr eine ruhige Stimmung und eine milde Klarheit, die sich aber, wie in folgendem Sonett in Alexandrinern, zu hoher Schönheit und Wahrheit der Gedanken aufschwingt:

Ich glaube, dafs das Glück von uns abhängt allein,
Und dafs ein jeder Mann sein eignes Glück mag schmieden;
Der Thor, zu unbedacht, verscherzt es sich hienieden,
Der Weise geht mit ihm behutsam um und fein.

Vom Schauplatz dieser Welt der Menschen Thun und Sein
Vermag von diesem Satz klar den Beweis zu bieten,
Es ist der Menschheit so hier unterm Mond beschieden:
Sie trägt ihr Wohl und Weh, trägt ihre Lust und Pein.

Drum wer sich glücklich fühlt zur Zeit als Unvermählte,
Nicht wen'ger wird sie's sein, wenn später sie erwählte
Sich Hymens heilig Band; und wenn die Liebe glüht'

Im keuschen Ehebund mit holder Fackel Brande,
So ist sie glücklich noch dereinst im Witwenstande;
Weil alles Glück entspriefst dem eigenen Gemüt!

Das Gebiet aller dieser Dichterinnen ist freilich nur ein eng umgrenztes: die Kleinepik, Lyrik und Didaktik. Aber wir können gern gestehen, dafs sie hier, teils weil diese Gebiete dem weiblichen Gemüt nahe liegen, teils aus der Kraft eigener dichterischer Begabung viel Schönes und zu Herzen Gehendes geleistet haben.

Den 4. Februar 1887 sprach Dr. Thiergen über das *Englische Schulwesen.* Bezüglich des Inhaltes dieses Vortrages verweisen wir auf das Pädagogische Archiv, Centralorgan für Erziehung und Unter-

richt, herausgegeben von Direktor Dr. Krumme, Braunschweig, woselbst der Vortrag vollständig wiedergegeben ist (Heft 9, Oktober 1887).

Dr. Stern über die *Methode Lehmann.* Seit zwei Jahren wird am Vitzthumschen Gymnasium nach der Methode Lehmann Französisch gelehrt. Die Lehrbücher und die Methode von Plötz, Knebel-Probst u. a. — an denen eingehend Kritik geübt wird — erzielen zu wenig Sicherheit im Gebrauch der Sprache. Mündliche und schriftliche Übungen darin, also das eigentlich Belebende, werden erschwert. — Die Methode Lehmann umfaſst sechs Übungsstufen, wovon freilich Stufe 2—6 nicht zu benutzen ist. Der erste Teil enthält die Formenlehre und einiges aus der Syntax. Die Methode bezweckt, dem Schüler das Wortbild zugleich mit dem Sachbilde vorzuführen und dieses innig mit jenem zu verbinden. Sie beruht daher erstens auf der direkten Anschauung, d. h. es werden — und zwar gleich in kleinen Sätzen — zunächst alle französischen Bezeichnungen für die den Schüler umgebenden Gegenstände, die Teile des Körpers u. s. w. gelernt und in einem fortwährenden Frage- und Antwortspiel geübt. Zweitens gründet sich die Methode auf die Anschauung im Bilde, so daſs der Schüler die in der Fabel benannten Gegenstände sogleich auf dem Bilde sehen und zeigen muſs. Allmählich flieſsen in diese Unterrichtsweise die wichtigsten Regeln mit ein, wie der Vortragende an Beispielen zeigte. So wird die alte, tote Übersetzungsmethode beseitigt und der Schüler sogleich in das volle Leben der Sprache selbst geführt. Es fangen so die mündlichen und schriftlichen Stilübungen im Gebrauch der französischen Sprache sogleich auf der untersten Stufe an. Dieser Punkt ist, nach der Ansicht des Vortragenden, an dieser Methode weit wichtiger als die Zuhilfenahme der Anschauung. Eine frische fröhliche Mitarbeit aller Schüler ist dabei zu beobachten. In vier Jahren wird so das ganze Gebiet der Grammatik erledigt. Die Mängel der Methode bezw. des Buches von Lehmann sind folgende. Die Lautphysiologie ist gar nicht berücksichtigt. Das im Buche gebotene Französisch verstöſst hier und da grob gegen Korrektheit; die Grammatik tritt zu sehr zurück; die Aussprache- und grammatischen Regeln sind oft schwankend angegeben; die Fragen sind vielfach geistlos und stumpfsinnig; die Vokabeln stehen auf jeder Seite unten zusammen; das Wörterbuch der Akademie von 1878 ist nicht berücksichtigt, das Buch wimmelt von häſslichen Druckfehlern, ist teuer und die Bilder sind schlecht. Trotzdem überwiegen die Vorteile die Mängel, wie die seit zwei Jahren damit erzielten Erfolge deutlich beweisen. Dr. Stern besprach sodann noch die nach ähnlichen Grundsätzen abgefaſsten Lehrbücher von Ducotterd u. Mardner und von Huſs, die ebenfalls beide in mehrfacher Hinsicht zu empfehlen seien.

Die Erörterung über diesen Vortrag gestaltete sich sehr lebhaft und ging zum Teil auch sehr auf wichtige Einzelheiten ein. Es wurde besonders der Nutzen der Anschauung lebhaft mit Für und Wider erwogen, sodann hervorgehoben, daſs in der Methode Lehmann bei ungenügender Hervorhebung des Grammatischen, in Regeln und Übungsstücken zum Übersetzen ins Französische, sowie bei Vernachlässigung des alten vielverschrienen Vokabellernens zu wenig Gewähr für Sicherheit und Festigkeit im Grammatischen gegeben sei, daſs aber andererseits das Belebende, Frische, Anregende der neuen Behandlungsweise, die Betonung der Lektüre sowie des mündlichen und schriftlichen Gebrauches der französischen Sprache sich auch recht gut mit der alten Lehrweise, z. B. Plötz, verbinden lasse, dessen Übungsstücke immer noch die brauchbarsten seien. Dr. Mahrenholtz empfiehlt das Lehrbuch von Mangold und Coste.

Folgende Sätze, die Dr. Stern unter der Voraussetzung gründlicher und wissenschaftlicher Behandlung der Sprache in höheren Schulen an seine Darlegung der neuen Methode anschlieſst, wurden durch Abstimmung, meistens einstimmig, angenommen:

1) Ziel des französischen Unterrichts ist der freie mündliche und schriftliche Gebrauch der Sprache.

2) Um dieses Ziel zu erreichen, ist es notwendig, vom ersten Unterrichtsjahre ab mit Sprechübungen zu beginnen; diesen haben sich möglichst bald die ersten schriftlichen freien Arbeiten anzuschlieſsen.

3) Der Gegenstand der Übungen muſs den dem Schüler naheliegenden Begriffskreisen entnommen sein und ist, soweit möglich, durch direkte oder indirekte Anschauung zu vermitteln.

4) In der Gewinnung des Sprachschatzes ist eine genaue Stufenfolge, die vom Näheren zum Entfernteren, vom Konkreten zum Abstrakten führt, innezuhalten, wobei die beständige Wiederholung zur Befestigung der gewonnenen Kenntnisse wesentliches Erfordernis ist.

5) Die Erwerbung grammatischer Kenntnisse nach einem bestimmten Plane hat mit diesen Übungen Hand in Hand zu gehen.

6) Zur Vertiefung der grammatischen Kenntnisse empfiehlt sich die mündliche (bezw. schriftliche) Übersetzung zusammenhängender deutscher Stücke in die fremde Sprache.

7) Beim Unterricht in der Aussprache sind die Ergebnisse der Phonetik (Lautlehre) zu berücksichtigen.

8) Sichere Erfolge dieser Methode lassen sich nur an der Hand guter Lehrbücher erreichen, welche den gesamten grammatischen Stoff behandeln (z. B. Ducotterd u. Mardner).

Den 18. März 1887: Dr. Mahrenholtz über *Wycherley und sein Verhältnis zu Molière.* Leben Wycherleys. Wycherley, aus

altadeligem Geschlecht, wurde 1638 in Shropshire geboren und royal erzogen. Er verlebte seine Jugend zum Teil in Frankreich, wo er durch Julie de Rambouillet in die vornehmen preciösen Kreise eingeführt wurde. In Paris, wo er die Précieuses ridicules mit hat aufführen sehen, wurde er katholisch. 1660 kehrte er nach England zurück, wo er wieder protestantisch wird (Presbyterianer). Er studiert in Oxford Philosophie. Dann lebt er in London. Erst seit 1669 ist er litterarisch thätig. Er erfreute sich der Gunst des Königs, beteiligt sich 1672 an einem Gefecht in dem Kriege in Holland, verscherzt jedoch die königliche Gunst durch seine Heirat mit einer der Geliebten des Königs (um 1680). Nach dem Tode seiner Gemahlin († 1681) kommt er ins Schuldgefängnis. Aus seinen späteren kümmerlichen Verhältnissen erlöste ihn der Tod 1715; kurz zuvor ging er eine zweite Heirat ein. — Seine Dichtungen wurden, ehe sie erschienen, vielfach von Pope durchgesehen und korrigiert. Ältere Quellen: Geschichte der Universität Oxford von Anthony Wood 1729 (bietet nur wenig!); Briefwechsel Wycherleys mit Pope (in dessen Werken gedruckt, wichtig für die Zeit von 1704 bis 1715); Briefwechsel mit Dennys 1721; Spences Anekdoten sind von geringem Werte, sie beruhen auf Dennys; aus Spence schöpfte Pack. Ältere Charakteristik von Lord Landsdowne. Neuere: Leigh Hunt 1840, Ausgabe der dramatischen Werke von Wycherley, Congreve u. a. hat keinen Quellenwert; Macaulay, Januar 1841, in seinem Aufsatz über Leigh Hunts Ausgabe jener Dichter; Klette, Dissert., Münster 1883; Krause, Dissert., Halle 1883; Sandmann in Herrigs Archiv 1885.

Charakter Wycherleys. Macaulay war Whig und mufste als solcher der grimmigste Gegner des Dichters sein. Daher auch die mitleidlose Härte und Schärfe seines Urteils. Schlimmer könnte kein Feind über Wycherley aburteilen. Doch ist alles Thatsächliche, was Macaulay sagt, wahr und bleibt unumstöfslich bestehen. Macaulay nun schliefst aus den Komödien Wycherleys auf dessen persönlichen Charakter. Freilich ist nichts dem Inhalte seiner Dichtungen Ähnliches über Wycherleys Charakter wirklich verbürgt und überliefert: wir wissen nichts über sein Wesen als Mensch. Klette spricht Macaulay das Recht ab, aus den Komödien auf den persönlichen Charakter des Dichters zu schliefsen. Er vertritt die Anschauung, dafs Wycherley bis zu seiner Schuldhaft (1681) als ein Mann von noblen Gesinnungen und unanstöfsigem Charakter, später aber als alberner Geck aufgetreten sei. Doch kann er diese psychologisch wenig wahrscheinliche Umwandlung keineswegs erweisen. Macaulays Urteil bleibt vorläufig voll bestehen.

Werke Wycherleys. Spence giebt, ohne jede Gewähr, die Entstehungszeit der Werke des Dichters um zehn Jahre zu früh an. Der Irrtum ist durch ein Versehen des Schreibers entstanden.

Macaulay setzt daher mit Recht den Anfang seiner litterarischen Laufbahn in sein 30. Jahr. Seine Lustspiele sind: Love in a Wood, The Gentleman Dancing-Master, The Country Wife und The Plain Dealer. Das erste ist der École des maris oder École des femmes nachgeahmt. Nach Klette soll Wycherly sich Sedleys „The Mulberry Garden“ zum Vorbild genommen haben, ein Stück, welches mit Ausnahme von ein oder zwei dem Molière nachgeahmten Scenen Original sein soll. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach ist das ganze Stück von Sedley dem Molière nachgebildet. Plain Dealer: Misanthrope; Country Wife: École des femmes. Wie Wycherley nachahmt, hat Krause dargelegt. Sandmann, der das Country Wife behandelt, hat einfach die ähnlichen Stellen aus Molière und Wycherley zusammengestellt, womit freilich wenig gedient ist, denn es ist erst noch festzustellen, ob Wycherley den Molière direkt oder indirekt, und in diesem Falle, ob er eine Übersetzung Molières oder eine freie Bearbeitung desselben benutzt hat. Schon Voltaire hat übrigens auf die Beziehungen zwischen Molière und Wycherley hingewiesen. — Die nun folgende genauere Schilderung der Handlung und der Charaktere bei Wycherley zeigt, daſs er frei, verschlechternd, vergröbernd nachahmt. Die psychologisch feinen Züge und Gestalten von Molière werden ins Rohe, ins Gemeine, in den Schmutz gezogen. Der Plain Dealer, ein Schiffskapitän, ein grober Flegel, der alles in gleicher Weise mit Füſsen tritt — wie weit ist er von dem feinen Alceste des Molière entfernt! Die Zeichnung der Geliebten des Manly ist eine grobe Farbenkleckserei gegen Molière. Alle anderen Gestalten ebenso: sie sind abgefeimte Heuchler, Schurken gemeinster Art u. s. w. Natürlich finden sich auch eine Anzahl Ähnlichkeiten zwischen Molière und Wycherley. Der letztere zeigt aber auch ganz moderne Züge, z. B. den, daſs Manly seine Besuche zu einer Zeit machen will, wenn die Leute nicht zu Hause sind, um nur seine Karte abgeben zu brauchen. Noch gröber ist das Country-Wife. Hier hört jeder Vergleich zwischen Molières Charakteren und Pinchwife z. B. auf!

So unheimlich das Bild der Sitten ist, das Wycherleys Komödien entwerfen: es ist leider wahr. Die Verhältnisse waren damals, sowohl am Hofe, wie in den höheren Bürger- und den Adelskreisen, unglaublich schmutzig. Es war eben eine rohe, gänzlich verderbte und verkommene Zeit, der der Dichter den Spiegel vorhielt. Man kann daher dem Dichter keinen Vorwurf daraus machen, daſs er die Verhältnisse schilderte, wie er sie fand. Er wuſste, für wen er schrieb, und fand auch mit seinen Komödien den lebhaftesten Beifall der Höflinge. Daher ist der kulturgeschichtliche Wert seiner Werke entschieden bedeutend, und es verlohnt sich der Mühe, sich mit ihm zu beschäftigen.

Berichte und kleinere Besprechungen:

Den 7. Oktober 1886: Prof. Dr. Scheffler über die Bestrebungen um eine höhere Einheitsschule.

Den 5. November 1886: Dr. Peter Bericht über verschiedene Anzeigen aus der Zeitschrift für neufranzösische Spr. und Litt. von Dr. Körting und Dr. Behrens, VIII, Heft 2. Prof. Dr. Scheffler über die Bemühungen Wermanns, Werke der neuesten französischen Litteratur zum Lesen in den Schulen einzuführen (Herrigs Archiv).

Den 3. Dezember 1886: Dr. Thiergen über Hornemann: „Von der einheitlichen höheren Schule", und „Über den französischen Aufsatz in der Schule". Kandidat Mehner über Lord Byron, von Kirchbach, besprochen von Bleibtreu (Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes 1886, Nr. 41, 42). Dr. Börner über die Vorsilben ré- und re- im Französischen, nach Gerlach (Herrigs Archiv Bd. LXXVI). Oberlehrer Sahr Übersetzung einer Stelle aus Schillers Abfall der Niederlande, und Vergleich mit Regniers Übersetzung.

Den 14. Januar 1887: Dr. Mahrenholtz über die Schrift „Verhandlungen des Neuphilologentages zu Hannover, Pfingsten 1886".

Den 4. März 1887: Oberlehrer Hercher Bericht des Mr. Bigot über das City-College zu New-York (Revue bleue).

Den 6. Mai 1887: Kandidat Mehner über Dr. Pfalz: „Über den Einfluſs des Erlernens fremder Sprachen auf die Entwickelung der Muttersprache" (Mag. f. d. Litt. des In- u. Auslandes 1887, Nr. 4 f.).

Prof. Dr. Scheffler bespricht eine neue *Elementargrammatik der französischen Sprache* von Aymeric und de Beaux. Leipzig, Fock. Das Büchlein ist für die Schule zu empfehlen, es schält aus dem reichen Stoff geschickt alles das heraus, was für die Schule nützlich ist. Die Lehre von den Lauten und der Rechtschreibung ist vortrefflich. Zuerst sind diejenigen Laute behandelt, welche dem Französischen eigentümlich sind, darauf die übrigen und zwar im Vergleich mit den norddeutschen Sprachlauten. Bilder, welche die Sprachwerkzeuge darstellen, erleichtern das Verständnis der Lautregeln. Die Bezeichnung „stummes e" ist durch die bessere „flüchtiges e" ersetzt; statt durch oa ist der französische oi-Laut richtiger durch ua wiedergegeben. In betreff der französischen Betonung knüpfte Prof. Scheffler hieran einige Ausführungen, die, zusammen mit den in der gemeinsamen Besprechung auftretenden Gedanken, etwa folgendes ausführten: Auch in der französischen Rede ist Betonung in der leidenschaftslosen Rede, Betonung im Affekt und Betonung in rednerischem Vortrage zu unterscheiden. Nur damit die zu starke Betonung der Stammsilbe im

Französischen vermieden wird, haben wir das Recht, für die Schule die Regel aufzustellen, der Franzose betone stark die letzte deutlich hörbare Silbe jedes Wortes. Streng genommen betont er jede Silbe fast gleich stark — aber in der leichten Konversation zeigt sich bereits vielfach das Streben, die Endsilben zu verflüchtigen. Da alle mafsgebenden Fachmänner und Grammatiker dies aber noch nicht billigen, ist im Unterricht die alte Regel festzuhalten. Im ganzen Satze wird die letzte volltönende Silbe betont. — Im Affekt wird naturgemäfs, um den Inhalt stärker hervorzuheben, die Stammsilbe stärker betont: hier ergiebt das augenblickliche Bedürfnis für jeden einzelnen Fall die Betonung. — Bei dem rednerischen Vortrag tritt in der Betonungsweise darum eine Veränderung ein, weil der Vortragende bei der gewöhnlichen Betonung nicht überall verstanden werden würde: er mufs daher auch die am wenigsten tönenden Silben klar und kräftig aussprechen und zu diesem Zwecke das eigentlich nationale Gepräge in Satz- und Wortbetonung vielfach auflösen. Diese Betonung darf mithin nicht als die allgemein übliche gelernt und studiert werden. Diese Betrachtung hat für jede andere Sprache auch Geltung.

Oberlehrer Sahr über Dr. Paul Schumanns *französische Lautlehre für Mitteldeutsche,* insbesondere für Sachsen, ein Hilfsbuch für den Unterricht in der französischen Aussprache. Dresden 1884. 8°. 27 Seiten. Das Büchlein sucht durch Anknüpfung des Unterrichts in der französischen Aussprache an die sächsisch-thüringische Mundart eine bessere Aussprache des Französischen zu erstreben. Die sächsische Aussprache des Französischen ist meist die schlechteste in ganz Deutschland, erstens weil die sächsische Mundart, und daher vielfach das in Sachsen gesprochene Hochdeutsch, keine saubere, scharfe, reine Aussprache der Konsonanten und Vokale aufweist, und zweitens weil die in den Lehrbüchern üblichen Ausspracheregeln und ihre Anknüpfung an einen deutschen Laut für unsere Mundart nicht passen. Denn um mit Bewufstsein eine fremde Sprache richtig zu sprechen, mufs man kennen: 1) die Sprachwerkzeuge, ihren Zweck und ihre Bewegung; 2) die Art ihrer Anwendung in der Muttersprache; 3) die Art ihrer Anwendung in der fremden Sprache. Zu dieser dreifachen Kenntnis soll das Büchlein an der Hand der Mundart aus Dresden und Umgebung verhelfen. Hierbei weicht freilich des Verfassers Ansicht über unsere Mundart mehrfach von der landläufigen ab. Nachdem auf Seite 6—9 eine Beschreibung der Sprachwerkzeuge, die nach Ansicht des Berichterstatters hier und da für Schulzwecke zu weit geht, gegeben ist, folgt auf S. 9—18 der Hauptteil, die Besprechung der Konsonanten: Verschlufs-, Reibelaute, Liquida und Nasenlaute im An-, In- und Auslaut. Zuerst wird stets die Entstehung des betreffenden Lautes angegeben, dann der entsprechende sächsische und endlich der entsprechende franzö-

sische Laut beschrieben; passende Beispiele aus beiden Sprachen werden zusammengestellt. In der Beschreibung der Laute und ihrer Bildung folgt der Verfasser den Werken von Sievers und Vietor. Diese Ausführungen, zu denen Prof. Sievers in einer gedruckten Beilage hier und da Ergänzungen und Berichtigungen gegeben hat, enthalten viel Vortreffliches und für den Lehrer Brauchbares; so seien nur die durchaus praktischen und einfachen Mittel erwähnt, die der Verfasser anführt, um den Schülern das Wesen des französischen Stimmtons begreiflich und sie selbst in der Beurteilung desselben sicher zu machen. Viele einzelne Beobachtungen und Bemerkungen, sowie praktische Zusammenstellungen von sächsischen und französischen Wörtern wird der Lehrer ohne weiteres mit grofsem Nutzen in der Klasse verwenden können. Die Vokale sind mit Recht weniger eingehend behandelt S. 19—22; vor allem ist hier auf reine Aussprache, d. h. darauf zu achten, dafs die entsprechende Mundstellung scharf eingehalten wird. Besondere Sorgfalt ist den fünf verschiedenen e-Lauten im Französischen gewidmet. Auch hier sind die Beispiele gut gewählt. Zum Schlufs kommt noch eine Zusammenstellung langer, kurzer und schwankender Silben in häufig vorkommenden französischen Worten. Wenn man hier dem Verfasser nicht überall beistimmen kann, ist er dafür nicht verantwortlich, da dies, wie er angiebt, eine Zusammenstellung aus Plötz, Benecke u. a. ist, welch letzterem er vor anderen Büchern derart den Vorzug geben möchte. Der Verfasser will durch seine Schrift anregen und erreicht allerdings seinen Zweck vollkommen. Das Schriftchen ist wissenschaftlich tüchtig und vieles darin für die Schule brauchbar, wenn auch freilich weit mehr für den Lehrer als den Schüler, was Verfasser in der Besprechung auch als seine Absicht aussprach. Es ist daher warm zu empfehlen. Den Grundgedanken, von dem der Verfasser ausgeht, hat Prof. Sievers vortrefflich in den Worten ausgesprochen: „Aller Ausspracheunterricht mufs mit vollem Bewufstsein an die natürliche Mundart des Schülers anknüpfen.“ Neu ist dieser Gedanke nicht; es sei nur kurz erwähnt, dafs dieser Gedanke schon vor 40 bis 50 Jahren auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts viel von sich reden gemacht hat und dafs auch Prof. Hildebrand denselben in besonnener Weise vertritt.

Den 10. Juni 1887: Prof. Dr. Scheffler berichtet eingehend über den zweiten deutschen Neuphilologentag zu Frankfurt a. M. (Pfingsten 1887), dessen Verlauf ebenso günstig, wie seine Leitung vortrefflich war. Hieran schliefst sich die Mitteilung, dafs Dresden als Ort der nächsten Zusammenkunft — Herbst 1888 — gewählt sei. Den Ausschufs für das Jahr 1888 bilden die Professoren Dr. Wülker-Leipzig, Dr. Scheffler-Dresden, Dr. Sachs-Brandenburg.

Dr. Thiergen über die *Neuerungsvorschläge des Dr. Schöpke im französischen Unterricht* (Progr. der Stollberger Realschule).

Schöpke denkt sich den Aufbau des französischen Unterrichts folgendermaſsen:

1. Stufe: Lautlehre, aber nicht besonders zu lehren, sondern nur an der Hand der Formenlehre.
2. Stufe: Formenlehre ist zu beenden. Keine Lektüre.
3. Stufe: Lektüre beginnt und herrscht. An ihr und durch sie soll die Syntax gelernt werden.

Dr. Thiergen gab sein Urteil darüber so ab: Es ist unmöglich, im Französischen — noch viel mehr freilich im Englischen — die ganze Lautlehre an die Formenlehre anzuschlieſsen; nicht alle Laute kommen in den französischen Formen vor, die für den Anfangsunterricht nötig sind. Ein besonderer Unterricht in der Lautlehre ist unentbehrlich. Was Schöpke in der Formenlehre kürzen will, ist etwa der Stoff für zehn Stunden: bei einem vier- oder fünfjährigen Unterricht im Französischen eine Kleinigkeit, die gar nicht in Betracht kommt. Der Verfasser will die Syntax nur an der Lektüre lernen lassen; dadurch kommen die Schüler aber nicht zu einer genügenden Sicherheit in selbständiger Anwendung der Regeln. Statt der Lektüre schlägt Schöpke auf der ersten und zweiten Stufe zusammenhängende Beispielssätze vor. Diese müssen aber entweder erst vom Lehrer selbst gemacht werden, oder er schneidet ein französisches Stück zu dem Zwecke zu. Stets werden solche Sätze das Gepräge des Gemachten tragen, und nie die Lektüre, diese Oase im französischen Unterricht ersetzen.

In dem lebhaften Meinungsaustausch wurde sowohl der besondere Unterricht in der Syntax, wie deren Erlernen aus der Lektüre verfochten.

Den 16. September 1887: Prof. Dr. Scheffler berichtet über: *Chrestomathie française* von Joseph Schwob, herausgegeben von Th. Droz, Zürich 1885, 8°. Das Werk ist nicht zu umfangreich. Die Stücke sind modernen Schriftstellern entnommen. Es wechseln prosaische und dichterische Stücke, die inhaltlich verwandt sind, miteinander ab. Die Wahl ist sehr hübsch und geschmackvoll getroffen — auch stofflich glücklich. Für denselben Gegenstand sind oft zwei Schriftsteller ausgesucht und zwar so, daſs manche Verfasser dadurch von einer neuen Seite gezeigt werden. Das Büchlein ist warm zu empfehlen.

Derselbe über: *Folk-Lore* par Le Comte de Puymaigre. Der Verfasser ist kein Neuling in diesem Gebiete: er trat für das Volkslied zu einer Zeit ein, als die Teilnahme an solchen Studien noch sehr gering war. Daher glaubte er damals seine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Volkslied rechtfertigen zu müssen. Jetzt findet das Volkslied und Studium darüber allenthalben offene

Herzen. Das vorliegende Buch ist eine Sammlung früherer Aufsätze des Verfassers über den Gegenstand. Neu ist eine sehr wertvolle Einleitung mit bibliographischen Angaben über das Volkslied-Studium. Nur Norwegen, wo Moe und Asbjörnsen Volkslieder gesammelt haben, ist nicht erwähnt. — Ein Aufsatz handelt über die italienische Volksdichtung — einer über das Thal von Ossan, wo er nur mehr Varianten fand, nach langem Suchen; z. B. sehr lehrreiche Abweichungen von dem bekannten Liede über König Franz bei Pavia. Der Stoff wird hier mit anderen geschichtlichen Thatsachen vermischt. Dann sind die vlamändischen Lieder, dann die von Nizza behandelt. — Sehr schön sind deutsche, besonders lothringische Volkslieder auf die Treue, aber z. B. auch — was merkwürdig genug ist — auf Napoleon I., dessen Bedeutung ohne jeden Parteihafs anerkannt wird. — Auch die Sage von Blondel, deren geschichtliche Berechtigung Verfasser angreift, ist behandelt. — Der deutschen Genovevasage entspricht die Sage von dem Mädchen mit den abgehauenen Händen. In dem französischen Volkslied ist der Verräter schlauer: er läfst ihr die Hände abhauen. Mit den Stümpfen rettet sie das Kind aus dem Flusse, und mit neuen Händen versehen, zieht sie die Arme wieder aus dem Wasser. — Über Virgil den Zauberer und über die Karlssage wird ebenfalls gehandelt. — Bemerkenswert ist auch folgende Sitte im französischen Volke. Der Bursche klopft ans Fenster des Mädchens. Sie öffnet und jetzt findet, gewissermafsen als Prüfung des Wertes, zwischen beiden ein poetisches Wettgespräch mit Rätselfragen statt. Hat es den gewünschten Verlauf, so findet die Vereinigung statt. — Ähnliche Wettkämpfe kennt auch das italienische Volkslied. — Puymaigre bringt aufser diesen ungemein vielseitigen und lehrreichen Aufsätzen noch eine Menge von Lesarten für ein und dasselbe Lied aus verschiedenen Ländern.

Dr. Mahrenholtz und Oberlehrer Sahr schliefsen einige Bemerkungen an das Gehörte an.

Prof. Dr. Scheffler berichtet noch über *Marelle: Manuel de lecture, de style, et de composition.* Berlin 1886. Auch Marelle ist einer von denen, die früh für die französische Volksdichtung gekämpft haben. Er hat etwas ungemein Anregendes in seinem ganzen Wesen, ihm verdankt Prof. Scheffler die Anregung, auf diesem Gebiete zu arbeiten. In einer Einleitung läfst der Verfasser die verschiedenen Vertreter pädagogischer Richtungen auftreten und sich über die Art, wie die volkstümlichen französischen Sagen und überhaupt das Französische auf der Schule anregend behandelt werden kann, unterreden. Die Sammlung bietet eine Auswahl meist in Anschauung und Ton ganz volkstümlich gehaltener Stücke: Fabeln, Märchen, kleine Gedichte. Marelle hat selbst die Hey-Speckterschen Fabeln ins Französische übersetzt, einige Proben davon bietet sein Buch. Hin und wieder wird eine Leçon modèle gehalten, wobei

der Verfasser die Sprache so bezeichnet, wie sie gesprochen wird: die verschluckten Silben z. B. läfst er weg. Das Werk zerfällt in drei Teile: 1) den kindlichen: Fabeln, Märchen von Perrault u. s. w. 2) Auch Briefe sind hier herangezogen: kindliche und Familien-Briefe; Correspondance de société, c. commerciale. 3) Erzählungen und Gedichte. Was hier gegeben ist, ist vertiefter und entspricht einem reiferen und höheren Verständnis.

Dr. Schumann wirft die Frage nach der Zeitenfolge im Subj. auf und was dafür wohl mafsgebend sei. Im allgemeinen läfst sich deutlich eine Abneigung gegen das Pass. déf. und den Subj. imp. erkennen, in der Schweiz wie in Frankreich. Dr. Mahrenholtz, Dr. Thiergen, Prof. Scheffler und Oberlehrer Hercher teilen ihre Erfahrungen aus Schriftstellern und dem mündlichen Verkehr über diesen Punkt mit.

Dr. Mahrenholtz über *Kreitens Molière-Biographie*. Der Verfasser, aus Kirchart in Holland, ist der Litterarhistoriker des Ordens Jesu. Sein Werk geht in derselben Richtung wie die 1878 veröffentlichte Voltaire-Biographie: es sucht für katholische Kreise die übrigen Molière-Biographien zu verdrängen und zu ersetzen. Es ist dies wieder ein neues Glied in der grofsen Kette von Veröffentlichungen, die gegen die deutsche Wissenschaft gerichtet sind. Die Voltaire-Biographie 1878 war ein Pamphlet, das neue Werk ist mit grofser Vorsicht und Schlauheit abgefafst. Es beruht nicht auf den Originalquellen, sondern auf dem „Glaubwürdigsten", was bisher über Molière erforscht ist. Ein möglichst vollständiges Verzeichnis der Molière-Litteratur mit lobenden Bemerkungen wird gegeben; aber was hier mit einer Hand gespendet wird, wird anderswo wieder durch Tadel aufgehoben. So ist das Werk auch offenbar gegen Mahrenholtz gerichtet; es sind aber etwa 60 Druckseiten aus Mahrenholtz angeführt und als Text verwertet. Die Citate gehen gleich seitenlang fort. Auch Mangold ist benutzt. Lotheifsen ist nicht angeführt: er scheint ihn nicht für wissenschaftlich gelten zu lassen. Nach Kreiten ist Molière ein gläubiger Katholik. Ein Jesuitenfeind sei Molière am allerwenigsten gewesen. Alle Schuld an Molières Unglück wird den Jansenisten zugeschrieben. Affektierte Prüderie in sittlichen Dingen ist die geschickt vorgehaltene Maske des gewandt schreibenden Verfassers. — Wo die „Autoritäten" dem Verfasser nicht passen, macht er vom christlich-katholischen Standpunkte und dem der zehn Gebote seine Bemerkungen. — Da das Buch gewandt abgefafst und für seinen Umfang billig ist, ist eine grofse Verbreitung desselben vorauszusehen, und die deutsche Wissenschaft hat die Pflicht, sich gegen solche unter dem Gewande der Sachkenntnis arbeitende Feinde kräftig zu wehren.

Den 14. Oktober 1887: Dr. Zschalig über die *provençalische Poetik des Raimons Vidal:* „La dreita maniera de trobar" aus dem

13. Jahrhundert. Nach einer Rechtfertigung, warum er über diesen Gegenstand handelt, giebt der Verfasser einen Bericht über die Art, wie die Troubadours dichteten. Dabei will er weder vollständig in Bezug auf Umfang, noch erschöpfend in Bezug auf Tiefe, noch überall unumstöfslich und unanfechtbar in seinen Meinungen sein. Einige Dichtungsarten werden nur erwähnt. Er erteilt zuletzt den Rat, dafs jeder Dichter sich seiner heimatlichen Mundart bedienen soll. Der Hauptteil behandelt die Sprachgesetze: die Flexionslehre. Zu jeder Regel bietet er Beispiele aus den provençalischen Dichtern. Über das Wesen der heiteren Minnekunst äufsert er sich so:

1) Lied und Gesang sind der Ausdruck lebhafter Gemütsbewegungen und erheitern das Leben;
2) Jedermann liebt und übt sie.
3) Lieder zu ersinnen (trobar) ist aber eine Kunst. Nicht jeder, den die Menge lobt, ist ein guter Dichter, denn die Menge ist zum Teil zu kritiklos, zum Teil zu milde. Daher folgen die Dichterregeln: Mifstraue der Menge — Lerne deine Sprache zu beherrschen — Richte dich in allen Stücken nach dem Vorbilde guter Meister.

Den 5. November 1887: Dr. Thiergen über seinen *Aufenthalt in Genf und Südfrankreich, Sommer 1887.* Die Zeit war für Genf nicht günstig, denn die Theater, Schulen und Universität waren geschlossen. So blieb der Verkehr mit den früheren Studiengenossen und befreundeten Familien, sowie die Predigten und Plaidoyers, unter welch letzteren der Vortragende einige sehr schöne und bedeutende anhörte. Doch ist er von seinem Aufenthalt in Genf nicht befriedigt, da sich dort die Verhältnisse sehr zu ungunsten der Deutschen verändert haben. Genf ist ganz verwelscht. Die Deutschen und die, welche ihnen nicht unfreundlich gesinnt sind, ziehen sich zurück und hüten sich meist, ihr Deutschtum zur Schau zu tragen. Dieser Wandel zeigte sich besonders, wie Redner eingehend schilderte, bei dem grofsen eidgenössischen Schützenfest, das weit mehr den Eindruck eines französischen als eines schweizerischen Festes machte und wobei die Feindschaft gegen alles Deutsche klar und rücksichtslos zu Tage trat. Die Lobhudeleien, womit in den etwa 100 Reden, die Vortragender mit anhörte, die Franzosen überschüttet wurden, waren widerlich. Durch alle Klassen der Bevölkerung geht diese Verwelschung Genfs. — Gern wandte daher der Redner Genf den Rücken und ging über den grofsen St. Bernhard nach Italien. Traurig waren die Verwüstungen, die ein Wolkenbruch im Rhonethal angerichtet hatte. Der Aufstieg zum Bernhard, sowie die oben verlebte Zeit war herrlich. Von grofsem Interesse waren oben die zwei Leichenhäuser, in denen sich etwa 200 Leichen dort Verunglückter infolge der Kälte dauernd frisch erhalten haben und

einen grausenerregenden Anblick darbieten. Nun ging's über Aosta, Turin, Genua und von da an der Riviera di Ponente bis Marseille. Diese Fahrt an dem tiefblauen Thyrrhenischen Meere, den zauberisch schönen Landschaften mit üppigem Pflanzenwuchs und mit dem klaren, lachenden Himmel über dem Ganzen, sowie der Aufenthalt in Marseille war der Glanzpunkt der Reise. Der Redner entwarf lebendige Schilderungen von der von Erdbeben heimgesuchten Gegend: Mentone, Oneglia, Porto Maurizio, von Monte Carlo und Monaco, wo er einige Zeit in der Spielhölle verweilte, von Nizza, dem Golf Juan, Cannes, der Insel Ste. Marguerite, deren berühmtes Gefängnis er besuchte und wo er mit zwei Landsleuten zusammentraf, die sich in die Fremdenlegion hatten aufnehmen lassen — von Toulon und seinen grofsartigen Befestigungen, die ihm uneinnehmbar erschienen. In Toulon hatte die letzte Pest aufserordentlichen Schaden angerichtet und eine Menge Reicher hinweggerafft. — Marseille hat eine ähnlich befestigte Lage wie Toulon: Forts und drei kleine befestigte Inseln im Hafen. Auf einem Hügel mitten in der Stadt liegt Notre Dame de la Garde. Ein Bild echt morgenländischen Lebens entwickelte sich im Hafen, als ein Schiff aus dem Orient ankam. Marseille hat eine Altstadt: eng, schmutzig im höchsten Grade, armselig — und eine Neustadt: schön, geräumig, mit aufserordentlich breiten Strafsen und palastartigen Gebäuden. Redner schilderte weiter das Palais Longchamps. — Die Gesinnung in Marseille ist natürlich auch deutschfeindlich, wie besonders ein Bild bewies, das Redner dort kaufte und welches die Abtretung von Elsafs-Lothringen mit allem Hafs gegen die Deutschen darstellte. Die Sprache, d. h. Mundart der Provence ist für uns gar nicht zu verstehen. — Die volkswirtschaftlichen Verhältnisse dort sind aufserordentlich drückend durch hohe indirekte Steuern einerseits und die Verwüstungen der Weinberge durch die Reblaus andererseits. Redner gab über beides weitere Einzelheiten. — Das französische Militär macht noch genau denselben schlaffen Eindruck wie früher. — Zum Schlufs wirkte noch ein Abenteuer erheiternd, das leicht hätte verhängnisvoll werden können: Der Vortragende fiel noch auf der letzten französischen Station einem Geheimpolizisten in die Hände, der ihn jedoch nicht weiter behelligte.

Den 2. Dezember 1887: Baron v. Locella über *neuere italienische Lyrik.* Der Vortragende berührte in der Einleitung den Umstand, dafs merkwürdigerweise die Beschäftigung mit der italienischen Sprache und Litteratur in Deutschland zurückgeht, obwohl die Teilnahme für Land und Leute von Italien keineswegs abnimmt, denn alljährlich erscheint eine grofse Menge neuer Werke über Italien. Dante, Goldoni, Silvio Pellico, Manzoni, nur diese werden gelesen, und doch geniefst z. B. Manzoni eines nicht ganz verdienten Rufes,

während ebenso bedeutende oder bedeutendere Dichter als er unbekannt sind. Die Ursache davon ist, dafs im ganzen die Hilfsmittel zum Studium des Italienischen sehr mangelhaft sind. So sind T. C. Lions Grammatik und Sauers italienische Litteraturgeschichte ohne Wert. Besser ist die Grammatik von Baragiola, Lektor in Strafsburg. Auch in Sammelwerken und allgemeinen Litteraturgeschichten kommt Italien schlecht weg. Das 17. und 18. Jahrhundert sind beispielsweise keineswegs in dem Mafse Zeiten des Verfalls, als man gewöhnlich hört. Neue Keime setzen da an. Die Revolutionszeit und der Anfang unseres Jahrhunderts überhaupt sind freilich die Wiege der neueren italienischen Litteratur, die stark und glühend für Italiens Einheit und Freiheit eingetreten ist. Leopardi, Cantù u. a. sind begeisterte Prediger dieses Gedankens. Nach der Einigung Italiens nahm die Litteratur neue Wege, und neben der Novelle blühte nun die L y r i k besonders empor. Unter allen neueren Lyrikern ist G i o s u è C a r d u c c i der bedeutendste. Die gröfsere Dichtung Inno a Satana (1865) giebt kühn und unerschrocken sein Glaubensbekenntnis. Sie stellt den Sieg der Vernunft über das pfäffische und papistische Wesen dar und zeigt, dafs Carducci ein Anhänger des hellenischen Pantheismus ist. Die abermalige Veröffentlichung der scharfen Schrift zur Zeit des ökumenischen Konzils 1869, die ein Spafsvogel gewagt hatte, erregte ungeheures Aufsehen und zog dem Dichter, der sein Werk in einer Schrift verteidigt und auslegt, viele Feinde zu. Tiefe Sehnsucht nach der reinen Menschlichkeit bildet den Grundzug seines Denkens und Dichtens. Carducci stammt aus den Maremmen, wo er 1836 zu Val di Castello bei Pisa als Sohn eines Arztes geboren wurde. Seine Mutter konnte sehr gut Griechisch und Lateinisch. 1860 wurde Carducci Professor der italienischen Litteraturgeschichte zu Bologna, einen Ruf auf den Lehrstuhl für Dante zu Rom schlug er aus. An seiner Heimat hängt er mit inniger Liebe und weifs ihre eigenartigen Reize in den Maremmen-Idyllen meisterhaft darzustellen. Aber auch seine inneren Kämpfe spiegeln sich hier wieder. Carducci ist moderner Klassiker, das heifst, er sucht die antike Silbenmessung und die antiken Versmafse wieder in die italienische Dichtung einzuführen. Frühere Versuche derart seit dem 15. Jahrhundert von Alberti, Dati, Claudio Tolomeo, Annibale Caro, Chiabrera gewagt, waren gänzlich mifslungen, weil der Grundzug auch der italienischen Dichtung der rhythmische Wechsel betonter und unbetonter Silben ist — genau wie auch im Lateinischen, wo die griechische Silbenmessung, von Ennius eingeführt, vergebens versucht hatte, die accentuierende Poesie aus dem Volke zu verdrängen. Seit dem 12. Jahrhundert ging der Sinn für die Silbenmessung im Italienischen vollends verloren, da die lateinische Volkspoesie des Mittelalters durchaus accentuierend war. Auch Carduccis oft meisterhaft geformte Odi barbare, die antiken Formen

folgen, werden nie populär werden und sind sehr schwer wohlklingend zu lesen. Carducci ist aufser als Dichter noch als Litterarhistoriker, besonders als Dante-Kenner bedeutend. Seine Polemik wird gefürchtet, ein neues Werk von ihm ist ein litterarisches Ereignis. Durch zahlreiche Proben aus der vortrefflichen Übersetzung: „Ausgewählte Gedichte von Giosuè Carducci, von B. Jakobsen“, mit ausgezeichneter Einleitung von K. Hillebrand, Leipzig 1880, wurde des Dichters Art veranschaulicht.

Schon Carducci ist der modernen Schule des Verismus zuzurechnen, dessen andere hervorragende Vertreter von Julius Litten meisterhaft verdeutscht wurden in seinem Büchlein „Panzacchi, Stecchetti, d'Annunzio“ (Leipzig, Reifsner). Der Verismus schildert die Dinge, wie sie wirklich sind; gesunde Sinnlichkeit und Sentimentalität, soweit sie nicht zur Unnatur wird, begegnen sich darin. Stecchetti ist geradezu als Meister des heutigen litterarischen Geschmackes in Italien anzusehen. Stecchetti oder Olindo Guerini, wie sein wirklicher Name lautet, ist Bibliothekar in Bologna und hat sich auf höchst eigenartige Weise bekannt gemacht. Er veröffentlichte nämlich seine Gedichte unter der Aufschrift: Poesie posthumi, und gab in der Einleitung eine genaue Schilderung seines Lebens, Todes, Grabmals u. s. w. Alle Welt beklagte den Tod des bis dahin unbekannten, aber offenbar bedeutenden Dichters und feierte ihn; er wurde sofort ein berühmter Mann. Seine Auffassung weicht weit von der gewöhnlichen ab und ähnelt der Heines einigermafsen, ist aber durchaus gesund. Auch Stecchetti tritt scharf und geistreich für die Rechte des italienischen Volkes ein, für seine Bildung und gegen die Herrschaft der Geistlichen. Auch hier wurden zahlreiche Proben gegeben.

Dr. Zschalig über seine *Wanderungen auf dem Père Lachaise*. Um diesen berühmten Kirchhof aufzusuchen, geht man über den Bastillenplatz und durch die enge Rue de la Roquette. Je mehr man sich dem Kirchhof nähert, um so stiller wird es; Werkstätten für Grabdenkmäler und Friedhofschmuck deuten die Nähe des Kirchhofes an. Eine tiefe Scheu ergreift den Wanderer beim Anblick der unermefslichen Gräberstadt. Man steigt einen breiten Weg hinauf zur Höhe, die etwa in der Mitte des Ganzen liegt und von wo man das Ganze überschaut. Die Anlage ist ganz unregelmäfsig: Zwei Teile, ein alter und ein neuer, heben sich klar voneinander ab. Der neuere Teil ist, unserer Zeit entsprechend, regelmäfsig und mit breiten und geraden Gassen und Wegen angelegt — der alte zeigt krumme, mannigfach verschlungene Wege und weist noch deutlich auf seine frühere Bestimmung hin: er war einst der Garten, den Ludwig XIV. seinem gefürchteten Beichtvater Père Lachaise geschenkt hatte und der zu dessen Landhaus Montlouis gehörte. Erst im Anfange unseres Jahrhunderts wurde er in einen Kirchhof um-

gewandelt. Nun folgte eine stimmungsvolle Schilderung mehrfacher ausgedehnter Gänge durch den Père Lachaise, die den Vortragenden zu den Gräbern sehr vieler bedeutender Künstler, Dichter und sonst berühmter Persönlichkeiten führten.

Den 27. Januar 1888: Dr. Franz über *Prof. Dr. Körtings Neuphilologische Essays.* Das Werk enthält nicht, wie man nach dem Titel glauben könnte, Untersuchungen aus dem Sprach- oder Litteraturgebiete der neueren Sprachen, sondern Gedanken und Betrachtungen, Vorschläge und Pläne betreffend das Studium und den Betrieb der neueren Philologie auf Universität und Schule. In dieser Form bietet das Buch eine Fülle feiner geistvoller Beobachtungen und Äufserungen, Vorschläge zu Verbesserungen u. s. w., schweift aber hier und da zu weit von seinem Gegenstande ab, wird zu breit und ist nicht ganz frei von Widersprüchen. Der Verfasser führt aus, dafs Neuphilologie nur ein Name sei, und zwar für Unvereinbares — aber kein Begriff, es mufs getrennt werden, wissenschaftlich: romanische Philologie (Französisch u. s. w. nebst Latein), englische Philologie (Englisch und die nordischen Sprachen nebst Deutsch). Die Lautphysiologie in gröfserem Umfange in die Schule einzuführen, hält Verfasser für verfrüht. Das Wichtigste für das Studium der neueren Sprachen bleibt für den Verfasser nach wie vor die wissenschaftliche Seite des Studiums. — Auf den Universitäten verlangt er die Errichtung eines zweiten Lehrstuhls für romanische Philologie, einer Professur für Volks- und Spätlatein und die völlige Trennung des Englischen vom Französischen. Anglisten müssen mehr Nordisch treiben. — Für Realgymnasial-Abiturienten müssen griechische Kurse eingerichtet werden. Die Staatsprüfung mufs in eine fachwissenschaftliche und spätere praktische zerlegt werden; die Anforderung einer allgemeinen Bildung fürs Examen soll fallen, die Prüfung in der Pädagogik durch ein Kolloquium am Ende des Probejahres ersetzt werden. Das Doktorexamen abzulegen wird aus praktischen Gründen und als Anregung zu wissenschaftlichen Arbeiten empfohlen. Der neusprachliche Unterricht auf dem Gymnasium soll nicht Sprech- und Schreibfertigkeit bezwecken, sondern nur Lesefertigkeit und Einführung in die Litteratur dieser Sprachen. Das Englische soll als Nebenfach auch auf den Gymnasien Zwangsfach sein. Das Französische und Englische gut zu schreiben, sei überhaupt schwerer, als Lateinisch zu schreiben. Die Prosalektüre ist zu bevorzugen.

Den 10. Februar 1888: Professor Dr. Scheffler über *Dr. E. Franckes französische Stilistik.* Das Buch giebt eine genaue Vergleichung der Art und Weise, wie einerseits die deutsche, andererseits die französische Sprache vorgeht, um einen und denselben

Begriff, ein und dieselbe Sache auszudrücken. Der Stoff ist ungemein sauber angeordnet, vielleicht geht aber Verfasser in der Schematisierung doch etwas zu weit. Vielfach bestehen die Ausführungen darin, dafs die grammatischen Lehren, jedoch vom Standpunkte der Stilistik aus, betrachtet werden. Besonders wichtig ist der zweite Teil des Werkes, der den Stil in Bezug auf die Satzglieder behandelt. Als Hauptsätze werden angezogen: der Deutsche liebt den abstrakten Ausdruck; der Franzose, der den konkreten vorzieht, unterscheidet scharf die verwandten Begriffe, liebt Anschaulichkeit, Deutlichkeit und Genauigkeit des Ausdrucks. Kürze, Knappheit und Einfachheit sind Eigentümlichkeiten des französischen Stils. Der dritte Teil enthält gegenüber Schmitz' rhetorischem Teil, der Phraseologie, nichts wesentlich Neues. Es wird kaum möglich sein, nach diesem Buche allein französisch schreiben zu lernen, für den Lehrer beim Verbessern der französischen Aufsätze ist es aber unentbehrlich, auch dürfte es als Unterlage für Universitätsvorlesungen sehr brauchbar sein.

Berichte und kleinere Besprechungen.

Den 14. Oktober 1887: Dr. Mahrenholtz über die Grundsätze und Einrichtung der durch Dr. Dickmann geleiteten neuen Bibliothek von Schulausgaben französischer und englischer Werke. Prof. Dr. Scheffler und Major Dielitz über die Verbreitung volkstümlicher Sagen und Adventslieder in Frankreich und Italien. Dr. Töpel syntaktische Untersuchungen zu Rabelais.

Den 5. November 1887: Dr. Mahrenholtz über Dr. Foot, „Der französische Unterricht auf dem Gymnasium“.

Den 27. Januar 1888: Dr. Peter Berichte aus dem Litteraturblatt für romanische und germanische Philologie.

Die wissenschaftlichen Zusammenkünfte der Gesellschaft wurden mit der Sitzung vom 10. Februar 1888 vorläufig abgeschlossen, da infolge des Ablebens Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm die Märzsitzung ausfiel und in der Versammlung vom 13. April beschlossen wurde, bis Michaelis 1888 alle Sitzungen den Vorarbeiten für den dritten Neuphilologentag zu widmen.

Dresden, Mai 1888. Julius Sahr, Schriftführer.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

H. Bulthaupt: Dumas, Sardou und die jetzige Franzosenherrschaft auf der deutschen Bühne. Berlin, R. Eckstein, 1888. 42 S. gr. 8. Preis 50 Pf.

Das schmucke Büchlein bildet die vierte Nummer der seit dem vorigen Jahr erscheinenden, gewandt geschriebenen „Litterarischen Volkshefte“, welche sich die Aufgabe gestellt haben, den Kreis der Gebildeten über die in Fluſs befindlichen litterarischen Fragen zu orientieren.

Ohne Zweifel ist die Abhängigkeit der Dramatiker des modernen Deutschland von den weltbeherrschenden französischen Vorbildern eine der brennenden Fragen des geistigen Lebens. Das deutsche Schauspiel steht unter dem Sterne der Franzosen, wie vor einem Jahrhundert. Spielhagens „Gerettet“ liebäugelt mit dem Laster und will die „teutsche Tugend“ schonen, Philippis „Daniela“ ist ein jammervoller Abklatsch von Sardous Rezepten, die „Gräfin Lambach“ von Lubliner ein schwächlicher Aufguſs des französischen Thee aus dem Gendre de M. „Poirier“ etc., von Lindau zu schweigen. Dumas' Eigenart wird vom Verfasser an der „Kameliendame“ und der „Fremden“, die des witzigeren und gewandteren Sardou zunächst an „Dora“, „Fernande“ und „Fedora“ gezeigt, hierauf beide mit dem ungleich bedeutenderen Augier — hierin stimmen wir dem Verfasser freudig zu — verglichen, dessen ehrlicher Zorn und rücksichtslose Konsequenz uns mehr anmutet wie die Gauklerkunststücke der zwei jüngeren und fruchtbareren Dichter. Doch läſst sich Bulthaupt von der vorgefaſsten Meinung zu weit hinreiſsen, wenn er „Odette“ mitleidlos zerpflückt. Das beste, was Augier bietet, findet sich bei Björnson und Ibsen. Die Luft, die aus den Fjords herüberweht, ist gesunder als die Pariser Atmosphäre und könnte dem kränkelnden deutschen Drama rote Backen bescheren. Der lebhafte und malerische Stil Bulthaupts fesselt den Leser auch da, wo er ihn nicht überzeugt. Aber noch eine Kleinigkeit: der Dramaturg Bulthaupt zieht gegen eine Schwäche der neuesten deutschen Dramatiker zu Felde und verfällt selbst in einen Fehler der deutschen Philister, nämlich Latein zu citieren und falsch: Das Horazische „Iliacos intra muros peccatur et extra“ giebt er pag. 10 in unmetrischer Verrenkung wieder. Dies wird aber die überwiegende Mehrzahl der Leser des interessanten Büchleins nicht merken. Joseph Sarrazin.

Premiers exercices de lecture et de récitation par E. Burtin. Berlin, H. Sauvage.

Der Herausgeber hat hier eine Sammlung von Lese- und Memorierstoff für die ersten Leseübungen im Französischen zusammengestellt, welcher unzweifelhaft sich grofsen Beifalls erfreuen wird. Es sind, wie Herr Burtin mit Recht behauptet, ganz einfache, den Anschauungen des kindlichen Gemütes entsprechende Gespräche, Erzählungen, Fabeln, Märchen, Rätsel, Spiele und Gedichte. Die Quellen, aus denen er geschöpft hat, sind die in Frankreich anerkannt besten Lesebücher für das jugendliche Alter, das vortreffliche Marellesche Werk „Le petit Monde“ und die ausgezeichnete Arbeit von Kuhff: „Les enfantines du bon Pays de France.“ Man fühlt sich bei der Lektüre dieser kurzen, lieblichen Stücke wahrhaft erfrischt und angeheimelt, und jeder Leser wird gern zugeben, dafs sich Inhalt und Ausdruck dem Gedächtnisse leicht und sicher einprägen werden. Recht zweckmäfsig erscheint es, dafs den einzelnen Stücken die nötigen Vokabeln beigegeben sind und die Zahl der letzteren nach und nach immer geringer wird. Das hübsche Büchlein empfiehlt sich nicht nur zum Gebrauche beim Privatunterrichte, sondern es wird sich auch in einer Klasse mit grofsem Nutzen verwenden lassen.

S. de Chiara, La „Pietra“ di Dante e la „Donna gentile“. Caserta 1888. pp. 33. Edizione di 150 esemplari fuori commercio.

Unter den Kanzonen des Dante fallen vier in der Weise auf, dafs sie durchaus von einer wirklichen heftigen Liebe herzustammen, einer allegorisch-philosophischen Deutung sich zu widersetzen scheinen und das Wort „Stein“, pietra, in hervorstechender Weise wiederholt enthalten. Nach diesem letzten Abzeichen nannte dieselben Imbriani canzoni pietrose; es sind diese, welche anfangen: Così nel mio parlar voglio esser aspro; Amor, tu vedi ben che questa donna; I' son venuto al punto della ruota; Al poco giorno ed al gran cerchio d' ombra. Auch insofern scheinen alle vier zusammenzugehören, als in allen immer auf ein und dieselbe Frau hingedeutet zu werden scheint. In dem immer wieder angebrachten pietra, meinte Carducci, dürfte man wohl, wie in dem selvaggia des Cino, in dem lauro des Petrarca, eine Hindeutung auf den Namen eben jener Frau vermuten. So erkannte Ant. Maria Amadi hier eine Pietra Scrovegni aus Padua, Imbriani eine Pietra di Donato di Brunaccio, die Schwägerin Dantes.

Diese canzoni pietrose verfafste Dante vor seiner Verbannung, wie Carducci und Imbriani bemerkten, da sich in ihnen keine Anspielung auf dieselbe finde, welche nicht unterblieben sein würde, schon um sich der Geliebten anziehend zu machen. Sie würden wohl, meint unser Verfasser, im Sommer gedichtet sein, da Sehnsucht nach Schatten und Beschreibung des Sommers vorkomme.

> Quand' ella ha in testa una ghirlanda d'erba,
> Trae dalla mente nostra ogni altra donna,
> Perchè si mischia il crespo giallo e il verde
> Sì bel, che Amor vi viene a stare all' ombra.

Der Dichter, meint ferner unser Verfasser, scheine diese seine Liebe sehr geheim zu halten: gerade wie jene mit der Donna gentile Vita nuova 34 bis 40. Da nun diese letztere, etwa ein Jahr nach Beatrices Abscheiden, auf dieselbe Zeit als jene fallen müfste, so liege es nahe, beide Fälle als einen zu setzen, zumal noch vieles hierzu stimmen dürfte.

Der Gedanke mehrerer, dafs die Donna gentile die nachmalige Frau Dantes sei, scheint dem Verf. verkehrt: wie hätte Dante diese Liebe vilissimo und malvagio nennen können? Alles von der Donna gentile Gewufste, im Sommer, Verheimlichung, sie empfindet Mitleid, keine Liebe, pafst auf die Frau der Canzoni pietrose. Beatrice im Purgatorio wirft dem Dante eine pargoletta vor, welches auffällig stimmt zu der Zeile aus den Pietrose:

Se in pargoletta fia per core un marmo.

Wenn nun aber gar Beatrice dort Purg. 33, 73 fortfahrend auch noch die Pietra bitter anspielend vorbringt,

Ma perchè io veggio te nello intelletto
Fatto di PIETRA ed in PETRATO tinto
Sì che t'abbaglia il lume del mio detto,

so kann es schwer deutlicheres geben. Und doch giebt es noch mehr. In einer Pietrosa heifst es:

Dagli occhi tuoi mi vien la dolce luce,
Che mi fa non caler d'ogni altra donna.

Und Beatrice sagt, Purg. 30, 135: „Ich habe ihn zurükgerufen, er hat sich nichts daraus gemacht,“ Lo rivocai: sì poco a lui ne calse.

Warum finden sich nun die Pietrose, wenn sie doch auf die Donna gentile der Vita nuova gehen, nicht in der Vita nuova? Witte hat eine Lücke in derselben nach Kap. 40 gezeigt, und dort sind sie von dem Dichter später, gegen 1300, herausgenommen, weil er sich nicht ihrer schämen wollte und das Werk, die Vita nuova, doch halten wollte.

Will man nun, meint der Verfasser abschliefsend, dafs diese Donna gentile und zugleich die Frau der Pietrose die Filosofia des Convito und die Matelda der Commedia sei, so gefalle es ihm, wenn man nur nicht vergesse, dafs die wirkliche heftig geliebte Frau das erste ursprüngliche sei.

Stanislao de Chiara, der Calabrier aus Cosenza, seit kurzem in Caserta bei Neapel ansässig, dessen Gedichte „Fumo“ wir neulich zu behandeln und zu bewundern Gelegenheit hatten, giebt hiermit einen schönen, ich glaube wohl, dauernden Beitrag zum Verständnis von Dante, seinem Leben und seinen Werken.

Friedenau. H. Buchholtz.

Zeitschrift für deutsche Sprache, herausgegeben von Professor Dr. Daniel Sanders. Erstes und zweites Heft. Hamburg, J. F. Richter, 1887.

Der unermüdlich thätige Herausgeber dieser neuen Zeitschrift beabsichtigt, in derselben von der reichen Fülle des Stoffes, die sich bei seinen Studien ihm ergab und in seinen wissenschaftlichen Werken keine Verwendung hatte finden können, den besten Gebrauch zu machen, indem er das, was für die deutsche Lesewelt von besonderem Werte ist, in derselben veröffentlicht. Hier ist ihm nun Gelegenheit geboten, auf zahlreiche Fragen über sprachliche Gegenstände, die ihm fortwährend von allen Seiten entgegenkommen und nicht blofs für die wifsbegierigen Fragesteller anziehend sind, Belehrung zu geben; denn es kommt ihm darauf an, dem weiten Kreise der Gebildeten zu dienen, die sich gut, gewandt, richtig deutsch auszudrücken und die Gründe, warum sie so sprechen müssen, zu erkennen wünschen. Gewifs, ein höchst lobenswertes Streben, und wie will der Verf. diese Aufgabe lösen? Nicht durch nackte Aufstellung von

Regeln etwa, sondern auf eine erfrischende Weise, durch Anknüpfung an bestimmte Stücke aus guten Schriftstellern, dadurch gewinnt die einzelne Bemerkung einen sicheren Halt, an sie schliefsen sich Beispiele und Belege von anderwärts, an denen der Verf. bei der Fülle des Stoffes, über den er zu gebieten hat, nicht Mangel leiden wird. Dieser Reiz der Abwechselung mufs fesseln, und wir finden uns in der Erwartung nicht getäuscht, denn die Zeitschrift wird eröffnet durch die Besprechung des „Sammlers" von Goethe. Von diesem sind in den dem Ref. vorliegenden zwei ersten Heften der Zeitschrift nur die Paragraphen 1 bis 5 des ersten Briefes abgedruckt, aber die Erläuterungen und Bemerkungen dazu nehmen zwanzig Seiten engen Druckes ein; Sinn und Gedankenzusammenhang wird erklärt, hauptsächlich aber machen sprachliche Bemerkungen den Inhalt aus, scheinbar abschweifend, aber nur scheinbar, denn der Verf. will eben über Punkte, die sich dem denkenden Leser leicht aufdrängen, belehren, nirgends langweilend; und hierbei ist auf eine Eigentümlichkeit aufmerksam zu machen: der Verf. hat bei dem Abdruck der Musterstücke die etwa darin vorkommenden Fremdwörter sofort durch deutsche ersetzt, erst in den Anmerkungen angegeben, für welche Fremdwörter die deutschen Stellvertreter eingetreten sind, und in der That, man fühlt beim Lesen gar nicht, dafs etwa das deutsche Wort das fremde nicht vollständig decke. Auf den grofsen Reichtum sprachlicher Belehrungen bei diesem Lesestück kann nur kurz hingewiesen werden, die scheinbaren Tautologien in Anfang von Lücke und Leere, das scheinbar überflüssige „wieder" bei „erinnert", die sinnverwandten Ausdrücke „empfinden" und „fühlen", der Unterschied von „überein" und „zusammen" bei Zeitwörtern, „binden" und „befestigen" u. s. w. werden besprochen. Man hat nur den einen Wunsch, dafs die einzelnen Aufsätze in gröfserer Vollständigkeit in einem oder zwei Heften könnten gegeben werden, denn eben dieser Anfangsaufsatz wird sich wohl noch eine Reihe von Heften hindurch fortziehen. — Sehr anziehend ist auch der Aufsatz: „Spracheigentümlichkeiten bei Lessing", der die bekannte Stelle in Minna von Barnhelm II, 2, wo „Schuldner" statt „Gläubiger", im Nathan I, 2: „viele zwanzig Jahr", Emilia Galotti III: die Gnade haben statt das Glück, als sächsisch-lausitzischen Sprachgebrauch nachweist. Ferner die Bemerkungen zu Keller-Hauffs „deutschem Antibarbarus", von G. Hauff selbst die entschiedene Antwort auf des Kanzlers Rümelin übertriebene und unberechtigte Bevorzugung der Fremdwörter, und eine grofse Anzahl einzelner Besprechungen sprachlicher Sünden oder Unbesonnenheiten, auf die beim Schreiben und Sprechen nicht genügend geachtet wird. Aber solche grammatische und stilistische Anmerkungen führen auch weiter zum Eingehen auf dieses oder jenes Schriftwerk, wohin die kurze, aber völlig erschöpfende Behandlung des Sängers von Goethe gehört, die wie aus dem Unterrichte hervorgegangen zu sein scheint. Nach alle dem ist für die Zeitschrift ein glücklicher Fortgang nicht blofs zu wünschen, sondern auch zu hoffen.

Entgegnung.

Herr Anton Nagele hat im 79. Bande dieser Zeitschrift die zweite Auflage meines Buches „Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte" in recht ausführlicher, aber nichts weniger als gründlicher, vielmehr in höchst eigentümlicher, um es kurz zu sagen, in unreeller Weise besprochen. Dieser Umstand, sowie die Erwägung, dafs die wenigsten Leser dieser Zeitschrift Herrn Nageles Ausführungen an der Hand meines Buches nachprüfend zu beurteilen in der Lage sein dürften, und demnach von

dem Stande der Dinge eine verkehrte Anschauung gewinnen müssen, veranlassen mich und legen mir unter einem als Autor des durch jenen Vorgang in eine falsche Beleuchtung gerückten Buches die Pflicht auf, zur Klarlegung des ganzen Sachverhaltes das Wort zu ergreifen.

Zunächst sei konstatiert, dafs der Herr Recensent keineswegs als Sachkkundiger, als kompetenter Richter, vielmehr als Dilettant in des Wortes schlimmster Bedeutung seiner Aufgabe sich entledigte. Die leidige Sucht, überall mitsprechen zu wollen und mit seinem Urteile unbescheiden sich vorzudrängen, ohne auch nur entfernt das nötige wissenschaftliche Rüstzeug dazu zu besitzen, tritt bei der in Rede stehenden Recension überall, nirgends aber in so drastischer Weise hervor, als wo Herr Nagele sich den Anschein giebt, meine Ausführungen zu ergänzen oder ihnen thatsächliche Bedenken entgegenzustellen. Um diese handelt es sich hier in erster Linie, weil damit sein ganzes Raisonnement steht und fällt, denn was er sonst vorzubringen für gut findet, sind nichtssagende subjektive Exklamationen, unbewiesen hingestellte Behauptungen, naive Nergeleien, journalistische Trivialitäten, aufdringliche nationale Einseitigkeiten und Schrullen und was dergleichen mehr ist. Darauf irgend einzugehen, verlohnt sich der Mühe wahrlich nicht, dagegen ist es unbedingt notwendig, auf die scheinbaren Ergänzungen und die sachlichen Einwendungen zu reagieren und dieselben, zumal auf ihre Provenienz und Stichhaltigkeit, einer näheren Prüfung zu unterziehen.

Das eigentlich Meritorische der Beurteilung nun setzt sich aus zwei Elementen zusammen: aus Ausführungen, von denen der Leser, nach Art wie sie vorgebracht werden, annehmen mufs, sie seien im Buche nicht vorhanden, und aus Darlegungen, die als Antithesen zu dem in meiner Schrift Angeführten zu nehmen sind. Da es in dem einen wie in dem anderen Falle nicht etwa auf rein Subjektives, vielmehr so gut wie ausschliefslich auf *Quellen* und *Litteratur* abgesehen ist, setzt dies notwendig und naturgemäfs voraus, dafs der Herr Rec. wieder und wieder auf Dinge aufmerksam zu machen in der angenehmen Lage war, die mir völlig entgangen sind, und sicherlich wird der uneingeweihte Leser aus der Lektüre der Recension keinen anderen Eindruck als diesen gewonnen und über mein Buch, das ja an einem so grofsen Übel krankt, kein besonders günstiges Urteil gefällt haben. Nun, um die in Frage kommenden Quellen, die Litteratur und damit Zusammenhängendes hat es bei meinem Herrn Rec. ein ganz eigenes Bewandtnis, so eigen, dafs es den Satz, es gebe nichts Neues unter der Sonne, schlagend widerlegt. Dafs man fremdes Gut für sein eigenes ausgiebt, kommt häufig vor und wird vorkommen, solange es unehrliche Menschen geben wird, dafs man aber dieses Fremde nicht nur als Eigenes zu Markte bringt, sondern es überdies gegenüber demjenigen, dem man es ohne Umstände entwendet hat, als Eigenes vorzugaukeln und gegen ihn auszubeuten nicht zurückschreckt, das ist ein Unikum und verdiente, sofern es nicht lediglich ein pathologisches Interesse besäfse, patentiert zu werden. Um es kurz zu sagen, *alles was Herr Nagele in den beiden obenerwähnten Richtungen in merito vorbringt, ist von A bis Z dem Buche nachgeschrieben, welches er einer so seltsam originellen Beurteilung zu unterziehen für gut fand.* Da kann ich denn nur mit Vergil ausrufen: hos ego versiculos feci, tulit alter honores. Nirgends ein neuer Quellenbeitrag oder ein eigener Gedanke, aber im Zusammenhange auf Schritt und Tritt eine solche Drapierung und Wendung des Vorgebrachten, dafs der Leser über die Dupierung spielend hinweggetäuscht wird. Da wird im pathetischen Tone doziert, aus allerlei Quellenwerken — in einer Weise, als ob man sie zur Hand gehabt und selbst auf selbe verfallen wäre — fleifsig citiert, mit Thesen und Namen aller Art aufgewartet und geprunkt, nur um sich einen hochgelehrten Anstrich zu geben und zu zeigen, wie gründlich man in allen diesen Dingen bewandert ist, wie

viel Neues zu bieten und wie selbständig aufzutreten man vermag — aber, o Jammer! dieses alles ist flinker Hand ausschliefslich aus dem Buche zusammengeklaubt, welchem man just damit allerlei am Zeuge zu flicken so freundlich ist. Kann es eine gröfsere Ironie geben? Indes, der Leser wird dem Gesagten kaum Glauben schenken wollen, wenn ich ihm dem Prozefs nicht an ein paar Beispielen wenigstens verdeutliche. Wohlan denn, es geschehe.

Herr Nagele erwähnt, dafs ich es für ansprechend finde, in der Sprachbildung von der *Wurzelperiode* auszugehen, und fährt dann selbstbewufst fort: „Dieser Meinung steht bekanntlich diametral die geniale Hypothese A. H. Sayces gegenüber, der das sentence-word für die Urform ansieht, eine Hypothese, die an dem ihm geistesverwandten deutschen Gelehrten A. Fick einen begeisterten Anwalt fand.“ Sollte ich das übersehen haben? Nein, es findet sich, und zwar genauer als hier ausgeführt, auf Seite 18, Note 1, nur fehlt der Phrasenflitter, welcher überhaupt neben einer einfältigen Überhebung und einer beispiellosen Dreistigkeit Herrn Nageles einzige starke und originelle Seite bildet, wie wenn er z. B. Victor Hehn mit dem Ephitheton ornans „burschikos“ auszeichnet oder in der Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der arischen Sprachen „vielen Schweifs konsumieren“ läfst oder H. Kiepert mit theatralischem Pathos empört zuruft: „Die Bergfexerei ist eben nicht jedermanns Sache, es mufs auch Thalfexe geben.“ Zu welcher Sorte von Fexen sich wohl Herr Nagele rechnen mag? — Der Herr Rec. möchte mich aufklären, dafs es Linguisten giebt, welche in der Frage nach den Verwandschaftsverhältnissen der arischen Sprachen der Sprachwissenschaft die entscheidende Stimme absprechen, und verweist auf eine Abhandlung von H. von der Pfordten im Ausland 1883, S. 41 ff. Recht hübsch, aber wieder meinem Buche S. 77, N. 2 entnommen, woselbst noch anderes Einschlägige erörtert ist. Herr Nagele findet meinen Hinweis, dafs dem heutigen Bulgarisch unter allen anderen slavischen Sprachen ein eigener Name für „Birke“ fehle, interessant und meint weiter: „Freilich ist die Birke in Bulgarien auch nirgends anzutreffen (vgl. J. A. Voráček in Jelíneks Slovanský sborník III. 257).“ Da citiert der Herr etwas, was er bestimmt niemals zu Gesicht bekommen; aber dessen bedurfte es ja auch nicht, wozu wäre denn sonst die lange Ausführung in meinem Buche auf S. 136, N. 1 und darunter auch die angezogene Stelle? — Meine gegen Perwolf und andere gerichtete Bemerkung, dafs die Völker in ihrem Jugendalter gerade fremden, tapferen und gefürchteten Nationen den Namen Hünen, Riesen beilegen, findet die Billigung meines Herrn Rec., aber er glaubt etwas Neues zu sagen, wenn er hinzufügt: „Man mufs sich da wohl auch an Grimm Myth. p. 436 (494) erinnern.“ Nun, ich habe mich auf S. 252, Anm. 1 daran erinnert, und habe überdies auf Bernh. Schmidts Werk „Das Volksleben der Neugriechen“, I, 203, Leipzig 1871, diesbezüglich verwiesen, was mir natürlich auch wieder Herr Nagele getreulich nachgeschrieben hat. — Als Beweis für den normannischen Ursprung des russischen Staates und Namens wird nur auf die Annales Bertiniani zum J. 839 (cf. MG. SS. I, 434) und auf Liudprand (ibid. III, 277, 331) verwiesen, und auch dies wieder in gewohnter Weise des Ausschreibens aus meinem Buche, allein diesmal nicht einmal präcis, eine Emancipation, welche sehr zum Nachteile des Herrn Rec. ausschlug. Er schreibt: „Die Annales Bertiniani sagen, *gestützt auf einen Bericht des Prudentius von Troyes*, zum Jahre 839: comperit eos (sc. Rhos) gentis esse *Sueorum*, wodurch das *schwedische* Volkstum der Russen aufser Zweifel gesetzt wird.“ Bei mir (vgl. S. 340) lautet die entsprechende Stelle folgendermafsen: „Alles andere beiseite gelassen, spricht für dieselbe (das ist für die Normannentheorie) mit aller Deutlichkeit *die vom Bischofe Prudentius von Troyes herstammende Nachricht* der Annales Bertiniani unter dem Jahre 839 (MG. SS. I,

434), woselbst die Russen als Rhos (das ist *Ῥῶς*) zuerst und mit einer Erläuterung erwähnt werden (comperit eos, scil. Rhos, gentis esse *Sueonum)*, die an dem *skandinavischen* oder genauer *schwedischen* Volkstum derselben keinen Zweifel offen läfst." Unser Germanist und Historiker weifs also nicht, dafs der die Jahre 835 bis 861 umfassende Teil der Annales Bertiniani von Prudentius herrührt und ebensowenig, dafs *Suevi* und *Sueones* (Suiones bei Tacitus als germanische Bewohner von Skandinavien; cf. Germ. cap. 44) ethnologisch auseinander zu halten sind. In völliger Verkennung dieses letzteren Umstandes hielt Herr Nagele offenbar die Schreibung „*Sueonum*" für verkehrt und dokumentierte just damit seine lückenhafte Kenntnis der Geschichte selbst seines eigenen Volkstums, und zog aus dem auf diese Weise korrumpierten Texte eine verkehrte Schlufsfolgerung, denn Sueven und Schweden (oder Suevi und Sueones) ist ja doch zweierlei und nicht, wie es ihm anzunehmen beliebte, identisch miteinander. Im übrigen ist die Form *Sueorum* ein *Unding* und braucht kaum daran erinnert zu werden, dafs ein Suevi oder Suebi einen Gen. *Suevorum* oder *Sueborum* und nicht *Sueorum* bedingt. Nach dieser Probe nimmt es mich nicht Wunder, wenn des Herrn Rec. germanistische Leistungen abgelehnt werden und er nunmehr als Slavist sein Glück zu versuchen bestrebt ist. Die Lorbeeren für ihn dürften auch hier auf sich warten lassen. — Auch das wenige über die Gastfreundschaft der alten Slaven aus Schriftstellern Beigebrachte ist wieder, wenn auch hier wieder verkappt, aus meinem Buche genommen. „In besonderer Weise wird die Gastfreundschaft der Slaven gerühmt. Aufser einer *berühmten* Stelle in Ebonis Vita Ottonis episc. Bab. III, 7 *wäre wohl zunächst an ein Diktum Adams von Bremen*, Gesta Hamab. eccl. II, 19 *zu erinnern*." Man vergleiche dazu meine Schrift auf S. 357, Anm. 2, woselbst neben diesen zwei Stellen noch andere beigebracht sind und die Frage im Zusammenhange behandelt wird. Herr Nagele glaubt vielleicht, auf die Stelle in Ebonis Vita Ottonis damit ein Anrecht zu haben, dafs er sie „berühmt" nennt, ich wüfste aber nicht, wodurch sie diese Auszeichnung vor mehreren anderen ihresgleichen verdiente, und sicherlich weifs Herr Nagele dies ebensowenig. Derartiges gehört eben auch zu seinen nichts weniger als empfehlenswerten Geistesattributen, und wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Doch genug mit dieser *Auslese. Ähnlich geht es durch die ganze Beurteilung fort* — wobei die Abhängigkeit Herrn Nageles von mir selbst auf die Abbreviaturen von Büchertiteln und auf stereotype Redewendungen sich erstreckt — und *wird derartiges zumeist durch Stellen unterbrochen, deren Autorschaft mir durch Anführungszeichen vorderhand noch in Gnaden gewährt wird.* Bei Citaten aus mittelalterlichen Schriftstellern mufs es auffallen, dafs sich dieselben auf die *Byzantiner* nicht erstrecken, obgleich auch in dieser Richtung meinem Buche leicht Wertvolles hätte nachgeschrieben werden können. Wer nun aber die Wiedergabe des einzigen in der Beurteilung vorkommenden griechischen Ausdruckes *ῥωσιστί* (bei Konst. Porphyrog.; vgl. meine Einleitung S. 311; die griechische Schrift in meinem Buche ist die geradestehende im Gegensatze zu der in Druckwerken gewöhnlich gebrauchten Kursivschrift) genauer ansieht, wird den Grund dieser Enthaltsamkeit sofort herausfinden.

Schon oben ist an einem Beispiele gezeigt worden, dafs Herr Nagele, sobald er sich nicht sklavisch an mein Buch anklammert, allsogleich einen Fehltritt macht. *Aber nicht nur läfst er sich allerlei Fehler zu schulden kommen, er spielt diese seine Fehler in frivoler Weise gegen das Buch selbst aus.* So weifs er z. B. aus meinem Buche (siehe S. 86, Anm. 1), dafs A. Leskien und R. Hassencamp Preisschriften über das Verwandtschaftsverhältnis der nordeuropäischen Sprachen veröffentlichten, setzt aber aus eigenem bei, die beiden Schriften seien auch derart gehalten, dafs der

erste und zweite Abschnitt meiner Schrift (das ist also, wenn ich recht verstehe, S. 1—93) danach überflüssig erscheint. Natürlich hat Herr Nagele diese beiden Arbeiten *niemals von innen gesehen*, denn unmöglich könnte er sonst einen so haarsträubenden Unsinn von sich gegeben haben. In der That citiert er wenige Zeilen voraus Leskiens Schrift nur nach einer *Recension*, was seiner sonstigen Gründlichkeit bestens entspricht. Überhaupt macht gar manches von ihm Vorgebrachte den Eindruck, als ob es nicht ernst genommen werden solle. Da heifst es auf S. 96: der *erste Abschnitt* des Buches hätte *fortbleiben* können; auf der folgenden Seite dagegen: der *erste Abschnitt* wäre einer *„energischen Beschneidung“ zu unterziehen, damit für den zweiten Abschnitt mehr Raum bleibt;* und auf derselben Seite weiter: *der erste und zweite Abschnitt sind überflüssig.* Wie man sieht, die Recension wird nicht nur dem Buche, sondern auch schon der Logik gefährlich. Bei solch einer Schlamperei ist es kein Wunder mehr, dafs Herr Nagele auch da, wo er aus dem Buche *wörtlich* citiert, die Genauigkeit aufser acht läfst, wodurch meine Ausführungen erheblich alteriert werden. Er läfst mich sagen, dafs die slavische Spracheinheit wohl ein *Jahrhundert* dauerte, und giebt dies mit durchschossenen Lettern, damit es ja nicht übersehen werde. Ein Jahrhundert als Fixierung der Dauer einer Sprachperiode, wie das Gemeinslavische eine es ist, das klingt ja geradezu komisch, wird man mit Recht ausrufen. Nun, in meinem Buche (vgl. S. 212) steht nicht *„ein Jahrhundert“*, sondern *„ein Jahrtausend“*. Ist das Absicht oder angeborene Nachlässigkeit? Das absichtliche Verdrehen ist nicht ausgeschlossen, wenn man etwas voraus folgende holperige Tirade zu lesen bekommt: „Wir finden es begreiflich, dafs Krek, der bei diesem Kapitel manchmal recht spitze Bemerkungen macht, aus *nationalen Motiven sich für die Annahme begeistert*, dafs die *Skythen und natürlich die königliche Horde inbegriffen — nicht nur die ackerbautreibenden und unterthänigen — Slaven gewesen sind.*“ Im Buche ist von den *Skythen* zwar wiederholt und zum Teil in ausführlicher Weise die Rede, *aber nirgends reklamiere ich sie für das slavische Volkstum.* Bei seiner beispiellosen Flüchtigkeit ist vom Herrn Nagele ja nicht zu erwarten, dafs er die einschlägigen Stellen durchgenommen hätte, aber wenigstens das Register s. v. Skythen hätte er sich doch ansehen sollen, und da hätte er (S. 882) folgendes gefunden: *„Skythen* 97; — *sind nicht Slaven* 98; — *wahrscheinlich Iranier* 98, 260., 446.“ Ich finde keinen Ausdruck stark genug, um diese suffisante Frivolität nach Gebühr zu brandmarken. — Nicht wesentlich anders steht es damit, was er über die Bezeichnungen *Serben* und *Veneter* vorzubringen im stande ist, nur dafs hier das *Chaos* mit seiner ganzen Wucht sich Bahn bricht und Zeugnis ablegt dafür, *dafs derartige Fragen dem Verständnisse des Herrn Recensenten völlig entrückt sind.* Es dürfte einem halbwegs normal funktionierenden Gehirn schwer fallen, in so wenigen Zeilen so viel Ungereimtes fertig zu bringen. Auch anderes Derartige liefse sich noch markieren, doch dürfte das Vorgebrachte genügen und schon dieses klargelegt haben, mit welch phänomenaler Unkenntnis und Talentlosigkeit der Herr Rec. an seine Aufgabe herantrat und sich derselben entledigte. Kurz, *sobald er die Unvorsichtigkeit begeht, bei seinen Ausführungen von dem bekritelten Buche sich zu emancipieren und selbstbewufst auf eigene Beine sich zu stellen, wird er für den Einsichtigen sofort entweder komisch oder trivial, oder beides zugleich.* Niemals vermag er einer wissenschaftlichen Materie eine neue Seite abzugewinnen oder überhaupt Thatsächliches und Stichhaltiges den Anschauungen anderer entgegenzusetzen. Da ihm der notwendige Geistesfonds abgeht, um abgegebene Urteile auch wissenschaftlich begründen zu können, mufs er sich mit seinem subjektiven Geschmack, der für niemand mafsgebend sein kann, allein begnügen. Unüberlegt hingeworfene Plattheiten genügen Herrn Nagele vollkommen, von einer Be-

weisführung ist nirgends eine Spur zu entdecken. Zum Beispiel: „Die Ausführungen sind meist recht anmutend, wenn auch nicht immer etymologisch unbestritten.“ Das ist alles; welche Etymologien bestritten werden könnten und aus welchen Gründen, das wird einfach verschwiegen, und doch wäre das Urteil eventuell erst dann zutreffend, wenn man solche angeblich unrichtige Etymologien durch richtige ersetzt hätte oder wenn die Unrichtigkeit der ersteren mindestens aufser Zweifel wäre gestellt worden. Oder ein anderer Fall: „Der Kommentar, den der Verfasser zu Nestors und Cosmas' Chronik giebt, befriedigt wenig.“ Ich wüfste mich an einen Kommentar, den ich zu Nestors und Cosmas' Chronik in ihrer Ganzheit, wie es hier gefafst ist, sollte gegeben haben, nicht zu erinnern, wenn aber Herr Nagele in dieser elastischen Form die Heranziehung und Deutung von ein paar Stellen aus den genannten zwei Chronisten darunter versteht, dann ist es mit dem obigen Schlager nicht genug, es mufs doch mindestens angedeutet werden, in welcher Richtung und aus welchen historischen oder anderen Gründen meinen Ausführungen nicht zu folgen ist. Aber statt solchen in der Natur der Sache begründeten Anforderungen auch nur in bescheidenstem Mafse Rechnung zu tragen, zieht es Herr Nagele vor, konsequent in tiefes Schweigen sich zu hüllen, aber dafür allsogleich wieder Dinge und Namen, die mit dem Buche in gar keinem Zusammenhange stehen, als eine Art Ersatz herbeizuzerren und sie in seiner Art breitzutreten.

So ist denn diese Kraftleistung von Anfang bis zu Ende *das vortrefflichste Muster einer Recension, wie eine solche nicht sein soll. Trotz ihrer Ausführlichkeit hat sie auch nicht* ***ein*** *reales Moment, welches für das Buch verwendbar wäre, zu Tage gefördert, und trotz aller Redseligkeit ebensowenig auch nur* ***eine*** *seiner Darlegungen durch stichhaltige Gründe erschüttert.* Was da noch im einzelnen zur Litteratur der Märchen und der Ortsnamen beigebracht wird, ist für das Buch selbst völlig irrelevant und teils aufser dem Bereiche der betreffenden Litteratur stehend, teils unbrauchbar oder durch andere derartige Arbeiten längst überholt. *So sieht es denn auch hier mit Berichtigungen und Ergänzungen recht schlimm aus, wie in allen anderen Fällen.* Doch, Pardon! — nicht so ganz und gar, was ich ausdrücklich hervorzuheben nicht unterlasse. Zu der Volkssage vom dreifarbigen Veilchen (Viola tricolor L.) führe ich auf Seite 526, Note 1 unter anderem auch das Citat: Globus XV, 200 an. Herr Nagele belehrt mich, dafs es richtig XVI, 200 zu heifsen hat. Nur meinem ruhigen Gewissen habe ich es zu danken, dafs ich mich an dieser epochalen wissenschaftlichen Errungenschaft auch recht innig erfreuen kann, denn die Richtigstellung ist mit dem zarten Nachsatze versehen, ich scheine die angezogene Abhandlung nur aus Citaten zu kennen. *Aber wer wird denn einen anderen ohne weiteres nach sich selbst beurteilen?* Übrigens wüfste ich nicht einmal und sicherlich Herr Nagele ebensowenig, ob sich jene Abhandlung überhaupt noch sonstwo als in meinem Buche citiert findet. Nein, jede derartige Bequemlichkeit überlasse ich Leuten, die es mit der Genauigkeit weniger ernst nehmen. Wie ich es damit gehalten, ist in der Vorrede genügend präcisiert und wäre von einem Recensenten am allerwenigsten zu übersehen gewesen.

Um nicht den Vorwurf der Einseitigkeit auf mich zu laden, will ich schliefslich noch erwähnen, dafs der Herr Rec. es doch auch für angezeigt findet, das Buch mehrfach zu loben, ja dasselbe am Schlusse als ein Werk zu bezeichnen, welches „warm zu empfehlen ist und die gröfste Anerkennung verdient“. In der Sache ändert das nichts, und ist Lob wie Tadel aus solchem Munde in gleichem Mafse wertlos.

Dr. Gregor Krek.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

W. Münch, Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen. (Berlin, Gärtner.) 6 Mk.
J. Gutersohn, Gegenvorschläge zur Reform des neusprachlichen Unterrichts. (Karlsruhe, Braun.) 60 Pf.
Schöpke, Ein Wort zur Reform des neusprachlichen Unterrichts unter besonderer Berücksichtigung des Französischen an Realschulen. (Progr. der Realschule in Stollberg i. E.)
R. Mahrenholtz, Die deutschen Neuphilologentage. (Heilbronn, Henninger.) 60 Pf.
Fr. Kern, Die fünfte Direktorenversammlung in der Provinz Sachsen und die deutsche Satzlehre. (Berlin, Nicolai.) 80 Pf.
Wolfs linguistisches Vademecum. III. Deutsche Philologie. (Leipzig, Wolf.) 3 Mk. 50 Pf.
G. Weitzenböck, Zur Reform des Sprachunterrichts. Mit einem Anhang über die österreichischen Realschulen. (Wien, Gräser.)
E. Wilke, Über mündliche Übungen beim neusprachlichen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen des Realgymnasiums. (Leipzig, Hinrichs.) 1 Mk.
G. W. Wade, Elementary Chapters in comparative philology. (London, Rivingtons.) 2 sh. 6 d.
W. Vietor, Einführung in das Studium der englischen Philologie. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 80 Pf.
Laboulaye, Trente ans d'enseignement au collége de france (1849—82). Cours inédits de M. E. Laboulaye, publiés par ses fils avec le concours de M. Marcel Fournier. (Paris, Larose et Forcel.) 4 fr.

Grammatik.

Chr. Sigwart, Die Impersonalien. Eine logische Untersuchung. (Freiburg i. Br., Mohr.) 2 Mk.
R. Scherffig, Beiträge zur französ. Syntax. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.
C. Delon, La grammaire française d'après l'histoire. (Paris, Hachette.) 3 fr.
L. Meigret, Le tretté de la grammere françoese. Nach der einzigen Pariser Ausgabe (1550) neu herausgegeben von W. Förster. (Heilbronn, Henninger.) 3 Mk. 80 Pf.
R. Fricke, Das altenglische Zahlwort, eine grammatische Untersuchung. (Göttingen, Dissert.)
C. Lüttgens, Über Bedeutung und Gebrauch des Hilfsverbs im früheren Altenglischen, Sculan und Willan. (Kiel, Lipsius.) 1 Mk. 80 Pf.

Lexikographie.

J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. VII. Bd., 11. Lfrg. Bearb. von M. Lexer. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.
O. Lyon, Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. (Leipzig, Grieben.) 1 Mk.
C. Villatte, Parisismen. II. Aufl. (Berlin, Langenscheidt.) 4 Mk.
G. Tanger, Englisches Namen-Lexikon. (Berlin, Haude & Spener.) 5 Mk.
E. Mätzner, Altenglische Sprachproben. II. Bd. Wörterbuch, 10. Lfrg. (Berlin, Weidmann.) 4 Mk. 80 Pf.
H. M. Selby, The Shakespeare Classical Dictionary, or Mythological allusions in the plays of Shakespeare explained. (London, Redway.)

Litteratur.

H. Schramm, Über die Einheit des 20. Liedes von den Nibelungen. (Progr. des Gymn. zu Freistadt.)
W. Ch. Berghöffer, Martin Opitz' Buch von der deutschen Poeterei. (Frankfurt, Knauer.) 4 Mk. 50 Pf.
O. Schultz, Die provençalischen Dichterinnen. Biographien und Texte nebst Anmerkungen und Einleitung. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 20 Pf.
Goethes Werther in Frankreich. Eine Studie von F. Grofs. (Leipzig, Friedrich.) 2 Mk.
F. v. Westerholz, Die Griseldis-Sage in der Litteraturgeschichte. (Heidelberg, Groos.) 2 Mk. 40 Pf.
Borges, Über Schillers Einflufs auf Goethes Dichtung. (Progr. d. Realschule in Reudnitz.)
F. G. Muncker, Klopstock, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. (Stuttgart, Goschen.)
B. Suphan, Friedrichs des Grofsen Schrift über die deutsche Litteratur. (Berlin, Besser.) 1 Mk. 80 Pf.
H. Lindenberg, Emanuel Geibel als religiöser Dichter. (Lübeck, Quitzow.) 50 Pf.
M. Holzmann, Ludwig Börne. Sein Leben und sein Wirken. (Berlin, Oppenheim.) 5 Mk.
G. Steinmüller, Tempora und Modi bei dem Troubadour Bertran de Born. (Progr. des Gymn. in Würzburg.)
G. Osterhage, Über einige chansons de geste des Lohengrinkreises. (Progr. des Humboldt-Gymn. in Berlin.)
La chanson de Roland. Traduction archaïque et rythmée, accompagnée de notes explicatives par L. Clédat. (Paris, Leroux.) 5 fr.
W. Determann, Epische Verwandtschaften im altfranzös. Volksepos. (Göttingen, Dissert.)
Le lai du Cor, restitution critique par F. Wulff. (Lund, Gleerup.) 3 fr.
La noble leçon. Texte original d'après le manuscrit de Cambridge, avec les variantes des manuscrits de Genève et de Dublin. Publié par Ed. Montet. (Paris, Fischbacher.) 12 fr.
J. de Mairet, Sophonisbe. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von K. Volmöller. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk.
E. Seidel, Montesquieus Verdienst um die römische Geschichte. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.
Chauvin et Le Bidois, La littérature française, par les critiques contemporains. Du règne de Louis XIV à 1830. (Paris, Vve Belin & fils.) 4 Mk.
Oudin de la Brenellerie, Histoire de Beaumarchais. (Paris, Plon.) 6 fr.
Le comte de Haussonville, Études biographiques et littéraires. Prosper Mérimée. H. Elliot. (Paris, Levy.) 3 fr. 50 c.

E. Lintillac, Beaumarchais et ses œuvres. Précis de sa vie et histoire de son esprit d'après des documents inédits. (Paris, Hachette.) 10 fr.
M. Dembski, Montaigne und Voltaire. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelung der französischen Syntax des 16. und 17. Jahrhunderts. (Königsberg, Gräfe & Unzer.) 2 Mk.

Publications nouvelles de la librairie H. Lecène & H. Oudin, Paris.

Nouvelle bibliothèque littéraire.

J. Lemaitre, Les Contemporains, Études et Portraits Littéraires. Première série: Théodore de Banville. — Sully Prudhomme. — François Coppée. — Edouard Grenier. — Mme. Adam. — Mme. Alphonse Daudet. — Ernest Renan. — Ferdinand Brunetière. — Emile Zola. — Guy de Maupassant. — J.-K. Huysmans. — Georges Ohnet. 3 fr. 50 c.
Deuxième série: Leconte de Lisle. — José-Maria de Hérédia. — Armand Silvestre. — Anatole France. — Le Père Monsabré. — M. Deschanel et le romantisme de Racine. — La comtesse Diane. — Francisque Sarcey. — J.-J. Weiss. — Alphonse Daudet. — Ferdinand Fabre. 3 fr. 50 c.
Troisième série: Octave Feuillet. — Les frères de Goncourt. — H. Rabusson. — J. de Glouvet. — Pierre Loti. — Le duc d'Aumale. — Henry Fouquier. — Henri Rochefort. — J. Soulary. — Richepin. — Paul Bourget. 3 fr. 50 c.
E. Faguet, Études littéraires sur le XIXe siècle: Châteaubriand. — Lamartine. — Victor Hugo. — Alfred de Vigny. — Alfred de Musset. Th. Gautier. — Mérimée. — Michelet. — George Sand. — Balzac. 3 fr. 50 c.
E. Faguet, Les Grands maîtres du XVIIe siècle. Études littéraires et dramatiques. 3 fr. 50 c.
E. Dupuy, Victor Hugo. — L'Homme et le Poète. Les Quatre Ages, les Quatre Cultes, les Quatre Inspirations. 3 fr. 50 c.
P. Stapfer (prof. à la Faculté des Lettres de Bordeaux), Shakespeare et les Tragiques grecs: Antigone. — Roméo et Juliette. — Œdipe. — Le Roi Léar. — Les Euménides. — Spectres, Sorcières et Démons. — Macbeth. — Hamlet. — Oreste. 3 fr. 50 c.

Ph. Frucht, Metrisches und Sprachliches zu Cynewulfs Elene, Juliane und Crist. (Greifswald, Dissert.)
J. Fuhrmann, Die allitterierenden Sprachformeln in Morris' Early English alliterative poems und in Sir Gawayne and the green knight. (Kiel, Dissert.)
H. Leiding, Die Sprache der Cynewulfschen Dichtungen Crist, Juliane und Elene. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 80 Pf.
Franz Kaim, Shakespeares Macbeth. Eine Studie. (Stuttgart, Kohlhammer.) 60 Pf.
Fotheringham, Studies in the poetry of Robert Browning. (London, Paul.) 6 sh.
Life and times of Oliver Goldsmith. By John Forster. (London, Ward & Lock.)
English and Scottish popular ballads. Edited by Prof. F. J. Child, of Harvard. (New-York, Houghton, Mifflin.) 5 doll.
H. Morley, An attempt towards a history of English literature, vol. 2. (New-York, Cassells.) 1½ doll.

Hilfsbücher.

Afsfahl, Hundert Übungsstücke für die französische Komposition. 2. Auflage. (Stuttgart, Bonz.) 1 Mk. 20 Pf.

G. Luppe und J. Ottens, Elementarbuch der französischen Sprache. (Zürich u. Leipzig, Orell Füfsli.)
I. Teil 1 Mk. 50 Pf., II. Teil 1 Mk. 80 Pf., III. Teil 2 Mk.

C. Schäfer, Französische Schulgrammatik für die Oberstufe. II. Teil: Syntax. (Berlin, Winckelmann.) 1 Mk. 40 Pf.

De Beaux, Schulgrammatik der französischen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung der Phonetik. (Leipzig, Hirzel.)

Voltaire, Tancred. Für den Schulgebrauch erklärt von R. Mahrenholtz. (Leipzig, Renger.) 1 Mk.

Ségur, Napoléon à Moscou und Passage de la Bérésina, erklärt von A. Hemme. (Leipzig, Renger.) 1 Mk. 50 Pf.

H. W. Longfellow, Tales of a wayside inn. Mit deutschen Erklärungen von H. Varnhagen. (Leipzig, Tauchnitz.) 1 Mk.

L. Sevin, Elementarbuch der englischen Sprache nach der analytischen Methode bearbeitet. I. (Karlsruhe, Bielefeld.) 1 Mk.

L. J. Alonso, Nouvelle grammaire espagnole. IIe Éd. (Genf, Burkhardt.) 4 Mk.

Heinrich Viehoff.

Aus persönlichem Umgange.

Von

Viktor Kiy.

„Einen guten Mann haben wir begraben", so hörte man allenthalben sagen, als sich am 7. August des Jahres 1886 auf dem Friedhofe zu Trier das zahlreiche Gefolge zu zerstreuen begann, welches den sterblichen Überresten Heinrich Viehoffs das letzte Geleit gegeben hatte.

Die Trierische Zeitung hatte ihm einen warmen Nachruf gewidmet, in welchem Viehoff ein wahrer Pädagoge mit aufsergewöhnlicher Begabung zum Unterrichten und Erziehen der Jugend genannt wurde, der es verstand, sein eminentes und auf tiefen eigenen Studien basiertes Wissen seinen Schülern zugänglich zu machen und insbesondere durch Erschliefsung der reichen Schätze unserer deutschen Litteratur auf das Gemüt seiner Schüler einzuwirken, die ihm alle ein gesegnetes Andenken bewahren werden. Zu den letzteren rechnet das erwähnte Blatt nicht blofs diejenigen, die das Glück hatten, von dem verdienten Gelehrten und Lehrer persönlich unterrichtet zu werden, sondern einen sehr grofsen Teil der jetzigen Generation in ganz Deutschland; erfreuen sich doch die Werke, in denen Viehoff das Ergebnis seiner Studien auf litterarischem Gebiete niederlegte, und in denen er mit aufserordentlichem pädagogischem Geschick zu dem Verständnis unserer Litteratur und zum eigenen Produzieren zu befähigen suchte, seit langen Jahren einer grofsartigen Verbreitung in ganz Deutschland.

Der Artikel schliefst: „So hat denn der Tod, der in diesem Jahre eine so aufserordentlich reiche Ernte unter den bedeutendsten Persönlichkeiten unseres Jahrhunderts hält, auch in unsere unmittelbarste Nähe mit seiner rauhen, kalten Hand gegriffen und einen Mann aus unserem Kreise gerissen, dessen Tod in ganz Deutschland, besonders bei allen Freunden und Kennern unserer Litteratur beklagt werden wird. In dem Verstorbenen ist ein wahrhafter Säemann des Guten, Edlen und Schönen dahingegangen.“

Heinrich Viehoff ist geboren den 28. April 1804 zu Büttgen bei Neufs und zwar er — der echt deutsche Mann — als französischer Bürger. Sein Geburtsschein ist in französischer Sprache ausgefertigt.

Sein Vater war ein nicht unbemittelter Hofbesitzer, dessen Name nach des Sohnes Erzählung von einem noch in jener Gegend existierenden Hofe, dem „Viehhof“, abgeleitet worden sein soll. Die Anhänglichkeit an den heimatlichen Niederrhein und seine Sitten hat Viehoff sich bis in sein hohes Alter bewahrt. Den Vater verlor er frühzeitig. Die Mutter verheiratete sich wieder mit einem gewandten Manne, der neben der Bewirtschaftung des Gütchens noch mehrere Gemeindeämter bekleidete.

Schon in frühester Jugend zeigte sich des jungen Heinrich Lerneifer. Das Elternhaus mufs nicht gar geräumig gewesen sein; aber der fleifsige Schüler fand selbst unter den plaudernden Knechten und spinnenden Mägden ein Plätzchen, an welchem er — dem Aufsenleben abgewandt — seine Schularbeiten anfertigte, ja in späteren Jahren sogar ernsteren Studien oblag. Vorgebildet auf dem Kollegium zu Neufs und dem Gymnasium zu Düsseldorf, widmete er sich auf der Universität Bonn (1824 bis 1827) philologischen und naturwissenschaftlichen Studien. Hier war August Wilhelm Schlegel sein Lehrer. Dafs derselbe auf Viehoff besonders anregend gewirkt habe, kann nicht behauptet werden. Der Anstofs zu seiner litterarisch-kritischen Thätigkeit sollte, wie wir später sehen werden, von einer ganz anderen Seite kommen.

Eingehenden Studien hingegeben, beteiligte er sich wenig an dem eigentlichen Burschenleben der rheinischen Musenstadt. Wie sein ganzes Leben hindurch, lebte er mäfsig; doch erzählte er gern in alten Tagen, wie er einmal als Student mit einem bedenklichen Spitz nach Hause gekommen sei.

Im Herbste 1827 bestand er das Examen pro facultate docendi, worin er seine Unterrichtsbefähigung in den heterogensten Disciplinen, in der klassischen Philologie wie in den neueren Sprachen, in der Geschichte und Geographie wie in den mathematisch-naturhistorischen Fächern nachwies. Hierauf trat er sein Probejahr am Gymnasium zu Düsseldorf an und wurde zu Ostern 1828 an das Progymnasium zu Ürdingen berufen. — Schon nach einem halben Jahre legte er diese Stelle nieder und wurde Erzieher im Hause des Grafen Westphalen, der in der Provinz gleichen Namens wie in Böhmen begütert war. Viehoff hatte hier Gelegenheit, seinen Gesichtskreis im Umgange mit der feingebildeten, liebenswürdigen Familie des Grafen wie auf Reisen zu erweitern. Auch eignete er sich in diesen Kreisen jene Beherrschung der gesellschaftlichen Formen an, die ihn vor manchen seiner altersgleichen Kollegen so vorteilhaft auszeichnete.

Im Jahre 1833 wurde er als ordentlicher Lehrer an das neu gegründete Gymnasium zu Emmerich berufen, dessen interimistischer Dirigent sein Vetter, Peter Viehoff, war. Am 15. Februar 1835 verlobte er sich hier mit Wilhelmine Graecher und heiratete dieselbe am 14. Oktober 1837.

Mit einem Gehalte von nur 350 Thalern hatte Viehoff es gewagt, sich sein eigenes Heim zu gründen. Die Ehe war durchaus glücklich. Derselben entsprofsten vier Söhne und vier Töchter. Das gesellschaftliche Leben unter den durchweg noch jungen Emmericher Kollegen, von denen Viehoff als letzter heimgegangen ist, mufs nach seinen Schilderungen ein recht anmutendes gewesen sein. Dafs hierdurch jedoch Viehoffs ernstes, wissenschaftliches Streben nicht gelitten habe, dafür zeugen seine ersten litterarischen Veröffentlichungen, namentlich die Abhandlung: Wie malt der Dichter Gestalten, ein Beitrag zu Ästhetik. Emmerich, bei Joh. Lambert Romen 1834, deren Bedeutsamkeit von der Gelehrtenwelt wie von Viehoffs Vorgesetzten allgemein anerkannt wurde. Hierauf folgten: Die Erläuterungen ausgewählter Stücke deutscher Dichter. Zwei Bände. Emmerich, Romen 1836 und 1837. Auf beide Werke werde ich später noch zurückkommen. 1838 wurde Viehoff als erster Lehrer an die Realschule zu Düsseldorf berufen; 1842 wurde er Oberlehrer und erhielt 1848 das Prädikat „Professor". Es scheint

ihm in Düsseldorf aufserordentlich behagt zu haben; auch hier stand er in freundschaftlichstem Verkehr mit seinen Kollegen, namentlich dem Direktor Heinen. Auch die Akademie wirkte anregend auf den angehenden Ästhetiker. Wilhelm v. Schadow war es namentlich, dem er näher trat, trotz der Verschiedenheit ihrer Geistesrichtung. „Einst,“ so erzählt Viehoff, „kehrte ich mit Schadow in einer hellen Mondnacht aus einer Gesellschaft heim; letzterer brachte das Gespräch auf die konfessionellen Gegensätze und suchte vor mir, dem Katholiken, seinen Übertritt zur römischen Kirche zu rechtfertigen. Das Gespräch wurde immer lebhafter, wir gingen auf und ab, und es war fast schon Morgen, als wir uns trennten.“ Auch mit Kühlwetter, dem späteren Märzminister, der damals Oberprokurator in Düsseldorf war, stand Viehoff in freundschaftlichen Beziehungen. Das Jahr 1848 rifs übrigens auch ihn vorübergehend in die politische Bewegung hinein; er wurde Mitbegründer einer liberalen Zeitung, ja sogar eine Zeit lang stellvertretender Redacteur. Im Frühjahr 1850 brachte er mehrere Wochen als Abgeordneter in Erfurt zu. Alles dieses wirkte störend auf seine litterarische Thätigkeit. Er selbst sagt darüber im Vorwort zu dem dritten Teil seines Goethe-Kommentars: „Der gröfste Teil dessen, was ich hier bringe, war schon zu Anfang des Jahres 1848 ausgearbeitet, als die politische Sündflut, über uns hereinbrechend, auf eine Reihe von Jahren jedes Interesse für die schöne Litteratur zu ersticken drohte und mir alle Lust und Ruhe zur Weiterarbeit raubte. Dazu kam, dafs ich wider Neigung und Beruf in eine thätigere Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten in Gemeinde[1] und Staat hineingezogen ward; und als ich endlich aus dem Volkshause zu Erfurt, unerfreulichen Andenkens, heimkehrte und mich den gewohnten Studien wieder hinzugeben gedachte, erging an mich der Ruf zur Übernahme der Leitung einer Schule, die, aus zwei Lehranstalten zusammengesetzt und noch in ihrer Entwickelung begriffen, für die beiden nächsten Jahre meine Kräfte ganz in Anspruch nahm.“ Es war dies die vereinigte höhere Bürgerschule und die Königliche Provinzialgewerbeschule zu Trier, deren Direktorat durch Druckemüllers Berufung als Direktor des

[1] Viehoff war zum Stadtverordneten gewählt worden.

Königlichen Gewerbe-Instituts in Berlin erledigt worden war. Viehoff wäre gern in Düsseldorf geblieben, und nur der ausdrückliche Wunsch des damaligen Kultusministers v. Ladenberg, der ihn persönlich kannte, bewog ihn, nach Trier zu gehen. Hier mufste er sich seinen Weg erst zu ebnen suchen. Es gelang ihm jedoch, alle feindlichen Gegenbestrebungen siegreich zurückzuweisen. Bald war er eine der geachtetsten Persönlichkeiten und hinterliefs bei seinem Rücktritt vom Direktorate der Realschule I. O. diese in dem Zustande vollster Blüte.

Viehoff, der ein so hohes Alter erreichte, hatte trotz seiner kräftigen Konstitution vielfach mit Krankheit zu kämpfen, so dafs er schon früher in Düsseldorf, dann in Trier noch einmal dem Tode nahe war. Tief störend griff auch der frühe Tod seiner Gattin in ein glückliches Familienleben; dieselbe starb am 1. April 1856, als die älteste Tochter noch nicht vierzehn, der jüngste Sohn anderthalb Jahre alt war. Das Andenken an die geliebte Tote verhinderte ihn, ein zweites Eheband zu knüpfen, so sehr er auch die Lücke im häuslichen Kreise empfinden mochte.

Die Erziehung seiner Kinder, denen er nach seinen humanen Grundsätzen möglichst freien Raum zur Entfaltung ihrer Kräfte und Anlagen gab, der Umgang mit wenigen Getreuen, die Leitung der ihm unterstellten beiden Schulen und vor allem der Dienst der Wissenschaft erfüllten ihn nun ganz; hier suchte er Trost für das entschwundene Eheglück. Oft griff er auch zur Leier und besang in kunstvollen Weisen, was ihn quälte oder begeisterte.[1] So stammt von ihm unter anderem auch das Gedicht, das in prächtigem Album als Begleitschrift der dargebrachten Geschenke die rheinischen Städte dem damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm im Januar 1859 bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der Prinzessin Viktoria von England überreichten. Düsseldorfer Freunde hatten Viehoff dazu veranlafst; gern kam er dieser Aufforderung nach, sein Name jedoch ist nie genannt worden; so hatte er es selbst in seiner Bescheidenheit gewollt.

In demselben Jahre wurde er hart vom Unglück heimge-

---

[1] Ein Teil von Viehoffs Gedichten ist von mir herausgegeben unter dem Titel: Drei Bücher erzählender Gedichte. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1888.



sucht. In Trier war der Typhus ausgebrochen und forderte namentlich viele Opfer unter der heranwachsenden Jugend. Auch zwei seiner Töchter erkrankten, ja die eine erlag der schrecklichen Seuche. Seiner Trauer um deren Hingang gab er Ausdruck in einem Gedichte, dessen Anfangs- und Schlufsstrophen ich hier mitteile, weil sie nicht allein den Vaterschmerz und die Vaterliebe Viehoffs schildern, sondern auch einen Beweis liefern von der Innigkeit seiner religiösen Empfindung.

Meiner Tochter Adelheid.

Wenn auf der Mutter Grab die kleine Waise
Die Blumen mit der Thränen Strom betaut,
Wenn an des Jünglings Totenhügel leise
Mit bleich gehärmten Wangen weint die Braut —
Teilnehmend horcht ihr auf die Klageweise
Und fühlt ergriffen euch vom Schmerzenslaut.
O gönnt dem Vater auch, dafs er dem Kinde
Als Grabesschmuck ein einfach Kränzlein winde.

Ach! hätte nicht, mein Kind, im schönsten Sprossen
Den Lebenstraum dir rasch der Tod zernagt,
Hätt ich des Anschauns Lust so lang genossen,
Als ich es mir zu träumen oft gewagt —
Ich hätte still mein Glück in mir verschlossen
Und nie der Welt, was ich besafs, gesagt.
Nun aber mag sie, was du mir gewesen,
In meiner Klag, in meinen Thränen lesen.

Nicht Gaben, in der grofsen Welt zu glänzen,
Nicht kecker Geist und Witz war dir beschert.
Was in des Hauses engen, trauten Grenzen
Das Glück des Daseins lieblich mehrt und nährt,
Das gab der Himmel dir, dafs du mit Kränzen
Der Freud umschlängst des Vaters stillen Herd.
Holdseligkeit im Blick, im Busen Frieden
Und Liebesfülle hatt' er dir beschieden.

Es ist ein kühnes Wort, doch darf ich's sagen:
Soweit mein Geist zurück erinnernd denkt,
Nie hast du mich in deines Lebens Tagen
Mit einem Wort, mit einem Blick gekränkt.
Nur über eins mufs ich mit Thränen klagen,
Wodurch du mich in tiefes Leid versenkt —
Dafs du des Vaters Hoffen so betrogen,
Im ersten Jugendblühn dich ihm entzogen.

Vergieb, was ich im herben Gram gesprochen!
Auch du empfandest tief des Abschieds Qual.
In deinem Aug, vom Tode schon gebrochen,
Erglänzte hell mir noch der Liebe Strahl,
Und deines Herzens letztes schmerzlich Pochen,
Der letzte Laut, der sich der Brust entstahl,
Sie galten minder bittern Todeleiden,
Als einem langen, bangen, schweren Scheiden.

(Schlufsstrophen:)

Auf Nimmerwiedersehn? — O Himmelsglaube,
Du hellest dieses Graungedankens Nacht.
Nein, nein! mir sagt das Herz, dafs wir dem Staube
Nur, was des Staubes war, zurückgebracht.
Der Gotteshauch wird nicht dem Tod zum Raube,
Den Himmelsstrahl verschlingt nicht Grabesnacht;
Hinauf, hinauf, von wannen sie entsprungen,
Hat ihre freie Seele sich geschwungen.

O du, in einem Leib aus edlern Stoffen
Jetzt wandelnd auf des Himmels Sternenaun,
Erhalt in mir das gläubig fromme Hoffen,
Beleb in mir dies selige Vertraun,
Dafs ich dich einst, die Arme für mich offen,
In schönern Räumen darf aufs neue schaun,
Dafs dort uns einst ein neues Dasein einet,
Wo nie ein Aug der Scheidung Thränen weinet.

Über das nächste Decennium können wir schnell hinfortgehen, weil in Viehoffs Lebensverhältnissen sich wenig änderte. Seine Kränklichkeit dauerte fort; nichtsdestoweniger feierte er nicht, wie wir bei Betrachtung seiner litterarischen Thätigkeit sehen werden. Hier sei nur erwähnt, dafs er im Jahre 1870 seinen Patriotismus auch nach aufsen hin dadurch dokumentierte, dafs er zu den „Liedern zu Schutz und Trutz“ wie zu der Gedichtsammlung: „Für Strafsburgs Kinder. Eine Weihnachtsbescherung von Deutschlands Dichtern“ mehrere anmutige Lieder beisteuerte.

Im Jahre 1875 nahm er, wie die Seinigen schon lange gewünscht, seinen Abschied. Se. Majestät der Kaiser verlieh ihm bei dieser Gelegenheit den Kronenorden dritter Klasse, nachdem er schon 1852 bei Anwesenheit Friedrich Wilhelms IV. in Trier den Adler der Ritter des Hohenzollernschen Hausordens erhalten

hatte. Aufserdem war er nebst Gervinus aus Anlafs der Feier des hundertjährigen Geburtstags Schillers im Jahre 1859 mit dem Ritterkreuz erster Klasse des Grofsherzoglich Weimarschen Falkenordens dekoriert worden. 1865 war Viehoff auf Grund seiner Verdienste um die Goethe-Forschung auch zum Ehrenmitglied und Meister des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. ernannt worden.

Wenige Monate nach seiner Pensionierung wurde er durch den jähen Tod seines zweiten Sohnes auf das heftigste erschüttert, den er vielleicht um so schwerer ertrug, weil er — der Greis — ganz allein stand. Die Söhne weilten in der Ferne, die Töchter waren verheiratet. Es trat bei ihm ein so offenbarer Verfall auch seiner körperlichen Kräfte ein, dafs man schon damals das Schlimmste befürchtete. Auf das Zureden seiner Kinder entschlofs er sich deshalb, in mein Haus überzusiedeln, der ich damals seit etwa zwei Jahren mit seiner zweiten Tochter verheiratet war. Hier erholte er sich bald und verblieb daselbst fast neun Jahre bis zu meiner Versetzung nach Elberfeld um Ostern 1885.

Nachdem wir so Viehoffs äufsere Lebensbezüge in kurzen Umrissen kennen gelernt haben, wird es nötig sein, zurückzugreifen auf seine Wirksamkeit als Direktor und Schulmann überhaupt. Eine treffliche allgemeine Schilderung derselben giebt mein verehrter Trierer Kollege, Herr Professor Dr. Keller, in seiner Festschrift zu der Gedenkfeier des sechzigjährigen Bestehens des Realgymnasiums zu Trier. Er läfst sich folgendermafsen darüber aus: „Bedeutungsvoller, weil tief einschneidend in das Leben der Anstalt, war der Rücktritt des Herrn Professor Viehoffs, des bisherigen Direktors. Während 25 Jahren hatte die Schule das Glück, von seiner umsichtigen Hand geleitet, durch die schwierigsten Phasen hindurchgeführt und zu einem so gesunden Organismus entwickelt zu werden, dafs sich von Tag zu Tag das Vertrauen in ihre Leistungsfähigkeit steigerte und die Eltern aus weiter Ferne ihre Söhne derselben zuführten. Schüler und Lehrer verehrten ihn wie einen liebreichen Vater, legten ihr Wohl und Wehe rückhaltlos in seine Hände, weil sie wufsten, dafs mit aufrichtigerer Teilnahme niemand sich ihres Schicksals annehmen könne. Wo er erschien,

sei es auf dem Hofe unter der spielenden Jugend, sei es in der Klasse zur Revision des Unterrichts, sei es auf dem Katheder bei öffentlichen Festen: augenblicklich war die Stimmung eine gehobene, eine feierliche, die aller Blicke ihm zuwandte und selbst in den Reihen der jüngsten Knaben als Geist der Ruhe und Ordnung wirkte; alles nicht Folge pädagogisch erkünstelter oder gewaltsam erzwungener Zucht, sondern einer unwillkürlichen Verehrung, der sich niemand zu entziehen vermochte. Die Persönlichkeit Herrn Viehoffs wirkte so unmittelbar, dafs kein Vater ihm nahte, der nicht mit dem Eindruck, sein Kind in sicherer Hut zu wissen, sein Zimmer verliefs. Hohe sittliche Würde, seltenes Wissen, gewinnende Bescheidenheit, vertrauenerweckendes Entgegenkommen, liebevolle Teilnahme am Schicksal seines Nächsten: das sind die Eigenschaften, welche Herrn Viehoff die Herzen gewannen und heute noch gewinnen. Dazu der poetische Hauch, der sein ganzes Wesen umweht und allem, was er spricht und thut, ein ideales Gepräge giebt. Daher der Kultus seines Namens bei allen, welche das Glück hatten, ihm nahe zu stehen, und heute, nach 30 Jahren, gedenken die bereits ergrauten Schüler seiner Person mit nicht geringerer Wärme, wie zu jener Zeit, da sie ihn als blondlockige Knaben spielend umhüpften.

Leider war der Entschlufs Herrn Viehoffs, sein Amt niederzulegen, begründet in seinen Jahren und der gebieterischen Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit. Die Nachricht davon erweckte natürlich die regste Teilnahme in weitesten Kreisen. Behörden, Lehrer und Schüler, alles beeiferte sich, noch einmal dem verehrten Manne zu nahen und dem aufrichtigsten Gefühle des Dankes und der Liebe Ausdruck zu geben. Und so gestaltete sich denn der Abschied ganz von selbst zu einem Feste, erhebend und glänzend, getragen von jener eigentümlichen Weihe, die stets seine Erscheinung umgab. Die Symbole seiner Lieblingsarbeit, dem deutschen Volke den Genius seiner gröfsten Dichter zu vermitteln, von Meisterhand in edlem Metalle künstlerisch ausgeführt, wurden ihm verehrt, damit sie seinen spätesten Nachkommen Zeugnis ablegten von der Begeisterung, welche ein edles Menschenherz zu erwecken im stande."

Ich habe absichtlich diesen ganzen Abschnitt mitgeteilt, weil Herr Professor Keller während der ganzen Zeit von Viehoffs

Direktoratsführung sein thätigster Mitarbeiter und Freund gewesen ist, der es am meisten verstanden hat, auf seine pädagogischen Ideen und die Eigentümlichkeiten seines Wesens und Geistes einzugehen.

Wie Viehoffs Verhältnis zu Schülern und Lehrern war, ist oben zur Genüge angedeutet worden; es ist jedoch noch besonders sein psychologischer Scharfblick hervorzuheben. Scheinbar schien er sich um den einzelnen Lehrer nur wenig zu kümmern, und doch war er über denselben, über seine ganze Thätigkeit, seine Vorzüge und Mängel auf das genaueste orientiert. Oft genügte dazu ein einziges Zusammensein. So hat Viehoff mir gegenüber einen Mann eingehend charakterisiert, nachdem er mit ihm eine halbe Stunde gesprochen. Im Laufe der darauf folgenden Jahre bestätigten sich jene Wahrnehmungen Zug für Zug. Dabei faſste er immer den ganzen Menschen ins Auge, gestattete jedem der ihm unterstellten Lehrer möglichst freien Spielraum je nach der Eigentümlichkeit seines Wesens; selbst die Probekandidaten suchte er nicht durch Vorschriften einzuengen, indem er von dem Grundsatze ausging: Die pädagogische Methode, welche der junge Lehrer — wenn auch auf Irrwegen — selbst findet, ist immer noch besser für ihn und ersprieſslicher als die vorzüglichste fremde, in die er sich nur widerstrebend und mit Aufgabe der eigenen Individualität hineinfindet, sofern dies überhaupt geschehen kann. — So milde und human sein Auftreten gegen Lehrer und Schüler auch war, so fehlte es ihm übrigens — wo es nötig war — auch nicht an der notwendigen Energie. Dies erfuhr besonders ein Kollege, der in auſserpreuſsischen Dienst trat und sich in dem Glauben befand, er könne seinem bisherigen Direktor zum Abschiede noch einen kleinen Possen spielen.

Wie nach unten, stand Viehoff auch nach oben, den vorgesetzten Behörden gegenüber, welche letztere seine Verdienste gern anerkannten. So erhielt er einen Ruf als Regierungs- und Schulrat nach einer östlichen Provinz. In treuer Anhänglichkeit an sein schönes rheinisches Heimatland lehnte er diesen jedoch dankend ab, ebenso die Aufforderung, das Direktorat des Pädagogiums in Wien zu übernehmen. Besonders günstig und freundlich waren seine persönlichen Beziehungen zu seinen nächsten Vorgesetzten. Im Anfange seiner Wirksamkeit in Trier standen beide Anstalten unter der Königlichen Regierung, die Gewerbe-

schule bis zu ihrer Auflösung. Dies gab Veranlassung, dafs Viehoff nacheinander den Präsidenten derselben, namentlich den Herren Sebaldt, v. Gärtner und v. Wolff näher trat. Mit dem verstorbenen Provinzialschulrat, Geh. Regierungsrat Landfermann verband ihn langjährige innige Freundschaft. Von den Ministerialräten kannte ihn Brüggemann schon von Düsseldorf her, da er das dortige Gymnasium zu der Zeit als Direktor leitete, als Viehoff Schüler desselben war. Ihm, „seinem unvergefslichen Lehrer", hatte er auch sein erstes gröfseres Werk, „die ausgewählten Stücke deutscher Dichter, erläutert", gewidmet, als Brüggemann noch Provinzialschulrat in Koblenz war. Besondere Anerkennung wurde ihm von dem Geheimen Oberregierungs- und Ministerialrat Herrn Dr. Wiese zu teil, welcher am 2. und 3. August des Jahres 1858 die höhere Bürgerschule zu Trier einer eingehenden Revision unterzog und nach derselben die Erklärung abgab, dafs diese Anstalt eine von den wenigen sei, welche schon damals dem neuen Reglement für Realschulen entspreche, und dafs daher ihrem Übergange in eine Realschule erster Ordnung nichts im Wege stehe. Als im Jahre 1875 Herr Minister Dr. Falk diese mit seinem Besuche beehrte, empfahl Viehoff, der seinen Abschied schon eingereicht hatte, die Schule der Fürsorge des Staates. Er, der an dem Kulturkampfe keinen thätigen Anteil genommen, wohl aber sich die Achtung seiner Gegner erzwungen hatte, konnte sich die Genugthuung nicht versagen, dem Herrn Minister zu bemerken, dafs gerade, während die Wogen jenes Kampfes hoch gingen, die Trierer Realschule unter seiner Leitung zu ihrer damaligen Blüte erstarkt sei.

Viehoff, welcher ja gröfstenteils nur an Realanstalten thätig gewesen, war selbstredend ein warmer Freund derselben. Schon unter dem Ministerium Bethmann-Hollweg hatte er wiederholentlich Reformvorschläge gemacht. Wenn er nun auch in der neueren Zeit sich weniger an der offenen Agitation für jene Schulen beteiligte, so hat er doch nach seiner Pensionierung mehrere Aufsätze in dem Pädagogischen Archiv von Krumme und in der Deutschen Revue von Richard Fleischer[1] zu Gunsten

[1] Eine Sammlung dieser und anderer Abhandlungen beabsichtige ich in nächster Zeit herauszugeben.

derselben veröffentlicht. Seine Ansichten hierüber gingen zunächst dahin, daſs Gymnasien und Realgymnasien einen gemeinsamen gleichen Unterbau haben sollten, und zwar hätte er diese Gleichheit der unteren Klassen an beiden Anstalten lieber noch etwas weiter ausgedehnt gesehen, als dies jetzt der Fall ist. Ferner wünschte er nicht eine Gleichstellung der Berechtigungen beider, sondern eine Teilung derselben. Den Gymnasien sollte die Berechtigung für die Universitätsstudien im engeren Sinne bleiben, dagegen die für das Polytechnikum, d. h. für Baufach, Bergfach, sowie für Mathematik, Naturwissenschaften, neuere Sprachen u. s. w. entzogen werden, welche alsdann dem Realgymnasium ausschlieſslich zufielen. Wollte der Realgymnasialabiturient jedoch Theologie, klassische Philologie oder Jura studieren, so muſste er nach Viehoffs Ansicht eine Nachprüfung in den alten Sprachen, sowie umgekehrt der Gymnasialabiturient eine solche in den neueren Sprachen, in der Mathematik und in den Naturwissenschaften machen, falls er sich dem Studium des Baufachs u. s. w. widmen wollte. Auſserdem hatte Viehoff die Überzeugung, daſs die Schule der Zukunft den Realschulen um ein bedeutendes näher stehen würde als den Gymnasien. Gern citierte er dafür den Grafen Platen, der an irgend einer Stelle gesagt hat, auch für die Deutschen müſste einmal die Zeit kommen, in der sie die Krücken wegwerfen und wie die Griechen auf den eigenen Füſsen gehen lernen würden. Übrigens ist er, wie das bei seiner Humanität und weitgehenden Toleranz auch nicht anders zu erwarten war, kein eigentlicher Gegner der Gymnasien gewesen; kann man doch für das eine eintreten, ohne das andere zu verwerfen.

Viel erfolgreicher und gröſser als Viehoffs pädagogische Wirksamkeit ist seine schriftstellerische gewesen; hier erscheint er als der Lehrer seines Volkes, der demselben das Verständnis der Werke und der geistigen Entwickelung seiner beiden gröſsten Dichter vermittelt hat.

Die Betrachtung der Natur war es, die ihn auf den Weg ästhetischer Kritik führte, indem er meinte, daſs hier wie auch da feste Gesetze maſsgebend sein müſsten. Während die meisten Ästhetiker in ihren Systemen, von allgemeinen Ideen ausgehend, von oben her zum einzelnen hinabsteigen und das ganze Gebiet

ästhetischer Erfahrungen ihrem aus den höchsten Gesichtspunkten konstruierten idealen Rahmen einordnen, erbaut Viehoff die ganze Ästhetik ähnlich wie Fechner von unten her auf Grund ermittelter Thatsachen und Gesetze. Dies zeigt uns schon die oben erwähnte Abhandlung: „Wie malt der Dichter Gestalten?" Der ganze Gegenstand ist in etwas veränderter Form in dem Programm der Trierer Realschule von 1874 abgehandelt worden und bildet jetzt den Inhalt der §§ 37—54 im ersten Bande der Poetik.[1] Ähnliche Aufsätze brachte Viehoff in seinem Archiv für den deutschen Unterricht. Hierauf folgte sein erstes gröfseres Werk, das auch schon oben erwähnt wurde: Ausgewählte Stücke deutscher Dichter seit Haller bis auf die neueste Zeit, erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt — für Freunde der Dichtkunst überhaupt und für Lehrer und Lehrerinnen der deutschen Sprache insbesondere. „Viele Gedichte unserer Lyriker," sagt Viehoff in der Vorrede, „leben im Munde des Volkes, die im ganzen doch nichts weniger als leicht verständlich sind, andere lassen wenigstens stellenweise eine historische, antiquarische, mythologische oder litteraturhistorische Notiz oder Interpretation des Gedankens wünschen. Während in den Klassikern der Griechen und Römer jede nur etwas schwierige Stelle bis zum Übermafs besprochen und erörtert wird, versäumt man bei den uns doch unendlich näher liegenden Dichtern unserer Nation auch das Nötigste zur Aufhellung der Schwierigkeiten, die wahrlich bei ihnen nicht seltener sind als bei den Dichtern des Altertums."

Wir sehen, Viehoff tritt hier in der Interpretierung der neueren deutschen Dichter bahnbrechend auf. Aus diesen Erläuterungen entwickelten sich die Kommentare zu Schiller und Goethe.

Die erste Auflage des Schillerkommentars (1840) schlofs sich streng an Hoffmeisters in seinem Leben Schillers aufgestellte Gruppierung der Gedichte. Die zweite umgearbeitete Auflage erschien 1856 in Bechers Verlag zu Stuttgart. Viehoff, von der Überzeugung ausgehend, dafs es nicht blofs für die Würdigung

[1] Aus Viehoffs Nachlafs von mir herausgegeben: Die Poetik auf Grundlage der Erfahrungsseelenlehre. Trier, Fr. Lintz, 1888.

des Dichters im ganzen, sondern auch für das Verständnis seiner einzelnen Gedichte das Förderlichste sei, legte hier die chronologische Anordnung mit einzelnen Abweichungen zu Grunde. „Die Vorzüge dieses Kommentars,“ sagt Kirchner in der Leipz. Ill. Ztg. vom 21. August 1886, „sind Gelehrsamkeit, Umsicht und Geschmack. So sorgfältig Viehoff jede Schwierigkeit zu lösen sucht, so vermeidet er meist glücklich Pedanterie und Trivialität.“

Inzwischen war 1846—1853 auch Viehoffs Goethekommentar (Düsseldorf, Bötticher) erschienen und zwar zuerst als unumgängliche Vorarbeit für eine allseitige Würdigung Goethes und seiner Leistungen; fehlte doch damals noch ein Werk, welches in der Weise der Hoffmeisterschen Schrift über Schiller seine äußeren Lebensbezüge, seine geistige Entwickelung und seine Werke in ihrem Zusammenhange und ihrer Wechselwirkung darstellte. Wer möchte heute, er müßte denn ein in egoistischer Selbstüberhebung verblendeter Pedant sein, wer möchte heute die Verdienste leugnen, die sich Viehoff durch seine Goetheforschungen erworben; und doch muß man annehmen, daß seinen selbstlosen Bestrebungen schon damals der Neid entgegentrat. In dem Vorwort zum dritten Bande sagt Viehoff nämlich am Schlusse: „Gelingt es anderen auf dem Felde, das ich größtenteils als ein unangebautes vorgefunden, bald eine reichere und vollere Ernte zu erzielen, so werde ich, auf das Ganze zu blicken gewöhnt, mich darin ohne Verdruß und Neid zu finden wissen. Müssen doch ganz andere Männer, als unsereins, es sich gefallen lassen, ihre besten Kräfte den Bedürfnissen des Tages, der Stunde zu widmen. Konkurrenten und Nachfolger werden aber, deucht mir, am besten für den Erfolg ihrer Leistungen, für den reinen Genuß der Leser und die Würde der Wissenschaft sorgen, wenn sie das Bessere dem minder Guten, das Richtige dem Verfehlten, das Vollständige dem Unvollständigen einfach gegenüberstellen, anstatt durch eine gehässige Polemik gegen wirkliche und vermeintliche Irrtümer, durch geringschätzige Behandlung der Mitstrebenden in den Augen eines ferner stehenden Publikums die Sache mit den Personen zu diskreditieren und die unwürdige litterarische Klopffechterei, von der wir früher nur zu oft auf dem Felde der altklassischen

Philologie Zeuge sein mufsten, nunmehr auf das Gebiet der modernen Philologie zu verpflanzen.“ In der zweiten Auflage gab Viehoff die biographische Darstellung auf, weil, wie es ihm schien, eine solche Einrichtung den Gebrauch des Kommentars für den weit gröfseren Kreis von Lesern erschwerte, die nach Lust und Mufse sich an herausgerissenen Stücken und Gruppen der Goetheschen Gedichtsammlung erfreuen wollten. Aus demselben Grunde wurde der biographische Charakter in der vierten Auflage des Schillerkommentars fallen gelassen. In der kurz vor seinem Tode begonnenen sechsten Auflage hat Viehoff auf vielfachen Wunsch die chronologische Reihenfolge bei Erklärung der einzelnen Gedichte wieder aufgenommen.

Die Darstellung des Lebens Schillers übernahm Viehoff auf den Wunsch von Hoffmeisters Gattin. Nachdem derselbe in seiner grofsen verdienstvollen Arbeit: „Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang“ ein Werk geliefert hatte, welches, wie Viehoff meint, dem Ideale einer echt wissenschaftlichen Biographie so nahe kommt wie kein anderes, wollte er diesem ein weniger umfangreiches, übersichtlicheres für einen weiteren Leserkreis folgen lassen, dessen Ausarbeitung er bald nach Vollendung des ersteren begann. Mitten in der Arbeit ereilte ihn der Tod. Die Witwe ersuchte Viehoff, welcher dem Verstorbenen in persönlichem Umgange näher getreten war, um Ergänzung der Schrift, von welcher ungefähr ein Drittel (bis S. 217 des ersten Bandes) druckfertig niedergeschrieben war und zu deren übrigen Teilen sich noch fragmentarische Stücke, Andeutungen und Materialien vorfanden. Das Buch erschien 1846 (Bechers Verlag in Stuttgart).

Nachdem die in einer sehr grofsen Anzahl von Exemplaren gedruckte einzige Auflage von Hoffmeisters fünfbändiger Schillerbiographie vergriffen war, erhielt Viehoff von einer hervorragenden deutschen Verlagshandlung den Antrag, eine zweite unter Benutzung der unterdes erschlossenen neuen Quelle vorzubereiten. Viehoff war dazu bereit und setzte sich deshalb mit Hoffmeisters Gattin in briefliche Verbindung. Diese wollte den Text des Werkes in voller Integrität erhalten wissen und verlangte, dafs die nötigen Zusätze und Berichtigungen in der Form von Anmerkungen unter den Text gesetzt würden. Die Verlagshand-

lung verwarf dies als geschmackswidrig; so zerschlug sich das Unternehmen.

Im Jahre 1874 wurden Hoffmeisters Werke litterarisches Gemeingut. Dies veranlafste die Verlagshandlung von Karl Conradi in Stuttgart, mit Viehoff über eine Neubearbeitung des gröfseren Hoffmeisterschen Werkes in Verbindung zu treten. Wie Viehoff selbst erzählt, trug er zunächst Bedenken, auf diesen Antrag einzugehen. Er war schon in das siebzigste Lebensjahr getreten und mufste in Erwägung ziehen, ob Zeit und Kräfte ihm zur Lösung einer solchen Aufgabe ausreichen würden. Überdies kam zu den früher von der Verlagshandlung gestellten Forderungen noch die hinzu, das übergrofse Volumen des Werkes auf einen engeren — seiner Verbreitung günstigeren — Umfang zusammenzuziehen, eine Forderung, deren Erfüllung mit der unabweisbaren Pflicht, zugleich die reiche Ausbeute der neueren Forschungen über Schiller aufzunehmen, schwer zu vereinigen schien. Andererseits fühlte sich Viehoff wieder durch den Gedanken ermutigt, dafs er wie kein anderer Hoffmeisters Sinnes- und Denkweise durch eifriges Studieren seiner Schriften und noch mehr durch persönlichen Umgang kennen gelernt hatte. Übrigens stimmten beide in der Auffassung Schillers so sehr überein, dafs sie auch in voneinander unabhängigen Arbeiten, z. B. den Abhandlungen über die Jungfrau von Orleans, in den meisten Resultaten überraschend genau zusammentrafen. Die Aufnahme so vieler zu Hoffmeisters Zeit noch unermittelter Data, die infolge dieser Erweiterung um so dringender gebotene Kürzung der kritisierenden Partien, namentlich der sehr ausführlichen Beurteilungen der gröfseren Dichtungen und Prosawerke bewirkten jedoch, dafs diese Bearbeitung zu einem selbständigen neuen Buche wurde. Da jedoch Hoffmeisters Grundansichten über Schillers Charakter, über den Gang und die Epochen seiner Geistesentwickelung, über seine Stellung zum Jahrhundert, wie über seine ganze Weltanschauung festgehalten wurden, so hat Viehoff dies gleich auf dem Titel angedeutet, welcher lautet: Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke, auf Grund der Karl Hoffmeisterschen Schriften neu bearbeitet.

Da Viehoff in gar keiner Beziehung zu den mafsgebenden

Persönlichkeiten der Presse stand, so ist sein Buch von dieser ziemlich kühl aufgenommen. Anders denkt die grofse Masse der Gebildeten, und namentlich in pädagogischen Kreisen wird Viehoffs Schillerbiographie eine durchaus gerechtfertigte Wertschätzung zu teil, die ihr nicht allein wegen der gefälligen Form, wegen der gewissenhaften Forschung, sondern auch wegen der patriotischen Wärme gebührt, die das ganze Werk durchströmt. Übrigens will ich nicht unerwähnt lassen, dafs Rudolf v. Gottschall in seiner „Deutschen Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts“, 5. Aufl. I, S. 85, von derselben sagt, sie zeichne sich durch eingehende, oft sehr treffende Analyse und Kritik der einzelnen Werke aus.

Schon anfangs der vierziger Jahre suchte Hoffmeister Viehoff zu der Abfassung einer Goethebiographie zu veranlassen; aber erst als die Säkularfeier von Goethes Geburtstag näher heranrückte und noch immer von keinem der vaterländischen Schriftsteller verlautete, dafs er sich anschicke, den Nationalfesttag mit einer Biographie des Gefeierten zu begrüfsen, erst da, sagt Viehoff in der Vorrede zu Goethes Leben, 4. Aufl., besiegte der Unmut über diese Nachricht mein Zagen und Zaudern, und ich beschlofs zu versuchen, was Begabtere zu thun versäumten. Zugleich mit dem zweiten Bande des Kommentars sandte er den ersten des Lebens an Varnhagen von Ense, welcher in einem Briefe vom 26. Mai 1847 dafür seinen Dank ausspricht. „Sie haben,“ schreibt er, „bei Ihrer Arbeit ein Verdienst, das mir ein gar seltenes deucht und meines Erachtens am schönsten Ihren Beruf bezeugt; das ist nämlich dieses, dafs Sie in eine philosophisch-kritische Darstellung, die ihrer Natur nach so vieles Einzelne zusammentragen, prüfen, vergleichen mufs, bei willigem Verzichtleisten auf jeden Wetteifer mit Goethes eigenen Schilderungen, dennoch eine gemeinsame Tonart, einen durchgehenden Strom verbindender Wärme und Teilnahme gebracht haben, so dafs der Leser einen durchaus wohlthuenden Eindruck empfängt. Sie haben selbst mit Liebe gearbeitet, das fühlt sich durch und erfreut. Mögen Sie das Werk in gleichem Sinne glücklich fortführen und vollenden.“ — Weiterhin heifst es: „Ein Freund von mir in London, Herr Lewes, arbeitet auch an einer Biographie Goethes. Ich habe ihm sogleich geschrieben, sich

auf die Ihrige zu stützen und auch die drei Bände: ‚Briefe Goethes an Frau v. Stein‘ abzuwarten.“

In einem Briefe vom 13. Februar 1848 dankte Varnhagen für die Zusendung des zweiten Bandes und schreibt unter anderem: „Vor kurzem schrieb mir ein Freund, ein Leben Goethes dürfe vor Ablauf eines halben Jahrhunderts kaum zu schreiben sein. Ihr Buch erweist das Gegenteil, und nicht nur die Zulässigkeit, sondern auch die Notwendigkeit. Ich fing sogleich an zu lesen, erst nach zufälligem Aufschlagen, dann ordentlich von Anfang, und ich hatte mich immer des erwünschten Eindrucks zu freuen, fühlte mich ganz herausgehoben aus der trüben Stimmung... Die ursprüngliche Schönheit und Lauterkeit Goetheschen Daseins strahlt durch Ihren Vortrag rein hindurch...“

Viehoff hatte zunächst die Absicht, nach Hoffmeisters Vorgange zuerst ein umfassendes Werk zu schreiben und dies dann für einen weiteren Kreis von Lesern zu einem kleineren Lebensbilde umzuarbeiten. Zu stande gekommen ist nur eins, das zwischen beiden die Mitte hält; denn verschiedene Umstände verzögerten den Fortgang der Arbeit. Als ein sehr achtbarer Konkurrent für die kleinere Goethe-Biographie erschien J. W. Schäfer mit seinem Leben Goethes. „Gleichzeitig,“ bemerkt Viehoff S. X der gedachten Vorrede, „begann ein Goethe-Litterat,[1] dessen Verdienste um die Erforschung, Sichtung und Ordnung des Materials willigere Anerkennung finden würde, wenn er nicht überall den infallibeln Alleinwisser spielen wollte, es sich zur Aufgabe zu machen, meine Arbeiten über Goethe auf Schritt und Tritt zu verfolgen und herabzusetzen, und imponierte einer urteilsunfähigen Menge durch die hochfahrende Art der Polemik. Die angekündigte englische Goethe-Biographie liefs unterdes auf sich warten, und erst als die meinige zu Ende geführt war, trat G. H. Lewes mit seinem Werke hervor. Da war es ein merkwürdiges Schauspiel zu sehen, wie sich dem ausländischen Buche gegenüber die deutsche Kritik gebärdete, in welch dithyrambisches Frohlocken sie ausbrach, dafs ein fremder Schriftsteller dem deutschen Dichter die Ehre erwiesen hatte, sich so eingehend mit ihm zu beschäftigen. Lewes selbst gestand offen in dem

[1] Prof. Düntzer in Köln.

Vorwort, von meinem wie von Schäfers Buche ‚den freiesten Gebrauch gemacht zu haben‘, und unterliefs nicht, ‚die Beihilfe, die er von ihnen gehabt, in vollstem Mafse anzuerkennen‘. Je bescheidener er auftrat, um so kräftiger glaubte sein Übersetzer in die Trompete der Reklame stofsen zu müssen. Er unterdrückte wohlweislich in der ersten deutschen Ausgabe die Vorrede des Verfassers, erkannte meinem Buch ‚keinen höheren Rang als den einer umfassenden Materialiensammlung‘ zu, sprach dem Schäferschen ‚kräftige, lebensvolle Erfassung der Persönlichkeit Goethes und Frische der Darstellung ab‘, rückte dem Rosenkranzschen seine ‚philosophisch konstruierende Behandlung des Stoffes‘ vor und half den Mängeln des englischen Werkes, soweit es möglich war, geschickt durch kleine Abänderungen und Berichtigungen nach. Zwar fehlte es nicht an Stimmen, die zur Besinnung mahnten; aber sie verklangen. So rügte z. B. das Litteraturblatt zum Kunstblatt es als eine schimpfliche Schwäche, von vornherein für alles Fremdländische so eingenommen zu sein, dafs man das Studienbuch, welches sich der fleifsige Engländer über Goethe aus deutschen Werken zusammengestellt, als ein biographisches Meisterwerk anpreise und uns damit ein Armutszeugnis ausstelle, als sei uns hier erst das Verständnis unseres grofsen Dichters erschlossen worden. Schäfer schrieb an die Redaktion des Bremer Kuriers, der sich seiner gegen die Lobredner des Engländers angenommen, das Publikum werde, wenn die ersten Posaunenstöfse des Zeitungslobes vorüber seien, von selbst einsehen, dafs die Schrift von Lewes nichts anderes sei als ein oberflächliches, aus wenigen deutschen Büchern zusammengeschriebenes Werk. Aber Schäfer irrte mit seiner Prophezeiung.“

In letzterem Punkte behielt Viehoff nicht ganz recht. Seine Goethe-Biographie erlebte im Jahre 1877 eine vierte Auflage, in welcher die Überarbeitung des vierten Teiles diesen würdig neben den Anfang des Werkes stellt, und so erfüllte sich Viehoffs Hoffnung, dafs, nachdem durch die Thaten der Männer des Schwertes das Selbstgefühl der Nation gestiegen, sich die Überschätzung des Fremdländischen vermindern würde.

Als Viehoff im Jahre 1875 sein Amt niedergelegt hatte, war auch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit eine Pause einge-

treten. Sein Leben Schillers war beendigt, ebenso der Text für eine Komposition seines Freundes Hiller in Köln, Der gefesselte Prometheus. Eine Zeit lang war er unschlüssig, wie er die gewonnene Mufse ausfüllen sollte. Unterhaltungen mit mir führten ihn auf das Gebiet der Ethik; ich übergab ihm ein Kollegienheft darüber, das ich bei Rosenkranz nachgeschrieben hatte. Dies führte Viehoff darauf, eine philosophische Ethik zu schreiben; einzelnes daraus ist zu Aufsätzen in Fleischers Revüen verwandt; beendigt ist die Arbeit nicht, aber das Vorhandene ist von mir bisher noch nicht im Nachlasse aufgefunden worden.

Viehoff hatte nämlich, noch bevor er an die Umarbeitung der Goethe-Biographie ging, eine andere Arbeit begonnen, die schon erwähnte Poetik, und zwar von der Annahme aus, dafs Ethik und Ästhetik auf dieselben Grundbegriffe ausliefen, nämlich die Gefühle der Lust und Unlust.

Es darf nicht vergessen werden, dafs Viehoff auch auf dem Gebiete der wissenschaftlichen und pädagogischen Journalistik bahnbrechend thätig war durch Begründung einer Vierteljahrsschrift, des „Archivs für den Unterricht im Deutschen" (Düsseldorf 1843 und 1844), worin mehrere Beiträge zur Interpretation von Goethes kleineren Poesien, aber auch eine Erläuterung von „Hermann und Dorothea", sowie andere Aufsätze ästhetischen und pädagogischen Inhalts enthalten sind. Diese Zeitschrift ward zu einem „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen" erweitert, welches anfangs Viehoffs Freund, Herr Professor Ludwig Herrig, damals Oberlehrer in Elberfeld, mit ihm vereint redigierte. Sie hatten sich im Jahre 1842 in Düsseldorf kennen gelernt und besuchten sich seitdem gegenseitig; am häufigsten aber trafen sie sich während des Sommers auf der Station Hochdahl, wo sie ihre Gedanken über alles miteinander austauschten, was ihr äufseres und inneres Leben bewegte. „Es war," schreibt mir Herr Professor Herrig, „als ob uns eine elektrische Kraft miteinander ganz plötzlich verbunden hätte." Herrig besorgte vorzugsweise die Redaktion der auf französische und englische Litteratur und Sprache bezüglichen Artikel, Viehoff die der Beiträge fürs Deutsche. Obgleich letzterer nun gleich anfangs den geringeren Teil an den Redaktionsgeschäften übernommen

hatte, so sah er sich doch bald durch mancherlei Umstände genötigt, auch diese an Herrn Herrig zu übertragen. Im Jahre 1849 trat er ganz davon zurück, freilich mit der Absicht, in Zukunft mehr, als in den letzten Jahren möglich war, zur Fortentwickelung der verschiedenen Zweige des deutschen Unterrichts mitzuwirken.[1] Das Archiv erschien nun Unter besonderer Mitwirkung von Robert Hiecke und Heinrich Viehoff, herausgegeben von Ludwig Herrig. Als Viehoff nach Trier übersiedelte, erlahmte jedoch wegen Überbürdung mit amtlichen Geschäften und wegen seiner anderweitigen litterarischen Thätigkeit, die ihn ganz in Anspruch nahm, auch diese Mitwirkung, und sein Name verschwand sodann selbtsredend auch auf dem Titel des Archivs.

Zu erwähnen ist ferner, dafs Viehoff sich als geschickter Übersetzer aus lebenden und toten Sprachen erwiesen hat. Verdeutscht sind von ihm sämtliche Dramen von Sophokles und Racine, elf Dramen von Shakespeare, drei Stücke von Molière, die Mosella von Ausonius, aufserdem kleinere Gedichte aus dem Englischen, Französischen[2] und Schwedischen.

Auch eine Reihe von Schulbüchern sind von Viehoff verfafst worden, so ein geographischer Leitfaden in drei Bändchen (Berlin, Karl Habel), welcher mehrere Auflagen erlebte. Am wichtigsten sind die deutschen Lesebücher und namentlich das Handbuch der deutschen Nationallitteratur, welche im Verlage von George Westermann zu Braunschweig erschienen. Von diesen Büchern gilt so recht das Sprichwort: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. In Preufsen werden sie wenig gebraucht; die stattliche Reihe von Auflagen[3] geht nach Österreich, Bayern, nach der Schweiz, aber auch nach Amerika und England, in welchen beiden Ländern das Handbuch als Chrestomathie in den Schulen gebraucht wird. Wer dies letztere Buch so genau kennt wie ich, der ich seit fünfzehn Jahren dasselbe bei dem deutschen

---

[1] Siehe Vorrede zum sechsten Bande des Archivs für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen.

[2] Eine Sammlung derselben ist von mir herausgegeben unter dem Titel: Blütenstraufs der französischen u. englischen Poesie. Leipzig, Bibl. Institut, 1888.

[3] Von dem Handbuche erschien eben die zwanzigste Auflage.

Unterrichte in den beiden oberen Klassen eines Realgymnasiums benutze, der mufs nicht nur das ästhetische Feingefühl, sondern auch das pädagogische Geschick bewundern, welche Viehoff bei der Auswahl der einzelnen Gedichte und Prosastücke geleitet haben. Die erste Auflage erschien 1857. Das Buch sollte, wie Viehoff in der Vorrede sagt, der Jugend einen reichen, mannigfaltigen, anziehenden, den Gedanken- und Anschauungskreis erweiternden, die Phantasie anregenden, das Herz veredelnden und insbesondere Religiosität und Vaterlandsliebe weckenden und nährenden Stoff zuführen und zugleich den anderen Zweigen des deutschen Unterrichts in den oberen Klassen, der Litteraturgeschichte, Poetik, Metrik u. s. w. als belebendes, veranschaulichendes Hilfsmittel dienen. Ganz besonders gelungen ist die Auswahl aus Klopstock und aus Goethe. Wie wenig aber gerade dies von der grofsen Masse verstanden wird, zeigte mir einmal die Frage eines Lehrers, warum wohl die Ode „An meinen Freund Behrisch“ von Viehoff in das Handbuch aufgenommen sei. Derselbe übersah, dafs die Absicht des Herausgebers darauf hinausging, die einzelnen Entwickelungsphasen und Bezüge auf das Leben des Dichters durch besonders charakteristische Gedichte klarzulegen.

Als im Jahre 1880 durch Herrn v. Puttkamer die neue Orthographie in Preufsen eingeführt wurde, trat die Verlagsbuchhandlung auch an Viehoff mit dem Verlangen heran, seine Lesebücher dem entsprechend zu bearbeiten. Ich selbst benutzte die Gelegenheit, um auf einzelne Abänderungen hinzudeuten, welche Gegenstand meiner Wünsche und der einiger anderen Kollegen waren. Mein Schwiegervater hatte damals aber infolge seiner Kränklichkeit eine derartige Abneigung vor einer jeden litterarischen Thätigkeit, dafs er die Beantwortung des Schreibens der Verlagsbuchhandlung mir überliefs. So kam es, dafs mir die Bearbeitung der neuen Auflage übertragen wurde, welche ich im Einverständnis mit Viehoff ausführte. Wenig gekannt ist die in gleichem Verlage erschienene Vorschule der Dichtkunst, und doch kann auch diese mit Recht jedem empfohlen werden.

Jene Unlust an derartigen Beschäftigungen verminderte sich wieder, Viehoff arbeitete an seiner Poetik weiter, lieferte einzelne

Aufsätze für verschiedene Zeitschriften. Alle diese Produktionen zeigten die seltene geistige Frische des Greises. Dann aber trat wieder ein Stillstand ein.

Um so mehr war ich erstaunt, als ich anfangs des Jahres 1886 hörte, mein Schwiegervater wolle an die Umarbeitung seines Schillerkommentars gehen, dessen sechste Auflage erscheinen sollte. Mir selbst schrieb er darüber am 22. März 1886, an welchem Tage ich die Festrede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät zu halten hatte, eine Postkarte, deren Inhalt ich hier mitteilen will, weil daraus ersehen werden kann, wie innig bis zu seinem Lebensende der greise Gelehrte zu seinem greisen Kaiser hielt. Er schrieb: „Lieber Viktor, du stehst wahrscheinlich in dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, auf der Rednerbühne und preisest den Unvergleichlichen, der heute bei wahrem Kaiserwetter in sein neunzigstes Jahr tritt. Mögen deine Worte auf jung und alt erhebend und begeisternd wirken! Ich mufs heute das Haus hüten, teils weil mir meine 83 Jahre Zurückgezogenheit auferlegen, teils weil ich für Conradi in Stuttgart Korrekturbogen der sechsten Auflage meines Schillerkommentars zu revidieren habe“ u. s. w. Die letzte Manuskriptsendung erfolgte nach seiner Aufzeichnung am 12. Mai. Dieselbe lautet: „abgesandt am 12. Mai 1886, anderweitige Gedichte aus der Anthologie 1) Graf Eberhard“ u. s. w. Am 1. Juni wollte er in eine Sommerfrische gehen; doch dazu kam es nicht mehr. Er sollte seine Arbeit nicht mehr beendigen. Noch acht Gedichte der ersten Periode sind unbehandelt geblieben. Aus der zweiten lagen nur die Künstler und der Anfang von den Göttern Griechenlands im Manuskripte vor.

Die Erläuterung dieses Gedichtes war das letzte, was er geschrieben. Dieselbe reicht bis Str. 14, wo er von dem religiösen Glauben der Hellenen sagt, dafs er „auch eine tröstliche Ansicht des Todes gewähre“.

Weiter sollte er nicht kommen; denn eines Morgens fand man ihn neben seinem Schreibtische am Boden liegend. Er konnte sprechen, war jedoch nicht im stande, sich zu erheben. Es war kein Schlaganfall gewesen, sondern eine Ohnmacht infolge der Anämie des Gehirns, die durch übermäfsige Anstrengung desselben herbeigeführt war. Unter sorgfältiger Pflege erholte

er sich zwar wieder und plante sogar die Beendigung der eben begonnenen Arbeit (die Bearbeitung dieser sechsten Auflage des Schillerkommentars ist unterdes von mir zu Ende geführt worden und im Drucke erschienen. Stuttgart, Karl Conradi, 1887); doch dies war ihm nicht mehr beschieden. Am 5. August morgens hatte er ausgerungen.

An seinem Grabe sprach sein Nachfolger im Amte, Herr Direktor Dr. Dronke, anerkennende Worte, der Schülerchor des Realgymnasiums sang einige Lieder; dann schlofs sich die Gruft. Kurz und treffend lautet die Charakteristik der Frankfurter Zeitung: „Viehoff war als Schulmann, als Schriftsteller wie als Mensch eine durchaus edle und vornehm denkende Natur.“

Er ruhe in Frieden!

Variantes orales

de contes et de badinages populaires français et étrangers
recueillies
par

Charles Marelle.

Les pièces suivantes ne sont point, comme on pourrait le croire au premier abord, des compositions d'écrivain faites avec des textes connus, compilés et refondus sur le papier, dans la solitude du cabinet. Elles m'ont toutes été *dites de vive voix*, à des époques diverses, en Champagne, mon pays natal, et elles peuvent servir de preuves à l'appui de l'opinion que j'ai soutenue plusieurs fois ici-même* et que je formule ainsi: Les contes ordinairement qualifiés populaires ne sont pas, pour la plupart, de l'invention du peuple proprement dit, et c'est par la bouche de personnes relativement cultivées, plus souvent peut-être que par l'organe de gens absolument dépourvus d'éducation, qu'ils se transmettent et se transforment encore aujourd'hui.

Le *Petit Chaperon d'or* m'a été conté en 1880 par un avocat, M. Lucas, de Crésantignes, petit bourg du département de l'Aube. M. Lucas le tenait d'un maître d'école de Romilly.

La fable japonaise des *Deux rats et leur gendre* m'a été dite au collège de Troyes par un maître d'études, M. Audemar. Il l'avait lui-même entendu raconter à Brest par un de ses amis qui revenait du Japon. Je ne crois pas qu'il en existe une version française imprimée. Cette pièce rappelle la *Souris métamorphosée en fille* de La Fontaine (L. IX, 7) et provient sans doute du même original sanscrit.

Le *Preneur de rats* était le récit favori d'un de mes oncles, M. Bazin du Jonquoy, propriétaire d'une grande filature à Méry-sur-Seine. J'avais dix ans peut-être lorsqu'il me le conta pour la première fois. Plus tard, vers ma dix-septième année, lorsque je commençai à recueillir les traditions orales de la contrée, je demandai à mon oncle s'il n'avait pas puisé ce conte allemand dans la „Chronique du temps de Charles IX“ de Prosper Mérimée (qui parut en 1829). Il me répondit qu'il n'avait

* Die französischen Märchen von Perrault, Archiv Bd. XLI, 1868. Contes et chants populaires français, Archiv Bd. LV, 1876.

jamais lu ce livre et qu'il avait entendu raconter l'histoire du Preneur de rats dans sa jeunesse, à Paris, chez un ami de sa famille, „le père Flamand", qui aimait à la dire à ses petits enfants et qui probablement la tenait de sa mère, une Alsacienne.

Mon oncle avait appris dans la même maison la „randonnée" (il l'appelait ritournelle) de *Biquette dans le jardin.* Il savait aussi celle de la *Grosse Carotte,* et c'est également de lui que me vient cette facétie. Quelques-uns de mes camarades du collège de Troyes en connaissaient des versions un peu différentes où figuraient le roi, le pape, la chèvre, le chien etc., dont les noms augmentaient la difficulté de l'énumération. On sait que ces Kyrielles bouffonnes veulent être débitées avec toute la volubilité possible; à la moindre hésitation leur effet est manqué.

La véritable histoire du petit Chaperon d'or.

Vous connaissez le conte du pauvre petit Chaperon rouge que le Loup trompa et mangea, avec sa galette, son petit pot de beurre et sa grand'mère; eh bien, l'histoire véritable s'est passée tout différemment; on le sait aujourd'hui. Et d'abord, la petite fille s'appelait et s'appelle encore le petit Chaperon d'or; ensuite ce n'est pas elle, ni la bonne mère-grand, c'est le méchant loup qui fut, à la fin, attrapé et mangé.

Écoutez seulement.

L'histoire commence à peu près comme le conte.

Il y avait une fois une petite fille des champs, jolie et gentille comme une étoile au temps. Elle se nommait de son vrai nom Blanchette, mais on l'appelait plutôt le petit Chaperon d'or, à cause d'un merveilleux petit capet couleur d'or et de feu dont on la voyait toujours coiffée. C'était sa grand'mère, une femme si ancienne qu'elle ne savait plus son âge, qui lui avait donné ce petit chaperon; il devait lui porter bonheur, car il était fait d'un rayon de soleil, disait-elle. Et comme la bonne vieille passait pour un peu sorcière, tout le monde croyait aussi le petit capet un peu ensorcelé.

Or il l'était effectivement, vous allez voir.

Un jour la mère dit à l'enfant: voyons, mon p'tit Chap'ron d'or, si tu sais déjà t' conduire toute seule. Tu vas porter c' bon morceau d' galette à ta grand'maman pour se régaler d'main dimanche. Tu lui d'mand'ras comment elle va, et puis

tu r'viendras tout d' suite, sans t'arrêter à jaser en ch'min avec des gens qu' tu n' connais point. T'entends bien?

J'entends bien, répondit gaiement Blanchette. Et la voilà partie avec la galette, et toute glorieuse de la commission.

Mais la grand'mère demeurait dans un autre village, et il fallait traverser un grand bois pour y arriver. Au tournant du chemin, sous la futaie, qui va là tout d'un coup?

Compère le Loup!

Il avait vu l'enfant partir seule, et le scélérat l'attendait pour la dévorer; lorsqu'au même moment il aperçut des bûcherons qui pouvaient le voir, et il se ravisa.

Au lieu de se jeter sur Blanchette, il l'aborde en frétillant et faisant le bon chien.

C'est toi! mon gentil p'tit Chaperon d'or, lui dit-il.

Et alors la petite fille s'arrête pour causer avec le Loup, que pourtant elle ne connaissait point.

Tu m' connais donc? lui dit-elle. Et toi, comment t'appelles-tu?

J' m'appelle compère le Loup. Et où vas-tu comme ça, ma bellotte, avec ton p'tit panier au bras?

J' vas chez ma grand'm'man, lui porter un bon morceau d' galette pou' s' régaler d'main dimanche.

Et où demeure-t-elle, ta grand'm'man?

Elle demeure d' l'aut' côté du bois, à la première maison du village, près du moulin à vent, tu sais bien.

Ah oui! j' sais maint'nant, dit le Loup. Eh bien, j' vas justement par là; j'y s'rai avant toi sans doute, avec tes p'tites jambettes, et j' lui dirai qu' tu viens la voir; alors elle t'attendra.

Là-dessus le Loup coupe à travers bois, et en cinq minutes il arrive à la maison de la grand'mère.

Il frappe à la porte: toc, toc.

Point de réponse.

Il frappe plus fort.

Personne.

Alors il se dresse tout debout, pèse de ses deux pattes de devant sur le loquet, et la porte s'ouvre.

Pas un chat dans la maison.

La vieille femme s'était levée de bonne heure pour aller

vendre des herbes à la ville; et elle était partie tellement à la hâte qu'elle avait laissé son lit défait, avec son grand bonnet de nuit sur l'oreiller.

Bon! se dit alors le Loup, j' sais bien c' que j' vas faire.

Il ferme la porte, enfonce le bonnet de la grand'mère jusque sur ses yeux, puis il se couche tout de son long dans le lit, et tire les rideaux.

Cependant la bonne Blanchette continuait tranquillement son chemin à la manière des petites filles, en s'amusant par-ci par-là à cueillir des pâquerettes, à épier les petits oiseaux qui faisaient leurs nids et à courir après les papillons qui voltigeaient au soleil.

Enfin elle arrive à la porte.

Toc, toc.

Qui qu'est là? dit le Loup, en adoucissant de son mieux sa grosse voix.

C'est moi, grand'm'man. Vot' petit Chap'ron d'or. J' vous apporte un bon morceau d' galette pour vous régaler d'main dimanche.

Pèse avec ton doigt su' l' loquet, et puis pousse, mon minet, dit le Loup.

Blanchette pèse avec son doigt sur le loquet, et la porte s'ouvre.

Vous êtes donc enrouée, grand'm'man? dit-elle en entrant.

Heu! un peu, un peu ... répond le Loup en faisant semblant de tousser. Ferme bien la porte, mon p'tit agneau. Mets ton panier su' la table, et puis ôte ta robe et viens t' coucher près d' moi; tu te r'poseras un brin.

La bonne petite se déshabille, — mais remarquez bien cela! — elle garde en se couchant son petit chaperon sur sa tête ...

Lorsqu'elle aperçut dans le lit la figure que faisait sa grand'-mère, la pauvrette s'étonna grandement.

Oh! s'écria-t-elle, comme vous ressemblez à compère le Loup, grand'maman!

C'est mon grand bonnet qui fait ça, mon enfant, répond le Loup.

Oh! comme vous avez les bras velus, grand'maman!

C'est pour mieux te caresser, mon enfant.

Oh! comme vous avez une grande langue, grand'maman!

C'est pour mieux répondre aux gens, mon enfant.

Oh! comme vous avez des grands crocs blancs plein la bouche, grand'maman!

C'est pour croquer les p'tits enfants!

Et le Loup ouvre la gueule toute grande pour engloutir Blanchette ...

Mais elle baisse la tête en appelant: Maman! maman! et le Loup n'attrape que son petit chaperon.

Aussitôt, aïe! aïe! il recule en criant et secouant la mâchoire comme s'il avait avalé des charbons ardents.

C'était le petit chaperon couleur de feu qui lui avait brûlé la langue jusqu'au fond du gosier!

Le petit chaperon, vous le voyez, était un de ces capets ou bonnets magiques comme on en avait au temps passé, dans les contes, pour se rendre invisible ou invulnérable.

Et voilà le Loup, avec sa gueule brûlée, qui saute à bas du lit et qui cherche la porte en hurlant, hurlant comme s'il avait à ses trousses tous les chiens du pays.

Juste en ce moment arrive la grand'mère, qui revenait de la ville avec son long sac vide sur l'épaule.

Ah, brigand! s'écrie-t-elle, attends un peu!

Vite, elle ouvre son sac tout grand en travers de la porte, et le Loup affolé pique dedans tête baissée.

C'est lui maintenant qui était pris, gobé comme une lettre à la poste!

Car la brave vieille referme son sac, crac! et elle court le vider dans le puits, où le chenapan, toujours hurlant, dégringole et se noie.

Ah, gredin! tu croyais croquer ma p'tite fille! Eh bien, d'main nous lui f'rons d' ta peau un manchon, et nous donnerons ta carcasse à manger aux chiens.

Là-dessus, la grand'mère courut rhabiller la pauvre Blanchette, qui tremblait encore de peur dans le lit.

Eh bien! lui dit-elle, sans mon p'tit chap'ron, où s'rais-tu à présent, mignonne? ...

Et pour redonner du cœur et des jambes à l'enfant, elle lui

fit manger un bon morceau de sa galette, après quoi elle la prit par la main et la reconduisit à la maison.

Et alors, qui gronda bien fort quand elle apprit comment tout s'était passé? Ce fut la maman.

Mais Blanchette promit et repromit si bien de ne jamais plus s'arrêter à écouter un loup, qu'enfin la maman pardonna.

Et Blanchette, le petit Chaperon d'or, a tenu parole. Et quand il fait beau temps, on peut la voir encore aujourd'hui aux champs avec son joli petit chaperon couleur de soleil.

Mais pour cela il faut se lever matin.

Les deux rats et leur gendre.

Il y avait une fois au Japon un rat et sa rate, gens de noble race, qui avaient une fille extraordinairement belle. Ils en étaient aussi extrêmement fiers, et rêvaient pour elle, mais chacun d'eux à sa manière, un beau mariage. Rat de cœur et d'âme, le père, lui, ne voyait point de gendre plus souhaitable qu'un jeune raton de grande maison dont il remarquait l'empressement autour de la jeune personne. Ce parti, tout brillant qu'il fût, paraissait, au contraire, inacceptable à la mère. Comme tant de gens qui se croient faits d'une pâte particulière, elle n'avait pour sa propre espèce qu'une très petite estime, et ambitionnait, elle, une alliance jusque dans les plus hautes sphères. *Ad astra!* jusqu'aux astres! voilà ma devise, répétait-elle toujours; et quand on a une fille si belle qu'on peut dire qu'il n'y a rien au-dessus d'elle, on peut bien prétendre un gendre qu'il n'y ait aussi rien au-dessus de lui.

Alors adresse-toi donc tout de suite au soleil, lui dit un jour le père impatienté. C'est au-dessus de celui-là qu'il n'y a rien.

Justement, j'y pensais, répondit-elle; et, puisque tu le veux, nous lui ferons dès demain notre visite.

Et le lendemain, dès le matin, le père rat cahin-caha, et la mère rate droite et fière sur ses pattes, s'en allèrent ensemble présenter leur belle ratonne au soleil.

Seigneur astre, ainsi parla la mère, voici notre fille unique. Elle est si belle, qu'il n'y a rien au-dessus d'elle. Naturellement nous voulons un gendre aussi qu'il n'y ait rien au-dessus

de lui; et, comme vous voyez, c'est à vous le premier que nous avons pensé.

Extrêmement flatté ... dit le soleil; mais vous me faites trop d'honneur: il y a quelqu'un au-dessus de moi, c'est le nuage. Regardez ...

Au même instant arrive le nuage, qui d'un seul coup escamote le soleil avec tous ses rayons.

Eh bien, parlons au nuage, dit la mère rate sans se déconcerter.

Très honoré! ... répond à son tour le nuage, mais vous vous trompez d'adresse: il y a quelqu'un au-dessus de moi, c'est le vent. Vous allez voir.

Au même moment arrive le vent, qui d'un seul coup balaye au loin le nuage. Après quoi, bousculant le père, la mère et la fille, il s'abat pêle-mêle avec eux au pied d'un vieux mur.

Vite, la mère rate se redresse sur ses pattes, et répète au vent son compliment.

Adressez-vous donc au mur, répond en maugréant le vent. Vous voyez bien qu'il est au-dessus de moi, puisqu'il m'arrête et me force à reculer.

Preste, alors la mère rate fait volte-face et présente sa fille au mur.

Ah! mais, ici, la jeune personne fit comme le vent, elle recula.

Celui que dans son cœur elle mettait au-dessus de tout, c'était le gentil raton qui l'aimait. Cependant, pour complaire à sa mère, elle voulait bien épouser le soleil, malgré ses rayons aveuglants, ou le nuage, malgré son air maussade, enfin même le vent, malgré ses brusques façons; mais un vieux mur délabré! ... non! elle préférait mourir.

Heureusement le mur s'excusa comme les autres.

Certainement, dit-il, je puis faire reculer le vent, qui peut balayer le nuage, qui peut escamoter le soleil; mais il y a quelqu'un qui fait plus que tout cela, c'est le rat, car il me passe au travers du corps, il pourrait même, s'il voulait, me réduire en poudre, simplement avec ses dents. Croyez-moi, ne cherchez pas un autre gendre. C'est au-dessus du rat qu'il n'y a rien.

Eh bien! femme, eh bien! s'écria le père rat triomphant, te l'ai-je pas toujours dit?

C'est pourtant vrai! fit la mère rate émerveillée, et devenue subitement toute glorieuse de porter un si beau nom.

Ils retournèrent tous les trois très contents à la maison, et le lendemain la jolie ratonne épousa son gentil raton.

Le Preneur de rats.

Il y a de cela bien longtemps, la ville de Hamel, en Allemagne, fut envahie par des bandes de rats comme jamais on n'en avait vus ni n'en reverra.

C'était de gros animaux tout noirs, qui couraient hardiment en plein jour par les rues et fourmillaient tellement partout dans les maisons, que les gens ne savaient tantôt plus où poser le pied ni la main sans en toucher un. Le matin, en s'habillant, ils les trouvaient dans leurs chausses et dans leurs cottes, dans leurs poches et dans leurs bottes, et quand ils voulaient manger un morceau, la horde vorace avait tout raflé de la cave au grenier.

La nuit c'était encore pis. Aussitôt les lumières éteintes, ces rongeurs infatigables se mettaient à leur besogne. Et, partout, dans les plafonds, dans les planchers, dans les armoires, à toutes les portes, c'était une chasse, un remue-ménage, un bruit enragé de vrilles, de pinces et de scies à ne pas laisser un sourd reposer tranquillement une heure durant.

Ni chats ni chiens, ni poison ni pièges, ni prières, ni cierges brûlés à tous les saints, rien n'y faisait rien. Plus on en tuait, plus il en revenait. Et les habitants de Hamel commençaient à se donner au diable, lorsqu'un certain vendredi arriva dans leur ville un homme de figure étrange, qui jouait de la cornemuse et chantait ce refrain:

Qui vivra verra:
Le voilà,
Le preneur de rats!

C'était un grand escogriffe, sec, bronzé, nez busqué, longue moustache en queue de rat, deux gros yeux perçants et moqueurs sous un large feutre noir, rehaussé d'une plume de coq écarlate. Il était habillé d'un casaquin vert à ceinture de cuir, avec des chausses rouges et aux pieds des sandales retenues par des lanières entrelacées autour des jambes à la façon des Zingaris.

C'est ainsi qu'on le voit encore aujourd'hui représenté sur un des vitraux de la cathédrale de Hamel.

Il s'arrêta sur la grande place du marché, devant l'hôtel de ville, tourna le dos à l'église, et continua sa musique en chantant:

Qui vivra verra:
Le voilà,
Le preneur de rats!

Justement le Conseil des bourgeois était assemblé pour délibérer encore une fois sur cette plaie d'Égypte dont personne ne savait comment délivrer la ville.

L'étranger fit dire aux conseillers que, s'ils voulaient y mettre le prix, il les débarrasserait de tous leurs rats avant la fin de la journée, jusqu'au dernier.

Alors, c'est un sorcier! s'écrièrent d'une seule voix tous les bourgeois, il faut nous méfier.

Le bourgmestre, qui passait pour un habile homme, les rassura.

Il leur dit: Sorcier ou non, si ce cornemuseux dit vrai, c'est lui certainement qui nous a envoyé la vermine infernale dont il veut aujourd'hui nous délivrer à prix d'argent. Eh bien, il faut savoir prendre le diable lui-même à ses propres filets. Laissez-moi faire.

Laissons faire le bourgmestre, se dirent les bourgeois.

Et l'étranger fut amené devant eux.

Dès ce soir, dit-il, j'aurai expédié tous les rats de Hamel, si vous voulez seulement me les payer un *gros** par tête.

Un gros par tête! s'écrièrent encore les bourgeois, mais cela peut faire à la fin des milliers de florins!

Le bourgmestre haussa simplement les épaules et dit à l'étranger:

Marché fait. Allez, opérez; les rats vous seront payés un gros par tête, comme vous le demandez.

Le cornemuseux annonça qu'il opérerait le soir même au lever de la lune. Il ajouta que les habitants devaient à cette heure-là laisser les rues libres et se contenter de regarder de

---

* Mon conteur pensait-il ici à l'ancien *groschen* allemand ou à l'ancienne monnaie française dite *gros de Nesle* qui valait au seizième siècle 2 sous 6 deniers? . . .

leurs fenêtres ce qui se passerait, et que ce serait un plaisant spectacle.

Quand les gens de Hamel apprirent ce marché, eux aussi ils s'écrièrent: Un gros par tête! mais c'est un argent d'enfer que cela va nous coûter.

Laissons faire le bourgmestre, leur dirent alors d'un air malin les bourgeois du Conseil.

Et les bonnes gens de Hamel répétèrent avec leurs conseillers: Laissons faire le bourgmestre.

Vers neuf heures du soir le cornemuseux reparut sur la grande place. Il tourna comme la première fois le dos à l'église, et, au moment où la lune se levait à l'horizon, *trarira, trari!* la cornemuse retentit.

C'était d'abord une musique lente, caressante, puis de plus en plus vive et pressante, et si sonore et perçante qu'elle pénétrait jusque dans les ruelles et les réduits les plus reculés de la ville.

Bientôt, du fond des caves, du haut des greniers, de dessous tous les meubles, de tous les coins et recoins des maisons, voici les rats qui sortent, qui cherchent la porte, qui s'élancent dans la rue, et *trip, trip, trip,* se mettent à courir à la file vers la place de l'hôtel de ville, si pressés les uns contre les autres qu'ils couvraient le pavé comme les vagues d'un torrent débordé.

Quand la place en fut toute remplie, le cornemuseux fit volte-face, et, toujours sonnant vivement, il se dirigea vers la rivière qui coule au pied des murs de Hamel.

Arrivé là, il se retourna. Les rats le suivaient.

Hop! hop! s'écria-t-il en montrant du doigt le milieu de la rivière où l'eau tourbillonnait et s'engouffrait comme dans un entonnoir.

Et hop! hop! sans hésiter, les rats faisaient le saut, nageaient droit à l'entonnoir, plongeaient la tête la première et disparaissaient.

Le plongeon dura sans discontinuer jusqu'à minuit.

À la fin, arriva en se traînant péniblement un gros rat tout blanc de vieillesse, qui s'arrêta sur le bord.

C'était le roi de la bande.

Y sont-ils tous, compère Blanchet? lui demanda le cornemuseux.

Ils y sont tous, répondit le compère Blanchet.

Et combien étaient-ils?

Neuf cent nonante mille neuf cent nonante-neuf.

Bien comptés?

Bien comptés.

Va donc maintenant les retrouver, vieux sire, et au revoir.

Alors le vieux rat blanc sauta à son tour dans la rivière, nagea jusqu'au tourbillon, et disparut.

Quand le cornemuseux eut ainsi terminé sa besogne, il alla se coucher à son auberge. Et, pour la première fois depuis trois mois, les gens de Hamel dormirent toute une nuit tranquilles.

Le lendemain matin, à neuf heures, le cornemuseux se rendit à l'hôtel de ville où le Conseil des bourgeois l'attendait.

Tous vos rats ont fait hier le saut dans la rivière, dit-il aux conseillers, et je vous garantis que pas un ne reviendra. Ils étaient neuf cent nonante mille neuf cent nonante-neuf. À un gros par tête, comptez.

Comptons d'abord les têtes, répondit le bourgmestre. Un gros par tête, c'est une tête par gros. Où sont les têtes?*

Le preneur de rats ne s'attendait pas à ce coup de jarnac. Il pâlit de colère et ses yeux lancèrent des flammes.

Les têtes! s'écria-t-il, si vous y tenez, allez les chercher dans la rivière.

Donc, reprit le bourgmestre, vous refusez de vous tenir aux termes de votre marché. Nous pourrions, nous, vous refuser tout paiement. Mais vous nous avez rendu service, nous ne vous laisserons pas partir sans récompense.

Et il lui offrit cinquante écus.

Gardez votre récompense pour vous, riposta fièrement le preneur de rats. Si vous ne me payez pas, je me ferai payer par vos héritiers.

Là-dessus, il enfonça son chapeau sur ses yeux, quitta brusquement la salle, et sortit de la ville sans dire un mot à personne.

Quand les Hamelois apprirent comment l'affaire s'était terminée, ils se frottèrent les mains, et, sans plus de scrupule que

* À ma connaissance, la ruse qu'emploie ici le bourgmestre ne figure dans aucun texte allemand; c'est aussi la variante capitale de la présente version.

leurs conseillers et leur bourgmestre, ils se moquèrent avec eux du preneur de rats, qui, disaient-ils, s'était pris à son propre piège. Mais ce qui les fit surtout bien rire, ce fut sa menace de se faire payer par leurs héritiers. Ha! ils se souhaitaient seulement jusqu'à la fin de leurs jours de pareils créanciers.

Le lendemain, qui était un dimanche, ils se rendirent tous gaîment à l'église, en songeant qu'après la messe ils pourraient enfin manger un bon morceau dont les rats n'auraient pas tâté avant eux.

Ils ne se doutaient guère de la terrible surprise qui les attendait à leur retour à la maison.

Plus d'enfants nulle part, tous avaient disparu.

Nos enfants! où sont nos pauvres enfants? c'est le cri qu'on entendit bientôt dans toutes les rues.

Alors arrivèrent par la porte orientale de la ville trois petits garçons qui criaient et pleuraient, et voici ce qu'ils racontèrent:

Pendant que les parents étaient à l'église, une musique merveilleuse avait retenti. Bientôt tous les petits garçons et toutes les petites filles qu'on avait laissés dans les maisons étaient sortis, attirés par les sons magiques, et s'étaient précipités vers la grande place du marché. Ils avaient trouvé là le preneur de rats, jouant de sa cornemuse au même endroit que la veille. Alors l'étranger s'était mis à marcher vite, et ils l'avaient suivi en courant, chantant et dansant au son de la musique jusqu'au pied de la montagne qu'on voit à l'entrée de Hamel. À leur approche la montagne s'était entr'ouverte et le cornemuseux y était entré avec eux, puis elle s'était refermée. Seuls, les trois petits qui racontaient l'aventure étaient restés dehors comme par miracle. L'un était bancal, et n'avait pu courir assez vite; l'autre, qui avait quitté la maison à la hâte, un pied chaussé et l'autre nu, s'était blessé contre une grosse pierre, et ne marchait qu'avec peine. Le troisième, lui, était arrivé à temps; mais en se pressant pour entrer avec les autres, il avait heurté si violemment contre la paroi de la montagne qu'il était tombé à la renverse au moment où elle se refermait sur ses camarades.

À ce récit les parents redoublèrent leurs lamentations. Ils coururent avec des piques et des pioches à la montagne, et cherchèrent jusqu'au soir l'ouverture par où leurs enfants avaient

disparu, sans parvenir à la trouver. Enfin, à la nuit tombante ils rentrèrent désolés dans Hamel. Mais le plus affligé de tous, c'était le bourgmestre, car il perdait trois petits garçons et deux jolies petites filles, et, pour comble, les Hamelois l'accablaient de reproches, oubliant que la veille ils étaient tous d'accord avec lui.

Qu'étaient devenus tous ces enfants?

Les parents espérèrent toujours qu'ils n'étaient pas morts, et que le preneur de rats, qui certainement avait dû sortir de la montagne, les aurait emmenés avec lui dans son pays. C'est pourquoi durant plusieurs années ils envoyèrent à leur recherche en différentes contrées, mais personne ne parvint à retrouver la trace des pauvres petits. Ce n'était que bien plus tard qu'on devait en avoir des nouvelles.

En effet, cent cinquante ans environ après l'évènement, alors qu'il ne restait plus personne ni des pères ni des mères, ni des frères ni des sœurs de ce temps-là, arrivèrent un soir dans Hamel des marchands de Brême qui revenaient d'Orient et demandèrent à parler aux bourgeois. Ils racontèrent qu'en traversant la Hongrie ils avaient séjourné dans une contrée montagneuse appelée Transylvanie où les habitants ne parlaient que la langue allemande, tandis que tout autour d'eux on ne parlait que le hongrois. Ces gens assuraient aussi qu'ils venaient d'Allemagne, mais ils ne savaient pas comment ils se trouvaient dans cet étrange pays. Or, dirent les marchands de Brême, ces Allemands ne peuvent être que les descendants des enfants perdus de Hamel.

Les Hamelois n'en doutèrent pas; et, depuis ce jour, ils regardent comme certain que les Transylvains de la Hongrie sont leurs compatriotes, dont les ancêtres, encore enfants, furent jadis amenés là par le preneur de rats.

Il y a des choses plus difficiles à croire que cela.

*Biquette dans le jardin.**

Holà! Jean, dit le maître,
Va m' chasser la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

Jean part et ne r'vient pas
Et n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

* Cette *ritournelle* ou *randonnée* figure déjà dans mon *Manuel de lecture*, mais seulement en abrégé; je la donne ici au complet.

Holà! l' chien, dit le maître,
Va m' mordre ce Jean-là,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

L' chien part et ne r'vient pas
Et n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

Holà! l' fouet, dit le maître,
Va m' fouetter ce chien-là,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

L' fouet part et ne r'vient pas,
Et n' va pas fouetter l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chasse pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

Holà! l' feu, dit le maître,
Va m' brûler ce fouet-là,
Qui n' va pas brûler l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

L' feu part et ne r'vient pas,
Et n' va pas brûler l' fouet,
Qui n' va pas fouetter l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

Holà! l'eau, dit le maître,
Va m' noyer ce feu-là,
Qui n' va pas brûler l' fouet,
Qui n' va pas fouetter l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

L'eau part et ne r'vient pas,
Et n' va pas noyer l' feu,
Qui n' va pas brûler l' fouet,
Qui n' va pas fouetter l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

Holà! l'ân', dit le maître,
Va m' pomper cette eau-là,
Qui n' va pas noyer l' feu,
Qui n' va pas brûler l' fouet,
Qui n' va pas fouetter l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

L'ân' part et ne r'vient pas,
Et n' va pas pomper l'eau,
Qui n' va pas noyer l' feu,
Qui n' va pas brûler l' fouet,
Qui n' va pas fouetter l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

Holà! l' sab', dit le maître,
Va m' sabrer cet ân'-là,
Qui n' va pas pomper l'eau,
Qui n' va pas noyer l' feu,
Qui n' va pas brûler l' fouet,
Qui n' va pas fouetter l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

L' sab' part et ne r'vient pas,
Et n' va pas sabrer l'âne,
Qui n' va pas pomper l'eau,

Qui n' va pas noyer l' feu,
Qui n' va pas brûler l' fouet,
Qui n' va pas fouetter l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin
Là-bas, dans l' grand jardin.

Alors, c'est moi, dit l' maître,
Qui vais fair' marcher ça.
Et d'un saut l'y voilà.
Et l' sab' court sabrer l'âne,
Et l'ân' court pomper l'eau,
Et l'eau court noyer l' feu,
Et l' feu court brûler l' fouet,
Et l' fouet court fouetter l' chien,
Et l' chien court mordre Jean,
Et Jean chass' la biquette,
Qui mangeait tout l' raisin . . .
Et l' maît' ferm' son jardin.

La grosse Carotte.

Le vieux s'en va dans son jardin
Pour arracher la gross' carotte;
Il tire, tire la carotte;
La carott' ne veut pas venir.

À l'aide! à l'aide! — Accourt la vieille,
Qui tir' le vieux par sa culotte,
Qui tire, tire la carotte;
La carott' ne veut pas venir.

À l'aide! à l'aide! — Accourt le fils,
Qui tir' la vieille par sa cotte,
Qui tir' le vieux par sa culotte,
Qui tire, tire la carotte;
La carott' ne veut pas venir.

À l'aide! à l'aide! — Accourt la fille,
Qui tir' le fils par sa culotte,
Qui tir' la vieille par sa cotte,
Qui tir' le vieux par sa culotte,
Qui tire, tire la carotte;
La carott' ne veut pas venir.

À l'aide! à l'aide! — Accourt Bastien,
Qui tir' la fille par sa cotte,
Qui tir' le fils par sa culotte,
Qui tir' la vieille par sa cotte,
Qui tir' le vieux par sa culotte,
Qui tire, tire la carotte;
La carott' ne veut pas venir.

À l'aide! à l'aide! — Accourt Bastienne,
Qui tir' Bastien par sa culotte,
Qui tir' la fille par sa cotte,
Qui tir' le fils par sa culotte,
Qui tir' la vieille par sa cotte,
Qui tir' le vieux par sa culotte,
Qui tire, tire la carotte;
La carott' ne veut pas venir.

À l'aide! à l'aide! — Accourt l'abbé,
Qui tir' Bastienne par sa cotte,
Qui tir' Bastien par sa culotte,
Qui tir' la fille par sa cotte,
Qui tir' le fils par sa culotte,
Qui tir' la vieille par sa cotte,
Qui tir' le vieux par sa culotte,
Qui tire, tire la carotte;
La carott' ne veut pas venir.

À l'aide! à l'aide! — Accourt l'abbesse,
Qui tir' l'abbé par sa culotte,
Qui tir' Bastienne par sa cotte,
Qui tir' Bastien par sa culotte,
Qui tir' la fille par sa cotte,
Qui tir' le fils par sa culotte,
Qui tir' la vieille par sa cotte,
Qui tir' le vieux par sa culotte,
Qui tire, tire la carotte;
La carott' ne veut pas venir.

À l'aide! à l'aide! — Accourt le porc! ...
Qui d'un coup d' groin sort la carotte.
Et crac! le vieux tomb' sur la vieille,
Qui se renverse sur le fils,
Qui se renverse sur la fille,
Qui se renverse sur Bastien,
Qui se renverse sur Bastienne,
Qui se renverse sur l'abbé,
Qui se renverse sur l'abbesse,
Qui se renverse sur ses fesses.

Mais le vieux brandit sa carotte;
Il se relève et tir' la vieille,
La vieill' se r'lève et tir' le fils,
Le fils se r'lève et tir' la fille,
La fill' se r'lève et tir' Bastien,
Bastien se r'lève et tir' Bastienne,
Bastienn' se r'lève et tir' l'abbé,
L'abbé se r'lève et tir' l'abbesse,
L'abbess' se r'lève et s' frott' les fesses.
Et tous s'écrient: Ah! quell' carotte!
Pour l'avoir je donn'rais ma cotte,
Moi ma culott', moi ma calotte,
Ah! quell' carotte!

(La suite prochainement.)

Lyrische Dichtungen des Andreas Gryphius.

Vorwort.

Als ich vor der Ausarbeitung meines Themas mich mit der Lektüre der lyrischen Gedichte des Andreas Gryphius beschäftigte, begegneten mir in denselben immer und immer wieder die gleichen Gedanken in fast gleichem Ausdruck und fast gleicher Form. Aber dazwischen fanden sich Stellen so lauterer und wahrer Poesie, dafs vor ihnen alles Manierierte, Unwahre und Übertriebene zurücktrat und die Empfindung völlig die Oberhand gewann: Gryphius war ein Dichter von Gottes Gnaden und hat auch in seiner Lyrik Grofses und Bleibendes geschaffen.

Ich weifs die Gedanken, die mich bei meiner Arbeit erfüllten und von denen ich mich leiten liefs, nicht besser zu veranschaulichen, als durch folgendes Bild:

Wir betreten eine jener Wiesen in den Niederungen, auf denen ein hohes prächtiges Riedgras wächst, auf denen sich aber verhältnismäfsig wenige Blumen finden. Da werden wir wohl anfänglich einige Halme des Grases nehmen und sie bewundern ob ihrer Gröfse und Üppigkeit. Aber sehen wir immer nur dieselben Halme, immer nur dasselbe Gras, so werden wir dies doch auf die Dauer monoton und langweilig finden. Wie freuen wir uns aber, wenn dann plötzlich ein Blümlein, ein wahres farbenlachendes Blümlein grüfst aus dem einförmigen Grün. Wir werden uns laben an seinem Duft und Glanz und werden es höher achten als den ganzen übrigen öden Graswald.

Diese Blumen zu sammeln und nach Kräften aufmerksam zu machen auf ihre Schönheit und Lieblichkeit, das soll der Zweck meiner Arbeit sein.

Ich betrachte die lyrischen Gedichte des Andreas Gryphius in Bezug auf ihre Schönheit und ihren dauernden Wert als solche und gebe von litterarhistorischem und kulturgeschichtlichem Material nur das zum Verständnis der Dichtungen in obigem Sinne Allernotwendigste.

Man könnte mir nun einwenden, meine Arbeit werde dann wohl nichts als subjektive Anschauungen und vielleicht Phrasen enthalten.

Ich habe jedoch diese Anschauungen und Gedanken stets nach bestem Vermögen begründet. Überdies führe ich noch einen gewaltigen Verteidiger für dieselben ins Treffen, nämlich die citierten Dichterstellen selbst.

Was unschön, unwahr und manieriert, und wodurch es dies ist, das mufs fast immer zu beweisen sein, wodurch aber eine Stelle lyrisch-schön, zart und ergreifend wirkt, das kann uns häufig nur unser poetisches Gefühl sagen, aber beschreiben können wir es mit dem besten Willen nicht.

Hier sollen dann die obigen Dichterstellen mich unterstützen und für sich selbst eintreten.

Wir kommen nun zur Ausführung selbst und beginnen mit

a) *Sonette.*

Die ersten deutschen Gedichte, mit denen A. Gryphius hervortrat, werden die „Sonn- und Feiertagssonette“ gewesen sein, die im Jahre 1639 bei Elzevier in Leyden erschienen. Diese Ausgabe zerfällt in zwei Teile (das erste und zweite Buch, wie Herm. Palm einteilt, und welche Anordnung wir beibehalten), deren erster, Buch 1, Joh. Friedr. v. Sack, Erbherrn auf Thiergarten (cf. Son. 24, B. III) und einem Verwandten Jac. Ressius gewidmet ist. Den zweiten Teil, Buch 2, hat der Dichter seinem Neffen, dem Sohne seines (1640 gestorbenen) Bruders Paul zugeeignet.

Die zweite Ausgabe von Sonetten erfolgte 1643 ohne Ortsangabe. Diese Sonette (Palm B. 3), welche teils religiöse, teils profane Stoffe behandeln, sind „den Herren Joh. Heinr. Schmidt,

Christian Schmidt v. Schmidefeld" gewidmet (sie bilden in allen späteren Ausgaben das erste Buch). Diese Sonette zusammen mit den zwei Büchern Sonn- und Feiertagssonetten (die letzteren aber unvollständig) erschienen zugleich mit dem Trauerspiele Leo Armenius und zwei Büchern Oden im Jahre 1650 in der Frankfurter Ausgabe unter dem Titel „Teutsche Reimgedichte bei Joh. Hüttner 1650", welcher Titel jedoch nebst fünf in der Sammlung enthaltenen Sonetten Gryphius nicht angehört und welche Zuthaten er selbst getilgt sehen wollte, „da man ihm einen schlechten Gefallen hiermit erwiesen".

Diese Ausgabe ist wesentlich verschieden von den früheren, da die Sonette (wahrscheinlich während des Dichters Aufenthalt in Strafsburg) eine durchgreifende Umarbeitung erfahren hatten.

Das zweite Buch der Sonette (Palm B. IV) bilden neue Gedichte, verschiedene Stoffe behandelnd. Es ist gewidmet Herrn Wolfg. v. Popschitz, dem Reisegefährten des Dichters durch Holland und Frankreich. Die nun folgenden Ausgaben in den Jahren 1657 bei Joh. Lischken, und 1663 in Breslau bei Veit Jac. Treschern, gedruckt bei Joh. Erich Hahn, enthalten die Sonette vollständig.

Nach Gryphius' Tode wurde von dessen Sohn Christian Gryphius eine Gesamtausgabe der Werke seines Vaters veranstaltet, die aus dem Nachlasse des Dichters noch ein Buch Sonette (Palm B. V) und die „vermischten Gedichte" enthält. Der Titel lautet: „Andreæ Gryphii um ein Merkliches vermehrte Teutsche Gedichte". Breslau u. Leipzig. In Verlegung der Fellgiebelischen Erben 1698.

Jul. Tittmann erwähnt noch eine Ausgabe „Sonn- und Feyertags Sonnet M. Andr. Gryphii. P. L. C." (Gotha. 12. Im Jahre 1660.) —

Die Sonn- und Feiertagssonette des ersten Buches, von denen der Dichter — wohl allzu bescheiden, meint Herm. Palm — sagt, es seien zarte Frühlingsblumen, die ihm das Elend der Zeit übrig gelassen, sind sinnige Dichtungen, die sich eng an die Evangelienthemata anschliefsen, so eng, dafs sie der Entfaltung einer dichterischen Individualität keinen Spielraum lassen. Sie sind der Ausdruck einer kindlich frommen, gläubigen Seele, die in ihrer zweifelfreien Hingabe an Gott sich gedrungen fühlt, an des

Höchsten Wort sich wieder und wieder zu erbauen. Gryphius reproduziert nun das in sich Aufgenommene, und gemäfs der ihm innewohnenden dichterischen Kraft giebt er diesen Reproduktionen poetische Gestalt, indem er bald seine Stoffe paraphrasiert, bald subjektiviert, d. h. sich z. B. in die Gedanken und Gefühle des versuchten, kämpfenden, leidenden Christus etc. hineinversetzt.

Die poetische Form ist durchgängig harmonisch und schön, wobei übrigens nicht zum wenigsten der poetische Inhalt der Evangelienthemata selbst beiträgt.

Wirkungsvolle Antithesen und Häufungen finden sich nicht selten. Aber alles in allem können wir gerade in diesen Dichtungen das selbständige dichterische Schaffen (wie es auch bei diesen Objekten und des Dichters Stellung ihnen gegenüber nicht anders sein kann) nicht finden. Sein lutherisches, „in Christo gefangenes Gewissen“ empfängt die Gedanken von der Heiligen Schrift, und er giebt dieselben wieder unverändert zurück, nachdem er sie mit dem, was er selbst als Opfer bieten kann, mit den Blüten seiner dichterischen Phantasie dankbar und andachtsvoll geschmückt hat. —

Anders verhält es sich mit den nun folgenden übrigen Büchern der Sonette.

Diese Dichtungen, welche, wie oben gesagt, verschiedene Stoffe behandeln, zeigen uns den wirklichen Andreas Gryphius in seiner Abwendung von der Welt, in seiner Lust, die Vergänglichkeit alles Irdischen in krasser, nackter Gestalt vor Augen zu stellen, und in seiner schwärmerischen Hingabe an das Ewige, Züge, die überall und oft bis zur Ermüdung in fast gleicher Form wiederkehren, aber sie zeigen uns auch den wahren Dichter Gryphius in Stellen von lauterer poetischer Schönheit unvergänglichen Wertes.

Gehen wir auf diese Werke etwas näher ein, um die Richtigkeit obiger Behauptungen zu prüfen.

Nach einigen religiösen Themen und Paraphrasen von Stellen aus lateinischen Dichtungen der Jesuiten Jac. Bidermann, Math. Cas. Sarbievius etc. finden wir in B. III. 1,* Sonett Nr. VIII. 4: „Es ist alles eitel“:

* Die römischen Zahlen beziehen sich auf die Ausgabe von Herm. Palm, die arabischen auf diejenige von Jul. Tittmann.

Was dieser heute baut, reifst jener morgen ein;
Wo jetzund Städte stehn, wird eine Wiese sein,
Auf der ein Schäferskind wird spielen mit den Herden.

Das ist wahre Poesie, das quoll aus reinem Dichterherzen. Die Stadt in Schutt zerfallen, Gras wächst über sie und ein unschuldig Kind spielt mit den Herden auf den Zeugen der Vergänglichkeit des Irdischen.

Wie versöhnend wirkt dies Bild des reinen jungen Lebens inmitten der Vernichtung, des Vergehens. Unwillkürlich fühlen wir uns erinnert an Walther von der Vogelweide, der ebenfalls Naturbilder durch eingefügte Scenen aus dem Menschenleben poetisch zu verklären wufste, wie nur der wahrhafte Dichter es vermag.

Schaden bringst Winter du uns überall,
Felder und Wälder sind beide nun kahl.
Früher war dorten manch lieblicher Hall
Säh ich die Mägdlein am Weg doch den Ball
Werfen, so käm uns der Vögelein Schall.

Ebenso schön empfunden wie das vorhergehende ist nun das folgende 5. IX. Sonett: „Thränen in schwerer Krankheit“. Es ist ja wohl derselbe Stoff wie in vielen anderen Dichtungen von Gryphius, aber wie ungleich einfacher, wahrer und deshalb auch mehr zu Herzen sprechend ist dies Gedicht im Vergleich zu den meisten übrigen desselben Themas, die uns schwülstig, unwahr, gemacht erscheinen.

Der Grund dieser Schwülstigkeit und Unwahrheit, die sich oft recht störend bemerkbar macht, dürfte wohl in Folgendem zu suchen sein.

Die Zeiten unseres Dichters waren, wie wir wissen, schwer und hart, alle Greuel und Schandthaten hatten sich tagtäglich dem Auge dargeboten, und Trübsal aller Art hatte das Volk über sich ergehen lassen müssen. Der Sinn der meisten war stumpf und taub geworden für sanft mahnende Stimmen, mochten sie auch aus tiefstem Herzen kommen, nur Donnerworte und Glockentöne waren im stande, noch an das Gewissen, an die Herzen zu dringen.

Der Dichter, der in seinem Glauben, seinen sittlich hohen Anschauungen sein Glück findet, giebt seinen Empfindungen poetischen Ausdruck. In dem Drange nun, auch seinen Mitmenschen dies Glück, diese Ruhe des Herzens mitzuteilen, kleidet

er, vielleicht unbewufst dem Zuge der Zeit folgend, seine Gedanken und Empfindungen in jene Donnerworte, läfst die Bluttrompete Christi zum jüngsten Gerichte rufen (s. Son. XII. 8), nimmt von den Gräbern ihre Hülle und — — verliert dabei die einfache Sprache des Herzens, die ursprüngliche Poesie der Gedanken und giebt einen geistlichen Mahnruf, eine schwungvollere Predigt, aber kein Gedicht.

Ganz anders hier in unserem Sonett. Hier sind die einfachen Empfindungen in einfachen Worten wiedergegeben. Wie unmittelbar ergreift uns die stille Resignation in seinen Worten:

> Wer sieht nicht, wenn er sieht, dafs dies mein schwaches Haus,
> Der Leib, zerbrechen wird noch inner wenig Stunden;
> Gleichwie die Wiesenblum' lebt, wenn das Licht der Welt
> Hervorbricht und noch eh der Mittag weggeht, fällt.
> So bin auch ich benetzt mit Thränentau ankommen,
> So sterb ich vor der Zeit. O Erden gute Nacht,
> Mein Stündlein lauft zum End, jetzt hab ich ausgewacht
> Und werde von dem Schlaf des Todes eingenommen.

Vergleichen wir mit diesem Gedicht den Cyklus von Sonetten XLV (34) bis XLIX, so sehen wir hier schon einen grofsen Unterschied. In dem ersteren giebt uns der Dichter die Empfindungen, wie er sie empfunden, einfach und schlicht, in den letzteren reflektiert er über diese Empfindungen und giebt sie uns zusamt den Reflexionen in schöner abgerundeter, künstlicher Form. Dort ist der Dichter und sein Ich eins, hier steht er seinem Ich beobachtend gegenüber. Das erstere Sonett kann während der schlimmsten Zeit der Krankheit gedichtet sein, von den letzteren glauben wir dies niemals. Übrigens dürfen wir wohl beide zu den besten lyrischen Erzeugnissen unseres Dichters zählen.

Es folgen nun weitere Sonette mit persönlichen Beziehungen, auf seinen (1621 †) Vater Paul und auf seine (1628 †) Mutter Anna Erhardina. Beide Gedichte atmen warme Liebe und sind von poetischer Schönheit. Weiter finden wir Sonette an den Pfalzgrafen und Kammerfiskal Georg Schönborner, in dessen Familie Gryphius Hauslehrer war und von dem er am 30. November 1637 mit dem Dichterlorbeer gekrönt wurde. Sodann auf seines Bruders Paul Verbannung und ein Gedicht an seinen Stiefvater M. Michael Eder. Dieses wird von Jul. Hermann

kalt und förmlich gefunden und als Zeugnis für ein unfreundliches Verhältnis, das zwischen Gryphius und seinem Stiefvater bestanden habe, aufgefafst (nach Herm. Palm bezögen sich auch wahrscheinlich die Stellen „2. Strafgedicht“ v. 51 ff. und „In einer tödlichen Krankheit“ [Verm. Ged.] v. 37 u. 38 auf dieses Verhältnis). Wir finden das Gedicht nur ehrfurchtsvoll und können von den oben genannten Eigenschaften nichts bemerken. Übrigens war unser Dichter nicht der Mann, der jemandem gegenüber, vor dem er nicht Ehrfurcht empfand, die Worte ausgesprochen hätte:

Wie selig seid Ihr doch, weil Euch die Ehrenkron,
Die Wissen nicht allein erlangt für Gottes Thron,
Der Prinz der Ewigkeit schon wirklich übergiebt.

Dafs das Verhältnis zwischen Gryphius und seinem Stiefvater, nachdem dies Gedicht geschrieben war, in der Folge sich unfreundlich gestaltet habe, ist freilich nicht ausgeschlossen. Obiges Sonett aber trägt, soviel wir bemerken können, keinerlei Anzeichen dafür an sich.

Auffällig umfangreich ist die Zahl der Sonette „an Eugenien“. Wir wissen jedoch nichts weiter von derselben, als dafs unser Dichter in innigem Verhältnis zu ihr gestanden sein mufs: „wir, die einander küfsten in unverfälschter Gunst“ (B. V. 3, S. LVIII. 25). Auch an einen Bund fürs Leben mit ihr mufs Gryphius gedacht haben, wie uns B. IV. 2, S. VIII. 6 zeigt. Sein Herz wünscht „die Pein der Bande durch ein Band, das ewig sei, zu brechen“. Aber es scheint nicht immer völlige Harmonie zwischen ihnen geherrscht zu haben, denn in seinem „Neujahrswunsch an Eugenien (B. V. 3, S. LXX. 27) seufzt er: „Wenn Gott uns zweien nur wollt einen Geist bescheren!“

Ob wohl das Gedicht „Auf eine Wöchnerin unter eines anderen Namen“ nicht an eben diese Eugenie gerichtet ist?! Wir finden in ihm ganz den leidenschaftlich warmen Ton der Sonette „An Eugenien“.

Son. XXVIII. 20, B. III. 1 „An Poetum 1627!“ wollte man als Beweis für die Abfassungszeit der Sonette bringen. Es war aber, wie Jul. Hermann richtig bemerkt, psychologisch unmöglich, dafs ein elfjähriges Büblein ein so durchdacht raffiniertes Schandliedchen sollte gedichtet haben. Strehlke (in Herrigs Archiv)

löst die Schwierigkeit, indem er bemerkt, daſs in der ältesten Ausgabe der Sonette (Leyden 1643), allerdings nur in dieser, 1637 sich finde statt 27.

Die Hochzeitsgedichte, deren wir eine ziemlich groſse Anzahl vorfinden, sind meistens Wortspielereien mit den Namen der Verehelichten. So wird B. IV, Son. XXXII ein „Hering" für Herzenskatzenjammer empfohlen, und in B. IV, Son. LVI wird die Königin (Regina!) gepriesen, die sich ein „Schaf" zum Ehegespons erlesen. Zum Schlusse folgt dann meistens eine mehr derbe als schöne Hindeutung auf den künftigen Kindersegen. Son. XLIV, B. III: „Grabschrift der Jungfrauschaft auf A. R. Hochzeit" leistet in diesem Punkte wirklich Erstaunliches. — Poesie oder frischer Humor ist in diesen Gedichten blutwenig zu finden.

Von ihnen stechen in erfreulichster Weise ab die Sonette, in denen Gryphius seinen einzelnen Kindern seine Segenswünsche auf ihren Lebensweg mitgiebt (so z. B. vorzugsweise schön B. V. 3, Son. XXXII. 13: An sein „Röschgin"), überhaupt, die Sonette, die sich auf die Vorgänge in seiner Familie beziehen. Hier treten uns die Empfindungen des liebenden Gatten und Vaters poetisch verklärt in herzgewinnender Weise entgegen. Es sind dies „Gelegenheitsgedichte" im schönsten Sinne des Wortes. Das Vorkommnis gab nicht den Anstoſs zu dem Entschlusse, ein Gedicht zu machen, sondern es gab Anlaſs zu Empfindungen und Gefühlen, die unwillkürlich einen reinen poetischen Ausdruck fanden.

Als kleine Proben des vielen Schönen und wahrhaft Lyrischen in Gryphius' Sonetten möchten wir noch folgende Stellen anführen:

B. V, Son. XLIV, „Auf eine Wöchnerin unter eines anderen Namen":

Du scheidest und zerreiſst das Band in meinem Herzen!
Doch nein, das Band ist ganz, obschon die Trauerkerzen
Verlodern über dir und der betrübten Frucht . . .
— — — — — — — — — — — —
Ich irre, mein Gemüt ist auſser dir bei dir,
Indem mein mattes Fleisch zerschmelzt in heiſsen Thränen.
Wie? lässest du mich hier, wie, giebst du gute Nacht,
Indem die Flamme sinkt, indem der Fried erwacht,
Wie, oder hast du dort, wonach wir hier uns sehnen?

XLV, „An einen guten Freund auf das Absterben seiner Tochter“:

Sie ging, doch nur voran, um dir die Bahn zu zeigen.
Sie ging aus fremder Hütt ins Haus, das stets ihr eigen,
Sie küſst des Höchsten Mund, du küsse seine Hand!

LXVIII, „An Eugenien“:

Doch tritt ihr wertes Bild mir stündlich vor Gesichte;
Sollt ich denn einsam sein? Ihr Bild begleitet mich!
Was kann sie, wenn ihr Bild mein Trauern macht zunichte!

B. IV, Son. VII:

Was sucht ein bloſser Mensch, wenn Jesus Dornen trägt?
Begehrt der Kriegsmann Rast, wenn man den Fürsten schlägt?

und endlich B. V, Son. LXIX, „An Eugenien“:

Warum doch will ich hier verziehn,
Wo nichts denn Unlust ist und kalte Winterluft,
Weil sie mir noch mein Licht! zu ihren Rosen ruft.
Ade! Ich muſs von hinnen fliehn.
Wer länger schmachten will in scharfer Frostespein,
Wenn ihn der Frühling ruft, muſs des nicht würdig sein.

Von den Geschmacklosigkeiten seiner Zeit ist Gryphius, wie natürlich, nicht frei geblieben.

Titan, Suada, Themis, Minerva, Phöbus, Cupido, der Parzen Rad (!), des Lethe Kluft (!) spuken noch häufig mitten in den allerchristlichsten Gedichten herum. Komisch mutet uns auch an, wenn der Dichter Christum den Schlangentreter nennt, oder von seiner Mutter sagt (B. III. 1, Son. XII. 9) „die durch Leid, Schwindsucht, Angst und Schmerz verzehrten Bein“, oder „Wer sich den Lilien der Wangen widersetzt, muſs doch gewärtig sein, daſs ihn die Brust ereile“ und ähnliches mehr.

Auch von unendlichen Häufungen und von Schwere und Dunkelheit des Ausdrucks bis zur Unverständlichkeit finden wir nicht wenige Beispiele. Das Gröſste in orakelhafter Dunkelheit dürfte wohl die folgende Stelle des IV. 4. Sonetts in B. IV. 2, „Mitternacht“ betitelt, bieten:

Obzwar die immerdar schimmernde Lichter der ewig schitternden Sternen entbrannt,
Suchet ein fleiſsiger Sinn noch zu wachen, der durch Bemühung der künstlichen Hand
Ihm die auch nach uns ankommende Seelen, ihm die anitzt sich hier finden, verbunden.

Gryphius will hier den Künstler bezeichnen, der durch seine mit kunstreicher Hand geschaffenen Werke Mit- und Nachwelt mit sich (seinem Geiste) in Verbindung bringt.

Aber mancher Leser wird wohl damals schon ein leises Vorgefühl des Schillerschen Wortes gehabt haben: „Herr, dunkel war der Rede Sinn.“ —

Die Versmafse sind überall (wie auch in den Oden und Liedern) geschmackvoll gewählt und den Stoffen angepafst. Die Form des Alexandriners ist vorherrschend, daktylische und jambische Mafse finden sich seltener.

b) Oden und Lieder.

Das erste Buch der Oden ist des Dichters Freunden Dietloff v. Thiesenhausen, Georg v. Gersdorf und Joh. Dobizensky v. Dobtzenitz gewidmet. Es trägt das Datum 15. Mai 1643. Die erste Ausgabe, deren Widmung noch drei Namen enthält, die aber später in Wegfall kamen, erschien, wie oben gesagt, zusammen mit zwei Büchern Sonetten in Leyden 1643.

Das zweite Buch, datiert vom 15. November 1646, weihte Gryphius seinem Freunde und ehemaligen Schüler Joh. Christoph v. Schönborn (s. S. 286). Die Frankfurter Ausgabe von 1650 enthält dieses zweite Buch zusammen mit dem ersten. Das dritte Buch (abgeschlossen 1656) ist dem Freunde Joh. Fab. Vechner aus Fraustadt und das vierte (abgeschlossen 1652) dem Schwager Friedr. Ledel in Danzig zugeeignet. Die beiden Bücher erschienen zuerst in der Lischkeschen Ausgabe 1657. —

Die Bezeichnung „Oden“ ist, wie Jul. Tittmann bemerkt, im weitesten Sinne aufgefafst. Für die meisten derselben würde der Titel „Geistliche Lieder“ als völlig passend erscheinen. Viele derselben sind in die Gesangbücher des 17. Jahrhunderts aufgenommen worden. Die „Thränen über das Leiden Christi“ haben durch ihre Aufnahme in Janus' „Passionsmelodien“ 1663 eine weite Verbreitung gefunden.

Als Überschriften der Oden finden wir vorzugsweise Psalmstellen und Erzählungen oder Worte aus dem Alten und Neuen Testament.

Und der Inhalt derselben? . . .

Ja, kann es denn für Andreas Gryphius in der Hauptsache einen anderen Stoff geben, als vanitas vanitatum vanitas! Domine usque quo, Verleugnung der Welt, Verlangen nach den ewigen Hügeln u. s. f.

Auch hier, wie beinahe überall in seinen Werken, gilt Gryphius' Wahlspruch (B. V, Son. XLIX):

> Man rühme, wie man will, das blütenreiche Feld,
> Wer alles überlegt, wird, tiefgesinnter Held,
> Für leichter Rosen Lust die ernsten Disteln achten.

Die Nichtigkeit der Welt, ihre Lockungen, der Wert voller Hingabe an das Ewige, die Sehnsucht nach der himmlischen Seligkeit, das Bangen vor dem göttlichen Gericht und das Vertrauen auf die Fürsprache Christi und die Gnade des allerbarmenden Vaters sind auch hier die sich immer wiederholenden Themen, wie in der Gryphiusschen Lyrik überhaupt. Die einzelnen Lieder sind in der Form meist schön und erhaben gehalten, und manche darunter sind wahre Dichtungen. Es würden dies Prädikat viele, vielleicht beinahe alle Lieder verdienen, wenn Gryphius sich von dem Banne seiner bis ins Extrem und dadurch bis zur Einförmigkeit ausgedehnten Eigenart (Stimmungsfarbe möchte ich sagen) freimachen könnte.

Wie oft beginnt der Dichter — auch in den Sonetten bemerken wir dies häufig — mit einer poetischen, aus dem Herzen quellenden Bemerkung, da plötzlich kommt Gryphius mit seiner Manier und drängt den Dichter zurück, und halb haben wir ein wahrhaftes Gedicht, halb ein manieriertes, speciell Gryphiussches Lied. — Dafs wir unserem Dichter dies verzeihen müssen im Hinblick auf den Druck der Verhältnisse, unter denen er stand und unter denen seine Werke entstanden, ist selbstredend; aber wenn wir seine lyrischen Dichtungen auf ihre Schönheit und ihren dauernden Wert als solche untersuchen und darstellen wollen, so müssen wir sachlich zu Werke gehen, das Ewig-Schöne betrachten und sammeln, das Verfehlte aber und das Vergängliche beiseite legen, und wäre es auch noch so vieles und litterarhistorisch oder kulturgeschichtlich noch so bemerkenswert. Wahrhaft schöne poetische Stellen finden wir trotz alledem unendlich oft, und einem Dichter, wie Gryphius, thut es keinen Abbruch, wenn man seine Mängel Mängel und seine Fehler Fehler nennt.

Lassen wir einige Dichtungen für sich selbst sprechen. B. I. 1, V. 3, „Vanitas mundi“:

Was ist die Welt,
Die mich bisher mit ihrer Pracht bethöret!
Wie plötzlich fällt,
Was alt und jung und reich und arm geehret!
Was ist doch alles, was man allhier findt?
Ein leichter Wind!

Das kleine Tier,
Das Seiden spinnt, verstrickt sich in sein Spinnen.
So müssen wir
Durch unsern Fleifs oft unsern Tod gewinnen;
Viel hat Verstand, und was uns weise macht,
Ins Grab gebracht.

O. X. 5, „Vanitas vanitatum vanitas“:

Die Herrlichkeit der Erden
Mufs Rauch und Aschen werden,
Kein Fels, kein Erz kann stehn.
Dies, was uns kann ergötzen,
Was wir für ewig schätzen,
Wird als ein leichter Traum vergehn.

Was sind doch alle Sachen,
Die uns ein Herze machen,
Als schlechte Nichtigkeit?
Was ist des Menschen Leben,
Der immer um mufs schweben
Als eine Phantasie der Zeit?

Es hilft kein weises Wissen;
Wir werden hingerissen
Ohn einen Unterscheid.
Was nützt der Schlösser Menge?
Dem hie die Welt zu enge,
Dem wird ein enges Grab zu weit.

Ist eine Lust, ein Scherzen,
Das nicht ein heimlich Schmerzen
Mit Herzensangst vergällt?
Was ist's, womit wir prangen?
Wo wirst du Ehr erlangen,
Die nicht in Hohn und Schmach verfällt.

Was pocht man auf die Throne,
Da keine Macht noch Krone
Kann unvergänglich sein?
Es mag vom Totenreihen
Kein Scepter dich befreien,
Kein Purpur, Gold, noch edler Stein.

Wir rechnen Jahr auf Jahre,
Indessen wird die Bahre
Uns für die Thür gebracht;
Drauf müssen wir von hinnen
Und, eh wir uns besinnen,
Der Erden sagen gute Nacht.

B. II. 1, IX. 14, „Ruhe des Gemütes“:

Wie selig ist der hohe Geist zu schätzen,
Der des geschminkten Glückes falsche Pracht,
Und was bethörte Sinnen mag ergötzen,
Mit sorg- und kummerfreiem Mut verlacht,
Dem kein Verzagen
Das Herz zerbricht,
Den kein Wehklagen,
Kein scheel Gesicht
Noch Neid ansticht.

Ihm steht, was Welt und Himmel zuschleufst, offen,
Er denen nur, die sein Verstand erwählt,
Von denen gleiche Seel und Gunst zu hoffen
Und Treu, die Freund' erkiest und selten zählt.

Mit diesen teilet
Er Lust und Leid.
Er übereilet
Was nah und weit,
Pocht Tod und Zeit!

Ach könnt ich, was ich jetzund rühm, erlangen!
Ach, mein Verhängnis, was hält mich zurück?
Wenn wird mich doch die süfse Ruh umfangen,
Die schöne Lust, das allerhöchste Glück?
Mich würd ergötzen
Ein lustig Feld
Vor reichen Schätzen,
Der Fürsten Zelt,
Ja Ehr und Welt.

Wir gelangen nun zu einem eigentümlichen Produkte der Ode IV. 10, B. II. 1, „Manet unica virtus“: „Es ist vergebens, Lälia, dafs man acht der Augen Glanz etc.“ — Die Schilderung der Reize Lälias, der reinste Katalog, ist zu ausführlich, um poetisch zu sein, und zu intensiv, um uns den Glauben an die folgenden misogynen und erz-asketischen Verse zu lassen.

Gryphius sagt uns hier etwas, das wir ihm glauben sollen und doch nicht glauben können. Mit einem Wort: als Dichtung ist das Gesagte unwahr und als Wahrheit wäre es nichts weniger als poetisch.

Was wird es helfen, wenn der entleibte Geist
Blofs und allein nach dem Gerichte reist,
Dafs mich ein sterblich Mensch geehret
Und mir mit Anmut zugehöret.

Arme, leichtsinnige Lälia! So etwas sagt kein Verliebter oder nur verliebt Gewesener, der noch dazu ein Dichter ist und deine Reize gerade eben noch so andächtig genau beschrieben.

Gryphius mag es ja wohl auch mit seiner Tugendlehre bitterer Ernst sein, aber hier fühlt und dichtet er nicht, er lehrt und „macht“. Wohlthätig wahr und frisch sticht hiervon ab Ode XI. 21, B. III. 1, „Fortis ut mors dilectio“, auf seine und seiner Ehegeliebten Vermählung. Hier ist Leben und Wahrheit, hier spricht des Mannes warmes, volles Herz:

Lieb ist nichts denn Glut und Flammen
Wie Gott Licht und Feu'r zusammen.
Lieb ist, der nichts gleich zu schätzen,
Wenn man alles Gold der Welt
Gleich wollt auf die Wage setzen;
Lieb ist, die den Ausschlag hält.
Lieb ist trotz der Silberhaufen
Nur durch Liebe zu erkaufen.

Das vierte Buch der Oden, „Thränen über das Leiden Jesu Christi“, schildert in einem Cyklus von Liedern die Leidensgeschichte Christi vom Abendmahle bis zu seinem Begräbnis (die Texte der Lieder sind den Melodien bekannter Kirchenlieder untergelegt).

Die Verse sind von kindlicher Einfalt und Schlichtheit, sie atmen die wahrhaft rührende Hingebung eines Menschenherzens an den Vater und Sohn im Himmel. Wir glauben in den naiven Reimen das liebreizende Stammeln eines Kindermundes zu vernehmen. So z. B. bei der Einsetzung des Abendmahls:

Als das Fest der Ostern nahe,
Und der Herr Messias sahe,
Daſs ihn Judas schon bedacht,
Zu liefern in der Feinde Macht,

Wollt er das Gesetz erfüllen,
Seines Vaters Eifer stillen
Und der Höllen heiſse Glut
Auslöschen durch sein reines Blut.

— — — — — — — — —

Und indem die Jünger aſsen,
Nahm er recht bedachtermaſsen
Das ihm vorgelegte Brot
Und dankte wie gewöhnlich Gott. U. s. w.

Die „Geistlichen Lieder“ wurden von Christian Gryphius in die Sammlung von 1698 aufgenommen. Unter ihnen befindet sich Nr. 2, „Lob, Ehr und Preis“, die freie Bearbeitung eines Stegmannschen Liedes, welches einst einer 1663 erschienenen Sammlung „Josuæ Stegmanns erneuerte Herzensseufzer, übersehen durch Andream Gryphium“ angehörte, von welcher Sammlung aber gegenwärtig kein Exemplar mehr aufzufinden ist.

Die „Geistlichen Lieder“ behandeln unterschiedliche Stoffe. Morgen-, Abendseufzer oder -Gebete, Lob der Geduld, Buſslied, auf des Dichters Geburtstag u. a. Die Gedichte zeichnen sich durch ernste Ruhe und schön abgerundete Form aus, ja eines davon ist den besten Gryphiusschen Werken zuzuzählen. Die „Thränen in groſser Hungersnot“ ist ein Aufschrei des geängstigten Menschen von markerschütternder Wahrheit; das Bild des jammervollen Leidens ist wahrhaft erhaben und genial gezeichnet:

Weh mir! Die ehrnen Wolken brennen,
Die dunkelrote Sonne glüht,
Indem der Grund sich will zertrennen
Und man die Ufer wachsen sieht;

Die Ströme, die sich vor ergossen,
Sind fast den Bächen gleich verschossen.

Der Wald steht laublos und empfindet,
Wie der verhafste Sud auszehr,
Die Äst und Wipfel oft entzündet;
Schau, wie die Wiese sich verkehr!
Das Gras, mit Blum und Klee vermenget,
Ist bodengleich ganz abgesenget.

Das scheue Wild macht sich von hinnen,
Der Vögel junge Zucht verschmacht;
Man sieht kein Tröpflein abwärts rinnen,
Wie hart der Wettersturm erkracht.
Das Vieh wirft die verdorrten Glieder
Tot bei der leeren Krippen nieder!

Schau, wie die lebenden Gerippe
Mit tiefen Augen dir nachsehn,
Wie sie mit ganz verschrumpfter Lippe
Fast atemlos dich, Herr, anflehn;
Und, wenn sie nun den Geist hingeben,
Zu dir die dürren Arm erheben.

— — — — — — — — — — —

Lafs unser Seufzen dich versöhnen,
Eil aus mit mitleidsvollem Sinn
Das Jahr mit Fruchtbarkeit zu krönen,
Dafs unsre Nahrung nicht zerrinn;
Du hast das Leben ja gegeben,
Gieb denn, was nötig ist zu leben!

c) *Kirchhofsgedanken.*

„Die Kirchhofsgedanken“, Joh. Kasp. v. Gersdorf gewidmet, enthalten ein Gedicht von Gryphius, zwei solche von Balde, die Gryphius aus dem Lateinischen übersetzte, und die Baldesche Genofeva, übersetzt von Joh. Christ. v. Schönborn. Die Gedichte erschienen in der Ausgabe von 1657. 1662 fügte Gryphius der Sammlung noch ein Gedicht seines Schwagers Daniel v. Czepko hinzu, die „Rede aus meinem Grabe“.

Alle diese Gedichte enthalten die Gedanken beim Anblicke der offenen Gräber mit all ihrem Graus. Gryphius wurde durch die beiden Baldeschen Gedichte, die zum Jahresfest des Gedächtnisses der an der Pest Gestorbenen entstanden waren, zu seinem Werke „Gedanken über den Kirchhof und Ruhestätte der Verstorbenen“ angeregt. Es war ja ein für die Farbengebung eines Gryphius ausnehmend geeignetes Sujet.

Wo aber Balde Grau in Grau malt und zuweilen doch ein kleines Lichtlein aufsetzt, da malt Gryphius Tiefschwarz in Kohl-

schwarz mit dem schwärzesten Rabenschwarz schattiert. Was uns schon bei Balde schrecklich erscheint, wird uns bei Gryphius wirklich ekelhaft und wir verspüren bei der Lektüre jene direkte Wirkung auf Magen und Kehle, die eine Dichtung nicht hervorrufen sollte.

Gryphius steht auf dem Friedhofe, die Gräber thun sich seinem Blicke auf, und dieser Blick, der am wenigsten dem Dichter, nicht einmal dem gewöhnlichen Menschen, sondern dem einstigen Leydener Anatomen Gryphius angehört, schaut nun alles bis auf die ekelhaftesten minutiösen Einzelheiten, und wir müssen mit ihm die bleckenden Zähne, die von Fäulnisflecken entstellten Lefzen, die in einem Wust von Blut und Eiter sich tummelnden Würmer erblicken, müssen sehen, wie

Der Augen ausgelöschtes Licht
Beginnt, sich scheufslich zu bewegen
Durch innerlicher Würmer Regen,
Die Nase rümpft sich und zerbricht.

wie in den Brüsten und der Kehlen Röhr Schlangen und Nattern pfeifen, müssen mit ihm das Parfüm aller dieser Lieblichkeiten geniefsen ... Genug, wir stimmen völlig mit Jul. Tittmann überein, wenn er sagt: „Nur schwach ist der Versuch, die tiefen Schatten der entrollten Bilder durch das Licht der Auferstehungshoffnung zu erhellen. Mehr als ein litterarhistorisches und kulturgeschichtliches Interesse kann diese Dichtung heute nicht in Anspruch nehmen."

d) Der Weicherstein.

„Der Weicherstein", drei Gedichte, eines von Gryphius, eines von Joh. Kasp. v. Gersdorf und eines von Joh. Christ. v. Schönborn (unter den Pseudonymen Meletomenus, Palamedes und Fontanus), verdankt seine Entstehung — wahrscheinlich im Herbst 1656 — einer Episode im Leben unseres Dichters. Die drei Freunde hatten, gelegentlich eines Spazierganges, auf dem Weichersteine, einem erratischen Steinblock in der Nähe des Dorfes Weichau, Karten gespielt und sich gelobt, diese Zusammenkunft innerhalb zehn Tagen dichterisch zu feiern und Stein und Spiel durch poetische Vergleiche zu verherrlichen. Palamedes (J. K. v. G.) vergleicht, an Schlamm- und Düngerfuhren anknüpfend, den Steinblock mit einem frommen Christen, Fontanus (J. Ch. v. Sch.)

„reim dich oder ich fresſs dich“, mit einem Hofmann. Gryphius vergleicht den Stein mit der Welt und das Kartenspiel mit dem Wechselspiele des Lebens. Er überragt — im Gegensatz zu den „Kirchhofsgedanken“ — seine Partner weit an Fülle und Tiefe der Gedanken sowie an Schönheit des Ausdrucks. Wir glauben, Jul. Tittmann hat gründlich fehlgegriffen, wenn er sagt, „der unbedeutende Inhalt konnte nur die Beteiligten interessieren“. Die unbedeutende Ursache des Gedichts und seiner Gedanken jawohl, diese selbst aber interessieren uns heute genau noch ebenso wie die damals Beteiligten.

Betrachten wir nur Stellen wie die folgenden:

Was trägt ein rauher Stein? mit kurzem keine Früchte.
Was liefert dir die Welt? Rauch, Nebel und Gedichte.
Wie drückt des Steines Last! Der steigt nicht himmelan,
Der nicht, was irdisch ist, vom Hals abwerfen kann.
— — — — — — — — — — — — —
Der Stein war an sich selbst nicht köstlich anzusehn.
Könnt jemand aufser ihr die Welt zu Kaufe geben,
Wer schlüg ihm etwas drauf? Was nennt ihr Menschen Leben?
Es ist ein steter Tod — — — — — — — —

Dann bei der Vergleichung des Kartenspiels mit dem Menschenleben:

— — — — — — Schaut ferner auf den Fall,
Den dir dies Spiel abmal! Die Blätter gelten all,
Nachdem der Schlufs gefafst! Wenn man das mindst erwählet,
Wird, wo nicht rechte Farb, auch 1000 nicht gezählet.

Endlich die trefflich ausgeführte Mahnung:

— — — — — — — Freund, wo du bedacht,
Ein tief verdeckt Gemüt ohn Argwohn zu entdecken,
So lock es zu dem Spiel! Zorn, Eifer, Angst und Schrecken
Tritt jedem auf die Stirn; und halt die Sinnen fest,
Wann er schon gegen dir sich in den Kampf einläſst!
Mir war es schon genug, ich hab es oft bewehret;
Du seist auch, wie du seist, wofern dein Herz begehret
Zu forschen, wie es sei um einen Sinn bewandt,
Mit dem du leben sollst, gieb acht, wie er den Tand
Der Erden überseh, ob ihn Verlust der Sachen
Und (was noch mehr) der Freund auch könn unsinnlich machen!
Gieb acht, ob ihm das Glück die stolze Stirn erhöh,
Ob er denselben Schritt dann wohl vor diesem geh.

u. v. a. m.

e) Vermischte Gedichte.

Die „Vermischten Gedichte“, nach dem Gebrauche der Zeit in Hochzeits-, Begräbnis- und Vermischte Gedichte gegliedert,

sind Dichtungen aus dem Nachlasse des Andreas Gryphius, welche sein Sohn Christian den gesammelten Werken seines Vaters anschloſs (zusammen mit dem oben genannten V. 3. Buch der Sonette 1698). Die „Begräbnisgedichte“ (denen auch das Gedicht „In einer tödlichen Krankheit“ zugezählt ist) sind (s. Palm) teils aus Freundschaft und Hochachtung freiwillig dargebrachte, teils für bare Belohnung gedichtete sogen. Parentationen voll gelehrter und wunderlicher Beziehungen didaktischen Charakters. — Ebenso die „Hochzeitsgedichte“.

Der letzte Teil, die „Vermischten Gedichte“, enthält Dichtungen an seinen Bruder Paul, auf den Untergang der Stadt Freistadt, die zwei Strafgedichte, Kapitän Schwermer und noch einiges andere. Wir stimmen H. Palm völlig bei, wenn er bemerkt, der Verfasser habe diese Gedichte mit richtigem Gefühle von seinen übrigen Werken ausgeschlossen. Litterarisch-ästhetischen Wert haben sie nicht.

In litterarhistorischer Beziehung (in betreff der Nachrichten von dem Jugendleben des Dichters s. H. Palm) mögen sie nicht unwichtig sein.

Wir wären nun am Ende unserer Arbeit angelangt und hoffen, daſs es uns gelungen ist, zu zeigen, daſs Andr. Gryphius auch als Lyriker Unvergängliches und Dauerndes geschaffen, wenn auch bisweilen die von Zeit und Umständen gezeugten Fehler und Mängel uns den Genuſs seiner Werke etwas beeinträchtigen und schmälern.

Wo viel Licht ist, ist viel Schatten, und eine Flamme, von schweren Windstöſsen hin und her gejagt, wird groſse und dichte Schatten werfen, desto freudiger aber begrüſsen wir dann auch immer wieder ihr siegreiches Aufblitzen.

Heidelberg. Karl Hartmann.

Proprium Sanctorum,

Zusatz-Homilien des Ms. Vernon fol. CCXV ff. zur nördlichen Sammlung der Dominicalia evangelia.

Mitgeteilt von

C. Horstmann.

(Schluſs.)

Rogabat Jhesum quidam phareseus (Luc. 7, 36—50).[1]

WOrldus weole Made Marie wede,
whil heo was child *in* hire feirhede;
heo caste hire Maidenhed awei,
whon heo ȝaf hire to synful play.
Ofte makeþ þis worldus wynne 5
þeos feire wymmen falle in synne!
heo liued longe In lecheri,
Ar crist hedde of hire merci;
he com gostly to hire herte
And mad hire torne to good querte: 10
heo þouȝte heo hedde heuene tynt,
And sone of synne þo gon heo stint,
heo rewed of hire synnes ful sore
And ofte hedde care more and more.
Non þat hereþ speke of Mari, 15
Ne thar haue wonhope of godus merci.
ffor þeiȝ a mon do muche synne,
And he wole þerof blynne,
God of heuene is euer redi
To haue of him ful good merci. 20
þat was seene on Maudelayn,
þat mony synful makeþ fayn. —
Seint Luc, þe gode gospeller,
Telleþ vs on what maner
þat þis ilke sunful Mari 25
hedde forȝiuenes and Merci.
he seiþ þat in þat ilke toun
woned a Mon þat hette Symoun,
þer Marie woned whon þat ho
hedde wille penance to do. 30
þulke Symound was Mesele;
But crist hedde ȝiuen hi*m* his hele.
he hedde I-nouh wher-of to liue
And alm*us* to þe pore to ȝiue.
he preyed crist, as auntur felle, 35
wiþ him to þe mete to dwelle;
And crist, þat seknes from hi*m* hed kest,
Com and eet wiþ him as gest.
Soone whon Mari herde say
þat crist schulde dwelle to mete þat dai, 40
heo com þer as crist was set.
wiþ wordus feire heo him gret,
wiþ teres þer heo wosch his feet
þat heo of hire eȝen leet,
heo wept hem aftur wiþ hire hare, 45
And custe hem ofte wiþ swete fare;
heo anoynt hem wiþ an oynement,
þat alle feled swetnesse þer present.
þat oynement i-bouht heo hadde
To anoynte hire bodi badde, 50
To make swote smelle hire bodi,
while heo vsede hire foli.
þis Symound þat i spac of ere,
Biheold þis wo*m*mons loueli here:
he þouȝte, for crist was *pro*phete, 55
heo scholde not ha touched his feete,
And als, him þouȝte, wite þat ho
weore vnworþi þat dede to do:
ffor synne mad hire vnworþi
To touche him þat was holi. 60
And as Symound þouȝte þis,
Crist wuste what he þouȝte, i-wis,

[1] V. 23—100 ist identisch mit v. 1—76 der ersten Evangeliengeschichte desselben Ms. (ediert im Archiv 1877, p. 241), wo indessen die nördlichen Spuren weniger verwischt sind.

And seide: „Symound, tak hede to me,
I haue sum þing to speke to þe."
 Symound onswerde and seide him tille: 65
„Sei on, Mayster, what is þi wille."
 Crist him seide a saumple þon,
And seide: „hit was a Riche mon,
þis Riche mon hedde dettours two
þat ouȝten to him moneye þo: 70
On ouȝte to him fifti penys,
Anoþur an hundred or þe prys.
Nouþur of þo men, soþ to say,
hedde peny to make wiþ his pay:
he hem forȝaf heore dettes boþe, 75
wiþ-outen stresse or eny loþe.
wheþur of þeos two in plas
Most holden to him was?"
 Symound onswerde crist ful sone,
As him þhouȝte hit was to done, 80
And seide: „to whom he most forȝaue,
Most loue schulde to him haue."
 Crist seide anon: „þow demest riht.
þus fareþ þe dette of synful wiht.
I com hidere as vncouþ mon: 85
watur to my feet ȝaf þou non;
þis wommon haþ wasschen my feet
wiþ salte teres þat heo leet,
heo haþ maad hire hed bare
And wyped my ffeet wiþ hire hare. 90
Cos ȝaf þou me non heer-Inne:
To cusse my ffeet con heo not blynne....
hire synne forȝiuen is and away,
ffor muche loue þat heo haþ don to-day.
þe lasse þat mon loueþ me, 95
þe lasse synne may forȝiuen be.
But for hire loue is to me lele,
I forȝiue hire synnes fele."
God seide: „go, wommon, in pes,
ffor al þi synne forȝiuen is." 100
þis is þe strengþe of vr gospel,
As Mon in englisch [tonge may tel].

Whon we þenken, soþ to seyn,
Of þis synful Maudeleyn
And on þe wepyng þat heo tok 105
whon þat heo hir synnes forsok,
More likyng may we haue to wepe
þen eny oþur murþe to kepe.
þis wommon, ar heo lafte hire synne,
ffful vnwrast heo was wiþ-Inne, 110
heo nolde no good techyng tast,
But wrouhte hir owne wille in wast.
Til a tyme þat fel in quert,
þat Jhesu com in to hire hert.
To precen in heo not let 115
þer þei weore to mete iset.
 ffurst heo offred to god on heih
Teres, wepyng ful bitterli,
And al for hire synne hit was —
þus bi-gon heo in þat plas, 120
AMong þe gestes þat þer seete
heo lette not for schome to wepe.
 þat ilke same Marie hit is
Of whom Mark bereþ witnis
þat seue deuelen at þe last 125
weore from hire out cast.
 Marie seue deuelen hadde,
wiþ alle vices heo was ladde.
But whon þis wommon bihuld
þe place of fulþe in hire ibuld, 130
heo Ron, soþly for to telle,
Of Merci to þat holy welle,
þer to wassche hire al at ene
And fulliche to make hire clene.
 To vr lord heo brouhte þo 135
An Oynement ful swete also,
fforte abate þe foule stynk
Of hire fflessches lykyng.
wiþ þe Oynement so neuȝ
heo anoynt þe feet of Jhesu; 140
heo bigon lowe in kynde,
ffor heo wolde heiȝe clymbe.
ffor heo hedde ek coueyted vnriht
Of worldly þing wiþ eȝen siht,
 hire eȝen þer heo dude despise 145
wiþ gret wepyng in alle wyse.
 And for heo hedde also beo proud
And of hire hed wondur stout,
wiþ þat her heo wipte wiþ wille
þe teres þat on his feet dude trille. 150
 ffor heo hedde I-spoken als
wiþ hire mouþ muche and fals,
And þat Mouþ assent to mene
To cussynges lechours vnclene,
wiþ þat Mouþ stunt heo nouht, 155
Cristes feet to cusse heo souht.
wiþ alle hire lymes herbifore
þat hedden synne I-vsed ȝore,
heo hem torned in þis cas
To Godus seruyse bi his gras, 160
wȝuche bifore by foul haunt
To synne weore ful seruaunt.
 þis synful wommon furst vnsleih,
God forȝaf hire skerly[
And seide to hire on þis manere 165
As ȝe schul aftur here;
Of mony synnes heo was releset,
And for heo god loued muchel and plesed,

And for heo schulde nomore do so,
he seide: „wo*m*mon, in pes þou go.“
þerfore, breþ*er*en, beo we bolde
Penaunce forte take and holde;
Beo we not þerto febul þan,
Take we ensaumple at þis wo*m*man:
þenne touche we sone to þe feet 175
Of vre sauiour so sweet.
Boldly penaunce is þe Roote
Of forȝiuenes, þe beste bote.
þe same fflesch þat dude þe synne,
Penaunce in hit we moste bigynne —
ffor þat is beter mony-fold
þen hit to bugge wiþ seluer and gold.
ffurst we moste bigynne þus:
Serwe for synne take wiþ vs.
þat may ȝe lerne wiþ-oute fable 185
Bi a Beest vnresonable:

Of a best þ*at* is like a man in visage.

IN Bok a best we fynde con
þat haþ a face as a Mon.
whon hit hungreþ, forþ he geþ,
ffint a Mon and him he sleþ, 190
he fedeþ him on þat bodi
And goþ to drinke to watur neih.
whon he comeþ to þat place
And in þat watur seoþ his face,
þen he biþenkeþ him vnfayn 195
þat he his liknesse haþ slayn;
Such serwe to him he takeþ,
his lyf sone he forsakeþ.
þis is aȝeyn þeos wy*m*men
þat ouerliggen heor children þen, 200
ffor þei slen þer bi distresse
þat is heore owne liknesse.
But þei amende hem ar þei go,
Godus liknesse þey slen also,
þat is þis, to biginne, 205
fforsoþe her oune soule wiþ-Inne.
his soule he sleþ in his dede
whil he his flesch w*i*þ sy*n*ne wol fede.
At þis Beest wiþ-oute resoun
Take ensaumple alle we moun 210
Serwe to vr-self to take
And for vr synnes amendes make.
hou we schulle þat dede don,
I wol ȝou telle feire and son.
Penaunce is a salue sleih 215
To hele synne þat is dedly.
Penau*n*ce do hit hose wol,
he schal hit fynde nedful;
Ȝif he trewely þerin wende,
hit is spedful at þe ende; 220
To don hit is a noble dede,
we schul fynde hit ful of mede.
Neodful þenne to vs hit is
And to almonkynde, I-wis:
ffor ouþur schul we don hit here, 225
Or aftur we ben ileid on bere;
Neede reherseþ· in þis caas
þat we may not from hit pas.
Betur weor here ȝeres tweyn
þen þer a day, soþ to seyn; 230
ffor þat a mon schal þ*er* fulfille,
hit is muche aȝeynes his wille;
So muche þonk naþ not he
As þat he doþ of wille fre.

Off mirre-tre þ*at* ȝiueþ two-maner gu*m*mes.

A Maner tre, forsoþe, we fynde 235
þat Mirre ȝiueþ be wei of kynde;
Two Maner of Mirres fro*m* him goþ:
On wiþ loue, anoþur wiþ loþ;
þe ton is taken out bi craft,
And þe toþur freoly laft. 240
But þat þat so geten may beo
Bi fre wille out of þe treo,
hit is þe beter, beo ȝe bold,
And morę of miht an hu*n*dred-fold.
So is þat penaunce, forsoþe, 245
þat mon of his freo wille doþ.

hou a brid wan he fleth maket a cros.

A foul þ*at* vp his fliȝt schal take,
ffurst a cros he mot make;
whon he in þat ilke tyde
his whinges casteþ on eiþer syde, 250
þen lok his hed and to his tayl:
And of a cros þou maiȝt not fayl.
ȝif we þ*er*fore wole vp flyȝe,
To cros of penau*n*ce mote we hiȝe.
ffor ȝif þou scholdes a burþen bere 255
þat heui weore þe to dere,
wher were hit bet*ur* þi-self hit do
Or haue a felawe to helpe to?
þis ilke burþun penau*n*ce, i-wis,
To bere hit þus, my red hit is, 260
whil þi bodi, þat is his fere,
In eorþe is wiþ þi soule here;
ffor beter may ȝe bere hit so
þen on bi him-self to go.
ffor o day in eorþe here 265
Releseþ In purgatorie a ȝere;
þis forsoþe þe skil mot beo:
ffor hit comeþ of wille freo.

177 l. bodily. 203 þei st. men?

A man haþ [1] two-maner londes to ferme.

Two maner of londes breme
vche mon haþ her to ȝeme: 270
To terme of ȝeres þe ton to seyn,
But þei ben in noun-certeyn;
þe toþur is of beter store,
hit is ffee for euer-more.
ȝif we wiþ muche cost gouerne 275
þat lond þat we haue to ferme,
whon vs best lykeþ þer to play
hit schal beo take from vs away.
þerfore is betur þat we spende
þe gode tresour þat god vs sende, 280
To tile nobliche þat lond
þat neuer schal out of vre hond;
þen whon þe ferme-lond is take,
þer we may vs muri make.
þeos londes þat I here of mene, 285
Bodi and soule þei ben atene.
þi bodi is terme of ȝeres so,
þou nost what tyme hit to forgo.
Lei not þeron to muche trauayle,
ffor hit wol þenne at neode fayle; 290
But lei þi cost and þi kepyng
vppon þi soule, þat heiȝe þing:
ffor hit schal neuer-more dye,
weole or wo wheþer hit drie.
Sette and sowe þer-in Inowe 295
Penaunce and gode vertuwes to growe. —
þus may we seo bi word and dede
þat penaunce moste beo don neede.
Spedful als hit is anon:
To heuene hit makeþ men sone to gon, 300
To þat blisse þat is so hiȝe,
In þe twynklynk of an eiȝe.
Medful also þenne hit is:
hit makeþ a Mon to wone in blis;
þat schal he haue wiþ-oute distaunce
Euere, for he dude penaunce. —
vre penaunce þen moste we do
hastily, and lastyngly also.

Off a fisch þat euere slepeth.

ÞEr is a ffisch, wiþ-oute lesynge,
þat in þe see is walkynge, 310
Euere he slumbreþ and eke slepeþ,
Bote whonne he to his mete kepeþ;
whon he is so in slep þrowe,
A Mon may vneþes knowe
wheþer he lyueþ eny-þing, 315
But bi a luytel meuyng.
Comeþ þe ffisschere wiþ his net
And abouten him he set,
þen is he taken so vnfayn,
And so in sleuþe is he slayn. 320
þe ffifch is he þat nul not hiȝe
To do penaunce hastilye,
But liþ slepynge in þe séé,
þat worldus catel cald may be.
þe more þerof a Mon drinke, 325
þe sarre afurst him schal þinke;
vneþe in him is eny lyue,
Touward heuene him to driue,
Not ones par auntur in þe wike
A pater noster to biseke. 330
Comeþ þe deuel atte laste
And caccheþ him in his net faste,
þer he sleþ him, soþ to telle,
ffor he makeþ him go to helle.
To do penaunce hit is ful late 335
whon þe deþ is at þe ȝate.
þerfore penaunce moste ben
hastely don, as we mouwe sen. —
Lastingly, hose wol be meke,
he moste do his penaunce eke. 340
ffor þeih þe ffend venymous,
þat euere haþ Envye to vs,
Makeþ vs vr penaunce to berste,
As ofte doþ he for þe worste,
Schriue we vs wiþ good wille 345
And take we hit aȝeyn vs tille;
þouȝ hit beo bitter to vr flesch,
To vr soule hit is ful nesch.
Moyses caste his ȝerde him fro,
In to a Neddre hit wox þo; 350
vr lord bad him for his geyn
Take hit bi þe tayl aȝeyn:
Aȝeyn he tok hit bi þe ende
And in to a ȝerde dude hit wende.
ȝif we vr penaunce take so, 355
To heuene hit wole make vs go.
þenne is þis good ordinaunce
Lastyngly to do penaunce;
And þat we moste do freoly,
Bi þe Mirre-treo ȝou told I. 360
Bi vr bodi set we no-þing,
Bute vr soule to blisse to bring.
Ensaumple þerof may we take
And bi a wylde brid hit make.

On ensample of a bryd in a cage.

A Brid In to a Cage cauht, 365
þer-In he liueþ ful vnsauht,
he rewardeþ mete ne drynke
Nor on song wol he þenke,
But lokeþ euer niht and day
hou he mihte skape away, 370

[1] Ms. had. 274 Ms. in st. is.

To his kuynde wolde he pas
þat he furst fro taken was;
At eueri hole of þat Cage
he a-wayteþ to ha passage.
So schulde we here bi riht 375
Awayte euer day and niht
hou we mihte out breke
Of þis world we ben in steke,
And comen to vre kuynde aȝeyn,
þat is paradys, certeyn. 380
hose wol do þus, sone he comeþ
To þat blisse þer Maudeleyn woneþ.
he vs sende þat ilke grace
þat brouȝt hire to heuene-place.
Amen.

Accessit ad Jhesum mater filiorum Ȝebedei (Math. 20, 20—23).

Vppon a tyme as Jhesu went,
To him a wommon com present,
þe Modur heo was, as I sei þe,
Of þe sones of Ȝebede;
Gret worschipe to him heo dude 5
And asked him sumwhat in þat stude.
Jhesu asked hire what heo wolde.
And heo anon to him tolde:
„Graunte me þat my children tweyn
Mou sitten as I schal now seyn: 10
þe ton on þi Riht half to byde,
þe toþur on þi luft syde,
In þi kyngdom þer þou schalt leende
Euer-more wiþ-outen ende."
Jhesu onswerde wiþ wille fre: 15
„what ȝe aske wite not ȝe."
he seide to þe children wys:
„May ȝe drinke of þat chalys
þat i schal drinke herafturward?
Loke hit beo not to ȝou to hard!" 20
þei onswerde wiþ-outen nay:
„Ȝe, lord," þei seide, „do hit we may."
vr lord seide to hem þan:
„hose of my chalys drynke can
And trewely wole þat drynke abyde,
Sitte he schal on my riht syde;
Bote to me hit is no-þing
To graunte þis oþur askyng,
On my luft syde for to sit —
þat askyng nis not al bi wit; 30
Non oþur þerto schal come
Bote þeose men alle and some
þat my ffadur haþ to demeyned
And also for hem hit ordeyned."

---

10 l. mon. 24 ff. setzen einen verderbten lat. Text voraus.

þis is þe strengþe of vre gospel, 35
As Mon in Englisch mai ow tel.

Þis wommon þat þus com þore,
was Modur of Jon and Jamus þe more;
Sones þei weore, wiþ-outen stryf,
Of Ȝebede, and heo þe wyf. 40
þis wommon here asked and chees
To haue worldli worþines,
To hire children heo wolde hit haue,
þerfore þus heo dude hit craue.
þer as vr lord hem asked riht 45
wher þei of his chalis drinke miht,
þat was þe deþ þat he schulde take
Only for Monkuynde sake.
Anon þei hit graunted wel
And seide ȝe of eueridel: 50
þis was to seye, sikerlye,
Riht as crist for mon schulde dye,
þe deþ þei schulde take grym
ffor þe knowleching of him.
ffor Jhesu hedde biforen seid 55
þat he schulde to deþ beo leid
And þe þridde day arise
And Regne þenne as heiȝ Justise:
þis wommon wende and hedde trist
þat aftur his holy vprist 60
he schulde ha ben a bodily kyng
her on eorþe regnyng
And deled worldly godus in pres
To hem þat he toforen ches;
þus bi worldly Couetyse 65
heo was stured in þis wyse.
Jhesu seide to hem 'dere,
Ȝe witen not what ȝe asken here.'
þe Modur of þeos children two
þus asked þis þyng þo, 70
Ȝit nolde crist hire not blame,
Bote þo children þer bi name,
ffor bi pouwer of his godhede
he vndurstode, haue we no drede,
þe þing þat heo hedde asked þan 75
Of hire children furst hit cam. —
Bi þis wordus heer-bifore
Crist scheweþ of soffring sore,
þat a mon soffre mote
Mony diseses for his bote 80
In þis world whil he wol byde,
ȝif he wol sitte on his riht syde.
Jamus soffring nas not bihynde,
As þis day makeþ mynde;
he dronk of godus chalys clere — 85
þerof beo we out of were;
As we rede In his legende may,
he was byhedet, hit nis not nay;

Such was þenne his suffringe
Bi ffals heroudes biddynge. 90
  Bote of his goode broþur Jon
So fel hit not sone anon;
Of his lyf was mad non ende
Bi Martirdom, whon he schulde wende.
But of þe chalys he dronk a fit 95
whon he in to þe tonne was pit
fful of wellyng oyle sad,
As þe luþur Domician bad;
And also in a-noþur plas:
Bifore Aristodum he was 100
And þer he dronk wiþ wille grym
Bitter Atter and eke venym —
But forsoþe hit greued him nouȝt,
Bi Crist awey hit was I-brouȝt;
Also he was to scourgyng sende, 105
As witnesseþ his legende. —
herbi may we wel seo
þat heuene-kyngdom mai not beo
Onliche ȝiuen bote to hom
þat muche serwe suffren hem on; 110
As hos seiþ, such as ȝe are
To heuene-kyngdom ȝe may not fare,
Bote suche as ȝe ben schal
To heuene may ȝe come wiþ-al.
  þer as he seide 'myn hit nis 115
To graunten ȝow askyng þis',
þat was to mene, soþ to say,
whil þei in pruide and heiȝnesse lay.
þerfore is good þat we seke
Euermore to beo meke, 120
And so may we come euene
To þe heiȝe blisse of heuene.
But hose wol haue þat ilke blis,
he mot him chaunge from þat he is —
I þe telle, leoue broþur, 125
hit is elles ordeynd to oþur.
Beo we 'oþur' al at ene,
And þen is hit to vs to mene.
Bote what is þis for to say
Beo þe oþur, I ow pray? 130
Ȝe þat wole on hiȝ flyȝe,
Make ȝou here louhlye.
  A ffoul whon he takeþ his fliht,
he loweþ him forte make him liht.
þe lower þat mon her beo, 135
þe herre to heuene schal he fleo.
þerfore liht we vs make,
þat we may þat wey take;
Clanse we vs of vre synne,
Let not heuines ben vs wiþ-Inne: 140
þen may we safly wende
To þe Joye wiþ-outen ende.
þider mote he vs bringe
þat maade of nouȝt alle þinge.
Amen.

Nisi granum frumenti cadens in terra.

Intrauit Jh*esus* in quoddam Castellum (Luc. 10, 38—42).

Seint luc, þat holi mon,
Telleþ vs here, as he wel con,
þ*at* Jh*esus* entrede In to a Castel
w*i*þ muche worschip feir and wel.
þen was þer a wommon, 5
Martha was hire rihte nom:
heo tok Jh*esus* in to hire hous
wiþ semblaunt good and dilicious.
And þer was Martha suster in hiȝe,
whos nome was cald Marie: 10
þe whuche sat, as wommon meke,
A-louh bifore godus feete
And hedde lyking forte here
þe wordus of god þat weore so dere.
  Martha was bisy, as was hire wone,
To serue tentyfliche godus sone.
As Martha stod Jhesu bifore,
þis wordus seide heo to him þore:
„Lord, whi not recche ȝe
þat my suster nul not wiþ me 20
Serue to ow here in þis stede,
But let me one in word and dede?
Sey to hire þerfore sum-þing,
Me to helpe in hiȝing."
þen onsweryng vr lord gon say 25
To gode Martha þat ilke day:
„Martha, Martha, þou art bisy
And istorbed þe more in hiȝ.
wherfore i sey, on is nedful, —
So þat hit beo nou i wol. 30
Marie þe beste partye haþ chose,
þat fro hire nas not do to lose."
þis in þe Tixt of vre gospel,
As Luc hit seiþ feir and wel.

ÞE goode clerk holy Beede 35
Expouneþ þis gospel feire in dede,
And seide of Martha þis wordus þus:
þat heo was wommon Religius
And tok Jhesu into hire hous,
hire loue to him was precious; 40

---

106 Ms. þis.

32 Ms. for st. fro.

heo made hire bisy and occupied,
God seruede heo wel and tried.
And for hire suster sat to heere
Godus wordus þat weore dere;
ffor heo trauayled wiþ so gret wille 45
And hire suster sat þer so stille,
þerfore vr lord aske heo wolde
whi hire suster hire helpe ne scholde.
Martha þis him asked þo
As domes-mon bitwenen hem bo. 50
God onswerde for Mari
As hire avoket ful treweli.
ffor Jhesus seide in his sawe
fful bisy heo was al þat dawe,
whil on was neodful in þat pres; 55
Marie þe betur *par*tie ches,
þat nas neu*ere*, as I þe sei,
ffro hire take ne don awei.
Nou ha we herd Marthas askyng
And hou þat god onswere dude bri*n*g.
Marie was aboute þat hord
To here and lerne godus word;
And Martha bisi aboute eode
hou heo mihte best god fede:
þerfore he seide þat Marie 65
hedde chose þe beter partie.
At þis feste þat Martha made
Was Marie Joyful and glade,
And whon Marie, I ow bihete,
hedde herd þis godus wordus swete,
In to hir herte heo tok hem sad
And þer hem wrot and aftur rad.
And whon Martha askede hire askyng,
Aȝeyn þen seide not heuene-kyng
'Rys and go forþ anon 75
And help þi suster in þis won'.
A gret swetnesse hedde Marie þon
To here him speke, god and Mon,
ffor hire þhouȝte hit *pro*fyt more,
þen to beo aboute hire baly þore. 80
hir suster trauaylde bodily,
And heo ful gostly, witerly;
Marie was þo In alle wyse
Aboute þ*er*fore þe beter seruise.
þenne seide Jh*es*u to Martha freo: 85
Aboute muche occupaciun þeiȝ þ*ou* beo,
Aboute (!) on, he seide, was more nedful:
þe sely soule from serwe to pul.
ffor beter so a-twynne þei were,
þen forte ha serued to-gedere Ifere, 90
he seide Marie hedde chose þe bet;
þat oþur for non vuel he hit set —
ffor Marthas doinge was ful good;
Bote Maries þe beter, þer heo stod,
ffor heo was aboute bote o þing, 95
And Martha monye in doing.
þat o þing was soule-hele,
þat Mony þinges passeþ in his dele.
þerfore seide Jh*es*u bi þis skil
'O þing is nedful mon vntil', 100
Not only oþing from moni to gon,
But mony godnesses to come fro*m* on.
Mony þinges are þo to glade
þat for vs in þis world god made;
Bute verrey o þing þat is he, 105
On in godhede, bote p*er*sones þre,
þat made heuene and erþe w*i*þ much wy*n*ne
And alle þinges þat ben þer-Inne,
And þeose and oþur þinges
Made o kyng of alle kynges. 110
þerfore seide Jh*es*u in hiȝ
þat o þyng was Necessari,
ffor he was on, in word and dede,
And of him þus hedde þei neode.
þat kyng þat gracius is 115
Bring vs, lord, to þi blis. Amen.

Facta est contencio inter discipulos (Luc. 22, 24—30).

Vppon a tyme þ*er* ros a strif
Among þe disciplus ryf,
whuche of hem schulde be sen
Most Mayster forte ben.
Jh*es*u sone to hem seide, 5
A feir ensaumple to hem leide:
„kynges of folk fer and neer
Schul take lordschipe and pouwer,
And for þat pouwer and for þat fame
Maistres schal beo cald her name. 10
But I ow warne, on and alle,
So wiþ ow hit schal not falle:
wȝuche of ow þat wolde beo mest,
he schal beo mad as þe lest;
And whuche tofore wolde beo so, 15
As a seruaunt he schal go.
wheþer is he þat sitteþ more,
Or he þat serueþ him to-fore?
Nis hit not he þat sit?
Ȝe may knowe bi kynde wit. 20
I am euere amidde ȝow
As he þat serueþ for ȝor prow.
And ȝe beo þo þat wiþ me dwelle
In my temptaciun, to telle:

---

41 Ms. biri. 49—50 u. 51—52 im Ms. umgesetzt. 58 Ms. for. no dom. 60 Ms. onswerde. 70 tilge hedde.

And I dispose to ȝou heere, 25
As my ffadur good and dere
haþ disposed for me
In heuene-kyndom forte be:
ȝe schul ete and drynke þan
On my Bord In my kyngdam, 30
And also ȝe schule sitte eke
On þe Trones, for ȝe beo meke,
Juggyng, as I sigge my-selue,
Of Israel þe kuyndes twelue."
þis is þe strengþe of vre gospel, 35
As Mon in Englisch tonge may tel.

ÞEose disciples, sikerly,
þat striuen here aboute maystri,
heor Meke Maister euer kynde
Repreueþ hem not, as we fynde, 40
Of þat strif among hem drawe,
But bi Mekenesse in sawe
þe goode wei of Mekenes
he bad hem folwe more and les;
In Meke maner he hem tauht, 45
As was aboute to make hem sauht,
þis mekenesse as I haue tolde,
As holi churche schulde holde —
Al-holy chirche is þis þing:
þei þat ha lernd godus techyng. 50
Jhesu seide 'eorþly kynges
Of folk ha lordschipes and preisynges,
And for þat Maistri and þat fame
Grete þei beo calde In name;
Bote so', he seide, 'schul ȝe not be 55
þat suwe þe techyng of me;
Ȝe schule in no Maner beo glade
kynges of folk to beo made,
Lordschipes, Maistries forte haue
And make sogettes Mon and knawe;
Beo not aboute in non hast
To haue preysynges þat ben wast,'
But aftur ensaumple of þat kyng
þat is euer-more lastyng,
he bad þei schulde hem make lasse 65
And as seruauntes forþ to passe.
'Beoþ seruauntes', he seide, 'at al,
To hem þat ȝe gouerne schal;
ffor ned hit is, soþ to sen,
Bi Mekenesse felawes to ben 70
To hem þat wel wolde certeyn
Euermore hem aȝeyn.
And hose makeþ eny trespas
Bi loue of rihtwysnes in plas,
Let charite wiþ al ȝor miht 75
Beo Mediatur to make hit riht.
And þerfore in no maner
Coueyte ȝe not so gret pouwer.'
whose Coueyteþ heiȝ astate,
Ofte men seon him foule abate, 80
ffor such astates in moni a tyde
Rauiſſcheþ a mon in foul pride.
þerfore in a place he seiþ
A word þat is of gret feiþ:
'A Mayster men han þe ordeynt, 85
But let no pruide beo wiþ þe meynt;
Beo þow euere among hem dere,
As hit on of hem weore.' —
Vr lord seide aftur þis,
þat is heiȝe kyng of Blis: 90
'wheþer is he þat sit more,
Or he þat serueþ hem bifore?
Nis hit not he þat sit?
Ȝe may knowe bi ȝor wit.
Amiddes ow euer am I 95
Ow to serue sikerly.'

IOn þe Ewangelist in a place
Reherseþ þeos wordus of grace
þat Jhesu seide as ȝe schul here,
wordus of Mekenes clere: 100
'Syn I haue waſſchen ȝoure feet alle,
As lord and Mayster principalle,
Euerichon ȝe schul wasch oþur,
As Broþur schulde do to Broþur.'
Bi þis word forte haunt 105
he tauht hem alle to beo seruaunt.
ffor al þat vr lord haþ born
In flesch for vs þat weore lorn,
Al hit was, to vndurstonde,
vs to serue and bringe of bonde. 110
þerfore he seiþ ful swetely,
þat toucheþ to þis Matere heiȝ:
'þe sone of mon com not he
Only Iserued forte be,
Bote he com wiþ-outen nay 115
To seruen vs boþe niht and day.
þe sacramentes of his blod
he ȝaf to vs wiþ wille good,
his lyf he ȝaf, wiþ-outen lesynge,
ffor mony monnes aȝeyn-Buggynge.'
þerfore, as he his lyf put
To make vs and his godhede knut,
Ensaumple to eueri trewe broþur
Schulde good wille puite for oþur. —
þen seide Jhesu, as I ow telle, 125
fforþur-more in þis gospelle:
'ffor ȝe ha dwelled wiþ me
In my temptacions to se,
þerfore I ordeyne to ȝou,
As my ffadur for my prou 130
haþ ordeynt me a kyndam,
Ȝe schulle hit haue þan.'

---

49 As st. Al?

Not for þe bigynnyng
Of her goode suffring,
þerfore wiþ-outen drede 135
Schul þei nouȝt haue þat mede,
But for þe wel duryng haunted
heuene-kyngdam was he(m) grau*n*ted.
þis suffraunce, wiþ-outen nay,
Studefastnes hit is cald ay, 140
Strengþe of soule wiþ-outen strif,
And also strengþe of gostly lyf.
Studefastnesse is þe pileer
Of alle *ver*tuwes fer and ner;
þe goode werkes of resoun falle 145
Bote duryng soffrau*n*ce be *prin*cipalle.
þerfore, breþeren, striue we
In duryng soffraunce for to be;
ȝif we beo goode, wiþ-outen fayle,
No *tur*mentrie of worldus assayle, 150
Ne of þe fend, vr fflesch also,
Schal not parte vs vre God fro.
hose wel lasteþ to þe ende,
he schal saaf to blisse wende.
þer c*ris*t seide ful of loue 155
'So as my ffadur aboue
haþ ordeynt kyngdam me to,
I haue ordeynt to ȝow also':
þe ffadur haþ disposed to wone
heuene-kyngdam to þe sone. 160
he him made Boxum þon
To dye vppon þe cros for mon;
þerfore þe ffadur wiþ-oute fayle
haþ hi*m* vp rered for his trauayle,
And he haþ ȝiuen him a name 165
Al oþur aboue in Joye and game.
hose wole wiþ þe sone duire
In his temptacions sure,
he hem wole lede in-fere
In to heuene-kyngdam clere. 170
Aftur þis seide vr lord,
As Luc here bereþ Record:
'ȝe schul ete and drinke þan
On my Bord in my kingdam':
þat Bord is euer forþ iset 175
To alle holy wiþ-oute*n* let,
þe goode to feede wiþ gostly grace
Euer-more in heuenly place.
In a-noþur place Meke
Crist spekeþ of þis mete eke: 180
'Blessed,' he seide, 'beo alle þo
þat hungren and þursten euer-mo',
þat is to sei, aftur þat Mes
þat is icald Rihtwysnes,
'ffor, sikerly, þei schul beo fuld 185
In þat blisse abouen I-buld'.

134 Ms. ȝor st. her.

þeose beo þo þat beþ nouht
wiþ temptaciun doun brouht.
And þenne Jh*e*su seide eft-sones
þat þei schulde sitte on Trones, 190
Juggyng þat to hem fel,
þe twelue kyndes of Israel.
þeos beo þo wiþ-outen strif
þat trewely trauayled heere in lyf
And soffred temptaciuns and wo 195
Of wikked pepul in world þo
And weore demed wiþ-outen skil
And tok heore dom wiþ good wil;
wiþ vr lord schul þei þerfore
In heuene dwellen euer-more. 200
þei schul come wiþ him also
whon he to þe dom schal go,
Domus-men to beo rihtwyse,
hem to deme and to diuise
þat in þis world dude hem schame 205
ffor Godus sake and his name.
And for þe spyt þat þei had
And tok hit mekely and glad,
þer þei schul wiþ-outen weer
Entre in to þe grete pouwer, 210
hiȝe seetes þer takyng,
Euer to dwelle in lykyng.
he vs graunte þer to wone
þat is mon and godus sone.

Liber generacionis Jh*e*su Christi fili.

Nunc iudicium est mundi (Joh. 12, 31—36).

Jh*e*su, ful of alle vertuwes,
Seide to þe pepul of þe Jewes:
„Nou," he seide, „þer is a dome
Of þis world, I warne ȝow sone:
þe prince of þis world vnwrast 5
Nou he schal beo out cast.
And ȝif I schal beo rered heiȝ
ffrom þe eorþe, sikerly,
Alle þing I schal drawe
To my-self in luytel þrawe" — 10
þis he seide bi tokenyng
what deþ he was to dyȝing.
þe folk seide and onswerd:
„Of þe lawe we han herd
þat crist, soþli for to telle, 15
wiþ-outen ende euer schal dwelle:
hou seistou þat þe sone of Man
Moste ben vp reyset þan?
who is þe sone of mon þus?"
þen seide to hem Jhesus: 20

„Ȝit," he seide, „bi in-siht
In ȝou þer is but luyte liht.
Goþ while ȝe ha liht, I rede,
þat derknes take ȝou not in drede:
ffor hose goþ in derknes, 25
he not whodur he goþ to ges.
Leueþ in liht, ȝou to saue,
while ȝe liht wiþ ȝou haue,
þat ȝe in þis maner mai beo
þe sones of liht feir and freo." 30
þis is þe strengþe of þis gospel,
As mon in Englisch tonge may tel.

ÞE Apostel seiþ in a place:
'Mony beo þe domes of godus grace;
þe domus of god may not beo þouht
By Monnes wit ne forþ ibrouht.'
Of whuche domes þis is þe ton
þat Crist (s)pak of hem anon,
þer he seide wordus fyne
A dom was of þe world þat tyme. 40
But not þat In þe ende
whon alle schule to doom wende,
Bote a-noþur dom was þis,
Of whuche ȝe schul here, I-wis.
whon þe fend hedde Monkynde 45
þorwh Bondage of synne blynde,
þorwh þe feiþ of crist, vr kyng,
Bi his deþ and blood schedyng,
þat was sched In forȝifnes
Of vre synnes more and les, 50
As bi his Resurexiun
Mony weore diliuered of *pri*sun
ffrom þe deueles daunger so,
And coupled weore to Jh*esu* þo:
And þis he called a doom, deore, 55
Of þis world þat is here.
þe goode þo departed he
ffrom þe wikked for to be,
þe fend he put þo from his,
And brouht hem sone in to his blis. 60
þe worldus *pri*nce, þat was stout,
he seide, schulde beo cast out.
þat dom, haue we no drede,
hit was don þat tyme in dede.
Crist aftur his passiun swete 65
And his Resurrexiun eke
Also bi his Assenciun heiȝe,
Muche pepul þat was vnsleiȝe
ffor mysbileeue þat þei in lay,
he brouhte in to þe rihte way; 70
In whos hertus longe to-fore
þe fend hedde leyen harde and sore,
þo Reneued þei beo graas
heore bileeue, as his wille was.

þe prince of þis world aboute 75
þus from hem was cast oute.
þe worldus prince nout elles nis
But cheef of alle wikkednis.
In anoþur place þen
þe world is cald goode men, 80
whuche ben aboute spred
In al þe world, as hit is red;
ffor þe apostel seiþ ful euene,
Crist forsoþe was in heuene,
þe goode world Reconseylinge 85
To him-self, as mihti kynge.
þat world, forsoþe, is not mo
But whuche þe ffend Is cast fro.
ffforþur-more for to wende,
þen seide Jh*esu* hende: 90
'Ȝif I schal beo rered heiȝ
ffrom þe eorþe, sikerli,
Alle þing I schal drawe
To my-self in luitel þrawe':
Alle þe goode, hit is to say, 95
þat han þe fend cast away;
And þat he wolde hem drawe sone
Aftur him as was to done,
þus muche hit is to mene,
As I schal telle ȝou at ene: 100
he was lord and hed of alle,
And þeih þe Membre to hi*m* do falle.
þe reryng fro þe eorþe in plas
þe passion on þe Cros hit was.
þe pepul þenne seide in sawe: 105
'we han herd hit in þe lawe
þat crist schal eu*er*-more dwelle
wiþ-outen ende, soþ to telle:
hou scholde he þenne arered beo
ffrom þe eorþe for to seo,' 110
As hos seiþ, hou schulde he dye
vppon a Cros þenne bi envye? —
þeos wordus þat þei spek in wille,
þei þouȝten aftur to folfille.
Jhesus hem not open wolde 115
þe derknes of þeos wordes bolde,
Priue wisdam forte helde
In to hem þat weoren vnwelde;
But su*m*what of heore Conciens
he prikked þat tyme in *pre*sens. 120
þen seide to hem Jhesu of miht:
'In ȝou', he seide, 'is luytel liht:'
þat was to sey, for þei hadde
knowȝlechyng, but hit was badde,
Of cristes dwellyng so hende, 125
hit to beo wiþ-outen ende,
And nolden not leeuen þat þer were
So muche mekenesse in hym here

38 Ms. hem st. here.

102 l. þei.

To suffre deþ for vre sake
On þe Cros wiþ wo and wrake. 130
'Goþ', he seide, 'whil ȝe ha liht,
þat ȝow ne take þe derk niht':
þat was to sei in þat stounde,
wordus goode of grace I-founde:
'Leeueþ as wel þe diȝinge 135
As ȝe do þe euer-lastynge,
And also þe schedyng of my blood
As myn vprisyng so good
And my steiȝinge to heuene cler,
As heiȝe kyng of gret pouwer; 140
But ȝif ȝe wolde leeue þis
wiþ þe euerlastinge, I-wis,
ȝe ben ouertake wiþ mis-bileeue,
þat sore aftur wol ȝow greue.'
þis he cald þe derknes, 145
ffor to helle hit wolde hem dres.
'hose in derknesse goþ so,
he not whodurward to go.'
Jhesu seide in þis gospel
More, as he coude ful wel: 150
'Leueþ in liht in ȝou, I say,
whil ȝe liht haue may:
þen may ȝe haue good siht
And also beo þe sones of liht:'
þis is to sei in þis speche: 155
vre goode lord dude hem teche,
whil þei hedde trewe techyng,
To leuen in trouþe for eny-þing:
'Bi þi(s) wei may ȝe beo sone
þe sones of liht in his trone.' 160
he þat for vs wolde dye
Bring vs vp to heuene hiȝe. Amen.

Vidit Jh*esus* hominem sedentem in (Math. 9, 9—13).

AS Jh*esus* wide aboute went,
he sai a Mon sitte present,
Matheu cald was his name,
In a Tol-boþe sat þe same.
Jh*es*u seide to him soone: 5
„Suwe me, hit is to done."
he vp ros feir and stille
And suwede him wiþ god wille.
In to his hous he haþ him gete,
And þer þei wente*n* to þe mete. 10
Mony Publicanus þere,
And oþur synners þat þer were,
Come þider in gret hiȝe
To sitte wiþ Jh*esus*, sikerlye,
And wiþ his disciples also, 15
þat þere weore at mete þo.
Sone þis Pharisens alle,
þat seȝen þis cas so to falle,
To þe disciples soone þei seid,
As hit was in heor hertus leid: 20
„whi eteþ ȝor Mayster þus
heere wiþ þeos Publicanus,
And also he eteþ þen
wiþ oþure synfole men?"
Jhesu, sone þis he herde 25
And seide sone and hem onswerde:
„þei haue no neode of leches here
þat ben sou*n*de, hol and feere;
Leche-craft hem neodeþ more
þat mony vueles han and sore. 30
Bote goþ nou and seiþ to me
what þis questiun may bee:
I wole merci on alle wyse,
And not only sacrifise.
I com not þe rihtwys to calle, 35
But synners to her penau*n*ces alle."
þis is þe strengþe of vre gospel,
As mon in Englisch tonge mai tel.

DEre breþ*er*en, vre lord
þat calde Matheu bi record, 40
he tauht him folliche wiþ-Inne
Of gostly sturyng to bigynne;
he put into his soule place
þe liht of his gostly grace,
ffor he vndurstonde scholde, 45
he þat hym so clepe wolde
ffrom alle worldlich wynnynges,
Miht him ȝiue wiþoute lesynges
I-nouh of heuenlich tresour,
þat neuer roteþ for no schour. 50
þis ilke Matheu ros anon
To suwe Jh*es*u forte gon:
þus muche hit is to say,
he forsok þat same day
Alle passyng þing vnable, 55
þat to him was disseyuable,
ffor þei hedde to hi*m* muche nyud
whil he hem vsud and occupyud;
he hem tok to folwe faste
þynges þat eu*er*more wolde laste, 60
To whuche þinges soþfastnesse,
þat is crist him-self expresse,
Bi his holy grace him drouh
And mad him studefast Inouh.
þis Publicanes goode turnyng 65
þat so was tornd to heuene-kyng,
Ȝif to publicanes hit schalle
And to oþur synners alle
Ensau*m*ple, for to take penau*n*ce
And haue forȝiuenesse bi þis chau*n*se.

---

31 lat. Euntes autem discite quid sit.
59 l. him?

þis Matheu stured was so hard,
þat he tok no reward
To þis world þat is so badde,
Ne to no catel þat he hadde.
Matheu in his hous honeste 75
Made vr lord a gret feste,
As luyc, þe goode gospellere,
Telleþ in his gospel here.
hose Resseyueþ Crist, seiþ he,
In to his soule bi grace to be, 80
he is fed Plentyuouse
wiþ likynges most in his house.
þat Publicanus and synful men
Come and eten þer wiþ hem,
And oþur men þat hit seiȝe 85
hedden þerto gret Envye:
þei knewe Matheu wiþouten strif
Muche amendet of his lyf,
ffor he hedde þenne Ifounden þe plas
Of good penaunce bi godus graas. 90
þis Pharesens for vbbreide
To þe disciples þerof seide:
þei asked whi þo ful of synne
wiþ hem to ete schulde bigynne.
þis Pharesens weore vnquert, 95
þey knewe not heor owne hert,
Ne oþur mennes kneuh þei nouht;
þerfore þei weore to folye i-brouht.
But Jhesu crist, þat is so good,
þat kneuȝ hou mennes hertes stood,
he wolde hem resseyue alle
ffrom heore synnes forto falle;
And for þe synnes mony-fold
To do penaunce þat wolde be bold,
he hem cumforteþ more and more 105
In sadnesse of bileeue þerfore;
hem þat he wole suffre stout
ffor a tyme to beo proud,
Aftur he wole hem redres
Bi grace and calle to Mekenes. 110
þenne hit is in scripture leid,
Jhesus to þat pepul seid:
'A leche nedeþ him not þat stounde
þat is al hol and sounde,
But hem þat aren in dissese, 115
Muche a leche may hem plese.'
In þis noble onswere sleih
Is vndurstonden þing gostly:
Crist repreueþ her more and les
þe Jewes fol-hastines; 120
Euer þei putte hem bihynde
Gostly grace forto fynde,
And ȝit þei made gret bost
þat heore rihtwisnes was most.
But þenne vre gode lord dere 125
Bad þei schulde go and lere
what þis was in alle wyse
'I wol Merci and no sacrifise'.
þe Pharesenes her he bad
þat bi þe werkes of Merci glad 130
þei schulde gete hem þe Mede
Of euerlastyng lyf in dede.
þerfore he seiþ 'I not com
fforte clepe þe rihtful mon,
But I com forto calle 135
Synners to heore penaunce alle':
þis is forte mene þen:
'I com not for to calle hem
þat wole at heor owne avyse
holde hym-self most rihtwyse, 140
But hem þat mekeli wol arowe
heore defautes seo and knowe;
hem I com to calle vchon,
To heuene þei schul wiþ me gon.'
Bi þis grete enchesun 145
To ete wiþ hem crist was boun,
ffor no lust of glotenye,
But hem touward heuene to hyȝe.
hem þat he fond þer wrapped,
wiþ mony bitter synnes lappet, 150
Euer was þat lord redi
To hym to calle hem sikerli,
Bi þat siker wei to go
Of penaunce, as he bad hem þo. —
þis ilke same Matheu here 155
was þe furste gospellere;
Loþ hed he beo icald ȝerne,
Cristen Men he dude conferme.
he þat for þe world bihoue
Sat furst in þe tolboþe, 160
þat his tent al hedde i-ȝiuen
Bi worldlich doyng forto liuen,
þus he was ymad spenser
Of heuenliche metes fer and neer
Bi preching of þe pepul sleih, 165
Besauntes of heuenly tresori.
þerfore I rede þat alle we
Aske of him vr help to be,
þat he wolde so for vs pray
þat we to heuene come may 170
þorwh goode dedes also doynge.
þat grace vs graunte heuene-kynge.
Amen.

Quis putas est maior? (Math. 18, 1—10).

ÞE disciplus of Jhesus
Comen to him and seide þus:
„wȝuch trowest þou moste be
In heuene-kindam of vs to se?"

140 l. hem. 157 l. Levy.

Jhesu calde a luytel childe, 5
And seet amonges hem ful mylde;
he seide to hem for heor prou:
„ffor soþe“, he seide, „I warne ȝow,
But ȝe beo tornd and mad meke
As þis luitel child is eke, 10
Ȝe may not elles entre euene
In to þe heiȝe kyndom of heuene.
fforsoþe, hose him meke wolle
As þis luitel child folle,
he schal beo more, soþ to telle, 15
In heuene-kyngdam, for to dwelle.
And hose wole In my nome take
Such a child for my sake,
Siker may he þenne be
þat verreyli he takeþ me. 20
hose sclaundreþ eny of þeose smale
þat in me leuen al by tale,
To him muche beter hit were,
þen for to do þat ilke dere,
þat an heui Mulne-ston 25
weore honged aboute his nekke anon
And he drouned, as I sei þe,
In þe depnes of þe séé.
To þe world beo muche wo
ffor þe sclaundres þat þer-in go! 30
And ȝit nedful hit is
Sclaundres to gon in world, I-wis:
wo to þat mon in wone
Bi whom þe sclaundre so schal come.
Ȝif þi feet or þin honde 35
Sclaundreþ þe, to vndurstonde,
Cut hit of, I þe sey,
And cast hit fro þe soone awey:
Good is to þe, wiþ-outen strif,
halt and feble gon into lyf, 40
þen forto haue also skeet
Oþur two hondes or two feet
Sent into þe fuir brennyng
þat is euermore lastyng.
And ȝif þyn eȝe bi wey of siht 45
Disclaundreth þe aȝeyn riht,
Pul hit out sone and faste,
Awey from þe sone hit caste:
Good is to þe wiþ on eiȝe
To entre in to þe lyf on hiȝe, 50
þen two eȝen to haue snelle
Seende into þe fuir of helle.
Loke þat ȝe dispise ne greue
Nonne of þe smale þat in me leeue:
fforsoþe i telle ow þerfore, 55
þe Aungeles of heuene euer-more
seon my ffadur face, þat is
Euermore in heuene-blis.“

25 Ms. þen st. þat. 53 Ms. im. 56 l. þer st. þe.

þis is þe strengþe of þis gospel,
As mon in englisch tonge (may tel). — 60

Also ofte as we rede
þat þe disciples in heor dede
Askeden wiþ-outen bost
whuche of hem schulde be most,
we schul not suppose þerbi, 65
Beo wey of wraþþe ne envy,
Bote to monnes frelete,
his vnstabelnes to se.
þe disciples weore boistous þo
And neweli take þe world fro; 70
Ofte hedde þei I-herd crist
Prechen of his vprist,
Ȝit were þei not tend In place
ffful in þe holi gostes grace,
þey hedde not lernd þe parfyt loue 75
Of heuene-kyngdam aboue;
ffor, as þe gospel to vs seiþ
þat is rote of vr feiþ,
þe holigost was not ȝit þen
I-sent þat tyme doun to hem, 80
Ne Jhesu, þat is trewe and triȝed,
was not ȝit in hem glorifyed.
þey hopud, whon he I-risen were
ffrom þe deþ and maad al cleere,
þat he a kyngdam schulde holde 85
In þis world þat is vnbolde,
And þei to ha ben I-hiȝed þus
wiþ mony worldus worschipus;
þis was þenne þe enchesun
In tyme of his passiun 90
þat þis strif among hem went
whuche schulde beo most þer present.
vppon a tyme Cleophas,
And anoþur þat wiþ him was,
To wȝuche crist dude apeere 95
Aftur his vprist so dere
In liknes of a pilgrym sleih,
þei seide: ‘we hopen soþly
þat he schal beo þat mon
To bugge Israel of þraldom.’ 100
And summe of his disciples eke
Asked him wiþ wordus meke,
þei seide: ‘lord, we preye þin ore,
wher þou in þy tyme schul restore
þat kyndam, to make hit wel, 105
þat is cald Israel,
To þe freodom of olde
þat hit was wont forte holde?’
Breþeren, þat han herd now
þis gode lessun for ȝor prow, 110
Ȝe mai herbi vndurstonde
what reuerens in eueri londe

þat ouȝte al-wey to beo ȝiuen
To godus seruauns þat wel lyuen;
Bi Mekenes, as loue wolde, 115
Euer þei moste to-geder holde.
In ensaumple Crist þenne fette
A luytel child, and among hem sette,
And seide to hem wordus mylde:
'hose wol meke hym as þis childe, 120
he schal beo grettest of ȝow
In heuene-kyngdam forte know.'
þus we schal þis resun take
þat Mekenesse may vs make
To come to þat glorious blis 125
þer as crist him-self now is;
Bi simpelnes and louh berynge
heuene is persed, þe heiȝe þinge.
hose coueyteþ forte se
Godus heiȝnesse and his degre, 130
he moste go bi þat lowe place
Of Mekenes to folwe þe trace.
ffor beo hit on oþur oþur
þat wolde regne toforen his broþur,
he moste bifore beo ful sleih 135
God to serue ful louhly;
As þe goode Apostel seiþ,
þat saddeþ vs muche in þe feiþ:
'þei þat heer tofore are set,
Most holde hem to-gedere þe bet 140
In worschipyng more and les
Of euer-lastynge Meknes.'
vche mon þus moste ouercome
Bi godus doynges alle and some;
þen ouercomeþ he, soþ hit is, 145
Al to-gedere bi holynes.
þis is a souereyn þing þon
þat falleþ to vche cristene mon:
þei þat hem louen, certeyn,
To loue hem feiþfuly aȝeyn, 150
And þei þat don hem eny diffese,
wiþ pacience hem to plese.
ffor hose is most pacient
To suffre wrong in good entent,
hit schal beo most of his miht 155
In heuene-kyngdom so briht.
þe wei þat þider a mon wol hiȝe,
To fflesch is streit and vn-esye.
he þat wole ben hiȝet her
In worldus worschupe fer and neer
And wol beo preysed on þis molde
Bi tresur of seluer and of golde,
he may not passe to heuene þen,
whil he trustneþ vppon hem;
But he discharge him in hiȝinge 165
wiþ-outen eny tariinge,
he may not entre into þat blis
More þen a beest þat charged is.
A beest þat charged is In plaas,
Mai not passe þorwh narwh paas 170
Til he vncharged be þat tide
And his burþen leid beo-syde.
þe luttel ȝate to heuene-way
worldly richesse receyue ne may:
ffor hose is here so charged heiȝe 175
And asayeþ þer-in to stiȝe,
he doþ not elles, wel I wot,
But takeþ hym-self a gret strok,
And is constreynet to turne aȝeyn,
To stoupe lower for his geyn. 180
ffor also strait hit is þon
To a worldly riche mon
þat haþ in richesse al his trist
And liueþ so in þat foule lust,
To entre in to þat rial ȝate 185
Of heuene þat we of spake,
As to a Chamayle, sikerlye,
To passe þorwh an Nelde-eiȝe.
Naked weore we, breþeren, born
In to þis world scharp as þorn, 190
Naked aftur eke we come
To Receyue vr cristendome;
Naked of richesse moste we
hiȝe vs in to heuene to be.
Bi þis enchesun of record 195
Set we vr herte in vr lord,
Loke we haue no tristinge
In worldus tresur passynge.
þerto þat holy angel
þat is called Michael, 200
he help vs heuene to purchase
Bi preyere and also bi grace,
And bi þe preyer also bolde
Of alle heuenly Angles tolde,
wȝuche wer lutled at o tyme 205
Bi pruide of lucifer in pyne;
whos place schal beo restored aȝeyn
At þis worldus ende to seyn,
fful of cristene soules clere,
To worschipe þer her maker dere, 210
þat mihtiust is and most hende
And liueþ and regneþ wiþouten ende.

Designauit *dominus* duo &c. (Luc. 10, 1—9).

Oure lord Jh*es*u asigned þo
Seue*n*ti and oþ*ur* tweyne to go,
he he*m* se*n*de bi tweyn and twein
to alle cites and places, to seyn,
Biforen his face forte be 5
þer as aftur come wolde he.

Jhesu seide to hem þen:
„Muche corn þer is, and fewe werk-
men.
þerfore prey ȝe al a-rowe
To þat lord þat hit owe, 10
þat he wolde werkmen sende
In to his corn, hit to amende.“
Crist seide aftur þere
To his disciples þat þer were:
„Goþ, and seoþ þat I sende ȝou 15
As Lombes a-Mong wolues nou.
Bere ȝe no sachel, ne no ston,
Ne hosen ne schon ȝou vppon,
No mon also se ȝe grete
Bi þe wey, ȝif ȝe him mete. 20
In to what hous ȝe entre schal,
ffurst seiþ 'pees to þis hous al'.
Ȝif þe sone of pees þere beo,
ȝoure pees schal reste on þat hous
freo;
And ȝif þat hit not so bi þon, 25
Torne hit schal aȝein ȝou on.
In what hous þat ȝe dwelle,
Ȝe ete and drinke, as I ow telle,
Of such as ȝe fynde þore
Beoinge þer hem bifore; 30
ffor worþi is a werk-mon
his huyre, þat wel worche con.“
þis is þe Tixt of þis gospel,
As mon in Englisch tonge may tel.

DEre breþeren of honour, 35
vr lord and vr saueour
Oþurwhile he biddeþ vs
Bi word, and eke bi werkes —
ffor his dedes þat we of here,
Aren his biddynges goode and dere.
ffor þeiȝ he do mony a þing
Priuely as lord and kyng,
what we schul do in disert
he makeþ hit knowen to vs apert.
Tweyne he sent bi vre speche 45
To-geder aboute forte preche.
þis bitokneþ soþliche so:
þer are Comaundemens two,
On, to loue god on hiȝ,
And vr euencristen also vs bi. 50
Bitwene lasse þen two ilad
Charite mai not beo had;
ffor Charite and loue, his broþur,
Draweþ a mon in to a-noþur.
þerfore dude vr lord sende 55
Two to-gider forte weende,
ffor euer-lastynge Charite
ffolliche among hem schulde be.

19 Ms. þe st. se. 28 Ms. To st. ȝe.

ffor he þat in him-self haþ nouȝt
Charite to oþur I-þouȝt, 60
Ouȝte not þe offys to resseyue
Of *pre*chyng, but hit fulli to weyue.
þerfore þus, we seyn,
he hem sende tweyn and tweyn,
To go toforen to vche place 65
þider as he wolde come bi grace.
Vre gode lord of his ore
ffolweþ his *pre*chours euermore;
ffurst prechyng toforen goþ,
And he comeþ aftur wiþ-outen
loþ 70
Into þe dwellyng-places of prys
Of vr soules bi his avys;
On þis wyse in alle þinge,
Bi þeose wordus of techynge
þat come tofore crist þon, 75
Beo ressevued to wone in mon,
þis is folliche for to mene
In vche cristene soule clene.
þerfore now to þe same
Prechours þat ben of goode fame, 80
Isaye doþ hem sey
þat 'makeþ redi godus wey'.
Godus wey euer-more
Make we heere redi þerfore,
'Make we rihtwys þe paþus
alle 85
Of vr lord, what so bifalle.'
And also seiþ þe sautere
wordus þat ben goode and clere:
'To him so good a wey we make
þat steih vp for vre sake 90
Aboue þe goynge to softnis
Of þe sonne þat briht is.'
ffor vr lord, ful of loue,
þe sonne softnes steiȝ aboue
þer as he diȝed, deore Jhesus, 95
And soffrede gret dissese for vs;
he schewed in his vprisynge
þe more Joye and lykynge:
In þis Maner haþ he wonne
Aboue þe softnes of þe sonne. 100
ffor þat ilke same deþ
þat he suffrede ful of meþ,
Bi his rysing he put away,
þe serteyn soþ forto say.
þis is to vndurstonde ȝore 105
þe deþ schal he suffre no more.
þerfore to him þat so vp steih,
we makeþ vs a good wey
whon we of his Joyes preche
And hertfulliche hem leeue and
teche. 110
þen wol he as lord of miht
Come in to vr hertus riht,

And lihtne vr soules wiþ wynne,
wiþ alle swetnes vs wiþ-Inne.
Bote vr lord here verrement 115
Seide to hise þat were present:
'Muche Corn þer is to schewe,
But werk-men *þer* beo wondur fewe.
þerfore to þat lord ȝe pray
þat oweþ þat corn as he wel may, 120
þat he werk-men þerto sende,
þat corn to helpe and amende.'
Bote þat þer to fewe are
werk-men wiþ þis corn to fare,
Ȝif we schul to þis mater gon, 125
we schul beo sori euerichon.
ffor al-þeih hit so be
þat mony goode of heore degre
wolde fayn here preching ay,
hem wonteþ þo þat schulde hit say. 130
ffor nou þis world at a pul
Is plenteuous of prestes ful,
But neuerþeles in Godus corn,
þat to him-self schulde be schorn,
fful selde þer is in eny stounde 135
But fewe goode werk-men fou*n*de.
þerfore ful sore I me doute
Lest mony of vs þat ben stoute
þe offys of prest haþ receyued,
But prestlich werkes fully weyued; 140
fful selden loud or stille
Prestes werkes we folfille.
'But preyeþ to him þat hit owe,
þis corn, boþe heiȝe and lowe,
þat he werkmen sende 145
þis ilke corn to a-mende':
þis is forte mene þus:
Ȝe lewed pepul, prey for vs,
þat we make good worchyng
In ȝou þorwh godus techyng, 150
þat vre tonges in sleuþe not falle
To warne ow of or synnes alle.
Leste veniau*n*ce falle on vs sone,
Siþen we beo charged hit to done,
Place to occupye for to preche, 155
þe pepul godus wey to teche,
Let we not vr stillenes
ffor euere dampne vs to distres,
Aȝeyn þe Juge Rihtwyse,
Domusmon, hiȝest Justise. 160

---

hec mando vobis vt diligatis (Joh. 15, 17—25).

Jhesu seide þis wordus meke
To his disciples whon he speke:
„þis,“ he seide, „I to ȝou sende
þat ȝe loue to-geder hende.
And þeih þe world ȝou hate þe more,
Me hit hedde in hate to-fore.
ȝif ȝe of þe world were,
he wolde loue his þing dere;
But ȝe beo not þerof so,
ffor I haue chose ȝou þer-fro: 10
þe world, ful of debate,
þerfore haþ ȝou in hate.
Biþenkeþ ȝou of wordus myne
þat I haue seid mony a tyme:
A seruau*n*t, bi good record, 15
Nis not more þen his lord.
ffor ȝif þei han pursuwed me,
Pursuwed of he*m* schul ȝe be;
ȝif þei my word kept haue,
ȝoures schul þei kepe and saue. 20
þei schul ȝow do al þis þing
ffor my nome knowlechyng:
Mi ffadur wol þei knowe nouht
Ne me þat hem hider brouht.
Ȝif I hedde not to hem come 25
And spoken wiþ hem ofte in wone,
þen schulde þei not han had
Synne þat is in hem stad:
Now ha þei excusaciun non
Of heor synnes euerichon. 30
hose hateþ fulliche me,
Mi ffader also in hate haþ he.
Ned I no werkes wrouȝt in hem
þat non oþur wrouȝt er þen,
Soþli, now to biginne, 35
þen schulde þei not han had no synne.
þei han sen, and hated me,
And my ffadur also so fre.
Bute for þis word writen of olde
In heore lawe folfuld beo scholde: 40
In hate þei hedde me neuer-þe-les
ffor myn owne kyndenes.“

By moni skiles goode and clere
Crist, vr gode Mayster, here,
he sendeþ vs techynges hider 45
Euer for to loue to-gider.
vche mon schulde loue oþur
As Broþur schulde loue Broþur.
wiþ-oute*n* loue of godus delyt
Goodnes may not vs p*ro*fyt, 50
Ne good loue may not beo had
But goodnes beo wiþ him lad;
Bi wȝuche loue of goodnesse
A Mon mai him to god redresse.
ffor his loue þat is so heiȝ, 55
we schulde soffre pacientli
Of þis wrecched world þe hate,
Boþe erly and eke late.

ffor hit most vs hate nede
whom þat hit seoþ in dede 60
þat wol not to þe loue drawe
þat hit doþ in dede and sawe.
But ofte vr goode lord Jhesus
Bi him-self cumforteþ vs,
þer he seide him-self sone: 65
'þis I Comaunde ȝou to done
þat ȝe loue wel to-gider,
þerfore weore ȝe i-brouht hider.'
Ȝit he putte more þerto
And seide on þis wyse also: 70
'Ȝif þe world þerfore ow hate,
Beo ȝe no-þing þerof mate,
ffor witeþ wel, ȝou to-forn
To me haþ hit hate iboren.'
But muche pepul leeueþ nouȝt 75
In worldly hate to beo brouht.
I ȝou telle þerfore biforn,
þat is wondur gret skorn
þat eny Membre of a Mon
Schulde ben herre and more told on 80
þen þe Croune of his hed,
þat hiȝest is wiþ-outen dred.
Siker, þou forsakest to beo
A Membre of godus bodi freo,
But þou wolt soffre meke 85
þe worldus hate, þat is so seke,
wiþ þat ilke hiȝest hede,
Crist, þat for vs suffrede dede.
Crist to his disciplus seide
And þis resun to hem leyde: 90
'ȝif ȝe þe worldus were, iwis,
hit wolde loue þat weore his.'
þis ilke word here he seiþ
To al-holi churche of ffeiþ.
Ofte-tyme Crist hit calleþ, 95
Diuersliche, as hit falleþ,
holy churche, þat is dere,
Bi nome of þis wor(l)d here;
And bi þis word here in plas:
'God', he seiþ, 'in heuene was, 100
Reconcilyng þe world wel
To him-self eueridel' —
þat world is folliche forte mene
Alholy churche at ene.
And in anoþur place, to se, 105
he seiþ a word of dygnite:
'Godus sone in goodnes breme
Com not þe world for to deme,
But þe goode world vche a lym
Schulde ben wel saued bi him.' 110
ffor, as Jon seiþ in dede,
In his gospel as we rede:
'we han euer a good voket
Toforen his holi fader set,
þat rihtwys is and helpere 115
Aȝeyn vr synnes eueriwhere.'
þe world is here forte say
Al-holi chirche niht and day.
And ȝit al þe world to worche
hateþ al-holi churche. 120
þen beo we þus þerate:
þe world doþ þe world hate.
þe Enemy world, þat is wood,
hateþ holy churche good;
þat on, haþ lost gostli place, 125
þe toþur reconcyled bi grace;
þe to world þat dampned is
hateþ þe toþur touward blis;
þe world defouled ful of synne
hateþ holichirche clene wiþ-Inne. 130
þis ilke holi chirche so clene,
þat god in his sone to mene
To him-self Reconciled,
hit was clene vndefuiled;
Also bi Crist þat tyme 135
hit was saued fro muche pyne,
To whuche, þe beter for to lyuen,
Bi Crist alle synnes were forȝiuen.
þeose weore chosen to good astate
ffrom þe world ful of hate, 140
þat dampned is, enemy wikke,
And defouled wiþ synne þikke.
Of þat lompe bi tyme and spas
Bi whuche in Adam al perisched was,
weore mad vessels of merci, 145
In wȝuche þe goode world to cri,
þat holi chirche we calle moun,
Is falle to Reconsiliacioun;
þe wrecched world þe more hateþ
wiþ holy churche and debateþ, 150
þat of þe same lumpe cam,
Apartenyng to þat vessel þan
Of nuy and wraþþe, euer in bost;
Euerlastyngliche þei schul be lost.
But whon he hedde seid here 155
'ȝif ȝe of þis world were,
þe world wolde, soþ hit is,
ffulliche loue þat were his.
ȝe nare not of þe world so:
I ha chose ȝou fulliche þerfro. 160
he is wikked and vnwrest,
þerfore to hate ȝou hit is prest.'
þeose disciplus weore not chose
Out of þis world, þat goþ to lose,
Bi her owne disseruynge, 165
Of whos tofore-lyuynge
ffewe goode vertuwes cam,
Til hit was ȝiuen bi grace to ham;

75 l. bereþ.

Ne þey weore not, as we fynde,
Chosun bi wey of heiȝ kynde, 170
ffor al vr kuynde, til þer cum bote,
Defouled was In Adames rote —
þis synful dede, þat was so ille,
was al I-don bi freo wille.
þei weore chose, soþ to sey, 175
By grace of god þat is verrey.
Crist þerfore to hem preid:
'þenk on þe word þat I haue seid.
þe seruaunt bi good record
Nis no better þen his lord. 180
ffor as þei me dude p*ur*suwe,
Porsuwe schal ow mony vntrewe;
þo þat my word dude kepe.
ȝoures þei schal, I ow hete.'
vr lordes biddyng erli and late 185
Stureþ his seruauns to soffre bate
Of þis world so venimous,
þat eu*er* is enemy to vs;
ȝif we hit soffre wiþ-oute mod,
hit wol vs torne to muche good. 190
A grettore sau*m*ple ne more bet
hou miht he him-self set?
Petur seiþ, þe apostel dere,
þat crist suffrede for vs here,
To ȝiue vs ensau*m*ple in plas 195
Mekeliche forte suwe his tras.
Crist seide: 'al þis ilke schame
þei schal ȝou do for myn name,
Ow to hate in alle wyse,
Porsuwe ȝor wordus to dispise.' 200
whi for his nome hit to beo don,
þis is good to wite son.
'In ȝow schul þei me hate newe,
In ȝow schul þei me pursuwe,
And bi enchesun þat ȝoure word 205
Is myn and of myn hord,
þerfore, I ou telle eke,
In no wyse wol þei hem kepe,
ffor my nome þei schal þis do,
And not for ȝoures, take hit so. 210
Riht as þei more corsud are
þat don ȝow þis dissese and fare
ffor myn name in ȝow dresset,
Riht so are ȝe þe more blesset
þat suffren mekely al þis schome 215
ffor me and also in my nome.'

Videns Jh*esus* turbas ascendit i*n* montem (Math. 5, 1—12).

Herkeneþ alle to þis gospel,
what Matheu herof wol us tel,
In þe feste of þis heiȝe-day
þat al halwen is to say.
Jhesus sayȝ, as seiþ þis storye, 5
Of peple muche a Cumpaynye,
And he wente feir and stille
vpon heih in to an hille,
And þer he set him doun anon.
his disciples to him gan gon, 10
And he his Mouþ feir openynge
Tauȝt hem þer ful derworþe þinge,
And þus to sey he bigan,
þat lord þat was God and Man.
þus he seide, as I sei þe: 15
„þe pore of spirit blesset þei be:
ffor I ow sey wiþ mylde steuene,
heoren is þe kyngdom of heuene.
Also Blesset mote þei be
þat ben Meke wiþ herte fre: 20
ffor sikerly þei schal haue
Erthly possessions, hem to saue.
I-blesset beo þo þat make serwynge:
ffor I schal sende hem cumfortynge.
Blesset beo þat þat han þat miht 25
To hongrun and þursten aftur riht:
ffor, ȝif þei in þis Maner beo sted,
I schal ordeynen þat þei beo fed.
Blessed beo þe Merciful vchone
þat Merci nis not wiþ hem wone: 30
ffor I schal so ordeyne heore pay,
þat Merci schal hem folewen ay.
Blesset mote þei clene of hertes beo:
ffor God Almihti schul þei seo.
Blessed beo þe pesybles i-tald: 35
þe sones of god schul þei be cald.
Blesset beo þo þat day and niht
Soffre p*er*secucions for þe riht:
ffor heores is þe kyngdom clene
þer as dwelleþ Crist I mene. 40
Blesset beo ȝe in hiȝinge
To whom þe world makeþ missiggynge
And p*er*secucions to ȝow make
ffor my word and for my sake,
And vp-on ȝou seyȝen lesynge 45
ffor ȝe of me witnesse bringe:
Beoþ glad and also ful of blis,
ȝor Meede in heuene plentyuous is."
þis is þe strengþe of vre gospel,
As Mon in Englisch tonge may tel. 50

SEint Bede her scheweþ forþi
And expouneþ þis Ewangeli,
And seiþ þe ffeste of þis day
was vnknowe, soþ to say,
To prestes, techers and Confessours,
þat serueden God wiþ honours,

þe wȝuche techers dude Moyste wel
þe hertes of trewe men eueridel.
þat Moysture is gode techinges
þat gostly vs to blisse bringes; 60
And such scholde þis techinge be founde
þat profitable fruit scholde þeron grounde;
þat fruit þat so comeþ of prest and clerk,
Cal I þe fruit of godus werk.
ffor þo þat prechen godus word, 65
þo ben Besauns of godus hord,
wȝuche þat god haþ take to hem
To dele to alle cristene men.
ȝif þei hit holden hem-self wiþ-Inne,
Aboute to dele hit wol not biginne, 70
þeoues þei ben apertely
þat so stele godus tresory.
þerfore þei scholde in eueri route
Teche hit to þe pepul aboute,
And liuen hem-self good lyuinge: 75
þen seruen þei god, heuene-kynge.
ffor doctours þat weore sum-tyme,
þauȝ þei of swerd feled no pyne,
Martyres in þis Maner þei were:
In liuyng of heore lyf ful clere; 80
ffor hit is noble Martirdom
To liue in alle manere a clene mon.
A Martir only proued nis not he
To schede his blod, so ded to be,
But he þat wol abstene him 85
ffrom alle fulþus and alle syn,
And vseþ alle godus Comaundemens
And noþing doþ to his defens.
Whi God went vp in to an hille,
Good hit is to telle ȝow tille. 90
An hul, ȝe wite wel, hit is hiȝe:
So dude god in grace vp stiȝe
þis day to teche þis lessun wys —
Of alle lessuns hit bereþ þe pris.
þerfore to an hul ȝede he, 95
ffor herre lessun mihte non be.
þere he seide: 'I telle ȝow,
Blesset mote þe pore of spirit be nou,
ȝif þei pouert holde and haue
ffor loue of him þat schal hem saue.' 100
pore of spirit ben þise men
þat Meke ben and drede god þen,
And þo þat make no couetynge
To erthli ni to fflescly þinge;

84 l. who schedeþ. 95 Ms. seide st. ȝede.

hose put him furst in good ordringe,
So may he furst come in blessynge.
þer he blesset þe Meke þan:
possessiouns eorþli scholde þei han.
þei beo Meke icald a-rewe
þat no ȝeyn-stondyng her enemys schewe, 110
þat nouþur bi dede ne word ispeke
Of her enemys nil hem not wreke,
But gladly wole for Godus sake
Suffre pyne, teone and wrake,
And wiþ Maystrie aȝeinstonde hit nouȝt, 115
Bot ouercome hit wiþ goodnes wrouȝt.
þei schul folwe þe lombe,
wher-so-euer he go or stonde.
þat lomb is Jhesu, ful of Meth,
þat for vs alle soffrede deþ. 120
'Blessed beo þo þat sori are'
And for heore synnes in herte ha care,
And for heor neihȝebors synne and sake
Muche del and mournyng make;
ffor þat dede þat þei so do, 125
Godus kyndam schul þei come to.
ffor þe ffingres of god ful hiȝe
Schul wipe þe teres from heor eiȝe,
And þei schul haue cumfort most,
þat schal come of þe holigost. 130
whon þei han lost eorþly lyf here,
þei schul ha lyf in heuene clere;
ffor þei þat preyen wiþ wepynge,
Schul gedere fruit wiþ Joyinge.
Also spekeþ þe prophecye 135
þise wordus bi Ysaye:
'wo to ȝou þat lauhtres make
Of ȝoure synnes and nil not slake;
ffor as muche Joye as ȝe make now,
wel more serwe schal come to ȝow.' 140
þei þat make lauhtur and game
Of heore neiȝhebores harm and schame,
And in Idel heor tyme þei lese,
And muche God þei displese.
þer Jhesu seide ful of miht 145
'Blessed beo þe hungri aftur riht:
ffor in þat place ful heiȝe ibult,
þer schal þei beo ful wel I-fult:'
Aftur Riht to hongrun and þurst,
To kepe þe Comaundemens to ha lust, 150
To kepe hem wel, I sey apliht,
And hem to serue day and niht:
þei beo coueyted of god wiþ loue,
þat wole hem bringe to blisse aboue.

'Blesset beo þe Merciful vchan 155
þat euer merci wiþ hem han':
þo ben þei, I telle hit þe,
þat helpen wrecches þat nedi be;
ffor þer þei haue pite of hom,
Merci hem folweþ sone anon. 160
Ensaumple *þer*fore may we lere,
As þis feste reherseþ here,
Of Ten Maydens, weore su*m*-tyme þo,
ffyue wyse and fyue foles also.
þeos fyue gode forsoke þon 165
To beo couplet to eny mon,
þei nolde leue heore clannes
ffor no worldly Riches,
But eu*ere* þei seruede heuene-kyng,
In word, In þouht and doing. 170
Do we so þenne as dude þay:
we wite wel, come schal domes-day;
Do we, wiþ him knowe to be
þat schal sitte and Jugge vs in se.
þen wol he take vs to him, 175
As he þe virgynes dude þat tym,
And bringen vs to þat blis
þer as þei wiþ him-seluen is.
To þat blisse he vs bringe,
þat *in* world of worldus is regninge.
Amen.

Vos estis sal terre (Math. 5, 13—19).

IN þat tyme God Jhesus
To his disciples seide þus:
„ȝe beon salt, I ow say,
Of þe eorþe, hit is no nay.
But ȝif salt euanissche fro 5
þing þat hit is salted in so?
hit nis nomore worþi, we rede,
Bote beo cast out in dede
And defoulet fer men fro —
To oþur *pro*fyt may hit not go. 10
Ȝe ben also þe liht clere
Of þe world, to me dere.
Men may not huyde a gret cite,
ȝif hit is set on an heiȝ hul to be.
Nor men takeþ not of a la*n*terne
þe liht 15
And put vndur a strik vnriht,
Bote on a Candelstikke on hiȝ,
To lihten alle in house worþi.
So lihten ȝe ȝor liȝt in place
Bifore men, þorwh gret grace, 20
þat þei ȝor goode werkes may sen
wȝuche idon bi ow schal ben,
þat þei *þer*fore may glorifye
ȝor fadur þat is in heuene heiȝe.
Ne leeueþ not I com ȝow to 25
þe lawe or *pro*phecies to vndo;
To vndo hem com not I,
Bote to folfulle hem, sikerli."
þis is þe strengþe of vre gospel,
As Mon in Englisch may ow tel. 30

Grete clerkes forto proue,
þat loueden wel her god aboue,
Expounede*n* þis gospel on þis wyse
þat ȝe schul here wiþ-outen feyntyse.
God seide þeos wordus same 35
þat for knowlechyng of his name
þei schulde suffre moni a teene —
And so þei duden al-bi-deene.
And for þei schulden I-cu*m*forted be,
More to hem heer seide he. 40
þe kyng of heuene, þat al walt,
Seide, of þe eorþe þei schulde be
salt.
Salt to vndurstonde gostly
Is wisdam, siker to ȝou sei I.
Salt of þis eorþe here 45
Bi hete of fuir from watur clere
And also bi blowyng of wynde
Is tornd out of watres kynde
In to salt, as we may seo
Ofte-tyme among vs beo. 50
Riht so þe apostles for to mene
And heore folweres alle bidene
Bi holy watur of Baptiȝinge
And bi hete of feiþ brennynge
And also bi enspiraciun trie 55
Of þe holigost so hiȝe
ffrom erþly þi*n*ges chau*n*ged beo þei
In to heuenly þi*n*ges, soþ to sey.
þe kuynde of salt þen is þus:
hit druyeþ vp mo(i)stnussus, 60
And stunch hit doþ awei in dede,
And soffreþ no quik worm to brede.
So druiȝeþ heuenlich wisdam
Moistnesses of ffleschlich dilites
þan,
And also hit doþ awey þe stink 65
Of vuel liuyng in alle þing,
hit kepeþ from mon sikerli
þe quike worm of lecheri;
Of whom Ysaye in vre feiþ
þeose wordus scheweþ and seiþ: 70
'þe worm of þe lechours hyne
Schal neuer dye in no tyme,
Ne þe fuir of hem so stout
hit schal neuer beo quenched out.'
In þe olde testament we fynde, 75
As we reden and han in muynde:
þer schulde beo offred non offringe
To god, þat is heuene-kynge,

But hit weore furst i-sauered wel
wiþ salt aboute eueridel; 80
þis is þus muche for to say:
No mon wel make may
An Offringe worschupful
To God, þat al godnes wol,
wiþ-outen þe sauour of þe craft 85
Of heuenlich wisdam in him laft.
Poul seiþ also in place
þeos wordus ful of grace:
'þe wordus of ȝou wel sauered mot be
In þe grace of god bi wisdom fre.' 90

I ffynde in þe Bok of kynges
Acordyng su*m*-what to þeos þinges:
þat whon þe grete watres of Jerico
weore waxen bareyn and bitter also,
Eliȝéé, þe gode p*ro*phete, 95
preyed þerfore to god so swete;
And god of his grace him sende
And tauȝte hi*m* þus hem to amende:
Eliȝéé anon him biþouht
And comau*n*det a vessel to be brouht 100
fful of salt, and he hit caste
In to þe hed of þe watres faste:
And sone þei hedde*n* heor kynde aȝeyn,
As hit is writen, in certeyn.
Salt is vndurstonden here 105
þe Godhede of god so clere,
And þe vessel þat hit was Inne
was his Monhede wiþ-outen synne.
þer as þis salt so wel
was put in to þat vessel, 110
þat was, whon þe godhed stronge
was entred in to Marie wombe
And so com and dwelled in vs,
God and Mon swete Jhesus.
þer þe salt In þe vessel was 115
þrowen in to þe hedes bi gras
Of þe watres, soþ to seyn,
þat weore bitter and bareyn,
And anon as we fynde
þei tornde aȝeyn in to heor kynde: 120
þis is to vndurstonden euene:
whon godus sone, þe wisdam of heuene,
hedde folfuld þe priuetes
Of his passion in alle degrees,
þe watures bitter and vnseete 125
were ymad boþe gode and swete;
þat was þat Monkynde, to telle,
þat was in bitter pyne of helle,
was þo restored in certeyn
To heuene to his kynde aȝeyn. 130

But þenne ȝif salt passe awey,
In whom hit is salted to sey?
As hos seiþ, ȝif we passe þerfro
þat God haþ chosun to beo salt so,
þat is to sei wisdom hende, 135
vs to kepe from þe fende:
þen go we wrong to wo.
Oþere, siker, schul not so,
wȝuche ben sauered and studefast,
In heuenliche wisdam euer to last. 140

Egressus Jh*esus* perambulabat Jerico (Luc. 19, 1—9).

IN a tyme as goode Jhesus
Bi Jerico wente þus,
þer com a Mon þat Ȝachee hiht,
was prince of publicanus riht;
A Riche mon þenne was he. 5
he ȝeorned muche Jhesu to se,
ffor he wolde wite and quere
what-maner mon þat he were.
Of Jh*e*su miht he seo no-þing
ffor plente of pepul presyng, 10
ffor he was of makyng lowe,
Luytel for to seo and knowe.
In to a treo he wente þerfore,
A Sikamour, to seon him þore:
ffor þat wey Jh*e*su scholde 15
passe, as his wille wolde.
Whon Jh*e*su com to þat place,
he loked vp and sayȝ his face,
To him he seide: „Ȝachéé,
Go nou doun, and hiȝe þou þe: 20
ffor in þin hous, I þe telle,
þis ilke day moot I dwelle.“
Ȝachee hiȝing wente doun,
And resseyued him wiþ Joyful soun.
whon þat pepul þis þer seih, 25
þei Me*r*ueyled, seiȝinge wondurly
þat Jh*e*su wolde turne þan
To such a maner synful man.
Ȝachee þenne, þer he stod,
Seide to vr lord so good: 30
„Del half my good, whil I liue,
To pore men wol I ȝiue;
Ȝif I ouȝt wiþ wrong haue holde,
I schal hit ȝelde aȝeyn foure-folde.“
Jhesus, þat is lord aboue, 35
Seide to him wiþ gret loue:
„hele þis day is fully maad
To þin hous, þou maiȝt beo glad:“
þerfore, to him þus seide he,
„ffor he was sone of Abraee. 40

þe sone of Mon þat was so meke
Com þat tyme for to seke
And for to make saaf also
þat to perisching schulde ha go."
þis is þe tixt of þis gospel, 45
As mon in Englisch tonge may tel.

IN þis holy teching heere
þis holy gospel good and clere
Scheweþ to vs and oþur mo
þat Jhesus wente to Jerico 50
And hou þat Ȝacheus hedde longinge
To seo his lord, heuene-kynge.
þis Ȝachee vndurstonden is
'he þat is maad Rihtwys',
And bitokneþ þe pepul of gentes 55
þat leeued in god bi heore ententes.
Jerico bitokneþ als
'þis wrecched world þat is fals':
ffor Jhesu wente ofte among
þis wrecched world ful of wrong. 60
þouȝ þis Ȝachee weore mon wys
And of þat lawe bar þe prys,
More bi feiþ vr lord souhte he
þen bi lawe, as fynde we;
And for he was in feiþ studefast, 65
he deserued atte last
To refleyue þe benisoun
Of vr lord ful of renoun;
So ferforþ, þat vr lord so good
wolde him graunte wiþ mylde mood 70
To come in to hous his
And reste þer as kyng of blis.
he ȝaf him þenne, as lord hende,
Euerlastinge hele wiþouten ende.
þe same wyse þis pepul al 75
Of þe gentes, gret and smal,
vre lord bi lawe þei not kneuh,
But bi feiþ ful of vertu;
þerfore þei diseruet ryf
Of vr lord euerlastyng lyf. 80
þis ilke Sicomours tre
In wȝuche clomb vp Ȝachee,
was ful hiȝ and feir to siht,
And swete in schadewe and muche in miht,
And als in fruites plenteuous, 85
Most swettest and delicious.
And þis tre, so good and dere,
Mai wel be tokned here
To þat blessed Rode-treo
Of wȝuche we alle weore bouȝt freo. 90
þis sicamour was feir and heiȝ,
I wol ȝou telle þe resun whi:
A ladder was þerof maked
whon crist was sprad þeron naked,
þat out of helle þat laddur rauhte, 95
In to heiȝ heuene hit strauhte.
þat ilke wei wente ful euene
vr elder-ffadres to heiȝ heuene;
ffor hit was ful of honour
þat scholde so bere vr saueour. 100
Swete in schade also hit was,
As ȝe may here in þis plas:
hit schadewede from þe hote fuire
Of helle, þat euermore schal duire,
þe prophetes and þe patriarkes alle 105
þat Adam synne hedde mad falle.
Plentiuous in ffruit was þat treo —
Non oþur so plentiuous mihte beo;
þe fruit þat on þat treo greuȝ,
was Jhesu, ful of alle vertu. 110
þe fruit on þat o treo, we fynde,
Brouhte forþ þo almonkynde
ffrom endeles pyne to blisse aboue,
Euer to wonen wiþ him in loue.
Ȝachee also bitokne may 115
þis synful pepul boþe niht and day
þat for heore synnes mai haue no siht
Of god vr lord, kyng of miht.
But hose wole þe siht haue
Of god, his lord, þat may him saue, 120
In to þis treo he most climbe
Of Sikamour, as I hit fynde:
þat is to seche folli to loue
vre lord god alle þing aboue;
þat is to say he moste forsake 125
Alle synnes, in him so blake,
And beo boxum in alle þinges
To godus holy Biddynges,
And suffre wo in world here
ffor his loue þat bouht hym dere; 130
In to þat tre þus may he wende
And seon his lord wiþouten ende.
Nou forþurmore me mot biholde,
As hit is in vr gospel tolde:
whon vr lord, blesset he be, 135
Say þe feiþ of Sachee
he hiht him, as I ow telle,
In his hous þat day to dwelle;
þat was for he knoulechede clene
Al his trespas þer at ene, 140
And graunted þer Jhesus bifore
fforto amende for euermore.
Jhesus coueyted not to abyde
In hous of treo, maad wiþ pride,
But in þe clene soule of mon, 145
þer wolde he dwelle, þerfore he com.
þerfore I rede, we clanse vs,
þat we may resseyue him þus,

And þenne to kepe him so vs wiþ
Euer to lyuen in grace and griþ. 150
  þen seide Ȝachéé to Jhesu,
þat is ful of alle vertu:
'Lo, lord, half my godus I ȝiue
To pore men, whil I lyue;
And ȝif I haue bi wrench or wile 155
Do to eny mon eny gyle,
To ȝelde aȝeyn I am ful bold
To vche mon foure-fold.'

ÞEn seide vr lord precious:
'þis day is hele mad to þyn hous, 160
ffor as muche as þou art þan
þe holy sone of Abraham.'
vche mon þat wol come
fforte ben Abrahames sone,
As longe as he liueþ sikerly 165
he moste ben aboute bisy
To folwe þe ensaumple in his dede
þat we here of Ȝachéé rede:
  þat is to sey, wiþ wille feruent
Of goodus þat god him haþ isent 170
Ȝif þe pore for godus sake,
And so Abraham sone hym make.
  Abraham is forto say
'ffadur of mony folk' verray —
þat is he þat for vs diȝed 175
And al his bodi wiþ blood biwriȝed.
Ȝif we kepen, breþeren dere,
Coueitousliche þeos goodes here
þat god him-self haþ vs lant,
And wol not parte hem wiþ vre hand, 180
Afert may we beo ful sore
Leste we gete peyne for euer more;
But ȝif we wole wiþ wille fre
Departe wiþ pore, as I sei þe,
we schul haue þat ilke lyf 185
þat euer schal laste wiþ-oute strif.
þerfore do we al vre entent,
whil we ben in eorþe present,
To trauayle boþe niht and day
Goode werkes to worchen ay; 190
So þat, whonne þe soule schal go
And beo parted þe bodi fro,
hit may clayme forte wende
To þat blisse wiþ-outen ende.
he vs graunte þer to wone, 195
God and Mon, Mayden sone. Amen.

Dann folgt:

hou a man schal lyue parfytly.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Neues Wörterbuch der portugiesischen und deutschen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der technischen Ausdrücke des Handels und der Industrie, der Wissenschaften und Künste und der Umgangssprache. Von H. Michaelis. In zwei Teilen. Erster Teil: Portugiesisch-Deutsch. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887. X u. 737 S.

Den guten Ruf zu befestigen, in welchem der Name Michaelis auf dem Gebiete der romanischen Sprachforschung steht, ist das vorliegende Wörterbuch vollkommen geeignet. Durch die zehnjährige Arbeit, welche laut der Vorrede die Verf. darauf verwendet hat, und durch die wertvolle Mitwirkung ihrer Schwester, Frau Carolina M. de Vasconcellos, ist ein Werk entstanden, welches an Reichhaltigkeit, Zuverlässigkeit und Richtigkeit die Hilfsmittel weit hinter sich läfst, welche den Deutschen bei dem leider ziemlich vernachlässigten Studium der portugiesischen Sprache bisher zur Verfügung standen. Die Wörterbücher von Bösche und Wollheim da Fonseca, die in ihrer Art ganz schätzbar sind, hat Ref. in verschiedenen Punkten mit dem Michaelisschen verglichen und kaum je etwas gefunden, dessen Herübernahme aus jenen zu wünschen wäre. Druck* und Anordnung sind derart, dafs das Auffinden der gesuchten Wörter und Wortformen sehr erleichtert wird. Die Trennung längerer Artikel in bezifferte Abteilungen (so namentlich bei den Präpositionen, wo die verschiedenen Bedeutungen auf diese Weise auseinander gehalten sind); die sorgfältige Verweisung auf synonyme Ausdrücke; bei den Verben die reichhaltige Angabe ihrer Konstruktion mit Präpositionen; die Berücksichtigung der Formenlehre — so dafs alle besonderen Pluralendungen, alle starken und unregelmäfsigen Verbalformen verzeichnet sind; die Aufnahme von Eigennamen aller Art in den Text (während gewöhnlich Taufnamen und geographische Namen in einem besonderen Verzeichnisse gegeben werden, was mancherlei Übelstände mit sich führt)

---

* Bei Erwähnung des Druckes sei eine allgemeine Bemerkung gestattet, wenn sie auch hier nicht zum erstenmal gemacht wird. Die Anwendung der Fraktur für den deutschen Text mag gerade in einem Wörterbuche ihre Bequemlichkeit haben. Da aber die Möglichkeit nicht fern liegt, dafs ein solches Werk auch im Auslande benutzt wird, so würde die Anwendung von Antiqua, die dem deutschen Leser keine gröfsere Schwierigkeit, dem fremdländischen aber eine sehr willkommene Erleichterung bietet, sich gewifs sehr empfehlen.

— das sind Eigentümlichkeiten, die dem Buche zur Empfehlung gereichen. Dazu kommt eine Fülle von Beispielen in Form von geläufigen Redewendungen, Sprichwörtern, Anführungen von Schriftstellern (wenn auch ohne Belegstellen): man vergleiche nur Artikel wie *correr, costa, dar, deixar, ficar, fazer, pé, volta* u. v. a. Manchmal scheinen dieselben fast zu reichlich bemessen; anderwärts hätte, wie Verf. selbst ausspricht, auch etwas mehr gegeben werden können, wären nicht dem Umfange des Buches Schranken gesetzt gewesen. Sehr reichhaltig ist der Wortschatz an sich. Ref. hat viele neue oder seltene Ausdrücke, die er beim Lesen verschiedenartiger Schriften angemerkt hatte, darin aufgesucht und nur selten vergebens gesucht. Einige der vermifsten seien angeführt: *adayão* Ältester *(doyen); agulheiro* in der Bedeutung Signalwärter (bei der Eisenbahn); *anno de noivos* Flitterwochen; *chefatura* Führerschaft; *elevador* Fahrstuhl; *entregue (do governo)* betraut mit . . .; *flartar* kokettieren; *finalidade* Zweckmäfsigkeit (nicht nur Zweckmäfsigkeitslehre); *menino* in der Bedeutung junger Herr (als höfliche Anrede); *passarinhar* i. d. B. herumhüpfen; *quatro* i. d. B. einige; *taboleiro* i. d. B. Fahrbahn (einer Brücke); *torpedo* in der militärischen Bedeutung und *torpedeiro (barco —)* Torpedoboot; *vernaculidade* einheimisches Gepräge.

Zwei wichtige Seiten eines Wörterbuches bilden die Rechtschreibung und (wenn überhaupt darauf eingegangen wird) die Darstellung der Aussprache. In beiden Beziehungen macht das Portugiesische ziemliche Schwierigkeiten; in ersterer wegen der Schwankungen, die nicht nur in einem und demselben Buche, sondern oft in demselben Aufsatze vorkommen; in letzterer wegen der Unmöglichkeit, gewisse Laute durch die gebräuchlichen Hilfsmittel darzustellen. Verf. hat in den zweifelhaften Fällen meist die verschiedenen Schreibungen angeführt, ohne anzudeuten, welche (sei es aus etymologischen, sei es aus phonetischen Gründen) vorzuziehen sei; so steht bei *pai* Plur. *paes* und *pais;* so finden sich *avesinha* und *avezinha, celada* und *cilada, cendal* und *sendal, exempto* und *isento, huivar* und *uivar* ohne Bezug zueinander. In vielen Fällen aber läfst die Verweisung auf eine andere Stelle schliefsen, dafs dort die bessere Schreibweise zu finden sei; so *apprehender v. aprehender; balisa v. baliza; cair v. cahir; canna v. cana; ceia v. cêa; coisa v. cousa; egua v. egoa; falar v. fallar; peloiro* und *pelouro v. pellouro; subjecto* und *sugeito v. sujeito; sossegar v. socegar,* etc. — wo man ja manchmal auch eine andere Ansicht haben kann (oder anderen Geschmack; weil allgemein mafsgebende Regeln einmal nicht vorhanden sind). Am meisten lassen sich andere Ansichten geltend machen bezüglich der Bezeichnung der Aussprache. Dafs das stimmlose s durch ſſ, lh und nh durch lj und nj, die Nasale mittels ng bezeichnet sind, ist ein Notbehelf, der zu entschuldigen wäre. Aber es hätte mit den einmal angewendeten Zeichen sich noch Besseres erreichen lassen; jedenfalls hätten sie konsequent gebraucht werden sollen — also z. B. j nicht auch für das stimmhafte ż (geschrieben j, g), so dafs „*grilhagem* (=ja=jem)“ in doppelter Beziehung anstöfsig ist. Zu viel gethan ist für die Wörter mit *lh* und *nh,* denen jedesmal ein (j), und für die mit der Endung *ção,* denen jedesmal ein ſſáong (warum nicht eher ſſau^{ns}?) nachgesetzt ist. Tonloses *o* ist in der Mitte der Wörter durch u wiedergegeben: *hemorragia* (e=mur=ra=jí=a), *moxama* (mu=ſchá=ma); am Ausgange steht teils u und teils (fälschlich) o; ebenso findet sich *aquem* (a=ken) neben *d'aquem* (kém) u. a. — Besondere Aufmerksamkeit ist den Lautzeichen *ch, x, gu, qu* zugewendet worden, deren Aussprache in allen Fällen angegeben ist. Erwünscht wäre eine gleich sorgfältige Behandlung der zweiwertigen Vokalzeichen *a, e, o* gewesen; darüber erfahren wir aus dem Wörterbuche nichts. Zwar sind — wie dies in Druckschriften gewöhnlich geschieht — *côr* Farbe und *cór* Herz, *côrte* Hof und *córte* Schnitt unterschieden, nicht aber *coragem* (mit ô) Bleiche (welches überhaupt fehlt) und

coragem (mit ó) Mut; *colhêr* fassen und *colhér* Löffel; *sêde* Durst und *séde* Sitz; *pregar* (mit ê) annageln und *pregar* (mit é) predigen. Auch findet sich bei Wörtern wie *olho, ovo, esposo* etc. keine Andeutung darüber, dafs ihr *ô* im Plural zu *ó* wird. Bei allen Wörtern, deren Ton nicht auf der vorletzten Silbe liegt, ist die Tonsilbe durch einen Accent bezeichnet. Wenigstens bei diesen Wörtern hätte anstatt des Akut der Cirkumflex da gesetzt werden können, wo der betreffende Vokal geschlossen ist — also *amôr, estômago, cortêz, fazêr.* Unrichtig accentuiert sind *Estevão, orgão, benção;* sie sind nicht auf der Endung betont, würden daher auch besser *Estevam, orgam, bençam* geschrieben (so wie man jetzt fast allgemein pret. *amaram* und fut. *amarão* unterscheidet).

Die Übersetzung und Erklärung der Wörter ist, soweit des Ref. Beobachtung und Urteilsfähigkeit geht, klar, bestimmt und zuverlässig (mit seltenen Ausnahmen: *mantissa* ist nicht „der 10. Teil eines Logarithmus“, sondern Decimalstellen eines Log. — *pollegada* ist nicht „12 geometrische Linien“, sondern deutlicher ein Zoll; — *scocia* und *scotia* sind erklärt, als ob es zwei verschiedene Wörter wären; es hätte genügt *scotia (scocia)* (arch.) Einziehung; — *animaes damnados* wilde oder tolle Tiere wäre vielleicht deutlicher erklärt durch *cão damnado* toller Hund; — *tomara* [eu] heifst wohl besser: ich nähme es gern an, ich wünschte, als „wollte Gott“; — *levar um erre* wird vermutlich heifsen: bei der Prüfung durchfallen, nicht aber „einen Kandidaten durchfallen lassen“). Nur ein Punkt sei noch zur Erwägung gegeben. Es ist in spanischen und portugiesischen Wörterbüchern üblich, und ist auch in dem vorliegenden so, hinter Verben im Infinitiv je nach Bedürfnis das Objekt oder das Subjekt zu setzen. Im Zusammenhang der Rede ist der erstere Fall der gewöhnliche, der andere kommt auch oft genug vor. Liest man aber im Wörterbuche: *cair o coração aos pés, dar o rei despacho, doer-se o cabello (a alg.)* u. dgl., so wird man im ersten Augenblick wohl nicht klar sein, dafs hier *coração, rei, cabello* Subjekte sind, und selbst die Übersetzungen „den Mut verlieren“, „mit dem Minister arbeiten (vom Könige)“, „Furcht haben“ werden im ersten und letzten Falle nicht gleich den grammatischen Zusammenhang klar machen. Zieht man also nicht vor, einen Satz als Beispiel zu geben *(cae-se-lhe o coração aos pés, doe-se-lhe o cabello),* so wäre wenigstens das Übereinkommen zu empfehlen, das nachstehende Substantiv, wenn es Subjekt ist, einzuklammern — also: *cair (o coração) aos pés* vor die Füfse fallen (vom Herzen) —; so steht es auch wirklich z. B. unter *levar: --se bem (o navio)* gut segeln.

Druckfehler scheinen sehr wenig vorzukommen (unter *cotangente* steht Kontangente für Kotangente; unter *hincar: hincando* für *hincado,* statt *gradinata* ist grandinata, statt *obtusangulo* octusangulo, statt *trancaruas* trancarruas gedruckt; *Praxitelles* wäre, falls Portugiesen es schreiben, nicht nachzuahmen). Sonstige Versehen sind ebenfalls selten. *Diabrotico* ätzend hätte nicht mit *diabrura* Teufelei zusammengefafst werden sollen; *facezinha* heifst Gesichtchen (wie auch unter *facesinha* steht), aber nicht Geschichtchen — daher die Vergleichung mit *facecia* nicht am Platze ist; *jogue* asiat. Einsiedler scheint *yogui* heifsen zu müssen; „*delis* adj. unerschrocken, kühn, mutig (vom Grofswesir gesagt)“ klingt ziemlich rätselhaft — sollte das vielleicht nur einmal zu findende Wort nicht etwa heifsen *delir* (persisch dilîr = cordatus)?

Die meisten hier gemachten Ausstellungen mögen kleinlich erscheinen. Sie dienen auch hauptsächlich zum Ausweis darüber, dafs Ref. das Buch, soweit es sich in einigen Wochen thun läfst, aufmerksam durchgesehen hat. An dem Urteil, dafs es eine sorgsam ausgeführte und vortrefflich brauchbare Arbeit ist, wird und soll dadurch nichts geändert werden.

Weimar. H. Wernekke.

Fölsing-Koch, Lehrbücher der englischen Sprache. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin.

Die hier summarisch bezeichneten Lehrbücher bestehen aus einem Elementarbuch (X, 213 S., 23. Aufl.), einer Grammatik (VI, 122 S.) und einem Lesebuch (VIII, 370 S., nebst zwei Karten) mit dazugehörigem Wörterverzeichnis (X, 150 S.). Der hier gebotene Stoff ist ein sehr reichhaltiger und dürfte für die Gymnasial- resp. Realschulstufe völlig genügen. Die Verteilung desselben denkt sich der Verfasser folgendermafsen: Das Elementarbuch soll in den ersten Jahren (also in Untertertia) durchgearbeitet werden, und von da ab soll das Lesebuch im Mittelpunkte des Unterrichts stehen und die systematische Grammatik neben der Lektüre hergehen. Dieser Plan wird gewifs im ganzen und grofsen die Billigung jedes praktischen Lehrers finden; ganz besonders sind wir erfreut darüber, dafs dadurch in den beiden Oberklassen ein gröfserer Spielraum für die Lektüre gewonnen ist. Was die einzelnen Bücher betrifft, so gestehen wir im voraus, dafs wir dem Lesebuch unbedingt günstig gegenüberstehen, von dem Elementarbuch dies jedoch nicht in demselben Mafse sagen können. Ein Buch, das in 23. Auflage erscheint, kann kein schlechtes sein, das versteht sich eigentlich schon von selbst, und die nachfolgenden Ausstellungen können also nur als Vorschläge zur Erreichung gröfserer Vollkommenheit angesehen werden. Zunächst sind wir ein Gegner der Aussprachebezeichnung. Für den Selbstunterricht mag sie als Notbehelf gelten, aus einem Schulbuche sollte man sie möglichst fernhalten. Es mufs anerkannt werden, dafs dieses einigermafsen geschehen ist und in früheren Auflagen noch mehr geschehen zu sein scheint, wie eine Recension der 22. Auflage von Otto Werner in Ratibor andeutet, wenn sie als einen Vorzug lobt, „es sei eine Wohlthat für das Auge, dafs gleich da, wo zum erstenmal ein englischer Übungsstoff erscheint, also in Kap. 2, der englische Text völlig frei ist von allen Hilfszeichen“. Wir hätten diesen Vorzug des Textes auch gern auf die vorausgehenden Wörter, die zum Auswendiglernen bestimmt sind, ausgedehnt gesehen. Erstens können noch so viele Striche, Bögen, Punkte, klein und schräg, ja sogar umgekehrt gedruckte Buchstaben u. s. w. die Aussprache niemals richtig wiedergeben, wie der Verfasser das auch durch häufiges „fehlt“ oder „ähnlich“ in der Aussprachtabelle auf S. 9 zugeben mufs, und dann verwirren sie die ohnehin schon so schwierige Orthographie noch mehr. Die Aussprache mufs unserer Meinung nach ausschliefslich durch das Ohr, nicht durch das Auge erlernt werden. Wir möchten daher anraten, bei einer neuen Auflage die Aussprachebezeichnung mindestens aus den Paradigmen und den jedem Kapitel vorausgehenden grammatischen Auslassungen zu streichen und dieselbe ausschliefslich in die Wörterverzeichnisse auf S. 109—148 und S. 169—183 zu verweisen.

Der eigentliche Unterrichtsstoff, der eingeübt werden soll, ist auf 18 Kapitel verteilt, denen eine zweite Reihe von Übungsstücken angefügt ist. Auf diesem beschränkten Raum von 72 Seiten (12—84) ist alles Nötige aus der elementaren Grammatik, das zur Einführung in die Lektüre erforderlich, enthalten. Diese weise Beschränkung des trockenen Regelwerkes halten wir für einen wesentlichen Vorzug des Buches. Die Übungsstücke, an denen der grammatische Stoff entwickelt und geübt werden soll, sind kurze Erzählungen, Anekdoten, sowie kleine Gedichte und Briefe, und nur selten zusammenhangslose Sätze, wie sie wohl sonst die meisten Grammatiken oft geradezu ungeniefsbar machen. Die Auswahl solcher zusammenhängender Stücke ist ein zweiter, nicht zu unterschätzender Vorzug des Buches, und jede fernere Vermehrung derselben wird ihm zum Vorteil gereichen.

Die Regeln sind kurz und präcis gefaſst und sorgfältig zusammengestellt; für ein Muster solcher Zusammenstellung halten wir diejenige über das Zahlwort in Kap. 15. Von S. 148—165 folgt als erste Lektüre eine kurze Geschichte Englands mit erklärenden Anmerkungen. Es ist ein leichtes und durchweg gutes Englisch. Die nun folgenden vier Gedichte würden wir gern um einige, namentlich leichtere vermehrt sehen.

Die eigentliche Grammatik ist nach den Redeteilen geordnet und umfaſst nebst einem Anhang über orthographische Regeln in 158 Paragraphen alles Wissenswerte über den grammatischen Bau der Sprache. Die Belegbeispiele sind dem Lesebuch entnommen, und durch beigesetzte Ziffern wird auf die betreffenden Stellen hingewiesen. Hierdurch ist eine fortgesetzte Beziehung der Grammatik zum Lesebuch und umgekehrt hergestellt, und auch ist es dem Lehrer möglich, die Herkunft der einzelnen Beispiele zu kontrollieren, was für den Wert derselben nicht ohne Bedeutung ist. Die beigegebenen Übungen zum Übersetzen sind wie im Elementarbuch meistens zusammenhängende Stücke; wo dies nicht gut anging, sind doch Sätze mit möglichst anregendem Inhalt gewählt. An manchen Stellen dürften ohne allzu groſse Schwierigkeit die Sätze sich in Zusammenhang bringen lassen. Um ein Beispiel anzuführen, nennen wir Nr. 10, 11 und 12, die wahrscheinlich aus einem zusammenhängenden englischen Stück retrovertiert sind.

Das Lesebuch umfaſst mit dem dazugehörigen Wörterbuch 520 Seiten und ist voller Abwechselung. Durch die ersten Abschnitte wird der Schüler in the United Kingdom of Great Britain and Ireland eingeführt, wobei zwei sauber ausgeführte Karten und ein Plan von London treffliche Dienste leisten. Ein anderer Abschnitt, „An English House“, und ein dritter über Money, Measures and Weights, sowie ein vierter über School Life, Rural Life u. s. w. machen mit dem englischen Leben bekannt, beschreiben Familie, Handel und Wandel, Sitten und Gebräuche in Stadt und Land, ohne deren Kenntnis eine fruchtbringende Lektüre nicht möglich ist. Gerade in diesem Punkte sündigen die meisten Chrestomathien, und da es leider immer noch sehr viele Lehrer giebt, die das englische Leben nicht aus eigener Anschauung kennen, so kann diese Lücke meistens auch nicht einmal durch Erklärungen ausgefüllt werden. Der bei weitem gröſste Teil des Inhaltes ist natürlich historisch und novellistisch. Auch hier sind ganze in sich abgeschlossene Stücke den Auszügen vorgezogen. Wir nennen hier besonders Irvings Rip van Winkle, Mrs. Gaskells Right at Last, The Squire's Story, Marryats The Three Cutters u. a. m. Den Schluſs bilden Poems und ein kurzer Abriſs der englischen Litteratur.

Die äuſsere Ausstattung aller vier Bücher ist ausgezeichnet und der Preis dabei (zusammen, schön gebunden Mk. 9,55) ein sehr mäſsiger; ganz besonders zu loben ist der Druck.

Metz. Dr. J. H. Albers.

Voltaire, Mérope, herausgegeben und erklärt von R. Mahrenholtz. Leipzig, Renger, 1886.

Unter den Tragödien Voltaires, von denen bereits E. v. Sallwürk in der Weidmannschen Sammlung die bemerkenswertesten zum Gebrauch der Studierenden herausgegeben hat, verdient jedenfalls *Mérope* in der Schule gelesen zu werden, weil der Unterricht in deutscher Litteratur bei Behandlung der Hamburg. Dramaturgie wenigstens den Inhalt dieses Stückes als bekannt voraussetzen muſs. Abgesehen davon ist auch der Vorwurf und die dichterische Gestaltung der Mérope vorzüglich gelungen, so daſs trotz einiger Schwächen (Mangel an Handlung) und der herben

Lessingschen Kritik dieses Stück vielleicht das beste ist, das Voltaire überhaupt gedichtet.

Mahrenholtz, als Molière- und Voltaire-Kenner hinreichend bekannt, hat in dieser Schulausgabe der Mérope die zweckmäfsige Neuerung getroffen, dafs zur Entlastung des Kommentars eine metrische Abhandlung, sowie eine Zusammenstellung der wichtigsten Eigentümlichkeiten des älteren dramatischen Stils im allgemeinen und Voltaires im besonderen vorausgeschickt wurden. Dadurch konnten die Fufsnoten fast gänzlich wegfallen. Gewünscht hätten wir aber noch mehr Fingerzeige, wie der Schüler die konventionellen Redensarten zu übersetzen hätte: *tromper la rage* (Vers 97), *rien qui m'étonne* (= abschreckt, Vers 218), *les attentats* (Frevel, Vers 250), *une triste mortelle* (trauerndes Weib, 445), *séducteur impie* (verruchter Gleisner, 529), *courage emporté* (Ungestüm, 603) u. dgl. Erfahrungsgemäfs wird in dieser Hinsicht selbst von den besten Lehrern hin und wieder gesündigt, so dafs den Kommentatoren noch ein reiches Arbeitsfeld bleibt. Bei der Sorgfalt des Druckes sind nur wenige Versehen zu konstatieren: pag. IX steht Ludwig XIV statt XVI; pag. 9. 225 *voux* statt vous; *déserts* ohne Accent auf der letzten Zeile von pag. 15; hardis statt *ies* Vers 537. — Die Einleitungen, eine biographische und eine litterarische, sind knapp und dem Standpunkt des Schülers entsprechend, so dafs wir in jeder Hinsicht die Ausgabe Mahrenholtz' empfehlen können.

J. S.

J. Gutersohn, Gegenvorschläge zur Reform des neusprachlichen Unterrichts. Karlsruhe 1888.

Nach einem kritischen Überblick über den geschichtlichen Verlauf der so rührigen und verschiedenartigen Reformbewegung auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts will Gutersohn den Standpunkt feststellen, den seiner Ansicht nach die lateinlosen Realschulen — an einer solchen wirkt der Verf. seit Jahren — den Forderungen der Neuerer gegenüber einnehmen sollen. Er läfst die Gymnasien und höheren Mädchenschulen aufser acht, da für diese Anstalten in Baden eine gemäfsigte analytische Methode seit 1880 im Gebrauch ist und sich bewährt hat. Phonetik und Lautschrift sollen selbstverständlich, was schon Ohlert und Eidam gefordert haben, von der Schule fernbleiben; während Gutersohn in diesem Punkte in Übereinstimmung mit den Lehrvorschriften für badische Gymnasien steht, verlangt er andererseits, dafs die lateinlose Schule, die den Reformbestrebungen gegenüber noch keine entschiedene Haltung eingenommen hat, für die Anfangsstufe das synthetische Lehrverfahren beibehalte und erst nach einem Vorkursus zur analytischen Methode greife, wenn es sich um Zergliederung eines bereits bekannten Wort- oder Gedankenkreises handelt. Besonders empfehlenswert scheinen dem Verf. für diese Zwecke W. Rickens Elementarbuch (Oppeln 1887) und namentlich Plattners vorzüglicher Lehrgang (Karlsruhe 1887/88); Ulbrich sowohl als Mangold-Coste stellen allzu hohe Anforderungen an die Fassungskraft des Anfängers und sind nur bei besonders Begabten verwendbar. Auch Gutersohn will baldmöglichst zum zusammenhängenden Lesestück und zu Sprechübungen übergehen, auch er will die Grammatik induktiv behandelt und jede vernünftige Neuerung nach Gebühr beachtet wissen. Was seine „Gegenvorschläge“ von den zahlreichen Reformbroschüren aus allen Kreisen sehr vorteilhaft unterscheidet, ist die Besonnenheit und Mäfsigung, mit welcher die mitunter etwas phantastischen Ausführungen der Gegner gewürdigt und berichtigt werden. Diese Eigenschaften sind um so höher anzuschlagen, als ein bedenklicher Ton unter den Herren Reformern eingerissen ist. Cf. Archiv Bd. 80, Seite 230.

1) Marryat, The Children of the new Forest, herausgegeben und erklärt von G. Wolpert.

2) Irving, Tales of the Alhambra, herausgegeben und erklärt von H. Wernekke.

3) Shakespeare, Macbeth, erklärt von E. Penner. — Leipzig, Renger, 1887.

Die drei uns vorliegenden neuen Bände der Rengerschen Schulbibliothek schliefsen sich in jeder Hinsicht den bereits erschienenen und von der Kritik empfohlenen würdig an. Die Marryat-Ausgabe bietet selbstverständlich nicht den ganzen historischen Roman des geschätzten und bei den Lernenden so beliebten Schriftstellers; der Herausgeber G. Wolpert hat verschiedene Episoden weglassen müssen, um den vorgeschriebenen Umfang nicht zu überschreiten. Auch so kommt uns aber das Bändchen etwas dickleibig für eine Obertertia oder Untersekunda vor, besonders da dem Schüler nur wenig Übersetzungshilfen gegeben sind. In dieser Beziehung hat der Bearbeiter der *Alhambra*-Erzählungen, Dir. Wernekke, dem schwierigen Text entsprechend erheblich mehr thun müssen, ohne jedoch allzu viel zu bieten. Den ersten Abschnitt, „The journey“, hat Wernekke stark gekürzt und gleich nach demjenigen über Lokalsagen die einzelnen derselben angereiht. Es ist eine erfreuliche und abgerundete Leistung.

Die bedeutendste unter den drei Arbeiten ist unstreitig Penners Macbeth-Ausgabe. Unter dem Text, der nach den berühmten *Clarendon Press Series* gegeben ist, ohne dafs der Herausgeber sich berechtigte Änderungen versagt hätte, findet der Schüler nur wenige Erklärungen dunkler Stellen und im Anhang jede nötige historische und sachliche Auskunft. Da dies aber für eine wirklich fruchtbringende Shakespeare-Lektüre unzureichend wäre, so ist ein sehr ausführlicher und mit gröfster Sorgfalt zusammengestellter grammatischer und lexikaler Kommentar vorausgeschickt, welcher über alle Fragen klare und befriedigende Auskunft giebt. Auch eine metrische Abhandlung findet der Schüler zu Anfang des Buches. Diese hätte recht wohl kondensiert werden können, ebenso der Überblick über die Anfänge des Dramas und des englischen Bühnenwesens, sowie die Vorgänger Shakespeares. Jedenfalls wird die Pennersche Ausgabe nicht allein für Prima, sondern auch für Studierende der neueren Sprachen sich vortrefflich eignen. Druck und Ausstattung aller drei Bücher sind tadellos.

J. S.

Kugler, Friedrich II.; bearbeitet von Dr. Ph. Hangen. Nr. XVIII der Englischen Übungs-Bibliothek. Dresden, L. S. Ehlermann.

Dies schmucke Bändchen bildet also die 18. Nummer der von der rühmlichst bekannten Verlagshandlung herausgegebenen Engl. Übungs-Bibliothek, deren vorangegangene 17 Nummern das Vorzüglichste bringen, was unsere reiche Litteratur in dieser Hinsicht darbietet. Sämtliche Nummern sind von demselben Verfasser herausgegeben und bekunden den sicheren Blick des Herrn Herausgebers bei der Auswahl und die wohlgeübte Hand bei der Ausführung. — Der Text zu diesem Buche konnte kaum glücklicher gewählt werden. Aus der Feder eines verdienten Historikers, schildert er in knapper, doch erwärmender Form in sieben Kapiteln die weltberühmten Feldzüge Friedrichs des Grofsen während des Siebenjährigen Krieges und ist daher geeignet, den Absichten des Herrn Herausgebers, „mit dem gegenwärtigen Bändchen den Versuch zu machen, den Schülern in den Oberklassen höherer Lehranstalten, sowie solchen Personen, welche sich durch Selbstunterricht in der englischen Sprache weiter aus-

bilden wollen, eine Anleitung zu geben, *deutsche Prosa idiomatisch richtig ins Englische zu übertragen*", nach Form und Inhalt zu entsprechen. Er hat zu diesem Zwecke den Text mit Anmerkungen versehen, welche teils die nötigsten Wörter, teils die Übersetzung ganzer Sätze enthalten, die dem Ursinne durchaus in echt englischem Geiste angepafst sind; auch hat er — aufser einer Karte des Kriegsschauplatzes — noch ein vollständiges deutsch-englisches Wörterverzeichnis für den Grundtext beigefügt, das dem Lernenden bedeutende Zeitersparnis dadurch bewirken wird, dafs er wohl nur selten zu einem gröfseren Wörterbuche zu greifen genötigt sein dürfte. Dieser gediegenen Arbeit gegenüber darf daher der Wunsch als berechtigt erscheinen, dafs dieselbe recht viele Anerkennung finden möge.

Aug. Boltz.

K. Deutschbein, Kurzgefafste englische Grammatik und Übungsstücke für reifere Schüler. Köthen, O. Schulze, 1887. VIII, 75 u. 104 Seiten. Preis geb. M. 2,30.

Das neue Lehrbuch des vorteilhaft bekannten Grammatikers Deutschbein schliefst sich einerseits im Übungsstoff an des Verfassers Irving-Macaulay-Lesebuch eng an, weil ja der Vokabelschatz vorzugsweise aus den in der Schule gelesenen Schriftstellern zu entnehmen ist; es nimmt andererseits eine Reihe Sprichwörter und Sätze aus der Umgangssprache auf, weil der Wortschatz sich auf zwei Gebieten abzurunden hat, dem des Alltagslebens und dem der Lektüre. Die Auswahl der Einzelsätze — diese kann man, mit gütigem Verlaub der Herren Reformer, nie völlig entbehren — ist sehr geschickt: im Anfang zur Einprägung der Aussprache nur einsilbige Wörter mit langen und kurzen Vokalen, dann allmählicher Übergang zum Schwereren. Von der vierzehnten Übung ab, also nach wenigen Wochen, findet der Schüler in jeder Lektion zusammenhängende deutsche und englische Gespräche, was den praktischen Gebrauch des Gelernten ungemein fördert. Dafs die Dialoge in tadellosem, echt idiomatischem Englisch verfafst sind, dafür bürgt die langjährige Lehrthätigkeit des Verf. in England selbst; überhaupt verdiente Deutschbeins Vorgehen seitens der Verf. französischer Übungsbücher Nachahmung.

Die Grammatik ist eine vorzügliche und geradezu mustergültige Leistung. Deutschbein hat auf 75 Seiten in aller Kürze zusammengedrängt, was der Gymnasiast im fakultativen Unterricht lernen mufs und der geistigen Reife solcher Schüler entsprechend überall kurz auf historische Entwickelung der grammatischen Erscheinung hingewiesen und an das Französische angeknüpft. Besonders wertvoll für den Unterricht ist der kleine Abschnitt über Etymologie und Lautverschiebung. Die Aussprache hat Deutschbein auf kaum zweieinhalb Seiten mit aller Gründlichkeit nach den Gesetzen der Phonetik erledigen können; die Gruppierung der unregelmäfsig schwachen und der starken Verben ist übersichtlich und historisch richtig.

Ref. hat ein Jahr lang mit Sekundanern Deutschbeins kurzgefafste Grammatik mit unerwartetem Erfolg benutzt und mit zwei Wochenstunden ohne jede Schwierigkeit die beiden ersten Teile von Grammatik und Übungsbuch (§ 1—72, Übung 1—25) in acht Monaten durchgenommen und gründlich wiederholt. Dann ging die Schriftstellerlektüre glatt und rasch von statten. Darum kann er den Kollegen an Gymnasien die Einführung des trefflich geeigneten Lehrbuches nicht warm genug empfehlen. In der zweiten Auflage müssen die Wörterverzeichnisse revidiert werden, da sie zuweilen überflüssige Wiederholungen enthalten (cf. pag. 10 und 11 *reason* und *against;* pag. 12 kehren die alten Bekannten *experience* und *body* wieder, pag. 13 *pleasure*, pag. 15 *still*, pag. 22 *isle, dray*, pag. 74 *torch*, pag. 75 *steamer* und *foreigner*, pag. 76 *tell;* pag. 77 steht *fare* zwei-

mal, ebenso pag. 78 u. 79 *phrase* und *particular* etc.); auch findet sich hin und wieder eine Auslassung: pag. 19 fehlt *Thorheit*, pag. 21 *Ufer*, pag. 24 *Tante*, pag. 27 *fleet*, pag. 37 *z. B.* etc. Die Revision des Druckes ist sorgfältig, Druckfehler bemerkte Ref. nur pag. 22 *occăsion* statt *ā*. In der Grammatik fehlt die Form *got* § 48.

L. Sevin, Elementarbuch der englischen Sprache nach der analytischen Methode. I. Teil. IV u. 110 Seiten. Karlsruhe, Bielefeld, 1888.

Hatte Deutschbein für seine oben besprochene kurzgefafste Grammatik geistig vorgerücktere Schüler — etwa Sekundaner — im Auge, so wendet sich Ludwig Sevin hier an jene Altersstufe, für welche die instinktive oder die induktive Lehrweise sich eignet. Ein nach den Grundsätzen der an den badischen Gymnasien und Töchterschulen seit etwa zehn Jahren behördlich eingeführten gemäfsigt analytischen Methode verfafstes Lehrbuch giebt es weder für den englischen, noch für den französischen Unterricht.* Gleichwohl hat dieselbe, wie jetzt von früheren Gegnern anerkannt wird, dank einer zeitweiligen Kombination mit der synthetischen Lehrart die Leistungen in den neueren Sprachen in erfreulichster Weise gehoben und jeden Lehrer, der einen ehrlichen Versuch gemacht, mit der anfangs etwas zögernd aufgenommenen Neuerung völlig ausgesöhnt. Selbstverständlich ist diese analytische Methode mit der direkten, natürlichen, oder analytisch-direkten nicht analog. Bei Gelegenheit einer Recension der 3. Auflage der Cialaschen Schulgrammatik hat Ref. in der Ztschr. f. neufranz. Spr. (X, Heft 2) aus dem neuesten Erlafs der badischen Oberschulbehörde einiges Wichtigere mitgeteilt.

Das vorliegende Elementarbuch der englischen Sprache ist der erste Versuch, die Grundsätze jener analytischen Methode für den englischen Unterricht anzuwenden; ein doppelt interessanter Versuch, weil L. Sevin, wie mancher andere, der Neuerung erst beipflichtete, nachdem ihn eine längere und vorsichtige Erprobung von ihren unterrichtlichen Vorzügen überzeugt hatte, und weil er in früheren Jahren eine ganz anders angelegte „Englische Leseschule“ mit „Elementargrammatik“ herausgegeben hatte.

Der Verf. läfst die Entwickelung der Aussprache Hand in Hand mit den Grundregeln der Grammatik gehen und beginnt in der zweiten Lektion die Formenlehre mit dem Zeitwort. Dadurch wird das mechanische Erlernen geistig fruchtbarer, als wenn der Schüler monatelang die Verbalformen einfach als Vokabeln lernt, ohne ihren Bau zu durchschauen. Selbstverständlich hat Sevin die Regeln aus einigen dem vorausgehenden Lesestück entnommenen Beispielen induktiv abgeleitet und möglichst bündig abgefafst. So gelingt es ihm, in 19 Abschnitten mit zusammen 89 Seiten die Aussprache und die Elemente der Formenlehre darzulegen, sowie mit genügendem englischen und deutschen Übungsstoff zu versehen.

Die Wahl des Übungsstoffes ist geschickt und angemessen. Durchweg aus nationalen Lehrbüchern entnommen, aus dem *„Reading without tears“* oder aus *Macmillan, Mavor, Griffey, Barnes*, aus *Mitchells Geography* u. dgl. bietet er dem kindlichen Gemüt, was es bedarf. Einen Ansatz zu einem Gespräch findet man pag. 47; wir hätten eine ausgiebigere Pflege dieses Übungsstoffes gewünscht. Willkommen wird jeder die Sprichwörter heifsen; für einen Mädchenschuldirektor ist es aber nicht galant, das treffende Sprichwort *women are best, when they are at rest* mit

* Nach Ansicht des Ref. würden Ph. Plattners Lehrbücher, die an mehreren Mädchenschulen mit grofsem Erfolg gebraucht werden, im Anschlufs an die analytische Methode sich für Gymnasien besser eignen als die Grammatik von Ciala. In Mädchenschulen gebraucht man auch den Leitfaden von Th. von Schmitz-Aurbach.



aufgenommen zu haben. Gedichte in einfacher Sprache, aus *Infantine Rhymes*, von *Howitt*, *Longfellow*, *Mackay* etc. bieten angenehme Abwechselung und passenden Memorierstoff. Enthielten die englischen Stücke nur zusammenhängende Übungen, so sorgen die sich eng daran anschliefsenden deutschen Einzelsätze für vielfache Einübung des auf analytischem Wege gewonnenen Stoffes, während eine weitere Abteilung Aufgaben zur Umformung, Satzbildung u. dgl. stellt. Eine der Hauptforderungen der pädagogischen Neuerer wird dadurch erfüllt. Allein wir glauben, dafs auch ohne die eindringenden Mahnungen dieser Herren jeder verständige Lehrer schon früher derlei Übungen mündlich und schriftlich vornehmen liefs.

Ein Anhang giebt ohne Lautschrift auf drei Seiten eine Lautlehre nebst Vokaldreieck, woran sich eine ausführliche Präparation zu jedem einzelnen Abschnitt anschliefst. Hier hätte durch drei diakritische Zeichen (kurz, lang, Accent) ein Wegfall der meisten Klammern sich ermöglichen lassen. Das einzige, was an dem wirklich vortrefflichen Lehrbuch auszusetzen wäre, ist die allzugrofse Mannigfaltigkeit des im ersten Lesestück sich darbietenden Lernstoffs, ein Vorwurf, der bekanntlich auch Plattner gemacht wurde und die Herausgabe einer Vorstufe zum Elementarbuch veranlafst hat. In *The Fox and the Grapes* bringt Sevin nicht ausschliefslich die Laute *ā* und *ă* in ihren verschiedenen Schreibungen, das verlangt auch niemand; aber es hätte sich wohl vermeiden lassen, sofort im ersten Lesestück dem Anfänger dreierlei *i* und *o*, ferner *u*, *ea*, *ee*, *ou*, *oo*, die beiden *th*, *wh*, *gh*, *w*, *j*, *ch* vorzuführen. Ein paar Sätzlein für die ersten zwei bis drei Seiten, wie W. Ricken in seinem französischen Elementarbuch, oder Deutschbein im Macaulay-Irving-Lesebuch sie zusammengestellt, würden dem Lehrenden wie dem Lernenden die Aufgabe erleichtert und dem Verfasser auch von Gegnern der Methode Anerkennung eingebracht haben. Freilich hätten dann die Reformer und die analytischen Puristen dieses Verfahren als banausisch verurteilt.

Histoire des anciens Germains, racontée à la jeunesse d'après les récits des auteurs latins et grecs etc. par F. J. Mampell. I. Teil. Strafsburg, Heitz, 1888. 97 Seiten.

Sollen unsere Schulen Männer heranbilden, welche die Gegenwart zu verstehen und den heutigen Verkehrsverhältnissen sich anzupassen im stande sind, so mufs die Unterweisung in den lebenden Sprachen ihnen nicht blofs die Mittel näher bringen, mit den Nachbarvölkern sich zu verständigen, sondern als „Gesinnungsunterricht“ sie in Geschichte, Leben und Anschauungen der betreffenden Nationen einführen. **Dann sollten im französischen Unterricht ausschliefslich französische Stoffe zur sprachlichen Bearbeitung gelangen,** und darum könnte der immer noch beliebte *Charles XII* trotz aller sprachlichen Vorzüge allmählich dem halbvergessenen *Télémaque* folgen.

Abgesehen von diesem grundsätzlichen Standpunkt, der übrigens — wie Wingeraths Lesebücher zeigen — noch sehr einflufsreiche Gegner besitzt, verdient das uns vorgelegte Lehrbuch von Mampell alle Anerkennung. Die Freunde der Konzentration des Unterrichts werden seine aus französischen Übersetzungen zu Plutarch, Cäsar, Cassius Dio, Tacitus und Sidonius Apollinaris mit Geschick und Geschmack zusammengestellte Geschichte der alten Germanen bis zum Tode des Armin mit Freude begrüfsen. Denn das Französische ist mit Ausnahme einer Stelle (Schlufs von § 7) flüssig und tadellos und die schlichte Schreibweise der Fassung der Unter- und Mittelstufe entsprechend. Auch die Einteilung in Kapitel und Paragraphen ist praktisch. Im Anhang findet der Lernende eine für seine Bedürfnisse ausreichende Präparation. Zu § 6

fehlt *de plus* = überdies, ferner ist dort *ne-guère* = wenig angegeben, während *ne-guère que* = fast nur anzugeben war. Die § 16 vorkommenden Ubier erklärt erst die Präparation zu § 29; *aussi* = deshalb ist kein Adverb (§ 3); die Redensart *tout entier au soin de* wird § 65 vermifst, wo auch *grèle* einen Gravis statt des Circumflex hat; § 86 fehlt *encore* = wieder; zwischen *pair* = gleich und *aller de pair* = gleich sein, hätte die Redensart *de pair* = nebeneinander Platz verdient. Da der Druck auch korrekt ist (Druckf. nur pag. 16 u. 58), so verdient Mampells Büchlein in jeder Hinsicht empfohlen zu werden.

Offenburg i. B. Joseph Sarrazin.

Zeitschriftenschau.

Studj di Filologia Romanza pubblicati da Ernesto Monaci. Fasc. 3. 1885, Roma, Torino, Firenze. P. 335—452 (Schlufs von Vol. I).

P. 335—402 L. Biadene, Las rasos de trobar e lo Donatz proensals secondo la lezione del ms. Landau. Text p. 355—393, das übrige Einleitung und Anmerkungen. Wertvoller Beitrag, enthält u. a. den festen Nachweis, dafs der Donat von Ugo Faidit ist, auch den einer italienischen Übersetzung dieses letzteren, sowie auch der Rasos in der bibl. Laurenziana 1812, verzeichnet als Grammatica della lingua provenzale di Benedetto Varchi autografa e inedita, früher Lord Ashburnham gehörige Handschrift. P. 403—405 E. Teza, Note portoghesi, da una lettera al direttore. Zu dem Corpo diplomatico portuguez, welches die Akademie in Lissabon erscheinen läfst. Orthographisches: in echt portugiesischer Weise giebt es arge Entstellungen, wie socresto = sequestro, Frenes = Farnese u. s. w. P. 407—424 Cesare de Lollis, Dei raddoppiamenti postonici. Eine fleifsige Zusammenstellung von Beispielen, indem der Verf. bescheiden zugiebt, eine noch so wenig, fast gar nicht beleuchtete Thatsache nicht gleich aufklären zu können. Die wesentliche Ursache erkennt er wohl mit Recht in dem unmittelbar vorhergehenden scharfen Tone, verbunden mit Kürze des Vokals. Ich vermisse hier die Bemerkung, dafs letzteres nicht immer der Fall ist; vgl. meine Ital. Sprachl. p. 27 (überhaupt wird die Frage nach Länge und Kürze der Vokale in den Grammatiken des Italienischen und der romanischen Sprachen zu sehr vernachlässigt, weil man sich tröstet: die Dichter scheiden nicht zwischen lang und kurz in Verwendung der Silben). Auch sonst, zum Teil nebenbei, kommt bei dem Verfasser für die Grammatik Wichtiges mit zur Sprache. Hierher rechne ich, was p. 416 steht: in propaggine e imagine, in fuliggine e origine un Fiorentino fa sentire indifferentemente il semplice j dei Francesi, un Romano, ancorchè colto, il gg palatale. Ich finde dies in noch keiner italienischen Grammatik, auch in meiner steht es nicht, obgleich ich Florenz und Rom kenne und in derselben auf Unterschiede von c zwischen Vokalen in Florenz und Rom aufmerksam mache. Der Verf. macht auf lateinisches grumus, daneben grummus (ital. gruma, gromma) aufmerksam; ähnliches wird öfter geschehen müssen. Dafs in agio, cacio, bacio, brucio keine Verdoppelung erfolgt ist, wird erklärt, weil diese hier ursprünglich ein s hatten. P. 425—444 Camillo Antona Traversi, Notizie storiche sull' Amorosa Visione. Das Gedicht kann nicht vor 1340 und nicht nach 1342 geschrieben sein; es scheint in Florenz geschrieben, und da er dort von 1341—1344 war, mag es nicht vor ersterem Jahre geschrieben sein. P. 445—448 E. Marchesini, I Perfetti italiani in etti. Alles soll von detti und stetti herkommen. Es ist ein Mangel, dafs übersehen wird, dafs im Italienischen sich atti (im Dialekt

Neapels), etti (und iedi) gemein-italienisch (und toskanisch und römisch), itti gemein-italienisch altertümlich und heute poetisch vorfindet, dafs wir also überhaupt von einem T-perfekt reden müssen (vgl. m. Ital. Sprachl. S. 14, 62). Zum Schlufs des Heftes Zusätze und Besserungen von Biadene zum vorigen und zu diesem Hefte (zur Passione e Risurrezione und zu Rasos e Donatz).

Fasc. 7. Roma 1886. P. 1—104.

A Pakscher, Il Canzoniere provenzale A (cod. Vat. 5232) edizione diplomatica. P. 1—8 Biografia e canzoni di Peire d'Alvernge; p. 8—63 Biogr. e canz. di Giraut de Borneil; p. 63—91 Biogr. e canz. di Marcabrun; p. 91 bis zum Schlufs Canzoni di Rambaut d'Aurenga. La edizione di questo canzoniere sarà contenuta tutta nel vol III degli Studj. Terminata la stampa del testo si darà una illustrazione del ms. accompagnata da note e da indici.

Fasc. 4. Roma 1887. P. 1—96.

P. 1—30 E Marchesini, Note filologiche. In neun Abschnitten; der erste: Etimologie italiane (u. a. boria von borea: vgl. che boria mit che aria; goffo, nach Diez von κωφός, wäre vielmehr mit ven. gufo „incurvato leggermente della persona" zusammenzubringen; scombiccherare vielleicht von conscribillare). Der zweite: Etimologie venete (zu Çesandela von cicindela ist zu bemerken, dafs dies schon Fabio Mutinelli, Del Costume Veneziano, Ven. 1831, p. 34, kennt). Der dritte: Etimologie spagnole e portoghesi (aport. ergo, ausgenommen, nicht mit Diez von præterquod, sondern es entspricht ital. fuorchè, foris quod). Der vierte: Voglio soglio volgo sciolgo (Dissimilation). Der fünfte: Il ghe lombardo-veneto (nicht yi, sondern ci liegt zu Grunde). Der sechste: Perfetti e participi forti italiani di formazione analogica (Probe einer gröfseren Arbeit über diesen Gegenstand. Nicht übel ist dies: intridere Diez von interere; ja, aber vielmehr vom Perf. und Part., wo sich das sonst unerklärbare tri findet. Manche Betrachtungsweise aber ist zu oberflächlich, wie crese [purg. 32, 32] forma isolata che a Dante estorse la rima, vgl. m. Sprachl. S. 80, wo Part. creso mehrfach belegt ist). Der siebente: Le due risoluzioni italiane del nesso cl (gli und cchi). Der achte: Sopra due passi della Chanson de Roland (im Plautus wird vos rogat fälschlich vom Verf. = vult gesetzt: Trin. Nunc vos hoc rogat Ut liceat possidere hanc nomen fabulam, ove l'eguaglianza vos rogat = vult è dimostrata dal v. 12 del prol. dell' As.: Asinariam volt esse, si per vos licet, denn nicht in jedem Falle [auch ohne ut liceat, si per vos licet] könnten vos rogat und vult füreinander stehen: und 1792 C'il l'ad trait qui vus en roevet feindre = quegli l'ha tradito che di ciò vuol fingere, dissimulare ist unmöglich, vos rogat fingere kann nicht vult fingere sein). Der neunte: Sopra alcuni luoghi del poema provenzale su Boezio (u. a. wird Mallio als zweisilbig gegen Böhmer geschützt und seine Besserung von aprob zu prob als unrätlich und unnötig abgewiesen). P. 31—66 Cesare de Lollis, Cantigas de amor e de maldizer di Alfonso el Sabio re di Castiglia (Alfons X, der Weise, König von Castilien und Leon, welcher von 1252—1284 regierte, ist der Verfasser der 30 bis 33 Lieder im portugiesischen Liederbuche, welche dem Rey Dom Affonso de Castella he de Leom zugeschrieben sind, wie Wolf Milà y Fontanals und Diez ohne weiteres annahmen, und unrichtig versuchte Braga Alfons. IX. von Leon für jenen zu setzen). P. 67—89 P. Rajna, Osservazioni sull' Alba bilingue del cod. Regina 1462 (die beiden provençalischen Zeilen der Hs., Lalba par umetmar atra sol Poypas abigil miraclar tenebras, werden gelesen: L'alba part umet mar atras ol poy Pasa bigil miraclar tenebras, d. i. L'alba, di là dall' umido mare, dietro il poggio, passa vigile a spiar per entro alle tenebre). P. 90 bis 92 Leone Luzatto, Il congiuntivo e l'indicativo italiano (die Identität

von credite und creditis habe jene von credamus und credimus ergeben). Schlufs: L. Biadene, Zusätze und Besserungen zu Rasos und Donatz.

Fasc. 5. Roma 1887. P. 97—368.

Bis p. 358 E. G. Parodi, I rifacimenti e le traduzioni italiane dell' Eneide di Virgilio prima del rinascimento; die letzten zehn Seiten enthalten Zusätze und Verbesserungen hierzu. Der Stoff wird so eingeteilt, dafs zuerst die prosaischen Bearbeitungen betrachtet werden: La Fiorita di Armannino Giudice (schon von Mazzatinti untersucht), Il Fiore d'Italia di Guido da Pisa Carmelitano, zum Teil unter dem Titel I fatti d'Enea bekannt, eine Fassung, welche Gioachino de Marzo veröffentlichte und einem Anonimo Siciliano zuschrieb, welche auch in florentinischen Hss. vertreten ist, eine allgemeine Geschichte, Fioretto della Bibbia betitelt, in einem cod. Magliabecchiano, eine lateinische Fassung in einem cod. Riccardiano und noch eine Summa Virgilii Eneados in einem cod. Riccardiano; dann die poetischen: ein Teil des Troiano, die letzten acht Gesänge mit Ausnahme von XIX u. XX (vgl. Pio Rajna in Gröbers Ztschr. f. rom. Phil. II) und das in einem cod. senese (vgl. Rajna ebendort) enthaltene, auch noch anderwärts erhaltene Gedicht und die Erlebnisse des Äneas in Brunetto Latinis Tesoro, poetisch umgestaltet, in einer Hs. der Palatina. Hierzu kommt noch einiges aus Chroniken und Kommentaren zu Dante und eine Betrachtung der Übersetzungen.

Fiàmuri Arbërit, La Bandiera dell' Albania, Periodico mensile diretto da Girolamo de Rada. Anno III, n. 3. Cosenza 15 marzo 1887.

P. I—II Die traurige Sorge aller um den Frieden Europas. II—V Der königliche Weg, welcher der Türkei eröffnet ist, besteht darin, Religionsfreiheit zu lassen für alle ihre Unterthanen. Eine Anmerkung hierzu belehrt über eine albanische Volkssage, welche sich an das Sternbild des Wagens oder grofsen Bären knüpft, nämlich von einem Diebstahl. Die vorderen Sterne sind die Diebe, welche die gestohlenen Ochsen fortbringen; hinten kommen verfolgend der Herr und sein Knechtlein — ein etwas kleiner fernerer Stern. (Dies erinnert etwas an die septem triones, die Dreschochsen, der Römer.) V—VI Kleopatra, deutsches Gedicht von Josephine Freiin v. Knorr, albanisch (und italienisch) übersetzt. VI—VII Nachrichten. Anastasio Coluriotі in Athen ist gestorben, der Fürsprecher der albanischen Sprache; seine Zeitschrift *Φωνὴ τῆς Ἀλβανίας* wurde in Athen unterdrückt und mufste nach Bucuresci verlegt werden. — Aus Monastir in Macedonien kommt die Kunde, dafs die türkische Regierung die pflichtmäfsige Einführung der albanischen und türkischen Sprache für Albanien bestimmt hat, nicht aber der griechischen. Die in Bucuresci gedruckten, nach Albanien geschickten Bücher sind durch Stempel bestätigt worden; die griechische Kirche in Konstantinopel eifert dagegen, hoffentlich vergeblich. VIII Albanische Volksweisen (Forts. zu II, 2).

Anno III, n. 4. Cosenza 15 aprile 1887.

I—III Was braucht Albanien? Einen Thron der Gerechtigkeit. Es müfste geeint sein zu einem Paschalat, welches Albanien, Epirus und Macedonien umfafste, da dort albanisches Blut und albanische Sprache die Übermacht und Überzahl haben. IV—VI Übersetzungen aus Buchholtz' Leiter, zwei Kinderlieder, „Zu Bett“ und „Fritz und Matz“, „Der Grofsvater“, ausführlichere Nachrichten über das Buch, Mitteilung der Anzeige der Vossischen Zeitung vom 29. Dezbr. 1886, Lob des Reichtums darin an symbolischen Figuren. VI—VIII Albanische Geschichte: Leider wird die Sache des albanischen Volkes durch Mangel an Einigkeit zu

wenig gefördert. In Bucuresci teilten sich die Albanier in zwei Parteien und auf Sicilien ist eine albanische Zeitschrift neben dieser entstanden, welche die von dort kommende Litteratur wohl und anerkennend berücksichtigte, statt daſs man die bestehende unterstützte.

Anno III, n. 5. Cosenza 15 maggio 1887.

I—IV Noch dauernde Spuren unserer ehemaligen Wohnsitze, Fortsetzung zu II, 12. Von den Volksliedern leben manche noch in Albanien, z. B. das zweite Lied des ersten Buches der Heldenlieder in Niederalbanien: „Zur Mutter gingen sie und sagten zu ihr: die Schlange hat deine Tochter gebissen. Hat sie die Schlange gebissen, wird sie genesen, hat sie der Jüngling gefangen, mag sie mit ihm leben.“ Die Zeit der Übersiedelung nach Italien ist bekannt; in dem Stammlande und in Griechenland ist anzunehmen, daſs die Albanier noch gerade so wohnen, wie es Strabo im siebenten Buche beschreibt, denn die Beschreibung paſst vollständig auf die heutige Verteilung des albanischen Stammes. „Epiroten“ übersetzt schon die italienische Übersetzung Roma Desideri 1792 stehend mit Albanesi. Die verschiedenen Namen der Völker, welche Strabo dort angiebt, als Barbaren, Thraker u. a., deutet der Verf. auf Albanier, da die neuen Berichte dazu stimmen. Argos erscheint als albanisch, desgleichen Salamis: hierzu kommt die ausdrückliche Nachricht, daſs das gesamte Land mit den verschiedenen Stämmen bis nach Corcyra hin den Namen Macedonien und nur eine Sprache hat. Es ist eben heute nichts von jenen Zuständen geändert. IV—VI Ein Brief des Herausgebers an den Stammesgenossen und Bruder Mitko. Der Fall, daſs Avramidi in Bucuresci ein groſses Testament zu bedeutender Bereicherung unserer Bestrebungen gemacht hatte und es zurückgezogen hat, soll uns nicht entmutigen. Dieses Blatt Fiàmuri, die Fahne Albaniens, ist ohne einen solchen Gönner erhoben, und was hat es schon gewirkt! Der Sultan sieht, wie Griechenland unser Volk als zu ihm gehörig vergebens in Anspruch nimmt, unser Volk selbst fühlt sich neu in dem Bewuſstsein seiner Sprache, und die ganze gebildete Welt jauchzt ihm zu, die Geschichte wird einst mit Gerechtigkeit von diesen unseren Erhebungen sprechen. So hat sich schon mancher ausgesprochen, die (unsere) Zeitschriftenschau im Archiv wird citiert, ihre Anerkennung des Glaubensbekenntnisses des Verf. in dem Briefe an Cesare Cantù, welchen dieser in die neue Auflage seiner Storia universale aufnimmt. VII—VIII Schluſs der kleinen Volksliedersammlung des Giuseppe de Rada mit einem wehmütigen Todesworte des Sammlers selbst als Abschluſs, VIII Bernardo Bilotta, Die Blumen der Ebene, niedliches Lied im reinen Dialekt der Gegend von Frascineto, Percile, Civita.

Anno III, n. 6. Cosenza 15 agosta 1887.

Ein Brief aus Bucuresci meldet von Bestrebungen, auch ein albanisches Gymnasium in Corcia zu errichten. Eine Anmerkung berichtet von G. Meyer in Graz, der nicht wünscht, daſs Österreich sich für albanischen Unterricht bemühe, damit die Albanesen nachher ihm den Rücken wenden. Auch Pariser Zeitschriften haben bei Erscheinung des Fiàmuri diese Bestrebungen der Albanier verdächtigt, als steckte Italien dahinter und wollte sich Epirus gewinnen. Nur für seine Sprache wendet sich Albanien, nicht an die in Griechenland lebenden Brüder, welche verdummt sind, nicht an Italien oder Österreich, an seine eigenen Stammesgenossen in Italien, Rumänien, Ägypten u. s. w. Italien hat Katheder für albanische Sprache und das gereicht ihm zur Ehre. II—V Was braucht Albanien? Daſs ein Herrscherhaus über allen stünde, wäre nicht rätlich, da es Christen und Mohammedaner giebt; das Wohlwollen der Pforte muſs sich Albanien erhalten und die Freiheit vom Kriegsdienste muſs man als ein Übel von sich werfen, wo sie besteht, und vor allem bedarf man des Unterrichtes,

um von Fremden und Feinden frei zu werden. VI—VII Drei Gedichte der Freifrau Jos. v. Knorr, übersetzt. VII—VIII Brief eines Skipetaren aus Saloniki vom 28. Juli 1887. Abràmidhi von einem Panhellenismus predigenden Mönche verführt ist der Abscheu aller und bald nach seiner bösen That Räubern in die Hände gefallen und hat all sein Gut verloren und ist in Stücke gerissen worden.

Anno III, n. 7. Cosenza 12 novembre 1887.

I—IV Was braucht Albanien? (Fortsetzung.) Vor allem den ungehinderten, gepflegten Gebrauch seiner Sprache. Dieselbe hat jetzt eine schöne Litteratur. Das Leben der heil. Jungfrau von G. Variboba 1779, das Lied von Milosao von Gir. de Rada von 1836, dessen vierte Auflage vergriffen ist. Der Canzoniere albanese von Fra Ant. Santori 1839; Le divinazioni pelasghe 1841; Canti di Serafina 1843 des Gir. de Rada. Ricerche e pensieri di Vinc. Dorsa 1847; Quattro Storie: Anmaria Cominiate, La notte di Natale, Adine, Videlaide von Gir. de Rada 1848. Il Prigioniero politico di Fra Ant. Santori 1850, Il Cristiano santificato desselben 1854; La Grammatologia mit dem wertvollen Anhange des Camarda, die Raccolta delle Rapsodie nazionali per G. de Rada e Nic. Jeno 1866. La nazionalità albanese di Dora d'Istria trad. da Dem. Camarda 1867; Omaggio di poesie di Albanesi delle Colonie e della Madre patria alla loro Principessa Ellena Gjicca Dora d'Istria 1869; Grammatica alb. di Gius. de Rada 1870, Cinque libri dello Skanderbegh di Gir. de Rada 1872—1884; L'arpa d'un Italo-Albanese di P. Fra Leonardo de Martino 1884; Rapsodie pop. alb. delle Col. di Sicilia di Gius. Schirò 1887. Diese Fahne Albaniens von Gir. de Rada und nun in Palermo „Arbëri i rii" (das Neue Albanien) von Schirò und Fr. Patta. [Ich füge hinzu: Zur albanischen Sprachenkunde von Dr. Joh. Urban Jarník (Texte mit Erklärungen), Leipzig 1887.] Diese Blüte erweckte Stimmen unter den gebildeten Völkern. Max Müller erklärte, diese Sprache würde auf viele unbekannte Sprachen Licht werfen. G. Stier übersetzte und erklärte Verse des Herausgebers und untersuchte in einer feinen Broschüre die alb. Farbenbezeichnungen. L. Benlöw wies dem Volke seine ursprünglichen Sitze in Europa und Asien nach, Hermann Buchholtz hat in seine Leiter, die ihm einen Platz unter den geistvollsten Dichtern des Jahrhunderts giebt, von ihm übersetzte alb. Volkslieder aufgenommen, und die Freiin v. Knorr setzte unter ihre tief empfundenen Gedichte ebenfalls von ihr übersetzte alb. Lieder, und Podhorsky übersetzte den Milosao und den Giov. Uniade ins Ungarische. In Ägypten wird die „Fahne" des Gir. de Rada besonders unterstützt. Eutimio Mitko veröffentlichte in Alexandria in Ägypten seine Skipetarische Biene, eine Aufforderung an die Stammesgenossen die eigene Sprache zu lieben: sie wurde in Athen auf dem Markte verbrannt. Aus Italien müſsten Lehrer nach Albanien gerufen werden oder junge Leute von dort hier dazu gebildet werden. V—VII Noch bleibende Spuren unserer früheren Wohnsitze. Irrtümlich will G. Meyer Illyrien für Albanien ausgeben; trefflich hat Benlöw gezeigt, daſs die Griechen unter die Urbewohner, die Pelasger, gemischt, beide vereint — welches Schicksal das albanische Volk noch heute bedrückt — die Griechen hieſsen. Der Name Albanier, Aberesh, Arberesch kommt von Epiros, heiſst Epiroten. Der andere Name, Skipetaren, ist eine Übersetzung des Namens Kjeravni, Blitze, weil jene ihre Gebirge Heimat von Gewittern waren. Eigentlich sollten sie heute Pelasger heiſsen. VIII Aus der Revue de l'Orient von Budapest einiges über Podhorsky.

Die zweiten Hälften dieser Hefte, S. 209—248, enthalten noch die Fortsetzung des früher begonnenen Dramas.

Friedenau. H. Buchholtz.

Programmenschau.

Zur Methodik des deutschen Unterrichts in Unterprima. Von Joh. Quaas. Programm des Realgymnasiums zu Freiburg 1887. 22 S. 4.

Der Verf. fand für die Unterprima für deutsche Aufsätze besonders ein seltener betretenes Gebiet geeignet, das der Ethik, denn bei der Lektüre ist oft eine gründliche Besprechung dieses oder jenes sittlichen Begriffes nötig, z. B. bei der Minna von Barnhelm des Ehrbegriffes, bei der Iphigenie, Emilia Galotti, Wilhelm Tell u. s. w. Nun schien es ihm nötig, vor dem Eingehen in das Einzelne die Grundlagen der Ethik überhaupt den Schülern klar zu machen, und diese entnahm er aus Lotzes Mikrokosmus. Die Abhandlung beschränkt sich darauf, die Lotzesche Ethik einfach darzustellen; wie nach einer solchen Erörterung Themata, wie sie der Verf. hat bearbeiten lassen, z. B. „was ist Ehre?; Achtung und Ehre; es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort; Seelenkämpfe; Begriff: die Bildung; Anstand und Höflichkeit u. s. w." zu disponieren sind, das ist hier nicht dargelegt; es läfst sich also nicht beurteilen, ob die Klippe des Mangels an Anschaulichkeit und Lebendigkeit vermieden ist. In anderer Weise hat Laas ähnliche Themata angegriffen, in anderer Ferd. Schultz in seinen Meditationen; da auf diese nicht Bezug genommen ist, sei auf sie der Verf. wie auf die anziehenden Erörterungen von Lazarus hingewiesen.

Die Sprache der Hs. P des Rolandliedes. Von H. Schürer. Programm des Gymnasiums zu Komotau 1887. 46 S. gr. 8.

Die Abhandlung bietet weit mehr, als der Titel vermuten läfst; sie verbreitet sich nämlich über die Frage, wann der Pfaff Konrad sein Gedicht abgefafst habe. Die verschiedenen seit Wilhelm Grimm aufgestellten Ansichten werden aufgeführt und schliefslich gesagt, dafs die geschichtliche Überlieferung keinen sicheren Anhalt gebe, deshalb die Sprache leiten müsse, die Sprache der überlieferten Texte und dann die Reime. Den Vorzug des höheren Alters hat die Hs. A, aber wegen der Vollständigkeit der Überlieferung wird die Hs. P zu Grunde gelegt und ihr Vokalismus und Konsonantismus, Konjugation und Deklination genau geprüft. Danach ist ihr sprachlicher Charakter kein einheitlicher, aber auf das mitt-

lere Deutschland weisen viele Erscheinungen hin, und zwar besonders auf Ripuarien; aber oberdeutsch sind manche Erscheinungen, die sich als bayerisch erweisen. Danach muſs der Dichter ein Bayer, der Schreiber der Hs. P ein Rheinfranke, oder der Dichter ein Rheinfranke, der Schreiber ein Bayer gewesen sein. Bei dieser Zweifeligkeit sind die Reime genauer zu prüfen; danach tragen die Reime mit wenigen Ausnahmen ein entschieden md. Gepräge, weisen aber auch obd. Einfluſs nach. Zweifelsohne war also die Originalhandschrift im md. Dialekt abgefaſst, stammte auch der Dichter aus Rheinfranken, wonach die Ansicht, er stamme aus dem nordwestlichen Teile des mittleren Deutschlands, vielleicht aus der Gegend von Köln, eine wohlbegründete ist. Ob aber Konrad sein Werk in dem reinen Dialekt seiner Heimat abgefaſst habe, diese Frage wagt der Verf. nicht zu bejahen. Schon darum nicht, weil Konrad in nahen Verhältnissen zum bayerischen Königshofe stand, für des Herzogs Heinrich des Stolzen Gemahlin vorzugsweise sein Werk bestimmt, er vielleicht Hofkaplan war. Bei den nahen Beziehungen des Herzogs zu dem Bischofe von Regensburg war Konrad veranlaſst, in Regensburg öfters zu verweilen. Auf des Herzogs Aufforderung übersetzte er die von demselben von seiner Reise in Frankreich 1131 mitgebrachte Abschrift der Chanson de Roland, wahrscheinlich gleich darauf in Regensburg; er muſste die Verherrlichung der Bayern und der Ahnherren seines Herrn als höchstes Ziel ansehen und gedenkt seiner engeren Landsleute darum selten. Er übersetzte die Chanson erst in die lateinische Sprache, dann diese Übersetzung in die Mundart seiner rheinfränkischen Heimat, sich von den Einflüssen der Hofsprache nicht frei haltend. Aus der Originalhandschrift ging zunächst die deren Charakter treu bewahrende Hs. A hervor, aber auch bald darauf die von einem Bayern geschriebene und den obd. Charakter des Schreibers stark berücksichtigende Hs. P. So weit das Programm. Das gleichzeitig erschienene Buch von W. Golther: Das Rolandslied des Pfaffen Konrad, München 1887, konnte natürlich nicht berücksichtigt werden.

Die Verwertung des Nibelungenliedes im deutschen Unterricht unserer Mittelschulen. Ein Beitrag zur nationalen Erziehungsfrage, von Prof. W. Stocker. Festschrift des Realgymnasiums Karlsruhe zum 300 jährigen Jubiläum des Gymnasiums Karlsruhe. 1887. 24 S. 4.

Mit Begeisterung tritt der Verf. für volle Verwertung des Nibelungenliedes auf unseren höheren Schulen auf. Alles, was sich an dem Gedichte loben läſst, hebt er in lebendiger und eingehender Darstellung hervor. Es ist das Gedicht, an dem dem Schüler die Gesetze der epischen Dichtkunst recht klar gemacht werden können; die künstlerische Behandlung des Gegenstandes ist vortrefflich, die Anhänger der Liedertheorie, der Interpolationen haben auf die Eigentümlichkeit der epischen Poesie zu wenig geachtet; die Charakteristik der Personen ist fein, die epische Idee tief. Von auſserordentlicher Bedeutung ist der Gewinn, der für historische Bildung gewonnen werden kann; es finden sich in dem Gedichte verschiedene Kulturanschauungen vermischt, diese sind voneinander zu sondern. Namentlich aber sind auch die mythischen Bestandteile der Sage, welche hier noch durchklingen, genau ins Auge zu fassen. So will der Verf. das Nibelungenlied in der Schule auf das gründlichste behandelt wissen; nach der Zeit bemessen, welche diese Weise in Anspruch nimmt, wird es den Mittelpunkt des Unterrichts auf der bestimmten Stufe zu bilden haben. Es kommt aber dann erst zu seiner Ehre, wenn es nicht etwa in einer immerhin guten Übersetzung gelesen wird, sondern im Original. Somit verlangt der Verf. wieder für die Schule das Mittel-

hochdeutsche, und zwar für die Obersekunda; er will dabei nicht blofs auf die Formenlehre, sondern auch auf die Syntax die Aufmerksamkeit gerichtet wissen. Wenn das Mhd. Lehrgegenstand sein soll, dann ist sicherlich, wie wohl allgemein angenommen wird, Obersekunda die dazu passende Lehrstufe. Aber dafs der Wunsch des Verf. überall im Deutschen Reiche erfüllt werde, dazu ist noch wenig Aussicht vorhanden. Bekanntlich ist aber auch kürzlich ausführlich auseinandergesetzt, dafs für die rechte Behandlung des deutschen Nibelungenliedes die ausgedehnteste Berücksichtigung der nordischen Sage nötig sei.

Ritterliche Waffenspiele nach Ulrich von Lichtenstein. Von Rektor Dr. Reinhold Becker. Programm des evangel. Realprogymnasiums zu Düren 1887. 31 S. 4.

Der schon durch andere Arbeiten um die deutsche Altertumskunde verdiente Verf. bringt in dieser Abhandlung ein anziehend geschriebenes, sehr ausführliches Bild der ritterlichen Waffenspiele nach Ulrich von Lichtenstein. Das Bild, welches Ulrich entwirft, ist der Wirklichkeit getreuer, wie schon Gustav Freytag erkannt hat, als die Darstellung Hartmanns und Wolframs, mag sonst auch Ulrichs Eitelkeit in seinen Erzählungen ihn von der Wirklichkeit entfernen und die aus ihm geschöpften Vorstellungen vom Frauenkultus falsch sein; die Abhandlung ist aber nicht etwa blofs Erweiterung des von Alwin Schultz in seinem bekannten Buche gebotenen Stoffes, sondern, auf alle Einzelheiten genau eingehend, bringt sie auch mehrfache Verbesserungen für dies Werk, sowie für Niedners Buch über das deutsche Turnier, für G. Freytags Bilder u. a. und bei der steten Bezugnahme auf den Text des „Frauendienstes“ für diesen manche feine Erklärung. Der erste Abschnitt: „die Ritterschaft, der Buhurt“ geht aus von der Unterscheidung der Teilnehmer am Turnier, der freien Herren, Ministerialen, hörigen Ritter, sowie der müfsigen Gesellen, unter denen wir nicht die damals noch nicht vorkommenden Herolde zu suchen haben; dann wird der Einzug geschildert sowie das Vorspiel des Buhurts. Der zweite Abschnitt bespricht die Waffen und die Waffenkleidung; überall werden die Beweise aus Ulrich entlehnt. Es sei hervorgehoben, dafs der Speer im Waffenspiel wie im Kriege eine glatte Spitze hatte; die unpraktischen gewaltigen Turnierlanzen späterer Zeit kommen hier noch nicht vor, Pferd ist das gewöhnliche Reitpferd auch der Männer, wohl zu unterscheiden vom Rofs; das Rofs ist nicht gepanzert; auf prächtige Waffenkleidung, kostbare Stoffe wird hoher Wert gelegt. Der dritte Abschnitt behandelt das Stechen oder die Tjost. Das Stechen ist im ganzen nicht sehr gefährlich, Zweck ist nur viele Speere zu verstechen, nicht den Gegner abzuwerfen; das Stechen findet vor dem Thore statt oder auf der Brücke; die Gegner lassen zunächst die Pferde in ruhigem Schritt aufeinander stapfen, beim Vorbeireiten erfolgt fast ein Zusammenstofs (hurt). Kann man bei der gewöhnlichen Tjost einen Gegner ablehnen, so erbietet man sich bei dem Foreisspiel, sich am Waldessaum lagernd, jedem Gegner zu jeder Bedingung bereit; errichtet vollends ein Ritter einen König-Artus-Hof, so ist die Menge der Ritter und die Pracht überaus grofs; wenn der Abend dem Stechen ein Ende gemacht hat, dann kommen die Ritter noch zur Unterhaltung über ihre Thaten zusammen. Das Turnier, das im vierten Abschnitt dargestellt wird, ist eine treue Nachahmung der Schlacht, mit gröfstem Glanz ausgeschmückt, mit Gefahren verbunden. An dem Turnier 1224 zu Friesach nahmen nach Ulrich 600 Ritter teil, 1000 Speere wurden verstochen; die beiden Parteien waren an Zahl gleich. Eine ausführliche Darstellung des Turniers giebt der Verf. nach Ulrich; den Verfall der Waffenspiele erlebte Ulrich von Lichtenstein noch.

Zur Geschichte des Arminius-Kultus in der deutschen Litteratur. Von Dr. P. von Hofmann-Wellenhof. 1. und 2. Teil. Programm der Oberrealschule zu Graz 1887. 52 S. gr. 8.

Das hier bearbeitete Thema ist schon von E. Riffert im 63. Bd. des Archivs behandelt; die Litteratur der ältesten Zeit, die dort erwähnt ist, ist hier nicht erweitert, dagegen ist es dem Verf. gelungen, mit grofsem Fleifs ein aufserordentlich grofses Material von dem Anfang des 16. Jahrh. an zusammenzubringen. Die dankenswerte Arbeit schliefst mit Hoffmannswaldau. Hätte er die neueste Zeit berücksichtigen wollen, so würde der Stoff fast unübersehbar angewachsen sein, grofse und kleine Schriftsteller haben sich an ihm versucht, manche Erzeugnisse sind über einen kleinen Gesichtskreis hinaus nicht bekannt geworden. Von patriotischem Geiste ist die vorliegende Arbeit durchweht; mit Liebe verfolgt sie die in der Zeit der nationalen Bewegung, dem Reformationszeitalter gewaltig anwachsende Versenkung in die Zeit der grofsen Vergangenheit, des Ruhmes der Ahnen. Durch die Bekanntschaft mit den römischen Schriftstellern wird man allmählich immer vertrauter mit der früheren Geschichte des Vaterlandes, für die man lange Zeit mit den unsicheren Nachrichten bei Otto von Freisingen sich begnügte, wie denn für den Ort der Varusschlacht lange das Lechfeld festgehalten war. Unter den Humanisten treten die nationalen Beziehungen immer mehr hervor. Nicht streng auf die Person des Arminius beschränkt sich der Verf., aber man kann das kaum eine Abschweifung vom Thema nennen. So lesen wir nun von den Arbeiten von Celtes, Wimpfling, Heinrich Bebel, Franz Irenicus, W. Pircheimer, Beatus Ahmanus, Andr. Althamer, dem Kommentator des Tacitus, dann von Ulrich Hutten, Nic. Frischlin, von der Chronik des Nauclerus, Alb. Kranz, Joh. Carion, Melanchthons Kommentar zur Germania, der durch Hedion verdeutschten Chronik des Cuspinian, Thurnmaier-Aventinus, Sebastian Frank, Georg Spalatinus, von Burkard Waldis, H. Hamelmann, Cyr. Spangenberg, Leop. Lindenbruch u. a., bis das 17. Jahrhundert, die schwere Zeit des Dreifsigjährigen Krieges, es den Menschen besonders nahe legt, sich Hoffnung in der Gröfse der Vergangenheit zu suchen. Über weniger bekannte, hierher gehörige Werke unterrichtet der Verf. seine Leser genau, über des Lipper Joh. Piderit Chronicon comitatus Lippiæ, die Schriften des Koburger Professor Joh. Heinr. Hagelgans, dann über die Dichtungen von Rist, Lohenstein, Hoffmannswaldau u. a., und überall ist auf bibliographische Zuverlässigkeit sorgfältig Rücksicht genommen.

Herders Erstes kritisches Wäldchen. I. Von Gust. Kettner. Programm der Landesschule Pforta 1887. 64 S. 4.

Seit Gervinus' hartem Urteile über Herders Einwürfe gegen Lessings Laokoon ist die Untersuchung tiefer geworden, sind Lessingsche Sätze als irrig erwiesen, Herder mehr zu seinem Rechte gekommen. Die früheren Arbeiten sind aber durch die vorliegende weit in Schatten gestellt, auch ihnen manche falsche Auffassung nachgewiesen. Es gewährt einen grofsen Genufs, mit dem Verfasser Herders Erstes kritisches Wäldchen zu durchwandern und zu mustern; und der Wunsch wird ein allgemeiner sein, dafs die Fortsetzung der Untersuchung recht bald folgen möge. Hayms Buch über Herder ist auch, wie für viele, anregend gewesen für diese Abhandlung, sie stellt sich jenem ergänzend zur Seite, wie sie denn auch wesentlich gefördert ist durch Suphans Ausgabe. Schwerlich möchte dem Verf. ein Übersehen irgend einer hierher gehörigen Arbeit nachzuweisen sein, auch mit der ausländischen Litteratur ist er genau vertraut. Zuerst wird die Entstehung des Ersten kritischen Wäldchens sorgfältig verfolgt,

auf das Versteckspiel Herders, die Gründe welche ihn leiteten, die Untersuchungen, welche die eine Arbeit unterbrachen, ausführlich eingegangen, auch mit philologischer Genauigkeit auf den eigentümlichen Namen der Wälder; auch hier ist Haym erweitert. Dann wird fast Satz für Satz der Herderschen Schrift besprochen, zuerst die Einleitung; die Parallele zwischen Winckelmann und Lessing, dabei auf den wesentlichen Unterschied des Verfahrens Winckelmanns von Lessing Bezug genommen und jenes an einem bestimmten Beispiel, der Beschreibung des Herakles-Torso, erörtert, dabei dann keineswegs übergangen, wo in Einzelheiten Herder falsch aufgefafst oder willkürlich verändert hat. Der folgende gröfsere Abschnitt behandelt § 2—5: die Darstellung des Schmerzes in der Dichtung, in dem Herder sich nicht mit der Kritik begnügt, sondern dieselbe zu einem selbständigen Exkurs erweitert. Das Stück des Laokoon, auf welches sich diese Erörterung bezieht, ist auch sonst schon von anderen untersucht und Lessing einseitige Behauptungen nachgewiesen, aber sorgfältiger als seine Vorgänger, auch Blümner irrige Auffassungen im einzelnen vorhaltend, hat der Verf. diesen Punkt behandelt. Daher zuerst auf den Ausdruck des körperlichen Schmerzes bei den Griechen (§ 2) eingehend, bemerkt er, dafs Herders Polemik gegen den schreienden Philoktet falsch beurteilt werde, dafs Herder keineswegs das Schreien des Philoktet widerlegen wolle, sondern nur nachweisen, dafs der vorwiegende Eindruck des Philoktet der des heldenmütigen Dulders sei, und dafs Herder, wenn er auch in einzelnen Erklärungen nicht frei von Irrtum sei, im allgemeinen das Rechte getroffen habe. Was aber weiter über den Schmerzensausdruck der Homerischen Helden Lessing sage, das sei richtig von Herder zurückgewiesen; wo das Schreien bei dem einzelnen Helden vorkomme, da solle er eben durch dasselbe charakterisiert werden; dafs im einzelnen auch hier Herder nicht frei von irriger Erklärung ist, wird nicht bestritten. Lessing hatte seine griechischen Helden als ideale Menschen darstellen wollen, gegen diese übertriebene Bevorzugung trat Herder auf, er wollte die Empfindbarkeit bei Griechen und Barbaren, sowie bei dem antiken und modernen Menschen in ihrem Verhältnis zueinander bestimmen (§ 3), ein wesentlicher Gegensatz des Volkscharakters liege nicht, wie Lessing annehme, vor, sondern nur ein Unterschied nach zufälligen äufseren Umständen. Herder irrt freilich darin; dafs er den Typus der nordischen Völker, nach der Sitte der Zeit, in den Gestalten des falschen Ossian findet, dafs er ferner, wie Rousseau, im Heroenzeitalter der Völker die menschliche Natur am reinsten entfaltet sieht, er erkennt also einen Gegensatz zwischen Kulturvölkern und Barbaren für die Vergangenheit nicht an. Trotzdem bleibt der Grundgedanke seiner Polemik gegen Lessing richtig; die Gleichheit der Empfindbarkeit bei den Griechen und unseren Urvätern bestätigen Nibelungenlied und Gudrun. Indem Herder die sittlichen Verhältnisse Vaterland, Familie, Geschlecht, Freundschaft, Liebe im Altertum kräftiger entwickelt sieht (§ 4), idealisiert er, wie seine Zeitgenossen, das ganze Altertum gegenüber der modernen Welt. Hierauf wendet sich Herder (§ 5) zum Philoktet des Sophokles, zu dessen Hauptidee Lessing den körperlichen Schmerz des Helden mache. Da Herder beschuldigt wird, Lessing mifsverstanden zu haben, so schiebt der Verf. einen ausführlichen Exkurs über Lessings Behandlung des Philoktet ein, um zu beweisen, dafs allerdings, auch ohne es direkt zu sagen, Lessing die Idee des körperlichen Schmerzes zur Hauptidee des Stückes gemacht habe; Herders Beurteilung des Philoktet dagegen ist trotz mancher Einseitigkeiten in ihrem Hauptergebnis richtig. Der Gedankengang ist bei Herder oft versteckt; geht man ihm durch die Windungen nach, so zeigt sich ein planmäfsiges und methodisches Verfahren, und das ist der Gewinn, den die vorliegende Arbeit bietet, die also als ein bedeutender Beitrag zur Charakteristik Herders zu betrachten ist.

Über Schillers Einflufs auf Goethes Dichtung. Von Dr. Borges. Programm der Realschule zu Reudnitz 1887. 24 S. 4.

Nachdem der Verf. in grofsen Zügen die Verschiedenheit der natürlichen Anlage Goethes und Schillers dargestellt und nachgewiesen hat, wie Goethe nach der Rückkehr von der italienischen Reise, als sich das Verhältnis zu Frau von Stein gelockert hatte, einer aufmunternden und ergänzenden Freundschaft bedurfte, führt er durch, dafs er durch die neuen Beziehungen zu Schiller aus seiner Geisteseinsamkeit erlöst und zur Poesie zurückgeführt wurde. Dazu regte Schillers rastlose Thätigkeit und Vorwärtsstreben auch Goethes Willen mächtig an. Das zeigt sich in dem Balladenreichtum der nächsten Zeit, besonders aber in der Rückkehr zur dramatischen Dichtung; es entstand die Natürliche Tochter, mehr als die Hälfte des ersten Teiles des Faust, viele Entwürfe zum zweiten Teil. Eine direkte Einwirkung in Einzelheiten ist nachweisbar für Wilhelm Meisters Lehrjahre und die Bühnenbearbeitungen der Stella und des Götz. Endlich läfst sich der indirekte Einflufs Schillers auf Goethes Dichtung erkennen in dem Übergange Goethes von Anschauung und Betrachtung zu Beschaulichkeit und Kontemplation. Er studierte fleifsig Schillers philosophische Schriften und wurde selbst philosophischer Schriftsteller; dahin gehören die Einleitung zu den Propyläen, der Aufsatz über den Dilettantismus, über epische und dramatische Dichtung, über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke, der Sammler und die Seinigen. Er fing an, sich selbst zum Gegenstand der Beobachtung zu machen, wie er oft selbst sich ausgesprochen hat, dann weiter die innere Welt über die äufsere, die Idee über die sinnliche Erscheinung zu setzen. Immer mehr stellt er die Kunst als Selbständiges der Natur gegenüber; er strebt nach gröfserer Kunstmäfsigkeit der Form, bemüht sich im Einklang mit der Kritik zu arbeiten. Diese erhöhte künstlerische Bewufstheit zeigt sich in Hermann und Dorothea, in den Balladen von 1797, in den Wahlverwandtschaften, namentlich im zweiten Teile des Faust mit seiner strengen Metrik und der klaren Gruppierung des Stoffes. Und ebenso wird die Dichtung in Bezug auf den Inhalt unabhängiger von dem Stoffe, welchen die Aufsenwelt bietet, wird mehr Ideendichtung, hält sich also mehr in Schillers Geiste. Entschieden waltet der Ideengehalt vor dem Empfindungs- und Sinnesgehalte in den späteren Dichtungen vor, in den Wahlverwandtschaften, in der Natürlichen Tochter, in den Festspiel-Vorspielen und des Epimenides Erwachen, namentlich im zweiten Teile des Faust, einem eigentlichen Ideendrama. Von der Erkenntnis dieses Einflusses Schillers auf ihn hat Goethe im Epilog zu Schillers Glocke ein Zeugnis abgelegt. Durch zahlreiche Auszüge aus Goethes Äufserungen, gelegentlich in Briefen, in Gesprächen, im Briefwechsel mit Schiller hat der Verf. obige Auseinandersetzungen bewiesen; Zusätze hätte noch der Zeltersche Briefwechsel gegeben.

Schillers Flucht aus der Heimat. Von Dr. E. Franz Anders, Oberlehrer. Programm des Leibniz-Gymnasiums zu Berlin 1887. 38 S. 4.

Neues auf den Gegenstand bezügliches Material aufzufinden wird wohl nicht möglich sein; die bisherige Litteratur ist von dem Verf. treu benutzt; wegen des Prozesses über Graubündten waren kürzlich im Archiv f. Litt.-Gesch. einige Mitteilungen, die hier nicht angeführt sind, gemacht, sie ändern aber nichts, was wir schon wufsten. Der Verf. setzt gut auseinander, dafs Schiller die Flucht sich selbst und seinem Volke schuldig war, jeder Vorwurf unbegründet sein würde.

Goethe und die griechischen Bühnendichter. Von Dr. Hans Morsch. Programm des Kgl. Realgymnasiums zu Berlin 1888. 55 S. 4.

Was sich der Verf. vorgesetzt hat, alles was Goethes Verhältnis zu den griechischen Bühnendichtern betrifft, aus seinen eigenen Werken, Briefen u. s. w. zusammenzustellen und die antikisierenden Dichtungen Goethes mit denen der alten Dichter zu vergleichen, das ist ihm vortrefflich gelungen; er hat mit seltenem Fleifse alles aufgesucht, was hierher gehört, und die einschlägige Litteratur in dem Mafse herangezogen, dafs es schwer fallen wird, etwas unberücksichtigt zu finden. Die Arbeit ist umfangreich geworden, aber nirgends weitschweifig, ein Zeichen, welche Fülle des Stoffes der Gegenstand darbietet bei einer so gründlichen Bearbeitung. Dabei erfrischt das feine Urteil, dem man beistimmen mufs. — In Goethes Göttern, Helden und Wieland wird die Kenntnis des griechischen Dramatikers nachgewiesen; Goethe wird mit Recht gegen Wieland gelobt, wenn auch Lessings kritisches Urteil über Goethe bestehen bleibt. In dem Fragment des Prometheus haben wir aus dieser Zeit Goethes ersten Versuch eines antikisierenden Dramas, in der Sprache schon treten Nachbildungen des Griechischen hervor, in der dramatischen Voraussetzung und dem Charakter des Helden zeigt sich Anlehnung an Äschylus' gefesselten Prometheus, wie er dem Dichter aus Brumoyr bekannt war. In den Vögeln weist der Verf. auch im einzelsten, in der Sprache Anschlufs an Aristophanes nach, aber auch das, was von Aristophanes abweicht; wie der alte Komiker ihm lieb geworden war, erhellt aus vielen Äufserungen (S. 13). Auch die genaue Kenntnis des Menander wird bewiesen. In Weimar wurde die Verehrung für das Altertum genährt durch Herder, Wieland, Knebel, Tobler, Villoison, die Herzogin Anna Amalie, die Herzogin Luise; die Zeugnisse für Goethes Beschäftigung mit der griechischen Tragödie sind sämtlich hier angeführt (S. 16); die ganze geistige Atmosphäre führte zur Abfassung antikisierender Dichtungen. Die vielfachen Anlehnungen an griechische Dramatiker im Elpenor, in der Sprache im allgemeinen wie in einzelnen Worten beweist der Verf. S. 19 ff., sowie dafs der Elpenor, wenn er auch zu einem Schauspiel sich hätte entwickeln lassen, nicht für seinen Zweck passend gewesen wäre. Er erwähnt Riemers Bearbeitung, konnte hierbei auch nennen Viehoffs Versuch der Umgiefsung in den jambischen Quinar, in seiner Vorschule der Dichtkunst, sowie Viehoffs Ergänzungsprobe im Archiv 1844, S. 121 bis 146; Strehlkes Marienburger Programm über den Elpenor 1870 ist nicht aufgeführt. Wie sich damals Goethe in die griechischen Dramatiker eingelesen hatte, erhellt noch deutlicher aus den hier sorgfältig gesammelten Anklängen in der Iphigenie (S. 20 ff.). Goethe hat manches, was bei Euripides fehlt, hat aber auch da griechische Vorgänger, und er hat sie genau eingesehen (S. 22 ff.), Sophokles und Äschylus; wo von den Furien, von dem Wahnsinn des Orest die Rede ist, findet fast jedes Wort in den alten Dramatikern sein Vorbild. Schon ausführlich hatte sich 1796 der alte Campe über diese Punkte ausgelassen; viel genauer ist die hier vorliegende Zusammenstellung. In Bezug auf die Sühnung des Orest, so meint auch der Verf. (S. 31), dafs auch Goethe die Schwierigkeit einer Modernisierung nicht ganz überwunden habe, das plötzliche Verschwinden der Furien, die doch auch bei ihm nicht blofs Sinnbilder der geistigen Qualen sind, bleibe unbegreiflich. In den Idealen der Freundschaft und der Humanität, die in dem Gedichte gefeiert sind, nähert sich das Drama dem Zeitgeiste; aber wie das Ideal der Geschwisterliebe und der Freundschaft überhaupt dem griechischen Altertum nicht fremd ist, so war auch die Idee des Weltbürgertums in den Besten lebendig, Der Verf. betrachtet hierauf Tasso und die Natürliche Tochter (S. 34). Was man auch sonst schon bemerkt hatte, dafs die Sprache der Dramen an griechische

Vorbilder mahne, hat der Verf. im einzelsten untersucht; die Eigentümlichkeit der Iphigenie in Ausschmückung der Rede durch Paronomasien und Sentenzen, die moralische Kasuistik, das Disputieren pro et contra, finden sich auch im Tasso im reichsten Mafse, dadurch prägt sich in der Rede am Hofe von Ferrara noch mehr die humanistische Richtung des 16. Jahrhunderts aus. Auffallend ist die ähnliche Sprechweise in der Natürlichen Tochter (S. 36), aber gerade dadurch prägt sich die ideale Anlage des Gedichtes aus; noch zahlreicher als im Tasso sind die Paronomasien; die Iphigenie in Delphi (S. 37) schlofs sich in der Katastrophe eng an das Antike an. In der Nausikaa (vgl. auch das Pfortaer Programm von Schreyer 1844, S. 32 ff.) hat Goethe, ohne es zu wissen, mit Sophokles gewetteifert; das zeigen die Bruchstücke aus dessen Nausikaa und den Phäaken. — Nach der Rückkehr von Italien kam eine andere Stimmung über den Dichter. Zur griechischen Tragödie führte ihn Schiller zurück (S. 41); durch den Briefwechsel mit Schiller ziehen sich Besprechungen über die Theorie der griechischen Tragödie und griechische Dramen hindurch, an Zelter schickte Goethe seine Abhandlung über den griechischen Chor. Nach Schillers Tode bis 1814 sind nur wenige Zeugnisse über seine dauernde Beschäftigung mit den griechischen Tragikern (S. 43), aber sie schlummerte nicht, sie zeigt sich auch in dramatischen Plänen. In die Zeit des Zusammenwirkens mit Schiller gehört noch der Plan des befreiten Prometheus 1795, in spätere Zeit der Plan der Schutzflehenden, eine Anzahl kleinerer Arbeiten für das Theater, in antikisierendem Tone, Prologe, Vorspiele, so zur Wiedereröffnung des Weimarschen Theaters 1807; die griechische Redeweise durchzieht besonders die Pandora und des Epimenides Erwachen (S. 46), wie sehr auch die Zeitverhältnisse und des Dichters Stimmung in der Pandora erkennbar sind. Die Bekanntschaft mit Gottfried Hermann führte zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung besonders mit Euripides, wie die Aufsätze über die tragischen Tetralogien der Griechen 1823 und über die Parodie der Alten zeigen, besonders aber die Aufsätze über das Euripideische Fragment Phaethon, das er immer wieder von neuem vornahm (s. noch den Brief an Zelter vom 12. August 1826), über den Kyklops (sollte sich der hier nicht erwähnte Aufsatz Goethes auch jetzt noch unter seinen Papieren vorfinden? s. Brief an Zelter vom 26. Juni 1824, vgl. 25. August), über des Euripides Bakchen (der Verf. der einschlägigen Dissertation S. 32 heifst nicht F. Schön, sondern F. G. Schöne, † 7. Sept. 1857 zu Stendal), namentlich aber die Gespräche mit Eckermann; sein gerechteres Urteil über Euripides ist anerkennungswert. Wie zahlreiche Einflüsse griechischer Tragiker sich in der Helena vorfinden, weist schliefslich treffend der Verf. nach. — So reiht sich die vorliegende Arbeit würdig an die jüngst erschienenen Abhandlungen über Goethes Verhältnis zu Homer und an des Verfassers eigenen Aufsatz: Goethe und Horaz (Jahrbb. f. Phil. u. Päd. 1885, 268—286).

Herford. Hölscher.

Miscellen.

S. M. Prems Nachträge zu Hermann v. Gilm.

Von Adolf Pichler.

Kaum haben wir im Tirolerboten den Aufsatz von S. M. Prem, „Goethes Fahrt durch Tirol“, rühmend angezeigt, so fliegt uns ein neues Heft, „Hermann v. Gilm“, auf den Tisch, welches einige Beiträge zur Biographie unseres genialen Lyrikers liefert. Wir können auf das Detail nicht eingehen, geben jedoch einige Ergänzungen und Berichtigungen.

Anastasius Grün war der Firm- und nicht der Taufpate von Gilms Sohn, und zwar auf Ersuchen von Balthasar Hunold, des poetischen Skriptors am Ferdinandeum. Grün spendete dem jungen Gilm als Festgeschenk eine goldene Uhr.

Im Jahre 1847 wurde Gilm als Beamter nach Wien versetzt. Den Dichter S. Mosenthal lernte er im Amte kennen; dieser gab von ihm eine Charakteristik in zwei Worten, welche ich hier nicht wiederhole.

Er verkehrte auch im Hause des Orientalisten Hammer-Purgstall und deklamierte dort mit lautem Beifall seine Gedichte.

Gilms beste Zeit fiel in den Vormärz von 1848, dessen liberalen Ideen er manches Lied widmete. Er teilte sie Schuler zu Innsbruck, Streiter in Botzen und Lentner zu Meran mit, um welche sich damals die wenigen Liberalen Tirols sammelten oder mit denen sie verkehrten. Dafs die Klerikalen auch davon erfuhren, begreift sich, und sie haben ihm dafür in den Aufsätzen der Augsburger Postzeitung, welche jedoch, wie jetzt L. Steub gegenüber als erwiesen betrachtet werden mufs, nicht aus der Feder Beda Webers stammen, manches angethan. Wie ein Jesuit mehreren Herren erzählte, hat er sich später wegen des „Jesuitenliedes“ bei dem Rektor des Ordens entschuldigt, begreiflicherweise konnte er sich als k. k. Beamter nicht öffentlich dazu bekennen, und so mufste er es schweigend hinnehmen, dafs es — wenn ich mich recht entsinne — Fenner von Fenneberg auf seinen Namen in Stuttgart drucken liefs.

Gilm war der Sohn eines höheren Beamten und verkehrte daher in höheren Beamtenfamilien; mit den Studenten, welche in der Kneipe zechten und ihre Lieder sangen, gab er sich nicht ab. Und doch begann es sich in diesen Kreisen — zum Teil unter dem Einflusse des Professors Al. Flir — geistig zu regen. Es bildete sich eine Gesellschaft, die „Bierfranzlianer“. Zu dieser gehörte der gefühlvolle Sigmund Schlumpf und F. Moser, von denen später die „Frühlieder“ Poesien brachten, der geistvolle Mediziner Christian Schlechter, Joseph Gamp, der jetzt zu Innsbruck in Pension lebt, und der wilde Obertimpfler, der zuerst Mönch, dann nach Zürich flüchtete, wo seine überschäumende Genialität

in Wahnsinn endete. Sie kannten Gilm höchstens dem Namen nach; ebenso wie die späteren, von mir gegründeten „Nibelungen“, zu denen Ad. Purtscher und Al. Meſsmer zählten, beiden begegnen wir in den „Frühliedern“, von letzterem erscheinen die Gedichte demnächst in einer Gesamtausgabe vereinigt. Die Redaktion besorgt G. Vorbank, der schon früher eine Auslese der Tagebücher veröffentlichte. Auch zu Wien zog Gilm der derben Schenke den Salon vor; ich lernte Gedichte von ihm zuerst in den Ferien 1844 bei Dr. Schuler kennen, brachte sie dann nach Wien und teilte sie den Tirolerstudenten mit; Gilm verkehrte mit diesen nur zufällig; Adalbert Stifter erhielt von mir das „Jesuitenlied“ und lobte es.

Prem sagt: „An der Bewegung des Jahres 1848 nahm er, wie jetzt endlich aus seinen Briefen erwiesen ist, thätigen Anteil.“ — Wo und wann? — Gilm schreibt am 16. März: Seit drei Tagen trage ich die Muskete. — Also seit dem 14. Am 14. war aber die Nationalgarde bereits bewilligt und da griff alles zur Muskete. An dem entscheidenden 12. und 13. nahm er keinen thätigen Anteil, er behauptet das auch selber nicht. Der Sturm ging nur von den Studenten aus, k. k. Beamte fanden sich nicht ein, am wenigsten Gilm, der auch später mit den Tirolerstudenten nicht in den Krieg zog. — Für seinen Aufenthalt in Linz wären die Briefe aus Linz zu benützen, wenn ihn auch einer humoristisch schildert.

J. C. Maurer hat von Gilm kein Zerrbild entworfen, von seinen Angaben wurde bisher keine widerlegt. Er stellte Gilm als Dichter sehr hoch; die Geldverlegenheiten desselben deutet auch Sander an, und was den Verkehr mit der Demimonde betrifft, so ist er durch Gilms eigene Briefe, die gedruckt vorliegen, bestätigt. Gilm war ein leichtlebiger Poet, ein liebenswürdiger Gesellschafter, feurig, leidenschaftlich, überschwenglich und gutherzig, für einen Kultus eignet sich jedoch seine Persönlichkeit nicht. Was seine religiöse Weltanschauung betrifft, welche in letzter Zeit so viel umstritten wurde, so erwarten wir aus dem Nachlasse seines jüngst verstorbenen Bruders Ferdinand darüber authentische Aufschlüsse.

Bis dahin hat Herr S. M. Prem Zeit, uns mit seiner gewandten Feder eine Monographie über den unglücklichen, mannhaften Johann Senn zu liefern, dessen hundertjährigen Geburtstag wir ja bald feiern. Er verdient es in jeder Beziehung. Damit lieſse sich vielleicht eine Auswahl seiner Gedichte geben, von denen Fr. Schubert manches komponierte. Die erste Auflage ist im Buchhandel vergriffen.

Zwei französische Übertragungen deutscher Studentenlieder.

Es wird denjenigen Lesern des Archivs, welche einige Zeit in Genf zugebracht haben, bekannt sein, daſs die eingeborenen Studenten der dortigen Universität vielfach die Sitten und Bräuche unserer deutschen Hochschulen angenommen haben. So haben sie ihre Korporationen, die zum Teil farbige Mützen, Bänder und Bierzipfel tragen, sie haben ihre Kneipe, sie singen dort beim Schoppen Bier fröhliche Lieder und haben ihren studentischen „Comment“ wie wir. Ein allgemeines Kommersbuch ist nicht vorhanden, doch haben einzelne Verbindungen ihre besonderen Liedersammlungen *(chansonniers)*. In einer solchen Sammlung fand ich vor einiger Zeit mit vielem Vergnügen mehrere unserer bekanntesten Studentenlieder. Ein Teil desselben, z. B. „Es geht ein Rundgesang“, „Der Abram ist gestorben“, „Krambambuli“, wird in deutschem Originaltexte gesungen; zwei andere, „Ça, ça geschmauset“ und „Studio auf einer Reis“, haben ihre Übersetzer gefunden. Das erste von diesen beiden Liedern ist von dem bekannten Dichter und Litterarhistoriker Marc-

Monnier (1829—1885) in sehr freier Weise übertragen worden; der Verfasser der Übersetzung von „Studio auf einer Reis“, die mir besonders gelungen und singbar erscheint, heifst O. Frey. In der Voraussetzung, dafs die Lieder in ihrem französischen Gewande auch andere interessieren werden, bringe ich hiermit das erste zum Teil und das zweite vollständig zum Abdruck.

Edite, Bibite ...

Çà çà des verres,
Ça du vin, de la bière aussi!
Pékins sévères,
Filez d'ici.
Edite, bibite, collegiales,
Post multa sæcula
Pocula nulla.

La belle chose
Que la bière pour notre esprit.
Elle l'arrose,
Il refleurit.
Edite, etc.

De l'Empyrée
Tu descends, tu coules toujours
Bière dorée
Comme nos jours!
Edite, etc.

Ça que l'on fume
Cette pipe au tuyau vainqueur
Où se rallume
Le feu du cœur!
Edite, etc.

Que nul ne ferme
Son oreille aux hymnes joyeux!
Qu'on boive ferme
Pour chanter mieux!
Edite, etc.

Au buveur triste
Que l'on dise: *Ganze dictirt!*
Et s'il résiste:
Recommandirt!
Edite, etc.

L'Étudiant en Voyageant.

L'étudiant en voyageant,
Juchheidi, juchheida,
Peut aller mêm' sans argent,
Juchheidi, heida.
Toujours heureux en chemin
Qu'importe le lendemain!
Juchheidi, juchheida,
Juchheidi, heidi, heida,
Juchheidi, juchheida,
Juchheidi, heida.

Si le soir dans le village,
Juchheidi, juchheida,
L'étudiant est sans ménage,
Juchheidi, heida,
Il va droit chez le curé,
Lui dit qu'il est arrivé.
Juchheidi, etc.

Si dans sa recherch' du beau,
Juchheidi, juchheida,
L'étudiant trouve un tonneau,
Juchheidi, heida,
S'il coutient le vrai liquide,
L'un devient plein, l'autre vide.
Juchheidi, etc.

De la bière et du fromage,
Juchheidi, juchheida,
Une fille au beau visage,
Juchheidi, heida,
N'est-ce pas tout ce qu'il lui faut,
Quand d'aimer il a l' défaut?
Juchheidi, etc.

La moral' de tout ceci,
Juchheidi, juchheida,
Mesdam's, Messieurs, la voici:
Juchheidi, heida,
C'est qu'il vaut mieux sur la terre
S'amuser que ne rien faire!
Juchheidi, etc.

Ernst Gropp.

Sprachliche Kleinigkeiten.

1. *Ein unberechtigter Konjunktiv.* Es handelt sich hier um einen Konjunktiv, der erst in der neueren Tageslitteratur sich bemerklich macht. Es ist der Konjunktiv nach Ausdrücken wie: Wie man sagt, erzählt, behauptet, versichert, wie es heifst, verlautet, wie allgemein angenommen

wird u. a. „Wie man sagt, *sei* der Fürst bereits abgereist und *habe* befohlen, dafs etc.“ Unzweifelhaft richtig wäre der Satz in folgender Form: „Man sagt (erzählt etc.), der Fürst *sei* bereits abgereist und habe befohlen“ etc.; in obiger Verbindung aber ist der Konj. kaum zu rechtfertigen. Es müfste vielmehr heifsen: „Wie man sagt, *ist* d. F. b. abg. u. *hat* b.“ Man vergl.: „Nach den Angaben (Berichten, Meldungen, Versicherungen) der Blätter *ist* d. F. b. a. u. *hat* b.“ — Wenn man den Konjunktiv anwendet, so will man offenbar der betreffenden Nachricht den Charakter der vollen Zuverlässigkeit nehmen, allein das geschieht schon durch die ersten Worte des Satzes, welche deutlich genug zeigen, dafs man es vorläufig noch nicht mit einem Faktum, sondern mit einer (mehr oder weniger zuverlässigen) Behauptung zu thun hat. — Beispiele der oben bezeichneten Erscheinung sind so häufig, dafs es besonderer Citate kaum bedarf. Wir begnügen uns mit zwei Stellen aus bekannten Blättern. „Wie es heifst, *stehe* der Grund der Verhaftung mit den Unregelmäfsigkeiten bei der Diskonto-Gesellschaft im Zusammenhange und es *handle* sich angeblich um Wechselfälschungen.“ „Wie erzählt wird, *habe* der Ehemann nach der That versucht, sich selbst das Leben zu nehmen.“ — Warum nicht: Es heifst — es wird erzählt, der Grund stehe in Verbindung mit . . ., der Ehemann habe etc.?

2. *Ein zweifelhafter Erwerb.* Unter den Verdeutschungen von Fremdwörtern macht sich gegenwärtig (in den Zeitungen) besonders bemerklich das Wort „*Drahtbericht*“ statt Telegramm. Gegen diese Verdeutschung ist an sich durchaus nichts einzuwenden; denn das Wort bezeichnet ganz gut dasjenige, was es bezeichnen soll. Trotzdem ist der Erwerb seinem Werte nach ein zweifelhafter. *Denn was nützt es, wenn ich aus einer zahlreichen Wortfamilie ein einzelnes Glied herausreifse, um es zu germanisieren, die übrigen aber in dem fremden Gewande und der fremden Form beibehalte oder beibehalten mufs?!* Was wird aus den Wörtern *Telegraph, telegraphieren, telegraphisch, Telegraphist oder Telegraphenbeamter, Telegraphenbüreau, Telegraphenstange* u. a.? Solche vereinzelte Verdeutschungen bringen nur Unordnung und Konfusion in die Sprache. Gerade *auf denjenigen Gebieten, die den internationalen Verkehr der Völker betreffen, sollte man vorsichtig zu Werke gehen mit allen sprachlichen Veränderungen.* Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, uns gegen die *Verdeutschungsmanie* zu erklären, die seit kurzem an die Stelle der früheren *Fremdwörtermanie* getreten ist und die so weit geht, dafs einzelne Fanatiker z. B. die Nase durchaus in einen „*Riechkolben*“ verwandeln wollen, weil Nase (nasus) ein Fremdwort ist.* Was wird dann wohl aus den vielen bildlichen Redensarten, in denen die Nase eine Rolle spielt, wie *die Nase rümpfen, die Nase hochtragen, die Nase in etwas stecken, eine Nase (einen Tadel) erhalten, einen an der Nase herumführen, eine feine Nase haben, einem auf der Nase herumtanzen, einen mit der Nase auf etwas stofsen u. a.? Soll man in jenen Beispielen überall statt der Nase den Riechkolben setzen?* — Ähnlich ist es in unzählig vielen anderen Fällen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

* Die Verdeutschung ist von manchen Seiten in der That ernstlich genommen worden.

Landsberg a. W. A. W.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

G. Tanger, Mufs der Sprachunterricht umkehren? (Berlin, Langenscheidt.) 75 Pf.
F. Bock, Beitrag zur Methodik des grammatischen Unterrichts im Französischen. (Progr. der Realschule in Teschen.)
Max Müller, Das Denken im Lichte der Sprache. Aus dem Englischen übersetzt von Engelbert Schneider. (Leipzig, Engelmann.) 16 Mk.

Grammatik.

A. E. R. Bux, Zur Reform der Orthographie. (Danzig, Axt.) 60 Pf.
F. Hornemann, Gedanken und Vorschläge zu einer Parallelgrammatik der fünf Schulsprachen. (Hannover, Meyer.) 1 Mk. 50 Pf.
W. Bohnhardt, Das Personalpronomen im Altprovençalischen. (Marburg, Elwert.) 3 Mk. 60 Pf.
G. Dubislav, Satzbeiordnung für Satzunterordnung im Altfranzösischen. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
E. Schwan, Grammatik des Altfranzösischen (Laut- und Formenlehre). (Leipzig, Fues.) 3 Mk.
Brachet et Dussouchet, Grammaire française. Cours supérieur. (Paris, Hachette.) 2 fr. 50 c.
A History of English sounds from the earliest period. By H. Sweet. (London, Sampson Low & Co.) 14 sh.

Lexikographie.

K. Nowack, Beiträge zur neufranzösischen Lexikographie. (Posen, Rehfeld.) 1 Mk.
Standard Etymological Dictionary of the English language. (London, Ward & Lock.) 2 sh. 6 d.
W. Skeat & A. L. Mayhew, A concise Dictionary of Middle English from 1150 to 1580. (London, Sampson Low & Co.) 7 sh. 6 d.
Ch. Mackay, A dictionary of Lowland Scotch. (London, Whittaker.) 7 sh. 6 d.
L. Tolhausen, Spanisch-deutsches Wörterbuch. 12. Lfrg. (Leipzig, Tauchnitz.) 75 Pf.

Litteratur.

M. Mounier, Litteraturgeschichte der Renaissance von Dante bis Luther. (Nördlingen, Beck.) 7 Mk.
G. Egelhaaf, Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. 6. Aufl. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk.

W. Toischer, Über die Sprache Ulrichs von Eschenbach. (Prag, Neugebauer.) 1 Mk. 20 Pf.
M. Lange, Goethes Quellen und Hilfsmittel bei der Bearbeitung des Reineke Fuchs. (Kolberg, Warnke.) 1 Mk.
F. Reuter, Friedrich Rückert in Erlangen und Joseph Kopp. (Hamburg, Löppel.) 1 Mk. 50 Pf.
Friedrich Rückert, Vortrag, gehalten in Weimar von B. Suphan. (Weimar, Böhlau.) 60 Pf.
Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen. (Nördlingen, Beck.) 3 Mk.
L. Feyerabend, Luther und das Herrigsche Lutherfestspiel. 2. Aufl. (Görlitz, Förster.) 60 Pf.
G. Paris, La littérature française au moyen-âge. (Paris, Hachette.) 2 fr. 50 c.
Ch. Gidel, Histoire de la littérature française. T. IV. (Paris, Lemerre.) 2 fr. 50 c.
J. Sarrazin, Das moderne Drama der Franzosen. (Stuttgart, Frommann.) 4 Mk. 50 Pf.
R. Mentz, Die Träume in den altfranzösischen Karls- und Artus-Epen. (Marburg, Elwert.) 2 Mk. 80 Pf.
B. Niemann, Über Mathurin Regniers Leben und Satiren. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
F. Detela, Des Plautus Aulularia und Molières Avare. (Progr. des Wiener Obergymn. Wiener Neustadt.)
E. Deschanel, Boileau, Charles Perrault. (Paris, C. Lévy.) 3 fr. 50 c.
P. Stapfer, Racine et Victor Hugo. 2e édition. (Paris, Colin & Co.)
C. Philips, Lokalfärbung in Shakespeares Dramen. 2 Teile. (Kolberg, Warnke.) 2 Mk.
H. H. Furneſs, A new variorum edition of Shakespeare: vol VII. The Merchant of Venice. (London, Trübner.) 13 sh. 6 d.
Shakspere, Sein Entwickelungsgang in seinen Werken; übersetzt von Wilhelm Wagner. (Heilbronn, Henninger.) 7 Mk. 50 Pf.
R. W. Church, Spenser. (London, Macmillan.) 5 sh.
Samuel Taylor Coleridge and the English romantic school; by Prof. A. Brandl. (London, Murray.) 12 sh.

Hilfsbücher.

Geschäftsaufsätze, Hilfsbüchlein beim Unterricht im Deutschen für Volksschulen. (Düsseldorf, Schwann.)
H. v. Kleist, Die Hermannsschlacht. Ein Drama für Schule und Haus erklärt von Dr. L. Zürn. (Leipzig, Hoppe.) 2 Mk.
Rahn, Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen. 3. Teil: Systematische Schulgrammatik. (Leipzig, Fues.) 2 Mk. 40 Pf.
J. Storm, Französische Sprechübungen. Eine systematische Darstellung der franz. Umgangssprache. (Leipzig, Velhagen & Klasing.) 1 Mk. 80 Pf.
The Times, Zur Erlernung der englischen Sprache des täglichen Lebens von J. Landmann. (Leipzig, Veit & Co.) 4 Mk.
The Autobiography of Benjamin Franklin. Mit deutschen Erklärungen von K. Feyerabend. I. Teil: Die Jugendjahre 1706—1730. (Leipzig, Tauchnitz.) 1 Mk.

Dritter allgemeiner deutscher Neuphilologentag
zu Dresden
am 29. und 30. September 1888.

Veranstaltet von dem Verbande der deutschen neuphilologischen Lehrerschaft.

Tages-Ordnung.

Freitag, den 28. September: Abends 8 Uhr in den „Drei Raben“ (Marienstraſse 22 u. 23): Gesellige Zusammenkunft, Begrüſsung der Teilnehmer, Mitteilung des Programms für die allgemeinen Sitzungen.

Sonnabend, den 29. September: Morgens 9 Uhr in dem Festsaal des Königl. Polytechnikums (Bismarckplatz 9, I): **Erste allgemeine Sitzung.** Verteilung eingegangener Druckschriften. Mittags 12½ Uhr: Gemeinsames Mittagsessen auf dem Belvedere. Nachmittags 3 Uhr: **Zweite allgemeine Sitzung** im Königl. Polytechnikum. Abends 7 Uhr: Festvorstellung in den Königl. Hof-Theatern. Fest-Kommers.

Sonntag, den 30. September: Vormittags 10½ Uhr: **Dritte allgemeine Sitzung** im Königl. Polytechnikum. Wahl des nächsten Versammlungsortes und des neuen Vorstandes. Schluſs 1 Uhr. Gemeinsame Fahrt nach Meiſsen. Festmahl. Besichtigungen. Abschiedstrunk.

Angemeldete Vorträge:

Herr *Rektor Dörr*-Solingen: Reform des neusprachlichen Unterrichts, Erfahrungen und Erwägungen.

„ *Dr. Klinkhardt*-Reichenbach i. Schl.: Englisches Gerichtswesen.

„ *Professor Dr. Körting*-Münster: Die gegenwärtigen Aufgaben und Ziele der romanischen Philologie.

„ *Baron von Locella*-Dresden: Dante in Deutschland.

„ *Dr. Mahrenholtz*-Dresden: Friedrich Melchior Grimm, ein Vermittler deutschen Geistes in Frankreich.

„ *Dr. Proescholdt*-Homburg v. d. Höhe: Über Shakespeare.

„ *Professor Dr. Sachs*-Brandenburg: Englisch im Französischen.

„ *Direktor Dr. Steinbart*-Duisburg: Grammatisches.

„ *Professor Dr. Stengel*-Marburg: Zur Abfassung einer Geschichte der französischen Grammatik in Deutschland.

Ausstellung.

Mit dem Neuphilologentage ist eine Ausstellung von Bildern und Bildwerken geplant, welche zeigen soll, inwieweit sich das Bild zur Belebung und Verdeutlichung neusprachlicher Lektüre verwerten läſst.

Diese Ausstellung, welche nur als Anregung dienen soll, wird sich daher auch nur auf einige Schriftsteller: Molière, Sandeau, Shakespeare, Scott, Burns u. a., beziehentlich auf einige ihrer Werke beschränken.

Gleichzeitig wird eine Dante-Ausstellung veranstaltet. Für Erläuterung der vorgenannten Ausstellungen wird Sorge getragen werden.

Auszug aus den Satzungen.

§ 1. Der Verband bezweckt die Pflege der neueren Philologie, der germanischen wie der romanischen, und insbesondere die Förderung einer lebhaften Wechselwirkung zwischen Universität und Schule, zwischen Wissenschaft und Praxis.

§ 3. Mitglied des Verbandes wird jeder Professor oder Lehrer der neueren Sprachen, sowie andere Schulmänner und auch Nichtfachmänner, welche sich für die Bestrebungen desselben interessieren, gegen Entrichtung eines jährlichen, vor dem Verbandstage einzuzahlenden Beitrages von M. 1 (in Briefmarken oder M. 1,05 mit Postanweisung).

§ 4. Die Mitglieder erhalten alle auf den Verband bezüglichen Schriftstücke, sowie den Bericht über die Verhandlungen des Verbandstages.

§ 6. Die Hauptversammlung findet in der Regel zu Pfingsten und womöglich an einem Orte statt, wo ein Verein für neuere Sprachen besteht.

Alle diejenigen Herren, welche ihren Beitrag als Mitglied für 1888 — 1 Mark in Briefmarken, 1,05 Mk. mit Postanweisung — noch nicht eingesandt haben, werden ebenso freundlich als dringend ersucht, dies baldigst bewirken zu wollen. — Als Preis für die Festkarte sind 9 Mark festgesetzt worden (dafür: Essen auf dem Belvedere, Veranstaltung des Kommerses, Festmahl in Meifsen, Besichtigung einer Reihe von Königl. Sammlungen, des „Panorama international" Führer durch Dresden). Für den Besuch der Königl. Hoftheater sind von seiten der hohen Generaldirektion derselben den Teilnehmern an dem Neuphilologentage Freikarten gütigst in Aussicht gestellt worden. Die Festkarte wird erst von Anfang September an auf Wunsch versendet.

Freitag, den 28. September, von 5 Uhr nachmittags an, wird in den „Drei Raben", Sonnabend, den 29. September, sowie Sonntag, den 30. September, jedesmal von 8 Uhr ab, in dem Königl. Polytechnikum (Zimmer 30) der Ortsausschufs zur Erteilung jeglicher Auskunft anwesend sein.

Bei rechtzeitiger Anmeldung ist der Ortsausschufs im stande, den Teilnehmern an dem Verbandstage Nachtlager und Frühstück in der Nähe des Königl. Polytechnikums in guten Gasthäusern beziehentlich in Privatwohnungen zu angemessenen Preisen zu besorgen.

Um Mitteilung, wo Vereine für neuere Sprachen bestehen, wird freundlichst gebeten.

Anfragen, Beitrittserklärungen und Zusendungen sind zu richten an den geschäftsführenden Vorsitzenden, Professor Dr. *Wilh. Scheffler,* Königl. Polytechnikum, Dresden. Da derselbe vom 21. Juli bis 20. August beurlaubt ist, so bittet derselbe, Anfragen u. s. f. möglichst vor oder nach genannter Zeit an ihn richten zu wollen.

Dresden, 2. Juni 1888.

Die Dresdner Gesellschaft für neuere Philologie
als Ortsausschufs.

Der Vorstand des dritten allgemeinen deutschen Neuphilologentages:

Prof. Dr. Rich. Wülker-Leipzig.
Prof. Dr. Karl Sachs-Brandenburg.
Prof. Dr. Wilh. Scheffler-Dresden.

Kotzebues Peru-Dramen und Sheridans Pizarro.

Ein Beitrag zur Geschichte
der Beziehungen zwischen deutscher und englischer Litteratur.

Von
Dr. Leopold Bahlsen.

So paradox es auch klingt — es ist eine leicht zu erweisende Thatsache, daſs im ganzen Verlaufe unserer an bedeutenden Erscheinungen doch so reichen Litteratur keiner den Ruhm des deutschen Theaters weiter in die Welt hinausgetragen als August v. Kotzebue, und dies in einer Zeit, wo die Namen eines Goethe und Schiller am Dichterhimmel glänzten, wo Lessings groſses Beispiel Nacheiferung weckte, und wo die ersten Schöpfungen des jugendlichen Heinrich v. Kleist dem deutschen Drama einen neuen Klassiker verhieſsen. In sämtliche europäische Sprachen übersetzt,[1] in schnellem Siegeszuge die Bühnen sich erobernd, wurden Kotzebues Schauspiele überall — auch Amerika wollte nicht zurückstehen — mit einem bis dahin an deutschen Werken ganz unerhörten Beifall aufgenommen und verschafften ihrem Dichter weit über die deutsch redenden Länder hinaus Ansehen und Einfluſs.[2] Noch heute, wo zwar die englische Kritik nicht mehr wie einstens über die Frage streiten würde, ob und inwieweit die Bezeichnung Kotzebues als eines deutschen Shakespeare Berechtigung habe, — noch heute gilt dieser so viel

[1] Im Britischen Museum (London) finden sich englische, französische, russische, italienische, spanische, schwedische, dänische, holländische, ungarische und neugriechische Übersetzungen Kotzebuescher Stücke.

[2] Es war gewiſs keine Übertreibung, wenn Chamisso sagte, daſs ihm auf seiner Reise um die Welt mit Kotzebues Sohne der Name des Vaters überall entgegengekommen sei.

verlästerte Mann im Auslande für eine der Koryphäen der deutschen Litteratur.

Und im eigenen Lande? — Unter seinen mehr als zweihundert Stücken ist auch nicht ein einziges, das die Nation noch jetzt mit Stolz, ja nur mit Achtung nennt; vielmehr im Gegenteil: eine solche Nacht der Vergessenheit, ein solcher Aschenregen der Verachtung ist über ihn gesunken, dafs selbst nicht zu leugnende Vorzüge seiner Dramen darüber aus dem Gedächtnis der Lebenden entschwunden sind. Ich wage zu behaupten (und es gehört schon ein gewisser Mut dazu, heute noch in Deutschland für diesen Mann eine Lanze zu brechen): Kotzebue hat ein solches Schicksal in seinem Vaterlande nicht verdient. Weit entfernt, in die überschwenglichen Lobeserhebungen einzustimmen, mit denen ihn einst eine beifalljauchzende, urteilslose Menge überhäufte, kann ich mich doch nicht entschliefsen, jene hämische und einseitige Kritik zu billigen, welche ihn nicht tief genug herabwürdigen kann und die niedrigsten Epitheta als eben passend findet, seinem Namen Gesellschaft zu leisten. Wahr ist es, dafs von diesem vor nunmehr hundert Jahren am deutschen Theaterhimmel aufgegangenen Gestirn nicht immer das reinste Licht ausgestrahlt worden, dafs Kotzebue, indem er einem verderbten Geschmack leider nur allzusehr Rechnung getragen, durch sein Auftreten und seine wachsende Beliebtheit eine wenig glorreiche Epoche in der Geschichte des deutschen Dramas bezeichnet. Allein was man auch immer gegen ihn als Menschen und Dichter wird vorbringen können — eine unbefangene Kritik mufs zugestehen, dafs er entschiedenen Beruf für die Bühne, genaue Kenntnis der theatralischen Wirkung und eine höchst fruchtbare und blühende Einbildungskraft besafs, dafs er vor allem auf dem Gebiete des Lustspiels recht Erfreuliches geleistet und Typen geschaffen hat, die in gleicher Weise echt komisch und wahrhaft volkstümlich waren.

Wenn wir in vorliegendem Essay eine Seite seiner dramatischen Thätigkeit ins Auge fassen, die nicht eben seine stärkste ist, seine „rührenden Dramen“,[1] so möge der Umstand als Recht-

[1] A. W. v. Schlegel hat in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur (2. Ausgabe III, 416) diese Bezeichnung eingeführt

fertigung dienen, daſs vorwiegend sie es gewesen sind, welche seinen Ruhm im Auslande begründeten.

Es liegt im Charakter der Komödie, wenigstens jener Art bürgerlichen Lustspiels, wie es in Deutschland durch Kotzebue gepflegt worden, daſs der Inhalt ein mehr nationaler, die Handlung eine auf heimischem Boden sich abspielende, lokale Sitten getreu darstellende sei. Dies war der Grund, weshalb selbst ein Molière, Moreto, Goldoni und Holberg, trotzdem oder vielmehr weil sie wirklich groſse Komödiendichter waren, nicht zu eigentlich universaler Bedeutung gelangen konnten. Das ernste Drama kann seine Gegenstände freier wählen und Situationen darstellen, die von allen Völkern verstanden, Empfindungen ausdrücken, die von jedem Menschenherzen gefühlt werden.

Bei Kotzebue kam noch ein besonderer Umstand hinzu, seinen „rührenden Dramen“ so schnell eine allgemeine Verbreitung und Beliebtheit zu verschaffen. Jene Richtung der Empfindsamkeit und Gefühlsschwärmerei, wie sie im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in der erzählenden Litteratur durch Goethes Werther, in der dramatischen durch Kotzebues „Menschenhaſs und Reue“ ihren charakteristischsten Ausdruck gefunden, ging als eine, wenn ich so sagen darf, internationale Strömung so ziemlich durch alle Völker und Litteraturen Europas; und ihr hatte der deutsche Vielschreiber um so bereitwilliger nachgegeben und gehuldigt, je mehr er sich hierfür in seinen eigenen Anlagen prädisponiert fand.

Und neben dieser Sentimentalität und durch sie erzeugt und genährt, war es in der bunten Mannigfaltigkeit der damals vorherrschenden Gefühle und Tendenzen ein gewisser philanthropischer Zug, der sich auch in der Poesie bemerkbar machte und in den idealen Bestrebungen jener Menschenfreunde zu Tage trat, welche sich der aus der Gesellschaft Ausgestoſsenen, der Unglücklichen und Heiden liebevoll und werkthätig annahmen. Da es Mode war, wollte auch Kotzebue sich als Philanthropen zeigen und unternahm es, die edle Mission eines Abbé de l'Epée zum Gegenstand eines „rührenden“ Trauerspiels zu machen und

und p. 419 f. eine gute Charakteristik dieser sogenannten rührenden Dramen geliefert.

in einem anderen dramatischen Zeitgemälde den Gegnern des Negerhandels an die Seite zu treten.

Die eben charakterisierte Richtung war — wie sehr auch Ereignisse wie die Blutthaten der französischen Revolution dagegen kontrastierten — durchaus vorherrschend, und die ernste Stimme der Zeitgeschichte konnte höchstens den Effekt hervorbringen, dafs man, da Europa zu einem Idealreiche des Weltfriedens und der Brüderlichkeit fürs erste nicht ganz geeignet schien, seine Sympathien den in der Wildnis ferner Zonen lebenden Völkern zuwandte, ihren rohen Naturzustand als den der wahren Glückseligkeit pries und jene Neger, Kamtschadalen und Südsee-Insulaner als wahre Ausgeburten an Tugend und Edelsinn schilderte. In Kotzebues „Negersklaven", welches Stück nach des Verfassers eigenen Worten bestimmt war, alle die fürchterlichen Grausamkeiten, welche man sich gegen unsere schwarzen Brüder erlaubte, in einer einzigen Gruppe darzustellen, findet sich deutlich genug die Wahrheit ausgesprochen und ad oculos demonstriert: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen!" Diesen Gedanken besonders scharf hervortreten zu lassen, diese Idee zu vollkommenster Darstellung zu bringen, dazu konnten jene stumpfsinnigen Bewohner des schwarzen Erdteils nicht gerade den geeignetsten Stoff bieten; auch an dem Volke Sibiriens oder Kamtschatkas, dessen Bekanntschaft wir in Kotzebues „Graf Benjowski" machen, war nicht viel zu idealisieren. So verfiel er denn auf die Geschichte eines untergegangenen stolzen Geschlechtes, eines Volksstammes in Südamerika, dessen eigentümlich tragisches Geschick von jeher das Interesse und die Teilnahme der Nachwelt gefunden und wiederholt von Schriftstellern, mehr oder weniger poetisch ausgeschmückt, verherrlicht worden war: er schrieb seine Peru-Dramen „Die Sonnenjungfrau" und „Rollas Tod".

Es war also gewifs nicht einzig und allein die zufällige Anregung in Pyrmont, der, wie Kotzebue in der Vorrede zur Sonnenjungfrau näher ausführt, jene Dramen ihre Entstehung verdankten, und dieses eigene Zeugnis des Dichters ist für uns nur insoweit von Bedeutung, als es über die Quelle orientiert, aus welcher er geschöpft hat. Er nennt als solche eine Naumannsche Oper „Cora"; sie ist heute vergessen, mufs aber da-

mals recht beliebt und von grofser Bühnenwirkung gewesen sein. Ihr Komponist, Johann Gottlieb Naumann, war aus Sachsen an den Hof Gustavs III. von Schweden berufen worden, und dieser kunstsinnige Fürst soll ihm den Plan zu einer dreiaktigen Oper „Cora“ mitgeteilt und den Sekretär Adlerbeth in Stockholm mit Abfassung des Librettos betraut haben.

Das Werk erschien ziemlich gleichzeitig in schwedischer, deutscher und italienischer Bearbeitung und hat mir in einer 1780 von der Dykischen Buchhandlung in Leipzig veranstalteten Folioausgabe vorgelegen. Das Süjet stammt übrigens aus Marmontels „Les Incas, ou la destruction de l'empire du Pérou“, einem sehr anziehend geschriebenen Romane, welcher, mit einer Widmung an König Gustav, bereits 1777 erschienen war und nachmals zahlreiche Auflagen erlebt hat. Kotzebue hat dies Werk wahrscheinlich erst nach Abfassung der Sonnenjungfrau kennen gelernt und später zu dem zweiten seiner Peru-Dramen als Quelle benutzt.

Auch die Naumannsche Oper hat ihm nichts weiter als die Handlung in ihren allgemeinsten Umrissen geliefert, die Geschichte jener holden Peruanerin, die, dem Dienste der Sonne geweiht, in ihrer Liebe zu dem Spanier Alonzo de Molina das Keuschheitsgelübde jener Vestalinnen des Sonnentempels gebrochen hat, zu qualvollem Tode verurteilt, aber schliefslich, indem das Naturgesetz über die religiöse Tradition triumphiert, vom Inka begnadigt und dem Geliebten in die Arme geführt wird.

Was in dem deutschen Schauspiel jener einfachen Fabel noch hinzugefügt worden, ist Kotzebues eigene Erfindung: Rolla, ein tapferer Feldherr der Peruaner, sieht seine Liebe zu Cora verschmäht und flüchtet sich mit seinem Schmerze in die Einsamkeit der Wildnis. Dort sucht ihn der Oberpriester auf und entdeckt ihm, dafs er selbst einst eine Sonnenjungfrau geliebt habe, und dafs Rolla jener Vereinigung entsprossen, er selbst (der Oberpriester) also sein Vater sei. Ist es dieser Umstand, der ihn gegen Coras Fehltritt, wovon er inzwischen Kenntnis erhalten, nachsichtiger macht, oder ist es sein in den lichtesten Farben geschilderter Edelsinn und der Wunsch, die Geliebte glücklich zu sehen, — kurzum, er führt selbst Cora in die Arme des begünstigten Rivalen und dringt an der Spitze bewaffneter

Peruaner in den Sonnentempel, um vom Inka die Begnadigung Coras zu erzwingen.

Dies ist nach meiner Meinung die wundeste Stelle im Drama. Rolla ist als ein Muster von Tugend und beinahe als ein christlicher Held geschildert, und doch läfst ihn Kotzebue im letzten Akte als einen — ich weifs keine andere Bezeichnung — rebellischen Hordenführer erscheinen. Und überdies erweist sich jene bewaffnete Intervention Rollas am Ende als gänzlich überflüssig; Cora windet ihm mit sanftem Zureden das Schwert aus der Hand, und reumütig sinkt er zu Füfsen des Monarchen, der nun erst, und zwar durch eine glänzende Rede des Oberpriesters umgestimmt, Cora für frei, das Gesetz, nach welchem sie gerichtet werden sollte, als nicht mehr zeitgemäfs für aufgehoben erklärt. Alle jene lieblichen Sonnenjungfrauen, Idali, Amazili und wie sie alle heifsen, haben nun also volle Freiheit, unter den tugendsamen Eingeborenen oder aus der Schar der spanischen Überläufer sich nach Gefallen Liebhaber zu wählen; „jenes Gesetz des Schicklichen ist," wie der Oberpriester verkündet, „dem Gefühle des Schicklichen gewichen, wo dieses herrscht, ist jenes nicht mehr nötig." Ataliba, der edle Peruanerfürst, hebt es auf, und jubelnd stimmt das Volk in den Ruf ein: Es lebe der Inka!

Man mufs gestehen, dafs es eine eigentümliche Moral ist, die hier gepredigt und glorifiziert wird, drastisch genug ist sie von Rudolf v. Gottschall als eine Apotheose der Spatzenliebe bezeichnet worden; aber neu und überraschend ist sie bei Kotzebue nicht. Jene Idee, dafs die Stimme der Natur sich nie verleugnet, und dafs, wo ihr gefolgt wird, von Sünde nicht die Rede sein kann, zieht sich durch alle seine „rührenden Dramen" hindurch. Man hat hieraus Kotzebue den Vorwurf der Unsittlichkeit gemacht und pflegt, wenn man von der lockeren Moral seiner Stücke redet, in erster Linie auf die Sonnenjungfrau hinzuweisen. Allein in diesem speciellen Falle lag das Anstöfsige schon im Stoffe selbst, und Kotzebue hat sich sogar nach einer Seite hin Mühe gegeben zu mildern, indem er Cora unbewufst sündigen läfst und ihr eine Naivetät andichtet, die freilich nichts weniger als wahrscheinlich ist. Die Losung, welche durch die oratorische Glanzleistung des Oberpriesters hindurchklingt:

Kein Eid zerstört in uns die Triebe der Natur!
Gelübde schwächen nicht der Liebe Allgewalt!

lag schon in Marmontels erstem Entwurfe ausgedrückt und ist das Thema eines Recitativs in der Naumannschen Oper. Hier ist es Alonzo, der den Peruanern das Widernatürliche ihres Tempelgesetzes klar zu machen sucht:

Lernet euren Gott recht kennen;
Lernt von seinen Worten trennen
Aberglaubens Mordgeschrei!
Sein Gesetz strahlt Licht und Leben,
Aberglaubens Nacht umschweben
Menschenhafs und Barbarei.
Liebe seht ihr in ihm flammen,
Liebe senkt er auf euch her;
Könnt er Herzen wohl verdammen,
Weil sie zärtlich glühn wie er?

Kotzebues Sonnenjungfrau[1] gelangte am 19. Dezember 1789 auf dem Liebhabertheater zu Reval zur erstmaligen Aufführung und nahm von hier aus den Weg über die deutschen Bühnen. In Berlin hatte der damalige Direktor des Schauspielhauses, J. J. Engel, die königliche Familie für das Stück zu begeistern gewufst, und die Prinzessin Luise, nachmals Preufsens geliebteste Königin, soll nach der ersten Aufführung den Wunsch geäufsert haben, Kotzebue dauernd an ihrem Hofe zu sehen. In Mannheim, wo am 9. Dezember 1790 die Sonnenjungfrau mit Iffland in der Rolle des Oberpriesters in Scene ging, feierte der anwesende Dichter einen vollen Triumph.

Er befand sich damals auf jener bekannten „Flucht nach Paris“, die ihn vom Sterbelager der geliebten Gattin hinweg nach dem Mittelpunkte der Zerstreuungen führte. In einer aus der französischen Hauptstadt datierten Tagebuchnotiz vom 19. Dez. 1790 gedenkt er mit Wehmut der vor Jahresfrist stattgehabten ersten Aufführung seines Werkes: „Heute (am Stiftungstag des Liebhabertheaters) ist in Reval Jubel und Freude; heute vor

[1] Das erste der Peru-Dramen erschien im Druck 1791 bei Paul Gotthelf Kummer in Leipzig unter dem Titel: Die Sonnen-Jungfrau. Ein Schauspiel in fünf Akten von August von Kotzebue. (Mit einer Titelvignette von Geyser.) Es lag mir noch vor im II. Band der „Schauspiele“, der 1797 erschien, und in einer 1827 von der nämlichen Verlagshandlung veranstalteten neuen Ausgabe.

einem Jahre wurde meine Sonnenjungfrau dort zum erstenmal gespielt. Meine teure Friederike[1] machte die Amazili; der Kranz im Haar stand ihr so gut — o Gott! welch eine schmerzliche Rückerinnerung!“

Als Kotzebue später an der Seite seiner dritten Gemahlin (geb. v. Krusenstern) im Sommer 1804 Italien bereiste,[2] sah er im Theater San Carlo zu Neapel sein Schauspiel zu einem fünfaktigem Ballett umgeschaffen — Beweis genug, wie auch im Auslande der fremdartige Stoff seine Anziehungskraft auf die schaulustige Menge bewährte. In Wien hatten sich der Aufführung anfänglich Schwierigkeiten seitens der Censur entgegengestellt, doch ist es auch dort nachmals sehr häufig und — dank einer überaus glänzenden Inscenierung — mit seltenem Erfolge dargestellt worden.[3]

Aber wie schon oft war auch diesmal die deutsche Kritik wesentlich anderer Meinung als das Theaterpublikum, und J. J. Engels überschwengliches Lob[4] blieb eine ziemlich vereinzelte Stimme im Chor der zahlreichen Neider und litterarischen Gegner Kotzebues. Am sachlichsten ist noch die Beurteilung, welche die Sonnenjungfrau durch Huber in der Jenaischen allgemeinen Litteratur-Zeitung (1792, Band III, p. 497—500) erfuhr. Es wird dort besonders auf die mancherlei Unwahrscheinlichkeiten im Stücke tadelnd verwiesen und folgende sehr richtige Bemerkung gemacht: „Wir Deutschen lachen nun schon lange über die Fontenellischen Schäfer und die galanten Helden der französischen tragischen Bühne; vor unseren Theatern aber klatschen wir uns die Hände wund, wenn ein indianisches Naturkind auftritt und uns dergestalt haranguiert, wie es Rolla bei seiner Höhle in der Wildnis thut.“[5] Als August Wilhelm v. Schlegel ungefähr ein

---

[1] Die erste Gemahlin Kotzebues war Friederike, Tochter des Ober-Kommandanten, Generallieutenants und Rittmeisters v. Essen. Er hatte mit ihr eine sechsjährige glückliche Ehe geführt (1784—1790).

[2] Vgl. seine „Erinnerungen von einer Reise aus Livland nach Rom und Neapel“. Berlin 1805. 3 Teile.

[3] Ich verweise auf zwei Briefe des Wiener Hofschauspielers Jünger, abgedruckt in der Sammlung „Aus A. v. Kotzebues nachgelassenen Papieren“ (Leipzig 1821, p. 289 f.).

[4] Siehe „Aus A. v. Kotzebues nachgelassenen Papieren“ p. 279 ff.

[5] Rolla (zum Oberpriester): „In dieser Höhle bin ich glücklicher als

Jahrzehnt später dem aus Sibirien zurückkehrenden „Theater-Präsidenten“ die bekannte „Ehrenpforte“ baute,[1] hatte er auch für jenes erste der Peru-Dramen ein giftiges Epigramm:

> Die es auf Erden verlernt, ist hier für die Sonne noch Jungfrau.
> Lobt mir die Sonne! Sie nimmt wahrlich es nicht so genau.

Allein Kotzebue, der nie einen anderen Mafsstab für den sittlichen und ästhetischen Gehalt seiner Stücke kannte als das Beifallsklatschen des Parterres und die Thränenfülle, die er entlockt hatte, rief diesen Männern, die dem Publikum die Augen über die Gegenstände seiner Bewunderung und seines Entzückens zu öffnen suchten, mehr als einmal zu, dafs er — gleich Shakespeare — die Stimme der Kritik für nichts achte, dafs übrigens in seinen Stücken gewifs die reinste Moral herrsche, die jemals von der Kanzel und von der Bühne herab gepredigt worden sei. So fuhr er denn fort, für den Geschmack des Tages zu dichten und den leicht erregbaren Leidenschaften der Menge zu schmeicheln, in deren steigender Gunst er sich sonnte. Begünstigt durch Mufse und Talent, entwickelte er gerade in diesen neunziger Jahren eine beispiellose Fruchtbarkeit. Unter den Dramen, die er in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Landsitz Friedenthal (bei Narva) 1795 bis 1796 concipiert und ausgeführt hat, ist sein „romantisches Trauerspiel“ „Die Spanier in Peru oder Rollas Tod“ das zwar nicht an künstlerischem Werte hervorragendste, aber in mehr als einer Hinsicht interessanteste und bemerkenswerteste.[2]

Tausende in prunkvollen Palästen. Sie sei mein Grab! — Dann, Oheim, dann versprecht mir das eine: Führt an einem dunklen, trüben Tage Cora an den Eingang dieser Höhle, lafst sie schauen Rollas Überrest, wie er auf feuchtem, kaltem Boden sein liebesieches Leben ausgehaucht, wie auf seiner Lippe noch der Name der geliebten Mörderin schwebt, wie sein letztes Lächeln ahnen läfst, dafs er, Cora segnend, aus der Welt ging. Dann wird vielleicht, gerührt von diesem Bilde, Cora neben meinem Leichname stehen und eine Blume — oder — o entzückender Gedanke! eine Thräne auf mich fallen lassen, und diese Thräne — ach, sie wird mich von den Toten erwecken!“

[1] Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten von Kotzebue bey seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland. Mit Musik. Gedruckt zu Anfange des neuen Jahrhunderts.

[2] Es erschien 1796 zu Leipzig in Kummers Verlag, 1797 im vierten

Durch den Erfolg des älteren Stückes zu weiteren ähnlichen Versuchen ermutigt, durch die Lektüre von Marmontels berühmt gewordenem Roman angeregt und — wir dürfen annehmen — wohl selbst für das Schicksal des Peruanervolkes erwärmt, unternahm es Kotzebue, in dieser Fortsetzung der Sonnenjungfrau seine philanthropischen Gedanken noch entschiedener zu vertreten und den Gegensatz von christlich-europäischer Intoleranz und Habsucht und heidnischer Sitteneinfalt und Grofsherzigkeit zu lebendiger Anschauung zu bringen. Zu diesem Zwecke wurden die spanischen Abenteurer mit ihrem Anführer, dem grausamen Eroberer des Goldlandes, selbst in die Handlung eingeführt und — nicht ohne eine gewisse historische Treue — als wahre Ungeheuer an Lastern und Verworfenheit geschildert. Auf der anderen Seite zeigt sich uns wieder, nur noch mehr idealisiert als in der Sonnenjungfrau, das Bild des friedlichen, tugendsamen Heidenvolkes und in der Figur des Rolla, der hier im Mittelpunkte des Ganzen steht, ein edler Vaterlandsfreund und sich aufopfernder Liebhaber. Cora und Alonzo sind ein glückliches Paar geworden, die erstere nicht mehr die naive schwangere Sonnenjungfrau, sondern eine zärtlich liebende Mutter, die aber — unbegreiflich genug — im Augenblicke, wo sie die Stimme ihres aus der spanischen Gefangenschaft befreiten Gatten im Walde vernimmt, ihr Kind im Stich läfst, um Alonzo entgegenzueilen. Betrunkene Spanier finden es, und Pizarro will sich durch den Tod des unschuldigen Wesens für den Verrat und die Flucht des Vaters rächen. Inzwischen ist Rolla, um sich von Coras Verdacht, aus Eifersucht und Eigennutz Alonzo preisgegeben zu haben, zu reinigen, bei der Befreiung des Freundes selbst in die Gewalt der Spanier gefallen, hat einen Anschlag Elvirens, Pizarros verstofsenen Geliebten, auf das Leben des Tyrannen vereitelt und dadurch die Freiheit wiedererlangt. Im Begriff, zu seinem Volke zurückzukehren, sieht er Coras Kind in Gefahr, entreifst es den Händen der Feinde, wird verfolgt, verwundet, erreicht aber doch, wenn auch sterbend, den

Bande der Sammlung „Schauspiele“ und 1826 in neuer Auflage. Die Widmung ist ganz in Kotzebueschem Stile gehalten: „Dem treuen, biedern Freunde, den der Zufall zum Freyherrn, und die Natur zum Edelmanne machte, meinem geliebten Friedrich von Ungern Sternberg gewidmet.“

Sonnentempel, um mit den Worten: „Cora! Ich liebte dich! Du thatst mir unrecht!“ das gerettete Kind der Mutter in die Arme zu legen und seine grofse Seele auszuhauchen.

Man hat Kotzebue den Vorwurf gemacht, seine Quellen, Marmontels Inkageschichte und desselben Verfassers „Contes moraux“, mehr als schicklich benutzt, zuweilen wörtlich ausgeschrieben zu haben. Eine diesbezügliche Vergleichung hat mich überzeugt, dafs diese Beschuldigung nicht völlig zutreffend, vielmehr der Kern der Fabel auch hier wieder Kotzebues eigene Erfindung ist. Rolla und Elvira, die wichtigsten Personen des Stückes, treten bei Marmontel überhaupt gar nicht auf; nur der heuchlerische Pfaffe Valverde und sein versöhnendes Gegenbild, der edle Las Casas, sind aus dem französischen Roman herübergenommen, mögen übrigens als historische Persönlichkeiten auch wohl schon aus der Weltgeschichte Kotzebue bekannt gewesen sein. Weiterhin ist die Art der Befreiung Alonzos einer Erzählung in Marmontels „Moralischen Geschichten“ [1] nachgeahmt, „Lausus und Lydia“ betitelt, worin ersterer seinen Freund Phanor, der zum Tode verurteilt und am nächsten Morgen hingerichtet werden soll, durch ähnliche List und auf ähnliche Weise aus dem Gefängnis entführt wie Rolla den Alonzo. Einige Änderungen, welche Kotzebue an seinen „Spaniern in Peru“ späterhin vorgenommen, verdankte er der Anregung des Hamburger Schauspielers und Dramendichters Friedrich Ludwig Schröder; er erwähnt dieselben im Vorbericht zu der 1796 in Leipzig erschienenen ersten Ausgabe seines Trauerspiels. Auf Schröders Rat wurde eine Scene im ersten Akt, worin der Waffenträger Diego durch ziemlich unpassende Scherze den schnellen Flufs der Handlung störte, gestrichen,[2] eine Arie Elvirens und ein Schlufschor beseitigt und Pizarros Niederträchtigkeit ein wenig gemildert. Die dem Stücke vorteilhafteste Änderung war ohne Zweifel die Veredelung von Elvirens Charakter, welcher, nach Kotzebues eigenem Geständnis, vorher nur der einer gemeinen Buhlerin gewesen. Schröder wollte noch einige Kleinigkeiten,

---

[1] Contes moraux. Par Jean François Marmontel. 3 tom. Paris 1765.

[2] Durch Versehen des Druckers blieb diese Scene (die dritte im ersten Akte) in der zweiten Ausgabe stehen.

die in katholischen Kreisen hätten Ärgernis erregen können, unterdrückt sehen, doch Kotzebue, auf historische Wahrheit sich berufend, konnte sich nur zu der äufserlichen Änderung entschliefsen, aus dem heuchlerischen Kaplan einen Geheimschreiber des Pizarro zu machen, der freilich auch in dieser Maske eine widerwärtige Figur im Stücke geblieben ist und, zumal er in der Entwickelung der Handlung eine ziemlich überflüssige Rolle spielt, besser ganz weggefallen wäre.

„Rollas Tod" hat in den zeitgenössischen Litteraturblättern, Revuen und Annalen besonders häufige und eingehende Besprechungen gefunden [1] und ist im allgemeinen mit weniger Schärfe und Animosität kritisiert worden als das erste der Peru-Dramen. In der Jenaer Litteraturzeitung liefs sich sogar Schlegel zu einer Anzeige des Stückes herbei, erkannte das Gute darin an, konnte aber doch nicht verhehlen, „dafs auch hier der Verfasser sich nicht von dem Wege entferne, durch die nackte sinnliche Natur Rührung zu erwecken, wobei ihm noch kaum das Verdienst bleibe, gewisse Auftritte nicht bis zum Empörenden getrieben zu haben."

Wer das Stück heute liest, wird, wenn der zur Mode gewordene Hafs gegen Kotzebue nicht sein Urteil trübt, zugeben müssen, dafs einzelne Scenen von wirklich dramatischer Kraft in den seitdem verflossenen neunzig Jahren ihre Wirkung nicht völlig eingebüfst haben, dafs neben einigen Verkehrtheiten im Ausdruck im allgemeinen ein gewisses Pathos der Diktion nicht zu verkennen ist, und dafs, so wenig es auch den Forderungen, die wir an eine historische Tragödie zu stellen gewohnt sind, genügen kann, sein Inhalt eine nicht uninteressante Lektüre bietet. Gleichwohl würde „Rollas Tod" kaum noch Beachtung finden, ja vom Schicksal völliger Vergessenheit ereilt sein, wenn nicht durch ein Zusammentreffen begünstigender Umstände gerade

[1] Kritische Bibliothek der schönen Wissenschaften. Köthen 1795. Bd. II, p. 394—398. — Annalen des Theaters. Berlin 1795. Heft 15, p. 46 ff. — Oberdeutsche allgemeine Litteraturzeitung, Stück CXXXVII vom Mittwoch, den 18. November 1795, p. 995 ff. (in Salzburg erschienen). — Allgemeine Litteraturzeitung vom Jahre 1796. IV. Band. Jena und Leipzig 1796. Nr. 351 vom 8. November 1796, p. 345 ff. (Schlegels Recension).

dieses Drama in den Annalen der Bühne eine besondere Geschichte gehabt hätte.

Von Richard Brinsley Sheridan, dem gröfsten Dramatiker, den England in den letzten zwei Jahrhunderten hervorgebracht, zu einem politischen Tendenzstück umgeschaffen, erlangte es in unzähligen Aufführungen Bühnenerfolge, wie sie kaum Shakespeares Meisterwerken zu teil geworden sind, und veranlafste dadurch eine förmliche Kotzebue-Epidemie in England, die sich bis tief ins gegenwärtige Jahrhundert hinein erstreckt, und gegen welche selbst Gröfsen wie Walter Scott und Lord Byron vergeblich geeifert haben. Es war freilich auch ein gefeierter Name, der sich damals in England mit dem Kotzebues verband, bedeutend genug, den Erfolg des Unternehmens gleich von vornherein zu garantieren. Sheridan, als er seinen „Pizarro" 1799 auf die Bühne brachte, stand bereits hoch im Ansehen seiner Landsleute. Als Staatsmann zählte ihn die Whigpartei mit Stolz zu den Ihrigen; durch die Kraft seiner gewaltigen Beredsamkeit hatte er im Parlamente Triumphe gefeiert, wie noch keiner vor ihm; und auf den weltbedeutenden Brettern hatte er sich trotz anfänglicher Mifserfolge im Drama neben Shakespeare zu behaupten gewufst. Die Kritik hatte ihm ihre ungeteilte Anerkennung nicht versagen können und seinen Musterkomödien („Die Nebenbuhler" und „Die Lästerschule") einen Ehrenplatz in der Litteratur seines Volkes angewiesen. Im Jahre 1776 hatte Sheridan im Verein mit Linley und Ford die Leitung des Drury-Lane-Theaters übernommen und damit die Erbschaft Garricks angetreten, der diese Bühne zur ersten der Hauptstadt und zu einer Pflegstätte wahrer Kunst emporgehoben. Durch ihn, den talentvollsten Interpreten Shakespeares, waren die Werke dieses Unsterblichen der Nachwelt wieder verständlich gemacht und daneben die besten Erzeugnisse älterer und neuerer Zeit zu musterhafter Darstellung gebracht worden. War es Sheridans in der Leitung dieses Theaters reichlich entfaltete Regiethätigkeit, oder der Umstand, dafs er gerade damals auch im politischen Leben seine Rolle spielte — genug, es vergingen zwei Jahrzehnte, ohne dafs er durch ein neues Werk seine Begabung fürs Drama wiederum bekundet hätte. Sheridan war überhaupt kein Vielschreiber; ein wenig umfangreicher Band (von Leigh Hunt herausgegeben) umfafst

seine sämtlichen Stücke. Unter diese ist seine 1798 herausgekommene Bühneneinrichtung von Kotzebues „Menschenhaſs und Reue“ nicht mit aufgenommen. Es war in der That nicht viel daran sein eigenes Werk. Benjamin Thompson hatte unter dem Titel „The Stranger“ (Der Fremde) eine gute Übersetzung geliefert, und Sheridan, der selbst kein Wort Deutsch verstand, hatte diese Übersetzung zur Aufführung im Drury-Lane-Theater zurechtgeschnitten. Das Stück wurde auf dieser Bühne, in Covent-Garden und im Haymarket-Theatre wiederholt und mit ähnlichem Beifall gegeben, wie ihn seiner Zeit das Original beim deutschen Publikum gefunden hatte. Kein Wunder also, daſs Sheridan, der die Quelle eigener dramatischer Erfindung augenblicklich versiegt fand, Veranlassung nahm, bei dem bühnenkundigen deutschen Vielschreiber eine neue Anleihe zu wagen. Er wählte „Die Spanier in Peru“, wovon er eine Übersetzung (vielleicht die von Miss Anne Plumptre) im Manuskript gelesen, und lieſs, während noch der „Stranger“ seine Anziehungskraft übte, das baldige Erscheinen seines „Pizarro“ ankündigen. Dies zog sich jedoch noch einige Zeit hin. Endlich am 1. Mai 1799 machte das Monthly Magazine (VII, 319) bekannt, daſs im Drury-Lane-Theater die Vorbereitungen zur Aufführung getroffen würden, und daſs auf Sheridans Wunsch eine von Miss Plumptre bereits angezeigte Übersetzung des betreffenden Kotzebueschen Stückes einstweilen zurückgelegt sei, bis daſs die Pizarro-Tragödie ihre Bühnenprobe bestanden habe. Der Gegenstand war in der englischen dramatischen Litteratur nicht so durchaus neu, wie man damals annahm. Schon 1648 war in demselben Raume, wo jetzt Sheridan seine gröſsten Triumphe feiern sollte, ein mit musikalischem und dekorativem Beiwerk ausgestattetes Spiel „Spaniards in Peru“[1] dargestellt worden. Sheridan wird es schwerlich gekannt haben; es hat mit seinem, resp. Kotzebues Werke wenig mehr als den Titel gemein. Wohl aber gab es von einem namhaften Historiker bereits eine treffliche Darstellung der Eroberung Perus in William Robertsons „History of America“. Ein

[1] „Spaniards in Peru (Exprest by instrumentall and vocall musick, and by art of perspective in scenery. Represented daily at the Cockpit in Drury-Lane.“ 4°. 1618. (Vgl. Biogr. Dram. III, 290.)

Trauerspiel „Columbus“, welches Moreton — ich weiſs nicht, ob vor oder gleich nach Sheridans „Pizarro“ — herausgab, und in welches die Geschichte von Alonzo und Cora eingewoben, scheint es zu keinem Erfolge gebracht zu haben. Weit mehr übrigens als der ungewöhnliche, fremdartig interessante Stoff waren es die ins Publikum gedrungenen geheimnisvollen Andeutungen, man werde ein Zeitgemälde von eminent politischer Tendenz zu sehen bekommen, wodurch die Erwartungen aufs höchste gespannt, die Gemüter schon vorher in Aufregung versetzt und zu politischem Enthusiasmus vorbereitet waren.

Es ist ein denkwürdiger Tag in der Geschichte des englischen Dramas, jener 24. Mai des Jahres 1799, als in Drury Lane die erste Aufführung des „Pizarro“ stattfand. Sämtliche Tagesblätter der Hauptstadt haben darüber berichtet, in zahlreichen „Reviews“, „Magazines“ und Flugschriften wurde davon in mehr oder weniger ausführlichen Artikeln gehandelt, und wenn wir heute über die Darstellung selbst und die Aufnahme, welche diesem Stück in England durch Theaterpublikum wie Kritik zu teil geworden, berichten sollen, so bietet uns die Tageslitteratur aus jenen letzten Monaten des vorigen und dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts so reichliches Material, so vollständige Kommentarien, daſs wir selbst über ein bedeutendes Ereignis der allerneuesten Zeit kaum genauer unterrichtet sein könnten. Der knapp bemessene Raum gestattet nur eine beschränkte Auswahl aus dem groſsen Vorrat von gesammelten Notizen. Aus der „Morning Post“ vom 25. Mai 1799 erfahren wir, daſs, obwohl die Vorstellung erst um sieben Uhr begann, schon nachmittags drei Uhr das Theatergebäude von Tausenden von Menschen buchstäblich umlagert war, und daſs es bei Kassenöffnung zu ernstlichen Störungen der öffentlichen Ordnung gekommen sei. Das geräumige Theater war überfüllt, und doch sollen noch gegen tausend Menschen abgewiesen worden sein, die keine Plätze bekommen konnten. Über Spiel und Inscenierung weiſs die gleichzeitige Kritik im allgemeinen nicht viel Lobendes zu sagen. Zwar Rolla wurde vorzüglich dargestellt und soll eine der glänzendsten Leistungen John Kembles gewesen sein; auch Mrs. Siddons zeichnete sich als Elvira vorteilhaft aus, allein die übrigen (Barrymore als Pizarro, Powell als

Ataliba, Mrs. Jordan als Cora) standen zurück, und das Ensemble war mangelhaft. Die „Times“ (vom 25. Mai 1799) klagt, die technische Leitung habe viel zu wünschen übrig gelassen, die Dekorationen seien schlecht im stande gewesen und lächerliche Verstöfse gegen die Wahrscheinlichkeit vorgekommen. Wenn gleichwohl, wie allgemein bestätigt wird, der Applaus ein aufserordentlicher war und das Publikum zu Ausbrüchen jubelnder Begeisterung hingerissen wurde, so mufs entweder das Stück in der That von bedeutendem inneren Wert und Gehalt oder das Tendenziöse desselben wirkungsvoll genug gewesen sein, einen solchen unerhörten Bühnenerfolg hervorzubringen. Erstere Annahme trifft nicht ganz zu, doch würden wir Sheridan unrecht thun und die Bedeutung seines „Pizarro“ verkennen, wenn wir das Werk einfach zur Kategorie politischer Sensationsstücke rechnen wollten. Es scheint hier der Platz, mit kurzen Worten auf das Verhältnis des englischen Stückes zu seiner deutschen Vorlage einzugehen; — nur aus einer solchen vergleichenden Betrachtung kann sich ergeben, was Sheridans eigenstes Verdienst, und was denn das Geheimnis der überraschenden Bühnenwirkung gewesen ist.

Wer Kotzebues „Spanier in Peru“ und Sheridans „Pizarro“ nebeneinander hält und flüchtig durchliest, wird dem letzteren Drama als einer blofsen Bühneneinrichtung nicht eben allzu hohen Wert beilegen. Ja man könnte es dem englischen Dichter sogar zum Vorwurf machen, dafs er sich zu sklavisch an den gegebenen Stoff gehalten habe, zu streng der Fabel, wie sie im Original entwickelt, gefolgt sei. Die Disposition der Akte und Scenen ist dieselbe geblieben, selbst kleinere Züge, die Kotzebue eingefügt, und wodurch er nicht selten das lebhafte Fortschreiten der Handlung beeinträchtigt hatte, sind beibehalten worden, und an einzelnen Stellen glaubt man mehr eine Übersetzung als eine Bearbeitung vor sich zu haben. Nur ganz am Schlufs fand Sheridan ein erheblicheres Abweichen von seiner Vorlage wünschenswert, ein Abweichen freilich auch von der historischen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Es war ein Zugeständnis an den Geschmack des englischen Theaterpublikums, dafs Pizarro, der „Bösewicht“ des Stückes, am Ende seinen verdienten Lohn empfinge. Der herzlose Eroberer, der durch das ganze Stück im

schwärzesten Bilde erscheint und gegen das harmlose, tugendsame Peruanervolk wie eine wahre Gottesgeifsel wütet, mufste fallen. Der Engländer, der auch vor seiner Schaubühne stets Partei nimmt, kann es nicht ertragen, wenn der Intrigant oder Schurke im Stücke straflos ausgeht. Er verlangt dramatische Gerechtigkeit und jubelt, wenn er den Schuldigen fallen sieht. Sheridan kannte sein Publikum und verfuhr demgemäfs:

Wir erinnern uns des Schlusses von Kotzebues Trauerspiel. Rolla hatte das Kind Coras gerettet, war verfolgt und tödlich verwundet worden und stirbt, den Namen der Geliebten auf den Lippen. Coras schmerzlicher Ausruf: „O! wer hat geliebt wie dieser Mann! — Knabe! du bist teuer erkauft!“ ist der richtige Ausdruck eines natürlichen Gefühls. Wenn nun aber Alonzo, um doch auch etwas zu sagen, sich an Las Casas mit den Worten wendet: „Hilf mir, an Gott glauben!“ und dieser salbungsvoll erwidert: „Seine Wege sind dunkel! Bete an und dulde!“ so ist das ein mehr als überraschender und nach meinem Gefühle gänzlich unpassender Schlufs; ebenso unpassend, wie wenn Cora, ihr Kind vermissend, die Existenz Gottes leugnet (V, 3). Sheridan hat, wie er dergleichen überhaupt beseitigte, auch obige Schlufsworte mit richtigem Takt gestrichen. Er läfst den Peruanern gar keine Zeit, über der Leiche ihres Feldherrn sentimentale Betrachtungen anzustellen. Orano, der schon früher einmal in feierlichem Augenblick (bei der Opferhandlung im zweiten Akte) durch den Schreckensruf „Der Feind!“ die nahende Gefahr gemeldet, stürzt auch jetzt wieder mit gleicher Meldung auf die Bühne. Der Zufluchtsort der Peruaner ist entdeckt, die Schar der Feinde im Ansturm begriffen. Alonzo ruft zum Verzweiflungskampfe auf: „Nun, nichtswürdiger Pizarro — dein Tod oder der meinige! — Fort! Die Losung zum Sturm sei Rache und Rolla!“ Die Krieger eilen davon, man hört Schüsse, und — die Scene verwandelt sich. Man höre Sheridans Bühnenanweisung: „Ein romantischer Teil des befestigten peruanischen Lagers. Felsschlucht. — Flüchtende Weiber, von Spaniern verfolgt. Peruanische Krieger schlagen den Feind aus dem Felde. Auf den Höhen setzt sich der Kampf fort.“ Schliefslich werden die Spanier völlig besiegt, ihre Anführer umringt, und — ein Zweikampf zwischen Pizarro und Alonzo soll das Ganze beenden.

Schon ist des letzteren Schild zerbrochen, er selbst zu Boden geworfen, entwaffnet, und Pizarro mit den Worten: „Nun, Verräter, gilt es deinem Herzen!" will den Todesstofs führen. In demselben Augenblick erscheint Elvira, von Valverde aus dem Gefängnis befreit, in der Kleidung, in welcher Pizarro sie zum erstenmal gesehen. Dieser erblafst, taumelt zurück, und Alonzo, dem Elvira ein neues Schwert gereicht, erneuert den Kampf und erschlägt den Feind. Jubelgeschrei der Peruaner. Die Spanier werden gegen das Versprechen des Almagro, keine weiteren Eroberungsversuche machen und nach Europa zurückkehren zu wollen, freigelassen; Elvira äufsert die Absicht, in einsamer Klosterzelle für das Vergangene zu büfsen, und mit Alonzos eigentümlich frostigen Worten: „Ataliba! Denke nicht, dafs ich den Siegesjubel zu unterbrechen wünsche, wenn ich bitte, dafs wir zunächst dem Andenken unseres geliebten Rolla den schuldigen Tribut zollen!" und einem feierlichen Leichenzuge und Klaggesang der Priester schliefst die Pizarro-Tragödie Sheridans.

Ob sich wohl im Verlaufe einer kurzen Scene noch mehr Unwahrscheinlichkeiten zusammendrängen liefsen? Der Dichter mutet der Leichtgläubigkeit seiner Zuschauer in der That viel zu. Sie sollen es für möglich halten, dafs Spanier, die weder gefesselt noch überhaupt entwaffnet wurden, ruhig und unthätig zusehen, wenn in ihrer Mitte der eigene Anführer erschlagen wird. Noch mehr: Man soll vergessen, was uns die Geschichte von jenen peruanischen Kämpfen berichtet; wo doch jedermann weifs, dafs der historische Verlauf der Entdeckung und Eroberung des Inkareiches ein ganz anderer gewesen ist, als uns hier auf der Bühne gezeigt wird. Dafs der geschichtliche Franzisko Pizarro sich allmählich in Besitz des ganzen reichen Landes setzte und noch viele Jahre in Frieden und äufserem Glück als Statthalter in Lima residierte, kümmerte Sheridan wenig; er scheint sich eben von dem, was man poetische Licenz nennt, eine wenig zutreffende Vorstellung gemacht zu haben.

Dadurch nun, dafs er seiner Bearbeitung des Kotzebueschen Stückes den besprochenen Abschlufs anfügte, hat, so wenig sich auch in den übrigen Akten inhaltlich geändert findet, das Drama ein wesentlich verschiedenes Gepräge erhalten. Der Mittelpunkt des dramatischen Interesses ist verschoben: nicht mehr Rolla ist

der Held des Ganzen, sondern Pizarro, wie denn auch nach ihm das Trauerspiel den Titel führt. Und dieser Pizarro, wie er aus Sheridans Bearbeitung uns entgegentritt, sollte — das erkennt jeder, der das Werk aufmerksam liest — ein Princip vertreten; Tyrannei, Habgier, Eroberungssucht sollten in ihm dargestellt, gebrandmarkt und nach Verdienst gezüchtigt werden, er selbst nur ein Substitut sein für jenen gefürchteten zeitgenössischen Eroberer, den französischen Emporkömmling, dessen steigender Kriegsruhm schon jetzt Europa beunruhigte — Napoleon Bonaparte. An des Jahrhunderts ernstem Ende sollte hier auf den Brettern der Schaubühne Gericht gehalten werden über diesen Feind Englands, den siegreichen Feldherrn in Italien und Ägypten, dem zur nämlichen Zeit auch Deutschlands gefeiertster Dichter das gleiche Schicksal baldigen Unterganges prophetisch verkündet hatte:

> Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
> Des Lagers Abgott und der Länder Geifsel, . . .
> Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
> Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
> Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg
> Und, ungesättigt immer weiter strebend,
> Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Man mufs die englischen Zeitungen und Flugblätter aus jener aufgeregten Zeit gelesen haben, um sich ein Bild zu machen, bis zu welchem Grade die Erbitterung gegen Frankreich, bis zu welchem Grade aber auch die Furcht vor einer feindlichen Invasion, die Furcht vor Bonapartes sieggewohnten Scharen in England bereits gestiegen war. Der Held von den Pyramiden drohte durch seine tollkühne ägyptische Unternehmung Englands Handel empfindlich zu schädigen, wie andererseits die durch ihn veranlafste, kürzlich vollzogene Hinrichtung von 2000 türkischen Gefangenen als eine unerhörte Blutthat überall gerechte Entrüstung hervorrief. Die letztere Kunde mochte wohl eben nach London gelangt sein, als Sheridans „Pizarro“ auf der Drury-Lane-Bühne erschien. Und wie nachdrücklich war hier auf die Zeitgeschichte hingewiesen, wie deutlich die patriotische Tendenz in den Vordergrund gerückt! Es scheint unerläfslich, hier wenigstens den emphatischen Kampfaufruf Rollas aus dem zweiten Akte in der Übersetzung vollständig mitzuteilen. Er ist Sheridans eigenste Zuthat und eine oratorische Prachtleistung jenes

gefeiertsten aller englischen Parlamentsredner. „Noch nie,“ so ruft der edle Peruaner, „war die Stunde der Gefahr so nahe, und es bedurfte weniger der Worte, die Krieger anzufeuern, wie jetzo. Meine tapferen Gefährten, Teilnehmer meiner Kämpfe, meiner Empfindungen, meines Ruhmes! Können Rollas Worte eure Tapferkeit erhöhen, euren Mut noch mehr beleben? Es ist kaum nötig; — ihr urteilt ja wie ich über die Schändlichkeit der listigen Klagen, durch welche diese kühnen Räuber euch irreführen wollten. Euer edler Geist hat wie der meine erwogen, welche Beweggründe in diesem Kriege unsere Feinde und uns selbst leiten könnten. Sie, durch einen eitlen Wahn getrieben, kämpfen für Macht, Raub und Eroberung, wir für unser Vaterland, unsere Altäre und unsere Heimat. Jene folgen einem Abenteurer, den sie fürchten, wir dienen einem Monarchen, den wir lieben, einem Gott, den wir anbeten. Wenn sie in wildem Grimme herannahen, so bezeichnet Verwüstung ihre Wege. Wo sie als Bundesgenossen weilen, da jammert Elend über ihre Freundschaft. Sie rühmen sich, daſs sie bloſs kämen, unseren Zustand zu verbessern, uns aufzuklären und uns von dem Joche des Irrtums zu befreien. Ja, sie wollen uns weise die Freiheit erkennen lehren, sie, die selbst Sklaven ihrer Leidenschaften, ihrer Raubgier, ihres Hochmutes sind. Sie bieten uns ihren Schutz an — ja, einen Schutz, wie ihn Geier den Lämmern gewähren, indem sie jene mit ihren Schwingen überdecken und dabei zerreiſsen. Sie verlangen, wir sollen all das Gute, das wir ererbt und erprobt haben, für ein fragwürdiges Besseres, wie sie es uns versprechen, austauschen. — Laſst uns ihnen unumwunden erklären: Der Thron, den wir ehren, ist aus freier Wahl des Volkes errichtet, die Gesetze, denen wir uns unterwerfen, sind das Vermächtnis würdiger Vorfahren, der Glaube, der uns ins Herz geschrieben, lehrt uns, mit der ganzen Menschheit im Bündnis des Wohlwollens und Friedens leben und mit der Hoffnung sterben, jenseit des Grabes gesegnet zu sein! — So redet mit diesen Räubern und wiederholt es laut: Wir wünschen keinen Wechsel, am allerwenigsten einen solchen, wie sie ihn uns anbieten.“

Es gehört kein groſser Scharfblick dazu, in diesen Ausführungen zugleich auch eine Abwehr zu erkennen gegen Gedanken, wie sie als Frucht der französischen Revolution damals alle

monarchisch, alle christlich Gesinnten für Thron und Glauben zittern machten. Dafs dergleichen Ideen bei einem politischen Übergewicht Frankreichs siegreich durch ganz Europa getragen werden könnten, scheint der Dichter und mit ihm seine königstreue Nation befürchtet zu haben.

Man kann Sheridan zugeben, dafs wohl nie die gleiche Sache mit solch hinreifsender Beredsamkeit vertreten wurde wie durch ihn in dieser grofsen Scene seines „Pizarro". Und ferner ruft er, nachdem der Eroberer im Drama seinen Lohn gefunden, den Feinden (durch den Mund Elvirens) die Mahnung zu: „Kehrt zurück in euer Land und lehrt eure Führer, dafs sie sich im Wege zu Ruhm und Macht geirrt haben. Sagt ihnen, dafs ehrgeizige, habsüchtige Eroberungsgelüste noch nie ein Volk glücklich, noch nie eine Nation grofs gemacht haben!" Wer da noch im Zweifel sein sollte, was Sheridan mit dergleichen rhetorischen Zuthaten beabsichtigt habe, kann sich leicht aus dem, was Londoner Blätter unmittelbar nach der ersten Aufführung berichtet haben, Gewifsheit verschaffen. Unter anderem heifst es da in der „Morning Post" vom 27. Mai 1799: „Sheridan hat für die peruanische Sache, mehr noch für die Sache Englands gesprochen. Seine Worte sind tief in aller Herzen gedrungen und haben jene Ekstase, jenen Enthusiasmus der Gefühle geweckt, den schon Tacitus an unserem Volke wahrgenommen... Das Drury-Lane-Theater ist der Sonnentempel gewesen, in welchem unsere treuen Bürger laut und begeistert gelobten, mit ihrem Herzblut für die Institutionen der Vorfahren einzutreten oder zu fallen in der Verteidigung ihres Königs, ihres Landes, ihres Glaubens." Ein namhafter Kritiker jener Tage, John Britton (The enterprising adventures of Pizarro, etc. London, 1799) sagt: „Mr. Sheridan has perhaps done more for the minister and government by the loyal sentiments in this play than all the pamphlets, newspapers, and Antijacobins, during the present war." [1] Die Monthly Review

[1] Ich verweise ferner auf Biographia Dramatica III, 158 und Some Account of the English Stage VII, 421. Der dröhnende Beifall, der das ganze Stück begleitete, war natürlich bei der citierten Rede Rolla-Kembles am stürmischsten. Es heifst in The Morning Post and Gazetteer vom 27. Mai 1799: „Kemble sprach langsam und machte nach jedem Kraftwort Pausen, die die begeisterte Menge mit frenetischem Applaus füllte." Und



vom Juli 1799 (p. 344) nennt Sheridan geradezu den Tyrtäus im Völkerkampfe gegen Bonaparte. Und man wird nicht umhin können, jenem Vergleiche eine gewisse Berechtigung zuzugestehen, wenn man bedenkt, dafs jene citierte Rede Rollas als Flugblatt separat gedruckt und, in Hunderttausenden von Exemplaren unterm Volke verbreitet, allüberall kriegerischen Enthusiasmus entflammte. Sheridan hatte eben mit zündendem Worte gerade das ausgesprochen, was die grofse Mehrzahl seiner Zeitgenossen als Überzeugung in sich trug, und Töne angeschlagen, die in aller Herzen den lebhaftesten und begeistertsten Wiederhall fanden. Hierin liegt zugleich das Geheimnis jenes beispiellosen Erfolges, jener aufserordentlichen Popularität seines Stückes, hierin liegt aber auch der Hauptunterschied gegenüber seiner Quelle, dem tendenzlosen Rührdrama August v. Kotzebues. Auch Kotzebue war ja bekanntlich ein Gegner der Revolution und hat in Wort und Schrift wiederholt gegen die aus Frankreich kommenden neuen Ideen geeifert. Allein gegen Bonaparte und dessen Raubzüge erhob er erst später seine Stimme, nicht um von der Bühne herab zum Befreiungskampfe aufzurufen, sondern in politisch-satirischen Flugblättern und Quartalsschriften, wie seiner „Biene“, seiner „Grille“ und dem „Russisch-Deutschen Volksblatt“. Noch 1805 nennt er in seinen „Erinnerungen aus Paris“ (p. 108 f.) Napoleon den „gefeierten Helden des Jahrhunderts“, eine „Römernatur“ u. s. w. und scheint nur aus verletzter Eitelkeit nachmals gegen ihn Partei ergriffen zu haben. Wenn, das sei nochmals hervorgehoben, seine Peru-Dramen überhaupt eine Tendenz gehabt haben sollen, so ist es die philanthropische gewesen, nicht aber eine besondere politische, wie sie Sheridan in seinen „Pizarro“ gelegt.

Gegen diesen Hauptunterschied der beiden in Betracht kommenden Stücke sind die übrigen Abweichungen Sheridans von seinem Original nur von geringerer Bedeutung. Dafs er sich bemüht hat, eine gehobenere Sprache im Dialog durchzuführen, hängt mit seiner Absicht, eine zündende Wirkung hervorzubringen, aufs engste zusammen. Gedanken, wie er sie z. B. seinem Rolla in den Mund gelegt, forderten eine gewählte, schwungvolle Dik-

tags darauf schreibt dasselbe Blatt: „The applause of Kemble's speeches in the Temple of the Sun, was as loud and enthusiastic as any that ever burst forth in a theatre.“

tion und konnten leicht, wie es thatsächlich geschehen, dazu verleiten, aus der Prosa in gebundene Rede überzugehen. Äufserlich sind Verse nicht unterschieden worden, doch läfst sich an zahlreichen Stellen regelrechter Jambenrhythmus, einmal sogar die Anwendung der antiken Odenform deutlich nachweisen. Dadurch, dafs Sheridan den — sagen wir familiären — Ton des Originals nicht ganz beseitigte, erhielt sein Stil freilich etwas Ungleichmäfsiges, doch vorwiegend ist entschieden der pathetische, heroische Ausdruck, durch welchen der englische Dichter nicht wie der deutsche rühren, sondern erheben, begeistern, hinreifsen wollte, Vom pathetischen Schwung zur hohlen deklamatorischen Phrase ist nur ein Schritt. Leider ist auch die letztere nicht überall im „Pizarro“ glücklich vermieden worden, und wir könnten Stellen citieren, die wir allenfalls in einer Parlamentsrede, nicht aber in einem Drama zulassen würden. William Pitt mag zum Teil recht gehabt haben, wenn er, um sein Urteil über das Stück gefragt, äufserte: „Was ich soeben im Theater gehört habe, war mir aus Sheridans Reden im Unterhause längst bekannt.“ Während so der Dichter durch glänzende Rhetorik auf die Menge zu wirken suchte, verschmähte er auch das ganz äufserliche Mittel der Dekorationseffekte nicht, um dem Auge etwas ganz Besonderes zu bieten. Nirgends haben ihm die noch verhältnismäfsig anspruchslosen Bühnenanweisungen Kotzebues genügt. Wo jener als Scene „das Innere von Pizarros Gezelt“ angiebt, schreibt er vor: „einen prächtigen Pavillon bei Pizarros Zelte; Blick auf das spanische Lager im Hintergrunde.“ „Ein freier Platz im Walde“ (III. Akt) wird zu einem „versteckten Zufluchtsort zwischen wunderbar gestalteten Felsen“. Wo im deutschen Stücke der gefangene Alonzo in einem einfachen Zelte bewacht wird, verlangt Sheridan einen wohleingerichteten Kerker unter einem Felsen gelegen u. s. w. Verwandlungen sind bei ihm häufig. Während Kotzebue im zweiten Akt die Scene unverändert läfst, wechselt sie in der englischen Bearbeitung nicht weniger als viermal in diesem Akte, wobei auch einmal das Innere des Sonnentempels dargestellt und die ganze Pracht heidnischen Götzendienstes vorgeführt werden mufste.

Und gleich als ob dieser Dekorationsaufwand noch nicht genügte, die Zuschauer zu fesseln, müssen auch Naturvorgänge wie Donner, Blitz, Wetterleuchten nachgeahmt werden. Tusch

und Trompetenschmettern künden das Auftreten der Feldherren, feierliche Märsche und Chorgesänge das Nahen der Priester an und begleiten die Opferhandlung. Diese letztere füllt eine Scene des zweiten Aktes, eine Scene, die sich in einer romantischen Oper gewifs recht effektvoll ausnehmen würde, hier aber die dramatische Handlung störend unterbricht. Das Opernhafte nimmt überhaupt in Sheridans Bearbeitung einen unverhältnismäfsig breiten Raum ein und drängt sich selbst da hervor, wo es durchaus zweckwidrig ist. Ich meinerseits wenigstens kann es weder passend noch natürlich finden, dafs Cora, wo sie doch ihren Gatten in der Hand der Spanier weifs, ja seinen Tod bereits fürchtet, eine Arie singt. Die Oper kennt keinen anderen Ausdruck der Gefühle, das Drama verbietet einen solchen.

Da solche von Sheridan eingelegten Gesänge, mehr aber noch die wiederholten militärischen Aufzüge und Priesterprozessionen zeitraubend waren, ist es selbstverständlich, dafs er sich bei Bearbeitung des deutschen Stückes zu erheblichen Kürzungen im Dialog entschliefsen mufste.[1] Er ist hierbei nicht immer glücklich verfahren, und so lästig und störend auch Kotzebues Geschwätzigkeit zuweilen wirkt, bleibt es an einzelnen Stellen doch zu bedauern, dafs der englische Dichter sein Original nicht etwas ausführlicher wiedergegeben, ganz abgesehen davon, dafs einige Scenen durch etwas allzu gewaltsames Zusammenstreichen an Anschaulichkeit eingebüfst haben. Andererseits zeugt es von richtigem Taktgefühl, dafs da, wo Kotzebue sich im Ausmalen der Leidenschaften oder gräfslicher Ereignisse gefällt, gekürzt und gemildert wurde. Und so werden uns denn auch statt einiger Teufel Kotzebues (Figuren wie dessen Pizarro, Valverde, Elvira tragen in der That kaum noch menschliche, sondern nur diabolische Züge an sich) menschenähnlichere Charaktere dargestellt; besonders ist von Elvira alles das sorgfältig abgestreift, was uns an ihr selbst in Kotzebues zweitem Entwurfe noch immer unwürdig und abscheulich erschien. Dem Valverde ist wenigstens das heuchlerisch Pfäffische völlig genommen, so dafs der religiöse Sinn der Engländer kaum an irgend einer Scene oder Äufserung

[1] Und trotzdem soll die erste Aufführung des „Pizarro“ über fünf Stunden gedauert haben.

hätte Anstofs nehmen können. Der löblichen Absicht Sheridans, etwaigen Anklagen einer Hannah More vorzubeugen, ist freilich auch eine schöne Stelle der fünften, übrigens gelungensten Scene des ersten Aktes zum Opfer gefallen. Sie lautet im Original:

Valverde (zu Crozimbo, einem alten Kaziken): Du kennst Gott nicht!

Der Kazike (die Arme ausbreitend, mit frommer Zuversicht): Ich kenne ihn!

Valverde: Wir bringen euch die einzige wahre Religion.

Der Kazike: Sie ist in unser Herz geschrieben.

Valverde: Ihr seid Götzendiener.

Der Kazike: Lafst uns den alten Glauben, der uns froh leben und heiter sterben lehrte.

Davila: Verstockte Brut! ...

Nach solcher vergleichenden Gegenüberstellung des deutschen Dramas und seiner englischen Bearbeitung bleibt uns noch übrig, eine frühere Behauptung, das Stück habe in England eine „Geschichte“ gehabt und sei in gewisser Beziehung epochemachend gewesen, kurz zu begründen. Lassen wir die Thatsachen reden.

Sheridans „Pizarro“ war ziemlich spät in der Saison auf der Bühne erschienen, blieb aber dann bis zum 29. Juni 1799, wo das Drury-Lane-Theater für einige Monate geschlossen wurde, ununterbrochen auf dem Repertoire. Nach Wiedereröffnung der Bühne wurde (am 11. Dezember 1799) der „Pizarro“ mit teilweise neuer Rollenbesetzung wieder gegeben und bis zum 20. Mai des folgenden Jahres nicht weniger als siebenundsechzigmal wiederholt. In jeder folgenden Saison bis 1804 und später noch fast alljährlich (die Angaben in „Some account of the English stage“ reichen bis 1830!) ging der „Pizarro“ als anerkanntes Zugstück über die Bretter,[1] wodurch nicht allein Sheridans Popularität be-

[1] Dafs das Stück immer und immer wieder auf dem Repertoire erschien, geht aus der Vorbemerkung zu Oxberrys Ausgabe des Stückes (London *1824*) hervor. Von 1830 ab scheint Sheridans Pizarro nicht mehr allzu häufig gespielt worden, im Anfang der fünfziger Jahre wohl gänzlich von der Bühne verschwunden zu sein. Vollständig vergessen wird es wohl niemals werden, denn wenn auch Kotzebues Rührdramen schon heute unterm Staub der Bibliotheken modern, zählt doch Sheridan zu den „Unsterblichen“ der englischen Litteratur.

trächtlich stieg, sondern auch Kotzebues Name eine Beliebtheit erlangte, wie sich deren bisher noch kein deutscher Dichter in England zu erfreuen gehabt. „Man kann jetzt," schrieb das Monthly Magazine im August 1799, „kaum eine halbe Stunde in einer Gesellschaft weilen, ohne nicht von Sheridan, der Tragödie ‚Pizarro' und von Kotzebue reden zu hören." Wenn man die Bühnenannalen aus damaliger Zeit durchblättert, ist es überraschend, zu sehen, dafs Kotzebuesche Stücke, in fast allen Theatern Londons gespielt, zeitweilig sogar gegen die Zahl englischer Originaldramen überwogen. Und wie verdorben der Geschmack des Publikums damals gewesen sein mufs, beweist schon der Umstand, dafs sogar Kotzebues dramatischer Blödsinn „Die Witwe und das Reitpferd" in Covent Garden über zwanzig Aufführungen erlebte. Die Beliebtheit der Peru-Dramen hatte zur Folge, dafs eine Zahl mehr oder weniger poetischer Bearbeitungen des gleichen Stoffes erschien, von Elisabeth Scots poetischer Erzählung „Alonzo and Cora" herab bis zu Astleys im „Royal Amphitheatre of Arts" dargestellten Spektakelstücke „The Virgin of the Sun" und der zwischen Oper, Ballett und Pantomime die Mitte haltenden wunderlichen Komposition eines gewissen John C. Cross, die mit James Sandersons Musik im „Royal Circus" viel Beifall gefunden haben soll.

Über den „Pizarro" selbst ist eine förmliche Litteratur entstanden: John Britton lieferte in einer besonderen Schrift („The enterprising adventures of Pizarro etc." London 1799) eine ausführliche Vergleichung mit den historischen Fakten; die anonyme Publikation „A Critique on the Tragedy of Pizarro" (London 1799 in mehreren Auflagen) protestierte gegen den Versuch Sheridans, durch äufseren Theaterpomp Wirkung hervorzubringen; die „Literary and Philosophical Society" in Manchester liefs durch S. A. Bardsley „Critical remarks on Pizarro" zusammenstellen, die als die objektivste und verständigste Würdigung der Verdienste Kotzebues und Sheridans gelten können. Thomas Dutton gab neben einer genauen Übersetzung der „Spanier in Peru" zugleich eine fortlaufende Vergleichung mit Sheridans Werke, während er in seinem „Dramatic Censor" gegen Kotzebue und die Einführung deutscher Dramen in England eiferte. Hierbei stand ihm eine ehrsame Jungfrau, Hannah More, wacker zur Seite. Diese sehr

fleifsige, sehr fromme und sehr langweilige Dame, die selbst geistliche Dramen geschrieben und die Klagelieder Jeremiæ in Reime gebracht hat, predigte am lautesten gegen den überhand nehmenden Einflufs deutscher Litteratur, insbesondere gegen das eingebildete Gespenst des deutschen „Illuminatismus“.[1] Was sie durch ernste Mahnung erreichen wollte, versuchten andere mit den Mitteln des Hohnes, der Satire. Es hat mir ein Pamphlet vorgelegen: „More Kotzebue! The origin of my own Pizarro, a Farce“, worin durchaus nicht in fein witziger, ja kaum in anständiger Weise Kotzebue und Sheridan verspottet werden. Wichtiger und ernster ist der Ausruf Lord Byrons in seiner poetischen Epistel „English Bards and Scotch Reviewers“:

Oh, Sheridan! if aught can move thy pen
Let Comedy assume her throne again;
Abjure the mummery of the German schools;
Leave new Pizarros to translating fools;
Give, as thy last memorial to the age,
One classic drama, and reform the stage!

Und Walter Scott klagte: „The better productions of the German stage have never been made known to us; for by some unfortunate chance the wretched pieces of Kotzebue have found a readier acceptance, or more willing translators, than the sublimity of Goethe, or the romantic strength of Schiller.“

Wie wenig aber solche litterarische Opposition die Popularität Kotzebues beim englischen Volke vernichten konnte, beweisen die überaus zahlreichen Übersetzungen nicht allein seiner Dramen, sondern selbst seiner wertlosen Erzählungen, deren eine (Ildegerte, Queen of Norway) in der Monthly Review (Juli 1799) neben Ossians gefeierte Romanzen gestellt wurde. Anne Plumptre, G. Lewis, Thomas Dutton, Richard Heron, M. West, M. Ainslie, M. Dunlap, Benjamin Thompson und ein Anonymus lieferten von den „Spa-

[1] Ihr Hafs erstreckte sich schliefslich auf alles, was aus Deutschland herüberkam, und verschonte selbst unseren Schiller nicht. Vom Import deutscher Dramen, deutscher Romane und deutscher Philosophie prophezeite sie die schrecklichsten Folgen und sagt da u. a.: „Da Tausende im Volke nicht lesen, so hat man sich die Mühe nicht verdriefsen lassen, den Plan zum Umsturz der Religion und Moral und der glorreichen Verfassung, unter der wir leben, vermittelst der Bühne durch Einführung deutscher Dramen zu befördern.“ Gegen ihre abgeschmackte Beschuldigung des Illuminatismus hat Wieland ein treffliches Wort gesprochen,

niern in Peru“ mehr oder weniger gelungene Übersetzungen. Die Sheridansche Bearbeitung erlebte in zwei Jahren einundzwanzig Auflagen, die erste derselben soll, wie der Standard vom 2. September 1856 versichert, dem Dichter ein Honorar von 1000 Pfund Sterling eingetragen haben. Und da überhaupt Übersetzungen Kotzebuescher Stücke damals vorzüglich bezahlt wurden,[1] braucht man sich nicht zu wundern, dafs bald der litterarische Markt mit solcher Ware thatsächlich überschwemmt wurde. Im Jahre 1800 gab B. Thompson ein „German Theatre“ in drei Bänden heraus, welches fast nur Dramen Kotzebues, jenes „Klassikers seiner Sprache“, wie ihn Thompson nennt, enthält. W. C. Oulton und A. Howard sammelten „Beauties of Kotzebue“, Publikationen, über die sich A. W. v. Schlegel in den Versen lustig macht:

> With morals spice the pastry of his muse,
> And fish from out her flat, broad, stagnant pool
> Beauties of Kotzebue, fit for the brutes.
>
> (Man mengt Moral in seiner Stücke Mus
> Und fischt aus ihrem flachen, breiten Pfuhl
> Perlen aus Kotzebue, fit for the brutes!)

Schliefslich sei noch erwähnt, dafs 1856 Kotzebue-Sheridans „Pizarro“ wiederum in London von sich reden machte, indem Professor Henry Anderson das Stück zur Aufführung auf dem Surrey-Theater bearbeitete, während es gleichzeitig (September 1856) durch Charles Kean im Royal Princess's Theatre zu mustergültiger Darstellung gebracht wurde.

Was ich hier über die Nachwirkungen der Pizarro-Aufführung vom 24. Mai 1799 in gedrängter Kürze berichtet, könnte zu einer besonderen Abhandlung „Kotzebue in England“ reichlichen und interessanten Stoff bieten. Zur Kenntnis der gegenseitigen Beziehungen der modernen deutschen und englischen Litteratur würde eine solche Arbeit nicht ohne Wert sein und vielleicht das überraschende Resultat ergeben, dafs die Beliebtheit deutscher Bühnenwerke in England, wie sie noch heute wahrzunehmen ist, ihren Ausgangspunkt und ihre letzte Ursache in Kotzebues Peru-Dramen hat.

---

[1] Wie Dutton (The Dramatic Censor I, 17) berichtet, erhielt Mrs. Inchbald für „The Wise Man of the East“ 500 Guineen, Kotzebue selbst 250 Guineen.

Die mittelniederdeutsche Veronika.

Auf die mnd. Bearbeitung der Veronikalegende hat zuerst W. Grimm, Christusbilder (Abh. d. Berl. Akad. 1842) S. 133 ff. aufmerksam gemacht; er besaſs eine ungenaue Abschrift derselben von Wilhelm Müller. Dann erwähnt sie Gödeke in der ersten Auflage des Grundrisses I, S. 104, in der zweiten Bearbeitung I, S. 472, ferner Osterley, Nd. Dichtung im Mittelalter S. 18 und Joseph Godehard Müller, Nachricht über die Bibl. d. Gymn. Josephini, Progr. Hildesheim 1876, S. 6. Daſs die mnd. Bearbeitung auf Barthel Regenbogens mhd. Gedicht beruht, entging Müller.

Sie ist nur in einer Papier-Hs. des 15. Jahrh. überliefert, welche sich auf der Bibliothek des Josephinischen Gymnasiums zu Hildesheim befindet. Näheres bei Müller a. a. O. Jetzt trägt der Mischband die Nummer 19. Der Band stammt aus dem Michaeliskloster zu Hildesheim. Die Veronika-Hs. ist von anderer Hand geschrieben als das voraufgehende Itinerar und einige Recepte, die Müller nicht beachtet hat. Der Schreiber, welcher „in dem palme auende“ 1490 fertig wurde, setzte in der Regel weder Zeilen ab, noch schied er die Strophen. Schon die Vorlage muſs stark verdorben gewesen sein; die vielen Auslassungen, Versetzungen, zerstörten Reime und Schreibfehler bezeugen das; s. die Lesarten. Besonders zu Anfang hat der Text gelitten, in der Mitte ist er weit besser erhalten.

Die Orthographie ist verwildert, manche Spuren des Hd. zeigen sich: 44, 1. 2. 3. 37, 2. 58, 1 u. s. f.

Was die Zeit der mnd. Bearbeitung anbetrifft, so läfst sich nur feststellen, dafs sie auf der vor den Drucken liegenden Fassung beruht. Diese geben an, dafs Veronika das Tuch auf Christi Leidenswege erhalten habe; jene ältere Fassung weifs davon nichts. Vgl. 60, 12 und Grimm a. a. O., welcher Regenbogens Gedicht noch dem 13. Jahrh. zuwies.

Für die Kritik des Regenbogenschen Gedichtes ist unsere Bearbeitung, besonders wenn zu dessen Herstellung nicht bessere Hss. vorhanden sind, als Grimm kannte, ein wichtiges Hilfsmittel. Die Abweichungen von dem auszugsweise bei Wackernagel, Kl. 2, 266 ff., mitgeteilten Drucke sind bedeutend. Auch enthält die mnd. Veronika für die Sagenentwickelung beachtenswerte Züge; vgl. besonders den Schlufs. Einzelne Namen weichen ab: Philosion für Philosius oder Filosian (Grimm S. 134), Laginus für Longinus.

Der Bearbeiter verfuhr anscheinend mit seiner mhd. Vorlage ziemlich frei. Während der Druck bei Wackernagel 75 Strophen zählt, bietet die mnd. Veronika nur 63. Jedoch nicht alle Strophen des Druckes sind von Regenbogen verfafst; das Gedicht ist im Drucke interpoliert und erweitert. Andererseits liegt der Verdacht, dafs der mnd. Schreiber eine Strophe überschlagen habe (z. B. nach Str. 21), nahe; vgl. 22, 3. Der Rest einer vierundsechzigsten Strophe, welche den Namen des Dichters in der Entstellung „veghe vs hoghe“ bewahrt hat, ist vielleicht erst später hinzugefügt. Verständnis hatten die nd. Hörer nur für den Inhalt, nicht für die Ansprüche des Verfassers. Alles, was dem Bearbeiter entbehrlich oder den Fortgang der Erzählung zu hemmen schien, liefs er aus; z. B. Str. 11 des Druckes, vorausgesetzt, dafs diese nicht interpoliert ist. An Natürlichkeit und Kraft wird das mhd. Original von der mnd. Bearbeitung übertroffen. Freilich hat der Niederdeutsche die unnatürlichen Fesseln, welche ihm Regenbogens Briefton anlegte, oft gesprengt und die Reime fallen lassen. Genaueres über das Verhältnis der mnd. Veronika zum Original wird sich erst ergeben, wenn dieses selbst wird hergestellt sein. Soweit dieses mir zugänglich war (ich konnte nur den Druck Wackernagels benutzen), gewährte es für die Verbesserung des mnd. Textes wesentliche Hilfe. Wo der mhd. Text nicht bekannt war, wurden die Vermutungen unsicherer.

Bei der Veröffentlichung waren zwei Gesichtspunkte bestimmend; zunächst sollte der mnd. Text für den Herausgeber Regenbogens zugänglich werden, dessen Gedichte als „älteste Denkmale des sogen. Meistergesanges“ und wegen des lange maſsgebenden Charakters ihrer Kunst* eine kritische Ausgabe eher verdienen dürften als so manche Erzeugnisse des späteren und spätesten Meistergesanges; dann aber ist bei der geringen Anzahl der erhaltenen Denkmäler mnd. Litteratur die mnd. Veronika auch an sich wert, gelegentlich der Vergessenheit entrissen zu werden. Im Interesse des letzteren Zweckes empfahl es sich, den Text lesbar zu machen und in das Strophenschema zu verteilen. Bedeutungslose Konsonantenhäufungen sind getilgt, u, v, j, i nach der Lautlehre unterschieden, y durch i ersetzt; sonst ist natürlich alles von Belang beibehalten.

Die im Texte verwandte Kursiv bezeichnet Konjekturen des Herausgebers.

* Die mhd. Veronika wird in einem Meistergesang der Wiltener Hs. 138b „in des poppen don“ citiert: „Unns sagt feronica das kunstenreyche puech“. Bartsch, Kolm. Hs. S. 117.

---

1. O sote godt, diner gnade ik begher. [Bl. 1a.]
Sende einen engel ut dem himmel to mi her,
Dat ek ein bok mit innicheit make dir,
Dat ek van dinem angesichte
Mach spreken unde singen, 5
Wu dat van Jherusalem tho Rome quam
Unde dem kranken keisere grote sware suke benam.
Fronica nome ek juk des bokes ſtam.
Ane goddes hulpe kan
Ik des nicht vullenbringen. 10
In goddes ere wil ik dat den luden kunnigen,
In goddes namen heve ik dusse wort hir an.
We mit innicheit hord, de si frowe edder man,
In dem dage kan ome nein leit an stan,
De wile se in goddes frochten leven 15
Unde waren sik vor sunden.

2. Umme dine gnade bidde ik di, vele zarte godt,
Dattu uns gevest wisen sin unde kloken radt,
Dat wi di, her, hir loven moghen in aller ſtadt,
Din antlad her, clar
In vrauden angeschauwen. 5

1, 7 de.

Gnade hestu uns her gegeven mannichvolt.
Hir umme schall dik, her, loven junk unde olt
— — — — — — — — — — —
Unde dek in grothen eren holden
Unde Froniken, de edelen frauwen. [Bl. 1b.] 10
Help, rike god, dat ik dat bokelin vullenbringe,
Dat hir gelovet werde din werdige name!
Din antlad clar is hir so rechte versamen,
— — — — — — — — — —
Dat wi van dinem antlate 15
Mogen spreken unde singen,

3. Wu tho Rome ein weldigher keiser was;
Toretthen unde tobroken was ome sin pallas,
Darinne sach me wassen nettelen unde gras.
Sin vensterwark was ome vorstoret.
— — — — — — — — 5
De sulve keiser was sik Tiberius genant
Nach der Tiber was om alle de warlt bekant;
Ome deneden greven, vorsten, dar to alle lant.
Hir open ek juk des bokes ein ord,
Dat gi mogen wetten: 10
De sulve keiser was mit einer suke,* de konde nemant boten.
Wol twolf mester weren an ome vortwivelt gar.
— — — — — — — — — —
He is binnen vule, dat sage ik juk vor ware.
Vor bod ek ju singen schal, 15
He *was* lam an henden unde voten.

4. De sulve keiser was ein gar cloker man,
Dat vor eder na to Rome nu cloker keiser kam;
Sunnen unde mane bedede he gar innichliken an.
He leit sek maken ein belde
Van sulver unde golde, 5
He leit id setten in den tempel up einen stein.
In dem lande weren do de affgode mein. [Bl. 2a.]
Vor den anderen affgoden dede he de groteste ere; allein
Vil groter ere he ome bod,
Dat he ome helpen scholde. 10
He enkonde ome van siner suke nicht derweren.
Dat segen de Romer doch gar ungerne,
Dat se ores herrn, des keisers, scholden entberen.
— — — — — — — — — — —
„Vor war, starvet de sulve keiser, 15
Dat wart uns ruwen sere.“

5. Tho Jherusalem wart vorkoft ein maget;
Se wart bracht to Rome, also uns de schrift saget,
Se hadden se umme gude mere ghefraget,
Wu id stunde in heidenschop,
Al in der joden lande. 5

2, 12 *im Drucke:* dein angesicht vnd das ist also wunnesam.
3, 11 suke Der konnick genant beten. 15 *vgl.* 57, 7. vorbet 10, 9.

De juncfrowe sprak: „Ek sage juk al, dat ik weit.
Mek fenk ein heiden, de forde mi verne an einen kreis.
Wu schere dat god einen eddelen Romer dar her sande!
De losede mi mit kopenschop
Unde siden wande.“ 10
De Romer spreken: „Vro maget, latet uns wetten vort,
Wat hebbe gi sein, edder wat hebbe gi gehort?
Dat saget uns, dat wi dem kranken keiser sagen dort.
Wu lange were gi in heften, 15
Eder wanne kome gi her?“

6. De iuncfruwe sprak: „Dar van hedde ek juk vele to sagen.
Wan ek dat betrachte, so vornige sek mine clage,
Wente ek in eren bin ghetogen alle mine dage.
Des mod ek hut gevangen sin
Gans egen, ellende.“ 5
De iuncfruwe sprak: „Doch wil ek iuk de warheit gein. [Bl. 2b.]
De wunderteken, dor in dem lande schein,
Alse juwe man mach hebben gehort edde sein,
Dat is den joden ein grote pin
Und kunnen des nicht wedder werden. 10
— — — — — — — — — — — —
Eine nige love heft sik an gheheven under orem slechte,
Se enkunnen des in nicht keren mit orem rechte,
De joden unde heiden teghen enander vechten.“
„Saget uns juncfrawe, 15
Dat wil wi gerne horen.“

7. De junkfrue sprak: „God heft den joden einen mester ghesant.
Me sprak dar alle, he si ud Ghrekenlant.
Wen he roret mit siner mesterliken hant,
Is he seik, he wert ghesunt,
Wad suke he heft up erden. 5
Me sprikt aldar, dat Jhesus si de name sin;
He kan ut klarem water maken guden win.
Pilatus sprikt, he si dar ghekomen over Rin.
De man is junk, wol sprikt sin munt, [Bl. 3a.]
He voret ein hovesk gheber.“ 10
De juncfruwe sprak: „Der warheit ik nicht lenger vorhenghe.
Ein deil der joden holden one vor einen god.
De heidenscup driven ut one oren spoot.
Dat dridde deil stichtede einen valsken raed,
Wu se den herren mochten 15
To dem dode bringhen.“

8. De Romer spreken: „Weren de rede sekerliken war,
Dat wi se vor unsem heren, den keser, mochten spreken oppenbar,
De dar heft gheleghen sik so mannich jar,
Gi worden alle juwer sorghe qwit
Und komen in grote ere.“ 5
De juncfruwe sprak: „Ik do juk her de rechten warheit kunt.

5, 11. 12 *aus zwei Versen zusammengezogen.*

6, 6 *nach* ellende *hatte der Schreiber erst gesetzt*: Doch wil ek iuk; *dann sind diese Worte gestrichen, und der Schreiber fuhr fort:* De iuncfruwe.

Ome volget na ein grot schar to aller stunt.
Dar umme dat he de seken lude wol kan maken sunt.
Se werden all ghetrost,
We dar deit na siner lere. 10
He vorgift de sunde, dat saghe ik juk vor ware.
Des hebben de joden up ome gheworpen oren niet,
Dar umme dat he dem volke so vel guder lere gift. [Bl. 3 b.]
Wente se ome boden senden nu to aller tit.
Al dat he dem volke secht, 15
Dat es openbar."

9. Dusse mer vor den kranken keiser kam,
Dar he in sinem bedde lach seik unde laem.
Wu zer he rad to sinen oversten vorsten naem!
He hadde to allen tiden
De besten Romer alle. 5
Se sproken: „Wad bedestu, eddel keiser here?
Wor stan hen dine sinne unde dines herten ghere?"
Philozion sprak, ein eddel vorste: „Dat saghe du mi,
War stan hen din sinne,
Oft uns din rad bevallet. 10
Wente wi sint sere bedrovet umme dine suke,
Dat twolf meister an di ghetwivelt hebben
Unde se din mit oren kunsten sint ave ghestan. [Bl. 4 a.]
Des sint sere bedrovet, keiser here, alle dine man,
Wif unde kint, dat is war, 15
Unde de Romer all ghelik."

10. De keiser sprak: „Mik is so gude mere ghesagt.
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Se is uns hir ghevanghen ghebracht
Al ud der joden lant, 5
Van der heve ik ghehoret also gude wort."
Philosion nam de maget over einen ort,
He sprak ore tho also soete wort:
„Nu sage mek vorbet, juncfrowe,
Dat mek sere vorlanghe, 10
Juncfrowe, off gi den man nicht enkennen,
De dar deit in dem lande teken wunderlik."
De juncfruwe sprak: „Ik saghe juk sekerlik:
In alder werlt vint men nicht sin ghelik.
God heft one sulver dar ghesant. [Bl. 4 b.] 15
Jhesus is sin name ghenant."

11. De keiser sprak: „Ik claghe juk alle mine noet,
Wu mek all daghe wil doden min sulves bloet,
Unde mik nicht wil to sik nemen de vel reine doet.
Des moet ik schrighen o we, o we!
Wu grot is min swere!" 5
Des antworde ome en vorste her Philozion;
He sprak: „Vil eddel here, wi wetten noch wol einen man,
De is to sinen kunsten ok so wulghedan,

9, 3 zer; *vgl.* 16, 13. 17, 2.

Wil ghi one hebben up einen dach,
He mach juk komen here. 10
Her, wen du wult, he mach dek wol werden,
De wile ik mach riden edder varen up erden
Unde mit sunden live up minen voten kan stenn,
— — — — — — — — — — — —
Dat he mik des nicht vorsegen mach, 15
Wes ik one bidde werden."

12. De keiser sprak: „Philosion, ik wolde dek jummer wetten dank;
Wante du sust, dat ik bin so rechte krank; [Bl. 5a.]
Wolde di de reise nicht werden to lank,
Dat mik min levent nicht worde benomen,
Er men den meister brochte." 5
Philosion sprak: „Her keiser, du schalt nicht vortzaghen!
Ik hore so vel van er [, se wil] der wunderteken sagen.
He weckte up de doden, de dar sint begraven.
Also secht uns de juncfruwe sin.
Ik soke one wol mit vlite." 10
Philosion sprak: „Ik wil de reise waghen.
Ik hebbe vornomen teken und sin gheberen,
He trost al de genen, de des van ome sint begeren.
We one anropet, he let nicht sin underweghen.
Ik wil mik haven up de vart 15
Unde hir nement aff saghen."

13. De keiser sprikt: „Philosion, dusses nicht entlat!
Ik swer di bi der keiserliken krone: deistu dat,
Du schal des teghen mek *vermoghen* desde baet
Unde din ghesclechte [Bl. 5b.]
Unde dine kinder alle. 5
Philosion, nimm sulver unde dat rode golt,
Nim eddel ghestente, dar to minen riken solt;
Sitte in ein schip unde nim alle dat du wult,
Ros unde man, so se dek sint even.
Var hen mit rikem schalle! 10
— — — — — — — — — — — —
Vindestu en dar, so vore one erliken mit di her.
Du schalt vorvullen allet, dat sin herte *begher*.
Is iemant in dem lande, de ome si vere,
Du schalt ome vrede maken 15
Bi halse unde bande.

14. Is he god, du schalt one ok anbeden lan;
Du schalt ghebeden papen, vrawen unde man,
Heren unde vorsten, dat se omme sin underdan.
Du schalt ok beiden ghelike,
Den riken unde den armen; 5
Philosion, vornim di mine rede al even!
Heft he vordenet den dot, lad one leven;
Uns tho eren schalt du one al vri gheven.
Up dat sik god
Desde godliker erbarme, 10

12, 7 se wil *vermutlich als Dittographie von* so vel *zu tilgen.*

Up dat he unsse leven hir make to rechte.
Philosion, du schalt saghen den joden dat: [Bl. 6a.]
Is dar iemant, de si omme gheworden had,
Du schalt des teghen mik *vermoghen* desde bead
Unde driven one ud der joden lande 15
Mit al sinem slechte."

15\. Philosion, de vorste unde de vil werde helt,
In des keisers hove hadde he de besten ut der welt,
Sestich vorsten worden mit omme ghetelt.
In dat schip he leid sik laden einen tal
Mit golde unde mit eddeler spise. 5
De keiser was vro unde al sin gesinde reip:
„Horet her, gi heren! ik geve juk einen breff.
Wan gi komen up des wilden waigen meres deff,
Off men juk nicht loven wil,
So moghe gi dat wisen: 10
Min bandere schul gi vrolik ud streken.
War men dat seit, dar bi men juk gheloven moeit.
Seget den joden al minen vruntliken grot. [Bl. 6b.]
Ik worde vro, wore ik van miner suke gud.
Ik weid ok wol, dat gi der lude ville 15
Welle vorschreken."

16\. Philosion sad in ein schip unde vor van dan;
Under siner banderen vor he mer wan sestich dusent man,
De omme van des keisers weghen weren underdan.
He vor vor sik up des waters vlut,
Al up der Tiber unde. 5
Up der reise was he wol ein gans dat jar,
Einen winter unde einen somer, dat is war,
Eer he mit sinem schippe konde komen dar.
He warp sinen anker
Dep al up des meres grunde. 10
Se richteden an, se wolden dar to lande.
Des keisers banner wart upghesteken dar.
Wu ser worden des de joden war!
Van leide rofften se ud bede bart unde har, [Bl. 7a.]
Man unde wif; grot was or leit. 15
Se wrunghen ore hende.

17\. De joden unde heiden weren des nicht al ein.
Wu schere se boden senden to Jherusalem.
De dag was here unde de joden weren al dar heim.
De bode schrei, wu des keisers bander
To lande komen were. 5
De joden spreken, se hedden dat wol er ghehoret,
Wo de Romer wolden hebben er e vorstoret.
Des weren se an oren herten al so ho bekoret.
Do Pilatus dat vornam,
Sin herte quam in swere. 10
Se richteden an al mit so groten eren,

14, 14 *vgl.* 13, 3.
15, 6 al sin gesinde *Accusativ.*

Al dink leten se under weghen,
Mit grotem lovesanghe ginghen se deme vorsten enteghen,
Also dat ein schar der anderen nicht konde pleghen.
Se sungen alle man unde wif: [Bl. 7b.] 15
„Sit uns wilkommen, ein Romer here!"

18. Philosion dankede ok den joden dare.
Mit soten worden sprak he to one also:
„Ik danke des gode unde bin des vro,
Dat ik bin kommen.
Ein jar was ik up der reise." 5
Pilatus sprak: „De joden hebben dat wol vornommen,
Wo hir des keisers banner scholde to lande komen.
Ik hope, wi willen des alle nemen guden vromen.
Man unde wif, al unsse kinde
Weneden unde wesen *." 10
Pilatus sprak: „Ik vrawe mi der leven mere.
Ik hebbe gherichtet langhe hir in dusser staet,
Up dem lande, so mek des keisers rad
Nu kam so na, alse he hir nu vor mi steit.
Ik danke des gode unde bin des vro, 15
Dat he is komen here."

19. Se nemen den vorsten unde vorden one in des koninghes sal. [Bl. 8a.]
De joden unde heiden dreven groten schal,
Dat met in der stat wol mochte horen over al.
Se deneden den heren in rechter ere,
So rechte keiserlike. 5
Se setten on up ein kissen, dat was pellin;
Se schenkeden ome gewant unde blanken win;
Se schenkeden ome ein becken vul vingherlin,
De weren all van golde rod
Und van eddelen stenen rike. 10
Philosion sad up deme stole unde dachte,
Wu he des keisers rad greppe wisliken an.
He hadde vor sik stande der joden mer wan dusent man.
Darto stont vor omme up gherichtet des keisers van.
Se deden allent, dat men heit. 15
De breve he mit sik brachte.

20. Philosion nam Pilatum bi der hant:
„Wultu wetten, wur umme ik bin herghesant [Bl. 8b.]
Und komen in dusse vromeden lant?
Des wil ik di gar andachtliken
Ud dussem breve berichten. 5
De keiser unde de Romer hebben dat vornomen,
Wu dat hir ein wiser meister si tho lande ghekomen.
Se heten mek tho omme thein, des mochten se nemen vromen.
He kan al suke vordriven
Mit sinen worden schlichten. 10
He kan de doden wedder maken dat se leven.
Se spreken, wu Jhesus si de name sin.

17, 14 nytht.
19, 3 met, *vgl.* 45, 13 singes, 29, 4. 4 denen. 14 keyses.

He kan ud klarem water maken goden win.
Wor vinde ik den? Pilate, segge mek den willen din!
Des wil ik *dik* in eren 15
Des keisers hulde geven."

21. Pilatus vorschrak, sin herte quam in grote noeit.
Van vruchten wort he blek, von schanden stunt he rot.
He sprak: „Vil eddeler her min, de man is dot.
Dat swere ik ju up minen eit,
Up mine rechte truwe." 5
Der rede vorschrak de vorste her Philosion. [Bl. 9a.]
He sad unde sach Pilatum also vientliken an:
„Wu mochte vorsterven ein also behende man?"
Uppe Pilatum warp he sinen had,
Sin herte quam in ruwe. 10
„Wu mochte so ein behende man in korte immer sterven,
De de doden wol kan maken leven,
De lamen gande, den blinden or ghesichte geven?
Pilatus, vornim mine sage gar dorgen even,
Ik swere ed dik up minen eit: 15
Gherichten is nen erve!"

22. Pilatus schrei: „Nu horet gi heren over all,
So gi hir gesamet sin in dussen sall:
Hir steit de vorste unde klaget mek des keisers qwall.
He vraget mik umme einen man,
De si in dussem lande. 5
Des hebbe ik one in korter vrist
Berichtet, dat de sulve man hir ghestorven ist.
He droch so vel an sek der scharpen list.
De kunste, de he an sek droch,
Weren manigerhande." 10
Philosion sprak: „Van sinem dode wil ik nicht wetten." [Bl. 9b.]
„Gi eddel vorste, vraget gi de vorsten da,
Senturio Annas unde Caipha;
De dre weren bi sinem dode na.
Mik is wol witlik, dat he starf 15
Unde de stene thoretten."

23. De vorste sprak: „Ik hebbe Pilatum hir ghevraget,
Ik bidde juk, heren, dat gi mik de rechten warheit saget.
Ik hebbe omme ud herten grunt des keisers noet gheklaget.
Ik bidde juk, heren, al,
Sit mik des enweren. 5
De keiser unde de Romer wetten, dat hir si
Ein meister, de si verne edder na hir bi.
Nu seget mek, wu id umme den sulven si.
Dar do gi mek wol to danke an
Unde juwen rechten heren. 10
Um sinen willen bin ik her ghekomen.
Vinde ik one hir unde vore one mit mi erliken dar,

21, 14 gar dorgen = aldorgen. Mnd. Wb. I, 51; VI, 13.
22, 11 Pilatus.
23, 3 myt herten gr. 6 vnde Romer.

Do ik dat, so wert juwe e vullenbracht. [Bl. 10a.]
Vinde ik des nicht, ik vruchte, juwe e werde vorsturet.
Man unde wif unde al juwe kinder 15
Nemen des neinen vromen."

24\. Der rede vorscruken de joden utermaten sere;
Se spreken: „Ghenade uns, eddel vorste, keiser here!
Van dem manne hebben wi juk vel tho sagende mere.
Wan wi dat wol mosten doen
Van manniger hande sake. 5
Wi klagen juk over on unde bidden juk, wil gi uns horen.
He begunde hir in unsem lande so vel lude to bedoren.
He sprak dat sulves, he welde hir unsen tempel vorstoren.
An dem dridden dage wolde he
One buwen unde maken." 10
De joden spreken: „Sinen dot wolde he sulver erweren.
Wi danken gode, wi hebben mit ome to schicken nicht,
Wen Pilatus saet over one alleine dat richt."
Pilatus sprak: „Gi joden hadden mik des alleine vorplicht. [Bl. 10b.]
Gi leten on an ein cruce sclan. 15
Dar umme moste he sterven."

25\. Pilatus sprak: „Gi vorsten, wil gi horen dat?
De blinden makede he sende, de lamen makede he bat:
Dar umme dragen up omme de joden oren haed.
Se ginghen ome na nacht unde dach,
Dar se one mochten doden. 5
Ok, eddele vorste, noch wil ik juk saghen mer:
Se seden, he wer ein vorstorer orer e.
Se deden ome mit risen unde mit besmen also rechte we.
Dat gherichte, dat ik over on sad,
Dat moste ik don mit noden." 10
Pilatus sprak: „De joden hadden one in einem dinghe.
Caiphas richtede dat. Ok Judas se an,
Wo he one vorkofte, Jhesum, den vil guden man;
De an sinem dode nu werlt nein schult ghewan.
He gaff one umme ringen schatt, 15
Als umme dritich penninghe."

26\. Der joden biscop Caiphas hir vor trat, [Bl. 11a.]
He sprak: „Pilatus, richter, worumme sagestu dat,
Wi joden scholden *hebben* unsen haet
Geworpen an den guden man?
Dar segge wi enteghen: 5
Grote ghewalt deistu vor dem vorsten uns hir.
Gar stedechliken was ok din rad dar bi,
Dach unde nacht to allen tiden; des love du mi!
Eddel vorste, dat si juk ghesaget,
De schult is sin eghen. 10
He levede noch, hedde dar sin strenghe richte.
Ik was dar bi unde horde al sin gheschichte.

25, 8 omme also rechte we myt rysen vnde myt besmen. 14 dode werbck nu.

26, 3 De wy; *vielleicht ist zu lesen:* Dat wi joden. 4 van den guden m.

He was warliken godes son, als he von sinem munde sprak;
Wente he ok to allen tiden unse vire thobrak,
Dat wi ome hadden tho vorne ghesacht, 15
Unde helt dat al vor nichte."

27. Pilatus sprak: „Gi joden reden mit undult.
Caiphas, du heft an sinem dode de meste schult!
Du unde din swagher Annas weren ome nu holt. [Bl. 11 b.]
Gi hadden vel valsker list ghedacht,
Er gi den heren venghen. 5
Gi weren dar na, dat gi ome den doet mochten werven.
Caiphas, du sprekest, ed wer bedder, dat Jhesus scholde sterven.
Wan dat al de ganse werlt scholde vorderven.
Gi quelten one de ganse nacht,
Er gi one to richte brachten. 10
Gi quemen to mek, dat ik dat richten scholde;
Gi spreken, he hedde vorkert dat volk
Van Gallileen. Ik vorrichte es nicht,
Ik sentte one erst konninghe Herode.
Wu scher he mek on wedder sande! 15
He vant an ome neine schulde."

28. — — — — — — — — — — — — —
„Mik wundert sere, wu de meister heft ghelert.
He hadde uns wol mer wan half vorkert.
Dat hadde he ghedan
Mit siner kunst unde gokelie. 5
Ik kande sinen vader wol, dat was ein timerman,
Sin moder hir ok den luden umme dat loen spaen. [Bl. 12 a.]
He sulves spone las, so men des wol ghedenken kan.
Noch was he ein meister siner kunste
In der nighen grammatice. 10
Mik wundert ser siner scharppen liste.
He was ein meister unde konde wol in de sterne sein,
Wad ju in der werlde was edder scholde geschen,
Also juwen mach hebben hort edder sein.
Wort wise unses herten grunt 15
He al wol wuste."

29. Dem vorsten in torninghen mode sin vrowe begunde to reden. De joden *
Do al vor ome stunden in also herten noden.
Se spreken: „Eddel vorste, we moghen nemande doden,
Wette al ghewerltlike recht
Sin uns ghenomen." 5
Pilatus sprak: „Gi hebben eine lichte munt;
Gi lachen al dat gi sulvest doeit;
Spreke gi doch, over ju scholde gan sin bloet,
Over juk und juwe schlechte [Bl. 12 b.]
Altomale komen! 10
Up sinen dot wer gi so ser vorwretten,
Darumme gewe gi ghelt, dat he juk wort vorraden;

27, 6 dat dat.
28, 1 *Der ausgefallene Vers leitete die Antwort der Juden ein.*
29, 4 wette = wente.

Unde mit groter washeit gi ome dat deden.
Spreke gi doch, he hedde den tins des keisers vorboden,
So gi ridder unde knechte 15
De sake al wol wetten."

30. Senturio, ein ridder, stunt na dar bi;
He sprak: „Eddel vorste, wil gi horen, wu id darumme si?
Pilatus sprak, he makede des keisers tins unfri,
Wan me ome sine munte boed,
De men scholde geven." 5
Senturio sprak: „De joden weren mit senden oghen blint.
Wente, so he sprak, *he* was warliken godes kint.
He hadde to beden over sunne unde mane unde ok den wint.
Noch quam he in grote noet
Unde ed gink on an sin leven." 10
Senturio sprak: „Denk, Pilatus, wu du sprekest,
Do de joden in der sinagogen weren, [Bl. 13a.]
Do men uns vorbodede van allen enden veren.
Dat dede torne dik und diner eren,
Dat he dik des nicht wetten leit; 15
Darumme du dik an ome wrekest."

31. Pilatus sprak: „Nu horet, gi eddelen Romer!
Ik love der joden saghe nu nicht mer.
Weret mik nu dusse tuchtliken beghere.
Ik bin dar unschuldich an;
Dat swere ik bi juwer hulden. 5
Ein del der joden deden ome grot unghevoch,
Darumme hebbe ik se ok straffet ghevoch;
Wente ik water nam unde mine hende dwoch,
Do ik wor nam,
Dat se one to dode hebben wolden. 10
Se kofften one unde he wart one vorraden,
Se repen over sik unde ore kinder sin bloet.
Ik wed ok wol, or ende wert nummer gud.
Mit dem heren dreven se grot overmoet.
Ik bin dar unschuldich an, 15
Sint de joden dat sulver deden."

32. Simon, ein junger, hir vor trat in den ghemeinen rad:
„Wu kumestu mit hulpe reden hir to, Pilat?
Du segest gerne, dat du unschuldich werest an der dat. [Bl. 13b.]
Id wert sik nu wol richten,
Wu du dat heft ghewunden. 5
De munt kan spreken dine wort tomale slecht.
Wes du sulvest nicht woldest doen, dat dede din knecht.
Nu segestu gerne, dat du heddest gherichtet recht,
Do de here vor dek stunt
Ghevanghen unde ghebunden. 10
Nu woldest du diner sake gerne entfallen.
Wu sprekestu, do de here nicht ensprak?
Do he doet unde de bitteren martir an sik sach,
Dat groete unrecht, dat mit ghewalt over one schaegh?
Wu kleine dik dat 15
Tho herten gink!"

33. Do wenden de Romer alle, ein keiser, ein konnick, ein greve,
* ein vorste edder ein knecht. *
„Gi scholden ome hebben ghedelt ein godlik recht,
Dat gi nicht einen guden man
Sunder schulde leten vordriven.“ 5
Philosion sprak: „Gi heiden, joden mochten wol mit ghemake leven, [Bl. 14a]
Hedde gi de sake dem keiser tho gescreven.
— — — — — — — — — — — — —
So dachte ghi angestliken
Hir nicht umme to sterven?“ 10
Pilatus sprak: „Ik wils mi vor war enschuldighen.“
De joden repen: „Eddel vorste, wil gi horen dat,
Wu Pilatus sprak, do he dat richte over one sad?
„Ik mach di laten leven edder doden.“ Horstu dat?
He leit one ser mit spiſsen sclan.“ 15
Do he swech gar unduldighen,

34. Lazarus, ein eddel mensch, hir vor trat;
Gar dogentliken he de Romer tovoren bad:
„Seit nu god, de here, an mek ghewundert had —
Ik was doet, he heft
Mik weder laten leven. 5
Wol dre daghe unde ver nacht lach ik in der erden vol stunken.
God losede mik wedder von der helle vunken.
Des lovet, gi eddelen heren, ik lach in dem grave vorsunken. [Bl. 14b.]
Doch wolde god de zele
Dem lichnam wedder gheven — 10
Wu schulde ik dat vorswighen unde vordulden?
Wente al, de hir vor juk stein,
Hebben dat altomale mit oren oghen wol ghesein,
Wu dat grote wunderteken an mek is geschen,
Do dat got unde sin gnade 15
An mek hebben wolde.“

35. De vorste sprak: „Pilatus, dut heft du wol ghehort,
Dat du heft over on ghegeven also groten mort.
De sulve vordervet dik unde al dine bort.
Des schaltu hute an dussem daghe
Des keisers sin vanghen.“ 5
De vorste sprak: „Gi Romer, gripet Pilatum an altohant!
Unde legget om an sin bein ein iseren starken bant,
Smedet on mit sinem halse vaste an de want.
Wor he godes lichnam heft ghelaten,
Dar na schal mik vorlanghen. 10
Wuste jenich man, wor he on hedde ghegraven, [Bl. 15a.]
De mik dar wolde bringhen to dusser stund,
Dem wolde ik to lone geven mannich punt,
Unde sin beste don, de wile ik were ghesunt.
He scholde ok na dussem daghe 15
Des keisers hulde haven.“

36. Joseph unde Nicodemus spreken beide also:
„Gi heren, laten juwen toren sin unde weset vro!
Wi wullen juk mit leve hute brenghen darto,

33, 6 De keyser sprack.
34, 8 wor stuncken.

Dar wi godes lichnam hebben begraven
Mit werden unde eren. 5
Ok kofften wi wirok unde mirren mennich punt.
Wi leden one in einen stein al to der stunt.
Doch an dem dridden daghe de here up stunt.
Dat seghen ses joden ridder,
Se enkunden des nicht keren. 10
Ghesunt ist de here up gestanden.
Do he ud dem grave stek, de werde deghen,
Up hoff he sine hant unde gaff one sinen seghen,
Dat orer nein einen vingher kunde reghen.
Up stunt he werliken unde droch 15
Eine vanen an sinen handen.

37. Lucas, ein wis junghere, unde Cleophas,
De woren to betughen mit oren munde, das
De here werliken bi ome was. [Bl. 15 b.]
In einem garden he uns vant,
De was gheslotten. 5
So ginghen se to Emaus up dem weghe,
Van siner martir begunde he on rede to plegen;
Wante se weren alle mode unde troret
Van sinen worden worden.
Wi ghesunt unde unvordroten, 10
Wi beden den heren, so he scholde bi uns bliven.
He quam tho to uns unde nam dat brot an sine hant;
Ghebenedighet brak he dat brot unde wart dar bi bekant.
Vor unsen sichtliken oghen he wedder vorswant.
Dut swer wi up got 15
Unde unse sulves life.

38. Eddel vorste, noch vor bad saghe we,
Ed weren lude ghekomen van Galilee;
Dat he to himmel varen was, segghen unde betughen se.
De wolken toghen on up
In de hoghe. 5
Unde twe engel spreken ud dem himmel to hant:
Gi man van Galilee, wat is hir juwe stant?
Wat stat gi sende in den himmel is Jhesus ghewant,
De juk all heft vorlost
Ud des duvels moghe. 10
Her vorste, dat is war, eff gi uns des willen loven.
In siner uppstandinghe is he to der helle komen, [Bl. 16 a.]
Dar heft he gheschicket sinen willen unde unsen vromen
Unde heft dem duvel al sin walt ghenomen.
He heft uns al vorloset darvan, 15
Als wi dat kunen proven."

39. De vorste red sin ghewant entwe van groten torn.
He schrei lude: „O wi! o we, dat ik bin gheboren!
Schal ik dusse langhe reise hebben so gar vorloren?

36, 5 erden. 13 ome.
38, 4 Der. 8 in den himmel *steht* ἀπὸ κοινοῦ.

Dat si dem riken gode gheklaget
In den oversten trone.“ 5
De vorste sprak: „O wi, o we, dat min moder mi nu gheber!
Mit eren darve ik nummer wedder komen dar.
— — — — — — — — — — — —
Schal ik alsus vorderven laten
De keiserliken kronen? 10
Des wil ik in den himmel schrien,
Dat gi joden vorderven hebben Jhesum, den vel reinen,
Sint wi Romer juk joden mit gansen truwen meinen.
Des mote gi over langhe tit beide schrighen unde wenen,
De ud Abraham sclechte sind, 15
Beide eghen unde frighen.“

40. Laginus, ein blint jode, de dar sende wart: [Bl. 16b.]
„Latet, here, juwen torn! Ik bringhe juk up de vart.
Ik wed ein eddel vrowen; dat wif is arm unde guter art.
Se heft einen dok, daran steit
Des heren anghesichte. 5
Den hebbe ik bi or sein to mennigher stunt.
Se geve es nicht vor ein lant unde dusent punt.
We den mit innicheit anghesut, is he krank, he wert ghesunt.
Wil se es juk mit willen nicht geven,
Nemet es mit nichte. 10
Here, wiltu dat, mit onen boden wil ik or senden,
So bewar, dat du er deist neine ghewalt,
Wen dat is de forme ud der rechten staelt.
Here, love mik! Des ghemaltes heft nu hant ghespalt.
Du schalt or des nicht nemen 15
Edder aff penden.“

41. De vorste sprak: „Laginus, ik dank dik der leven mere.
Lad de vrowen to mik snelliken komen here.
So is vorvullet al mins herten beghere. [Bl. 17a.]
Men schal or don nein unghevoch,
Dat swer ik bi miner truwe.“ 5
Wo schon dat wise boden worden ud ghesant
To der vrowen, se scholde komen altohant!
Vroneke was der eddelen vrowen name ghenant.
Do se den vorsten an sach,
Sin sorghe wort wilde. 10
He begunde or dusse rede to vorkunden:
„Fronica, mek heft ghesaget ein eddel man,
Du heft einen dok, dar steit des heren antlate an.
Giff one mek, ift ik teghen dek vordenen kan.
Des wil ik di gheneten lan 15
Mit al dinen vrunden.“

42. De vrowe vorschrak, er herte quam in arbeit,
Unde vorsakede dar de rechte warheit,
Se sprak: „Her ik gheves dik noch dorch leff edder leit.“

40, 11 *vielleicht so zu ordnen:* boden wil ik mit onen or senden; *die Hs.:* myck on boden.

41, 10 nuwe?

Do schregede de vorste: „Owe, owe!
Nu schach mik so banghe!" 5
He sprak: „Fronika, vornimm mine wort gar even.
Ek mach dek laten doden edder laten leven.
Wultu mik hir des kleinodes nicht mit willen gheven,
Des schaltu hude an dussem daghe
Des keisers sin vanghen." 10
De vruwe sprak: „Dar umme wil ik eir sterven.
Up din druwent achte ik kleiner als ein kaff.
Ik weit wol, wat mik min leve here gaff, [Bl. 17 b.]
Dat wil ik beholden, bet dat ik kome in ein graff.
Ik hebbe dar umme vorlaten 15
De vrunde unde ok de erven."

43. De vorste sprak: „Fronica, woldestu gheloven mek,
Wad ek di saghe, dat schastu geloven mek unde wol holden dik.
Ik wil dik bringhen unde maken in eren also rik,
Also ein minsche wart gheboren
Ud dem Israhelken ghesclechte. 5
Fronika, nimm mit dek dat sulve ghewant,
Sitte in ein schip; we willen varen tohant.
Ik wil dik bringhen in dat alder beste lant.
Dar schullen dek wesen underdan
Beide ridder unde knechte, 10
Up dat ik dar ichtes waed moghe henne bringhen.
Fronica, vornim gar even, wad ik di saghe.
De men schullen werliken di wol behagen,
Wultu mit mek; dar umme schaltu nemande vraghen.
Ga tho hus unde nim mede den dok 15
Unde lad uns dar na ringhen."

44. Fronica sprak: „Her vorste, ik do juk sorghen bufs.
Ghi schult mit mik armen vrowen dar henne ghan tho hus
Mit all juwen volke beide wullen unde barvoet
Unde helpen mek den dok enfan
Mit also groten eren." 5
De vorste sprak: „Vronika, dat schut altohant." [Bl. 18 a.]
Wu scher dat wise boden worden udghesant
In de stat to allen doren unde vort mer up dat lant!
Se quemen to rosse unde to perde
Goddes loff to vormeren. 10
Se toghen dar hen al mit so grotem sanghe.
Den dok hadde se in orer laden vordecket io.
Se gink unde entfenk den dok mit groten eren also.
Dat de vorste sach unde weren des also vro.
Fronica sprak: „Gi Romer alle, 15
Behodet mek vor dwanghe!

45. Dat uns de joden unde heiden umme dringhen
Mit luder stemme, dat se teghen ennander sunghen!"
De ezel unde mul dar so ser se drunghen,

42, 12 an eyn kaff.
44, 3 vgl. Zeno 133 „wullen unde bar"; Hartmanns Greg. 3599 „wüllin unde barfuoz".

Dat de rosse unde perde
Worden also nate. 5
De joden sunghen er wise ischiros,
De heiden sunghen one wedder enteghen athanatos,
Fronika sprak: „Ghelovet sistu, Altissimus,
Der himmel unde erden umme fanghen had!“
Or singhen was boven mathe. 10
Se deden al dat mit so groten eren.
De dok was lank linewant unde wit.
De vorste dede singes mit grotem vlite,
He vel nedder to der erden cruce wiss sins vlit, [Bl. 18 b.]
Sprak: „Her, genade mi, god! 15
Min schipper, ik di ere.“

46. He bad, se scholden treden van den perden
Unde vallen nedder up ore kne to der erden
Unde helpen bidden unde an ropen den vil werden,
Den de joden hulpen
Lasterliken to verderven. 5
De vorste sprak: „Fronika, bereide di altohant!
Ik wil di bringhen ok to Rome in dat lant;
Dar wert dik ok de alder grotteste ere bekant.
Dat scholtu doen van godes weghen,
Dat wi de hulde erwerven.“ 10
Fronica nam den dok in ore beide hende —
Se gink sik al mit gudem voch —
Mit groten eren seone tho schippe droch.
De vorste Philosion gaff den joden einen vloch:
„Gi joden, junk unde oelt! 15
Hir umme nime gi einen bosen ende!“

47. De vorste sprak: „Gi Romer, nemet Pilatum bi der hant!
Wi willen on bringhen to Rome in dat lant,
Dat wi one bringhen in des keisers bant.
Dat de keiser hore,
Wu he ed heft beganghen.“ 5
Se nemen Pilatum mede aldar in ein ſtrick. [Bl. 19 a.]
Se leten one grimmekliken lopen bi sik.
Dat moste *he* to sek nemen gar duldichlik.
Dat schach dar umme, dat Jhesus
Wart an ein cruce hanghen. 10
Do moste Pilatus sin er gevanghen.
Se vorden on in ener keden alse einen hunt;
Dorchsnoret was ome sine nese, sin kin unde ok sin munt.
He leit one bolde werpen in sinnes schippes grunt
Unde leit en harde smeden 15
An eines scheppes wranghen.

48. Philosion sprak to den joden gar kleine dar.
He nam sinen viant unde de sinen an sine schar,
Pilatum unde de eddelen vrowen Froneken klar.

45, 13 grosem.
47, 14 ome *wohl nicht zulässig trotz Schöppenchronik 72, 17 (Janicke):* dar entfong em de bischop.

Se voren ok in den achteden dach.
To der Tiber do se quemen, 5
Van der Tiber ok bed teghen de stat.
Dar de vorste mit sinem volke to lande traet,
Nu horet, wu he sin dener baed,
Dat se de vrowen lovesam
In ore hulde nemen: 10
Wil gi horen, wu he sprak to den vil heren?
„Fronica, nu sint vorvullet al unses herten begher,
Dat uns de wint mit groten eren heft ghebrocht here,
Dat wi mit ghesundem live sint ghekomen over mere.
Beide mi, ik wil di entfan [Bl. 19b.] 15
Mit also groten eren.“

49. Philosion hadde boden vor hen ghesant.
He leit dem keiser wetten unde don bekant,
Wu he wedder queme ud der joden lant.
De Romer weren des alle vro,
Se lepen ud mit schalle. 5
Gemeine junk unde olt unde de grote rad,
Se brochten den heren mit groten eren dorch de staet,
Dat he mit sinem volke vor des keisers vote trat.
He kerde sik umme unde sprak:
„Ik danke juk, Romeren, alle.“ 10
Do trat he vor den keiser also *linde*.
Sin blot vorscrak, do he den keiser ansach.
Mit soten, sachten worten dat he sprak:
„Vil eddel here, mik is leit din grot unghemak.
Noch danke ik gode unde bin des vro, 15
Dat ik dik levendigh vinde.“

50. Der keiser sclach up sine oghen unde sach one an:
„Bistu des nicht, min olde rad, her Philosion?
— — — — — — — — — — — — — —
War bistu so langhe
Gewesen, so rechte langhe?“ 5
Philosion sprak: „Vil eddeler here, dat is mik leit;
Ik hebbe up dusser reisse ghehad grot arebeit.
Ik neme nicht so vel gudes, als de welt dreit, [Bl. 20a.]
Unde dede noch eine reise
Unde wer ud noch so langhe.“ 10
De keiser sprak: „Wad bringestu uns lever mere?
Bistu mit dinem volke to huse komen?
Edder hestu jenighen groten schaden genomen?
Hestu icht gheschicket dinen willen unde unsen vromen?
Edder bringstu icht 15
Den meister mit dik *here?*“

51. „Her, nein ik. Here, ik hebbe gheleden grote noet.
Doch do ik dar quam, dar men mik grote ere boed.
Ik vragede umme one; se seden mik, he were doeit.
De joden mit Pilatus rade
Den herren hadden ghedodet.“ — 5

49, 4 wror. 6 grose.

„Segge du mik, Philosion, min vil truwe man,
Wad hadde he den joden to lede ghedan,
Dat se den man so lasterliken ghedodet han.
Wes was de schult, welk rad
Heft se darto ghenodet? 10
Werlik, ik bin bedrovet umme dusse sulve mere.
Seghe du mek, Philozion, hefstu nicht vornomen,
Van weme de hovetsake alder erst si ghekomen, [Bl. 20 b.]
Dat se den guden man hebbet sin levent genomen?
Segghe mik, min ghetruwe man, 15
Weme steit de swere?"

52. He sprak: „De joden geven Pilatus de meiste schult.
Beidet, junk unde olt, se wern ome al io nicht holt.
De queler, de Jhesum venghen, deinden Pilatus up solt.
Dat hebben se vor mek betughet,
De joden al ghemeine." — 5
„Segghe mek, Philosion, min truwe rad!
Wad dedestu Pilato al umme dat,
Dat he sinen nit unde groten hat
Hadde gheworpen up den guden man,
De dar was so reine? 10
Werliken, ik bin bedrovet umme dusse mere."
„Her, ik fenk Pilatum dar sulves altohant
Unde leide enne over sine bene einen iseren bant
Unde smedede en mit sinen halse up an eine want.
Ik hebbe one bewaret 15
Unde bringhe on mit mik here."

53. De keiser sprak: „Wad schal uns de untruwe hunt? [Bl. 21 a.]
Man late one werpen in der Tiber grunt!
Schal ik arme kranke nummer werden ghesunt?
Dat mote gode in sinem rike
Ewichliken erbarmen! 5
Segge mek, Philosion, min truwe vrunt,
Hestu nicht vorvaren, edder is dik nicht worden kunt,
Wor mede he de kranken lude mochte maken sunt?
Kondestu nicht rad ghegheven
Mik kranken io vil armen, 10
Up dat ik min levent hir lengher mochte vristen?
Dusses langhen leghers kan ik nummer werden vro.
Doch enkan ik des de langhe herden also
Unde moeit min langhe levent vorteren up dussem stro.
Des ik nicht ghebetteren kan 15
Mit neiner hande liste."

54. Philozion des keisers rad tosamende boed,
He sprak: „Vil eddel here, hebbet einen guden moet!
Ik hope, al juwe krankede sal werden gud.
Des schul gi guden loven han
Unde hebbet god vor oghen! 5
Ik hebbe mit mik ghebracht ein wives naem,
De heft einen dok, dar steit des heren antlaet an.
Dat schaltu, her, an groten eren entfan.
Vorwar, keiser, du werst ghesunt,
Unde darto guden hoghen. 10

Des sette ik dik mine truwe to einem pande.
Allet, dat se hadde, dat leit se dort;
Se is mik gansliken ghevolget up mine wort. [Bl. 21 b.]
Du werst ghesunt, wultu anders des keisers loven vort.
Ik hebbe se mit minem scheppe 15
Brocht to lande."

55. De keiser sprak: „Wur is hen min trewe rad?
Is dar iemant, de stede leve to mek had?"
Do vorkundghede he up dem lande unde in der stat,
Dat se sik schullen richten
Up waes unde hebben kerssen. 5
Dat led he beden in der stat unde up dem lande,
De lude scholden vasten unde viren altohant
Unde cleden sik an ore beste want,
Se wolden en vrummen
Mit al so reinem herten. 10
He leit ghebeiden al, de dar leven,
Dat se scholden er opper gheven
Unde na sinen hulden streven —
Dar scholde one jummer nutte van komen, on al even —
Unde holden one vor einen god 15
Na dussem daghe mere.

56. Ein grot volk quam sik up des waters vart,
Se sunghen einen sank, de was nu weldigher hort.
Philosion trat sik up des schippes ort
Unde vorverde sik gar sere. He sprak: „Vruwe lovesam,
Latet uns juwe kleinode schawen." 5
Fronica stunt up unde was ghemeit,
Se hadde an ghedan or beste kleit,
Se gink innichlik, dar si den dok hadde gheleit.
Se wisede on gar wunnentlik [Bl. 22 a.]
Beide man unde vrowen. 10
Fronica nam den dok mit innicheit in beide hande.
Vort gink se dor mede altohant.
Se trat mit dem vorsten vor bad up dat lant.
Dar wart or de alder grotteste ere bekant.
Al dat up dem velde was, 15
Knide neder up dem sande.

57. Se woren ver, offe weren na,
Se sunghen al ghelike: misericordia!
De vruwen drunghen mit den mannen dar,
Wente dat se quemen vor de stad
Al vor des keisers veste. 5
He kerde sik umme unde dankede den Romeren over al.
Do trat he mit der vrowen vor bad in den sal,
Dar he den kranken keiser vant in groter quael.
He sprak: „Vil lever keiser, her,
Ik bringhe juk leve geste." 10

55, 6 vp dem lande vnde yn der st.
56, 11 dem.
57, 8 Dat.

Se trat sek vor den keiser al so linde,
Unde so se vor dem kranken keiser stunt,
Den dok leide se on sin antlaed unde sin munt:
Do stunt de kranke keiser up unde was ghesunt,
Ok van allen sunden quid, 15
Lik eime jungen kinde.

58. De keiser stunt up van aller suke, de was grofs.
He sprak: „Werlik, dat is min god unde ok min trost,
De mek hute ud swarer suke had erlost.
Den wil ik holden vor einen god
Na dussem daghe mere.“ 5
Fronika sprak: „Up! kundighe de godes wort!“ [Bl. 22b.]
Do dat de keiser mit innicheit hadde ghehort,
He sprak: „Ik wil jummer daran loven vort.
Nu segget mik vruwe gude,
Wad is juwe gude lere? 10
Edder wor mede moghe wi dem heren denen?“
Se sprak: „Dat pater noster is dat alder erste ghebede.
Dat was dat erste, dat god sinen jungheren dede.
Her, latet juk dopen unde weset in dem loven stede.
Sit duldich, hebbet god leff, so wil 15
He sik mit juk voreinen.“

59. Sin herte wart ome in gottliker leve bekart.
De lenghede wart dat an ome nicht ghespart.
— — — — — — — — — — — —
To den sinen he sprak:
„Wi willen gode eren.“ 5
Dar na ein keiser quam, des namen do ik juw bekant.
Titus Vespazianus was sin name ghenant.
Vel grotter gnade he an dem doke vant.
Vor war, als uns de schrifft nu saget,
Sin suke bekunt ome to keren. 10
He hadde ein suke, de nu werlde was ghehort,
Dat ome de wespen worden in der nesen sin.
Dar an hadde he jamer unde sware pin.
Dar up lede de vrowe dat sulve dokelin.
De vloghen ome to der nesen ud, 15
Or nest wart vorstoret.

60. Do dat wunderteken an dem keiser schach, [Bl. 23a.]
Dat de suke einen ende nam unde sin grot unghemach,
He vel neder to der erden unde sprak:
„Gnade mek, min god!
Min schopper unde min here!“ 5
De keiser was vro, he unde al sin ghesinde seit,
Wu drade he de vrowen to sik komen heit
Unde van or sik al dink berichten leit,
Van wem dat eddel antlat
Dar her ghekomen were. 10

57, 16 rgue kynde. *Bei der Heilung des Vespasian sagt der* wilde man 26, 32 ff.: „he wart gisunt vn̄ ſpranch. Gehile inden giberen. alse he driczzich iarich were.“
58, 11 den. 13. 14 *umgestellt.*

Se sprak: „Dat gaff mik min god unde min leve here,
Do he up dusser erden hadde vel wunders ghedaen,
Den de snoden joden so lesterliken ghedodet haen.
Se pinden on, dat ome sin saerte liff van blode ran.
Dat deden se ome dorch overmoeit, 15
Umme siner guden leren.“

61\. Wil ghi horen, wu de eddel keiser sprak?
„Hir umme wil ik wreken on one al min unghemak,
Edder nummer to Rome komen under dack.“
He sprak: „Bereidet juk,
Gi riken Romesken heren!“ 5
De tornighe keiser wolde do nicht lenghor beiden.
Mit verdehalff hundert schippen leid he sik bereiden.
He segelde snel beide dep unde brede.
He sprak: „We dik, Jherusalem!
Ik wil dik umme keren. 10
Gi joden hebben sere an mik ghebroken.“ [Bl. 23 b.]
He sprak: „Gi joden, war umme hebbe gi dat ghedan,
Dat gi den goden man so lasterliken ghedodet han?
Gi scloghen on, dat ome sin sarte liff van blode ran.
Seit, gi snoden joden, dat schal 15
An juk werden ghewroken!“

62\. Do de tornighe keiser dar to lande wart ghevort,
He stichtede brant, roff unde groten mort.
De joden hadden do neine vrede dort.
He vordelghede wilt, taem,
Unde al dink unghehure. 5
Muren, borge dar verstoret wart;
He lonede de ledighen joden wol na orer art.
De lenghe wart an one dar nicht gespart.
Se beiden den heren umme gnade,
Sin milde was dar dure. 10
He bewisede sinen torn so unentliken.
Wente also god umme dertich penninghe ghegheven wart,
So schattede he de joden io na orer art.
Se mosten varen ein angestliken vart.
Umme einen pennick 15
Gaf he drittich joden grimmichliken.

63\. Nu hebbe wi dat al wol ghehort,
Wu Jherusalem unde dat gode lant wart vorstort.
De keiser hoff sik wedder vort
Na Rome unde erde dar god
In sinem ewighen rike. 5
Dusse antlat unde Fronica to Rome ist. [Bl. 24 a.]
We dat an sud unde love an unsen heren Jhesum Crist.*
Wente up erden nein grotter hilghedoem ist,
So werdik unde so groet,
Dat dussem kunne geliken. 10
Hir umme so wil wi *id* gerne eren.
Wan wi denne an unssem lesten ende lighen

60, 14 pinde.

Unde al der werlde vrolicheit hebben vorteghen,
Dat uns de bitter doet wil anstighen,
So mote uns god to hulpe komen 15
Durch Jhesum, unsen heren.

64. Ik Regenboghe mane dik, du vil sarte god,
De dusse wort van godes antlate ghedichtet had,
Giff uns, her, war ruwe und bestedighe uns in diner stadt,
Und ein lutter bicht *
An unsen lesten ende legghen *
Unde den hilghe lichnam min leste spise si. Amen.

64, 1 Ick veghe vs hoghe.

Hildesheim. K. Euling.

Goethes Faust-Archiv.

Von

Adalbert Rudolf.

Nach der Erschliefsung des Goethe-Archives zu Weimar und nach Entdeckung des in der Abschrift des Hoffräuleins Luise von Göchhausen erhaltenen Ur-Faust ist die Forschung über Goethes Faust in einen neuen Zeitabschnitt, dem Abschlusse nahe, getreten. Herrn Erich Schmidt, welchem wir den Fund und die Veröffentlichung des Ur-Faust verdanken, ist die ehrende Aufgabe zu teil geworden, für die im Auftrage der Grofsherzogin Sophie von Sachsen erscheinende neue grofse Goethe-Ausgabe die den Faust behandelnden Teile zu bearbeiten. In dem bereits vorliegenden vierzehnten Bande, welcher den ersten Teil des Faust enthält, bietet uns der verdiente Forscher unter „Lesarten (mit Paralipomena, Bühneneinrichtung etc.)“ gesichtet und erläutert einen überraschend reichhaltigen Stoff mit vielem wesentlich Neuem. Man hat über die Berechtigung gestritten, alles das zu veröffentlichen, was, obwohl von dem Dichter gar nicht oder in anderer Gestalt benutzt, vielleicht verworfen worden, jetzt, da es dem Zahne der Zeit zufällig entgangen ist, zur Veröffentlichung zu bringen. Ich gehöre zu denjenigen, welche nicht nur für die Berechtigung eine Lanze einlegen, sondern sogar die Pflicht der Veröffentlichung betonen. Denn wenn auch manches des Gebotenen naturgemäfs unwesentlich oder unbedeutend erscheint und kaum eine besondere Beachtung verdient, so ist doch das meiste, was uns vorliegt, mehr oder weniger von Wichtigkeit, zum Teil von sehr grofsem Werte für die Beurteilung des Gedankenganges im allgemeinen, wie einzelner Stellen, und dabei

äufserst lehrreich, indem es uns einen grofsartigen Einblick in die Dichterwerkstätte gewährt. Während die überlieferte Fassung des Faust in abgerissener Weise höchst wirksame dramatische und zum Teil auch lyrische Augenblicksbilder vorführt, so werden durch die handschriftlichen Nachlasse die Lücken ausgefüllt und das Ganze, welches jetzt nur als eine Art von Torso vor uns liegt, zu einem gewaltigen Gedichte mit ununterbrochenem Gedankengange ergänzt. Man hat auch spöttelnd hier und da von einem wohlfeilen Klügeln gesprochen, welches abzuurteilen und zu wägen sucht, was der Altmeister mehr oder weniger bewufst und mehr oder weniger meisterhaft geschrieben habe. Aber es ist der menschlichen Natur — gottlob — eigen, dafs sie eine Gabe nicht stumpfsinnig entgegennimmt, sondern ihren inneren Wert zu erkennen und zu schätzen sucht. So verüble man auch mir nicht, dafs ich die Kühnheit habe, mich desselben Thuns zu unterfangen. Mein Streben geht dahin, einige Irrtümer oder Ungenauigkeiten des Herrn Erich Schmidt zu berichtigen, sowie vor allem — um bildlich zu sprechen — die zerstreut hingeworfenen und aufgefundenen Perlen zu sammeln und zu einer Schnur, einer Kette zu vereinigen. Ob ich überall oder auch nur zum grofsen Teil das Richtige treffe, stehe dahin; jedenfalls hoffe ich durch meine bescheidene Arbeit einige Anregung zu geben und werde für alle Berichtigungen und Ergänzungen dankbar sein. Selbstverständlich kann ich nur auf wesentlichere Lesarten eingehen und mufs alle die vielen kleineren Abweichungen unbeachtet lassen; was letztere betrifft, so hat bereits Heinrich Düntzer (Die Grenzboten, 47. Jahrgang, Nr. 1 und 2, besonders S. 89 etc.) einige Mängel nachgewiesen. Noch mufs ich erwähnen, dafs zur besseren Übersicht alles Goethesche durch Kursivschrift hervorgehoben ist.

Vorspiel auf dem Theater.

Hierzu sind verschiedene unbenutzt gebliebene Bruchstücke vorhanden, welche kaum einer Erörterung weiter bedürfen.

[Dichter.] *Wenn sich's in meinem Busen regt,*
Wenn sich mein Auge feuchtet —
Auch noch ein Herz, das mir entgegen schlägt,
— noch ein Geist, der mir entgegen leuchtet — —

Erich Schmidt hält diese Verse für ein unbekanntes lyrisches Fragment, ebenso wie das Folgende:

[Dichter.] — — — — — — — — — — — —
Das wenige Talent, das ich besessen, rauben;
Denn etwas Gut's zu machen und zu thun,
Mufs man erst an das Gute (die Guten) glauben.

Ich glaube, dafs beides zu Faust gehört. — Jedenfalls unzweifelhaft sind die weiteren Verse:

[Narr.] *Ich wäre nicht so arm an Witz,*
Wär ich nur nicht so arm an Reimen.

[Direktor.] *Nur heute schränkt den weiten Blick mir ein,*
Nur heute lafst die Strenge mir nicht walten;
Lafst unser Stück nur reich an Fülle sein,
Dann mag der Zufall selbst als (Geist der) Freiheit schalten.

[Narr.] — — — — — — — — —
Wenn Poesie nicht recht nach Laune sie verbinden
— — — — — — — — —
Und wenn der Narr durch alle Scenen läuft,
So ist das Stück genug verbunden.

Vermerke über den Gedankengang.

Ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur: Erscheinung des Geistes [Erdgeistes, Weltgeistes] *als Welt- und Thaten-Genius. Streit zwischen Form und Formlosem: Vorzug dem formlosen Gehalt vor der leeren Form* [Faust] — *Gehalt bringt die Form mit, Form ist nie ohne Gehalt* [Mephistopheles]. *Diese Widersprüche, anstatt sie zu vereinigen, disparater zu machen* [Drehangel des Stückes]. *Helles, kaltes, wissenschaftliches Streben: Wagner. Dumpfes, warmes wissenschaftliches Streben: Schüler. (Lebens-, Thaten-Wesen:) Lebens-Genufs der Person von aufsen gesehen; in der Dumpfheit Leidenschaft — 1. Teil. Thaten-Genufs nach aufsen und Genufs mit Bewufstsein* [der] *Schönheit — Zweiter Teil. Schöpfungs-Genufs von innen — Epilog, im Chaos auf dem Weg zur Hölle.*

Beabsichtigte Goethe wirklich ursprünglich die Höllenfahrt? Es ist kaum glaublich. Vergl. den Schlufs des Vorspieles auf dem Theater. All das ist wohl nur ein Puppenspiel-Scherz, um die Leser zu verblüffen.

Erster Teil.

Bühnen-Einrichtung.

In den Tag- und Jahresheften 1812 ist zu lesen:

„Wolff und Riemer machten einen Plan zu Aufführung des Faust, wodurch der Dichter verleitet ward, mit diesem Gegenstand sich

abermals zu beschäftigen, manche Zwischen-Scenen zu bedenken, ja sogar Dekorationen und sonstiges Erfordernis zu entwerfen.“

Danach scheint der Bühnenentwurf nicht vollständig, jedenfalls nicht ausschliefslich Goethes Arbeit, aber doch von ihm erwogen und gebilligt worden zu sein; er ist von Wolffs Hand geschrieben. Einige anderweitige Bemerkungen über Musikeinlagen sind von mir mit in Benutzung gezogen worden.

Act(us) I.

1. [Scenerie: Theater.] *Zueignung. Vorspiel auf dem Theater.*
2. [Scenerie: Himmel.] *Prolog im Himmel.*

Act. II.

3. [Scenerie: Studierzimmer.] *Sc. 1. Nacht. Faust.*
Sc. 2. Faust, Weltgeist [sonst Erdgeist genannt].

Der Mond verbirgt sein Licht —
Die Lampe schwindet!

NB ganz [d. i. vollständige Musikbegleitung zu den Worten des Weltgeistes].

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!
(*Verschwindet — unter der Musik.*)

Sc. 3. Faust, Wagner.
Sc. 4. Faust, Chorgesang [Ostergesang].

4. [Scenerie:] *Vor dem Thor. Sc. 5. Spaziergänger, Faust, Wagner. Bauernhochzeit.*
Sc. 6. Faust, Wagner, Pudel.

(*5* =) *3.* [Scenerie:] *Studierzimmer.*
Sc. 7. Faust, Pudel [Meph.], *Geister vor der Thür.*
Sc. 8. NB [Musik] *Faust erwacht.*

Act. III.

[3. Scenerie: Studierzimmer.]
Sc. 1. Faust, nachher Mephistopheles.
Sc. 2. Mephist. — Sc. 3. Mephist., Schüler.
Sc. 4. Mephist., Faust.

[5. Scenerie:] *Strafse (pag. 96) Sc. 5.*

Goethe oder Wolff hatte des leichteren Findens wegen die verschiedenen Strafsenscenen durch die Seitenzahlen unterschieden. Weil uns das benutzte Faustheft fehlt, wissen wir nicht genau, welche Scene hier gemeint ist. Höchst wahrscheinlich ist es

der in dem Ur-Faust (Fräulein v. Göchhausen) enthaltene Scenenentwurf:

Landstrafse. Ein Kreuz am Wege. Rechts auf dem Hügel ein altes Schlofs, in der Ferne ein Bauernhüttchen. [Faust, Meph.]

Was giebt's, Mephisto? hast du Eil' etc.

Ich werde später darauf zurückkommen. Es folgt nun zunächst:

NB [Musik.] *Technisches* [d. i. vollständige oder teilweise Verwandlung in? — 6. Scenerie.]

Einschiebsel: Kleine Teufel [Gemeint ist das bekannte:] *(Zwei Teufelchen und Amor).*

[7. Scenerie:] *Auerbachs Keller. Sc. 6.*

[8. Scenerie:] *Hexenküche. Sc. 7.*

[9. Scenerie:] *Strafse (p. 129)* [Haus Gretchens, Brunnen]. *Sc. 8.* Gemeint ist:

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen etc.

[10. Scenerie:] *Margarethens Stube. Sc. 9.*

Ich gäb was drum, wenn ich nur wüfst etc.

Act. IV.

[11. Scenerie: Ursprünglich] *(Öffentlicher Garten.)* [Dann aber gestrichen.] *Spaziergang. Sc. 1. Faust. Mephist.*

Bei aller verschmähten Liebe! Beim höllischen Elemente!

[12. Scenerie:] *Marthens Zimmer. Sc. 2. Margarethe. Marthe* [später Meph.].

Ausgelassen, vielleicht vergessen ist die Scene:

(Strafse. Faust, Mephist.

Wie ist's? Will's fördern? Will's bald gehn?)

[13. Scenerie:] *(Garten) Spaziergang. Sc. 2a. Faust, Mephist., Margr., Marthe.*

(Kombination) [d. i. Verschmelzung verschiedener Scenerien zum Zwecke bühnischer Vereinfachung, zunächst Verlegung der Sc. 2 in die 13. Scenerie (Garten), vielleicht sogar Hinzuziehung der Sc. 1 zu derselben Scenerie.]

[14. Scenerie:] *Wald und Höhle. Sc. 3* [Faust, Mephist.].

[10. Scenerie:] *Gretchens Stube. Sc. 4. Margarethe.*

Mein' Ruh ist hin, mein Herz ist schwer etc.

Sc. 5 [dieselbe Scenerie scheint beibehalten zu sein].

NB [Übergang durch Musik vermittelt.] *Margar., Faust.*

Versprich mir, Heinrich etc.

[9. Scenerie: Strafse] *Haus* [Gretchens]. *(Am Brunnen.)*
Sc. 6a. [Gretchen und] *Lieschen.*

[Gleichfalls 9. Scenerie:] *Strafse* [Nacht]. *Sc. 6. Valentin etc.*
Sc. 7. Faust, Mephist. [Valentin].
Sc. 8. Volk [Gretchen, Valentin, Marthe].

[15. Scenerie:] *Vorhalle des Doms.* [Vielleicht mit der 9. Scenerie verschmolzen.] *Sc. 9. Gretchen.*
Ach, neige, du Schmerzensreiche etc.
Sc. 10 [wiederum 15., bezw. 9. Scenerie]. *NB* [Kirchenmusik.] [Gretchen] *Böser Geist.*

Act. V.

[16. Scenerie:] *Felsen-Gegend* [am Blocksberg]. *(Walpurgisnacht.) Sc. 1.*

[17. Scenerie:] *Blocks-Berg* [gedacht ist eine höhere Region, wahrscheinlich der Gipfel]. *Sc. 2* [dieselbe Scenerie. Faust, Mephist. Die Scene ist sonst bezeichnet mit:] *(Trüber Tag)* [Feld].

[18. Scenerie:] *Kerker. Sc. 3.*

Man sieht, es ist nicht so ganz leicht, durch die zum Teil sehr flüchtigen Vermerke sich durchzufinden, aber ein ungefähres Bild läfst sich doch gewinnen.

Wir gehen nunmehr nach dieser Bühnen-Bearbeitung zum Gedankengange des Stückes über. Zum Anfange ist wenig zu bemerken.

Studierzimmer. Nacht.

Die Einfügung von Musik zu dem Auftreten des Erdgeistes (Weltgeistes) ist bereits erwähnt worden. Auch sonst findet sich Andeutung von melodramatischer Bearbeitung; z. B. ist folgende verkürzte Stelle aus dem Faust-Monologe vorhanden, welche sich kurz nach dem Auftritte mit Wagner einfügt:

Nicht darf ich dir [d. i. dem Erdgeiste] *zu gleichen mich vermessen!*
Hab ich die Kraft, dich anzuziehn, besessen,
So hatt ich dich zu halten keine Kraft.
In jenem sel'gen Augenblicke —
Ich fühlte mich so klein, so grofs;
Du stiefsest grausam mich zurücke
Ins ungewisse Menschenlos.
Hier soll ich bangen, soll ich wähnen
Und hoffen in erneuter Pein,
Soll an Verzweiflung mich gewöhnen
Und gröfser als Verzweiflung sein.

Du Erdengeist, kennst du die Macht,
Was eine Menschenbrust vermag?
Ich breche durch! Nach dieser Nacht —
Was kümmert mich ein neuer Tag!
Ich sollte wohl im Jammer weilen,
Nachdem ich einmal dich geschaut?
Sieh mich entschlossen, sieh mich eilen:
Das Ende such' ich, keine Braut. —
Doch warum heftet sich mein Blick auf jene Stelle u. s. w.

Goethe hatte sogar vorübergehend daran gedacht (laut Brief an Grafen Brühl 1815), eine Zusammenziehung der beiden ersten grofsen Faustmonologe vorzunehmen, mit Ausmerzung der Wagner-Scene, so dafs das Monodram nur durch die Erscheinung des Erdgeistes unterbrochen werde. Die Erwägung, dafs mit einem solchen scharfen Schnitte auch die spätere Einführung des charakteristischen Wagner unmöglich sei, wird den Dichter davon abgehalten haben.

Noch verdient angeführt zu werden, dafs es wunderlicherweise beim Erscheinen des Erdgeistes heifst:

Der Geist erscheint in der Flamme, in widerlicher Gestalt.

Dies kann wohl nicht gut in dem Sinne von „ekelhaft, häfslich" stehen, sondern soll bedeuten: abstofsend, furchtbar, schrecklich. — Bei dem Ostergesange findet sich die Anmerkung nach *Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!*

(In den Sessel sinkend.)

Von dem letzten „Chor der Engel" ist die zweite Hälfte abgetrennt als:

Tutti. Thätig ihn Preisenden,
Liebe Beweisenden etc.

Bei der Scenerie „Vor dem Thor" ist gar nichts zu erwähnen.

Studierzimmer.

Erste Scene zwischen Faust und Mephistopheles. Hier scheint Mephistopheles noch nicht als Scholast aufzutreten, sondern sich sonst irgendwie zu entpudeln, als „Gespenst" (siehe später), wahrscheinlich als Teufel, wie er im Prolog im Himmel auftritt.

An die Erörterung über das Wesen des Geistes —

Faust. Du nennst dich einen Teil und stehst doch ganz vor mir?
Meph. Ich bin ein Teil des Teils etc. —

läſst sich die Stelle anfügen:

[Meph.] *Und merk dir ein für allemal*
Den weisesten von allen Sprüchen:
Es liegt dir kein Geheimnis in der Zahl,
Allein ein groſses in den Brüchen.

Zwischen den beiden Scenen „Studierzimmer“, und zwar zwischen der ersten Entfernung und dem Wiedereintritte des Mephistopheles, findet sich eine offenbare, nur durch einen Gedankenstrich angedeutete Lücke; diese Empfindung muſs sofort rege werden, indem der Gedankengang vollständig unvermittelt ist. In einem Briefe an Schiller vom Jahre 1800 sagt Goethe:

„An Faust ist in der Zeit auch etwas geschehen. Ich hoffe, daſs bald in der groſsen Lücke nur der Disputationsactus fehlen soll, welcher dann freilich als ein eigenes Werk anzusehen ist und aus dem Stegreife nicht entstehen wird.“

Die groſse Lücke von damals ist dann ausgefüllt worden bis auf die kleinere Lücke, den Disputationsactus, an dessen Stelle ein bescheidener Gedankenstrich getreten ist. Von diesem Disputationsactus sind ein Entwurf und kleinere Bruckstücke erhalten, welche hier zusammengestellt seien. Leider ist alles sehr abgebrochen und unvollständig, besonders indem, wie Erich Schmidt sagt, die Hälfte des den Entwurf enthaltenden Heftchens weggeschnitten ist.

Auditorium.

(Disputation. Das Gedränge, die [? das] *Wogen, das Ein- und Ausströmen.) Halbchor, andere Hälfte, Tutti der Studenten (den Zustand ausdrückend).*

Schüler von innen: *Laſst uns hinaus! Wir haben nicht gegessen;*
— — — — — — [satt ?]
Wer sprechen darf, wird Speis und Trank vergessen;
Wer hören soll, wird endlich matt.

Schüler von auſsen: *Laſst uns hinein! Wir kommen schon vom Kauen;*
Denn uns hat das Konvikt gespeist.
Laſst uns hinein! wir wollen hier verdauen;
Uns fehlt der Wein, und hier ist Geist.

(Tutti.) — — — — — — —

Wagner als Opponent letzter, macht ein Kompliment.

Einzelne Stimmen. — Rektor zum Pedell. — Die Pedellen, die Ruhe gebieten. — Fahrender Scholasticus [Mephistopheles] *tritt auf, schilt die Versammlung.*

Hinaus! Hinein! Und keiner von der Stelle!
Was drängt ihr euch auf dieser Schwelle!
Hier auſsen Platz und laſst die innern fort,
Besetzt dann den verlaſsnen Ort.

[Mephistopheles fordert Wagner zum Disputieren auf.]

Dieser [Wagner] *lehnt's ab.*

Chor der Studenten, halb, ganz; schilt den Respondenten [Wagner] *bescheiden.*

Faust nimmt's auf [das Disputieren]; *schilt sein* [des Mephistopheles] *Schwadronieren; verlangt, daſs er artikuliere.*

Meph. thu'ts, fällt aber gleich ins Lob des Vagierens und der daraus entstehenden Erfahrung.

Schüler [Chor halb?] *Der ist vom fahrenden Geschlecht:*
Er renommiert, doch er hat recht.

Faust. Ungünstige Schilderung des Vaganten.

[Faust.] *Zu suchen, wo auf Erden dies geworden,*
Das steht dem Herrn Vaganten frei;
Ob es im Süden oder Norden —
Mir ist es alles einerlei.

[Chor?] — — — — — — — —

[Meph.] *Mit pathetischem Dünkel*
Quadriert den Zirkel,
Bisseciert den Winkel;
Und wo die Klügsten selbst sich wunderlich gebärden,
Das kann hier Schüler-Arbeit werden.

[Wagner? Schüler?] — — — — — —

Meph. *Wer spricht von Zweifeln? Laſst mich's hören.*
Wer zweifeln will, der muſs nicht lehren;
Wer lehren will, der gebe was.

[Meph.] *Was uns zerspaltet, ist die Wirklichkeit;*
Doch was uns einigt, das sind Worte.
(Das was uns trennt, das ist die Wirklichkeit;
Was uns verbindet, das sind Worte.)

Meph. Kenntnisse, die dem Schulweisen fehlen.

Faust. Gnothi seauton im schönen Sinne. Fordert den Gegner auf, Fragen aus der Erfahrung vorzulegen, die [er, nämlich:] *Faust alle beantworten wolle.*

Meph. Gletscher. Bolognesisches Feuer. Charibdis. Fata Morgana. Tier, Mensch.

Faust. Gegenfrage, wo der schaffende Spiegel sei. [Zauberspiegel in der Hexenküche.]

Meph. Kompliment, die Antwort ein andermal [wie später thatsächlich erfolgend].

Faust. Schluſs. Abdankung.

Majorität, Minorität der Zuschauer [beide?] *als Chor.*

[Wagner allein?] *Wagners Sorge: Die Geister möchten sprechen, was der Mensch zu sich zu sagen glaubte.*

Dies ist der erhaltene reichhaltige Stoff aus dem Disputations-Actus.

Es folgt nun im unmittelbaren Zusammenhange die Pakt-Scene:

Studierzimmer.

Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen? etc.

Mephistopheles erscheint in einer neuen Verkleidung, als „edler Junker“. Vielleicht hatte Goethe ursprünglich den Mephistopheles auch hier, wenigstens anfänglich, als Scholasticus auftreten lassen wollen. Darauf weisen wohl die beiden Verse hin:

[Faust.] *Als Pudel, als Gespenst und als Scholasticus —*
Ich habe dich als Pudel doch am liebsten.

zugleich mit Beziehung auf das angewandte Wort „pudelnärrisch“.

In diesen Auftritt unterzubringen ist auch die Stelle:

[Faust.] — — — — — — — —
Und schleppe bei diesem Sklavenschritt
Das lange Kleid, die weiten Ärmel mit.

Zu der Verschreibung gehören die Verse:

[Meph.] *Mein Freund, wenn je der Teufel dein begehrt,*
Begehrt er dein auf eine andre Weise:
Dein Fleisch und Blut ist wohl schon etwas wert,
Allein die Seel' ist unsre rechte Speise.

Ebenso schliefst sich hier noch der Wechsel- und Chorgesang der Geister aus der Bearbeitung für den Fürsten Anton Radziwill an:

Faust. *So mag es bei der Fratze bleiben.*
1. Halbchor. *Wird er schreiben?*
2. Halbchor. *Er wird schreiben.*
1. Halbchor. *Er wird nicht schreiben.*
2. Halbchor. *Er wird schreiben.*
Chor. *Blut ist ein ganz besondrer Saft,*
Wirkend im Innern Kraft aus Kraft.
Reifst ihn die Wunde rasch nach aufsen,
Draufsen wird er wilder, wilder hausen.
[Faust hat unterdessen geschrieben.]
Meph. *Blut ist ein ganz besondrer Saft.* U. s. w.

In dem sich anknüpfenden sog. Schüler-Auftritte erscheint

Mephistopheles im Schlafrock, eine grofse Perücke auf.

Die älteste Bearbeitung ist, wie Erich Schmidt gelegentlich äufserte, „fuchsmäfsig“, und man kann wohl sagen: im allgemeinen unbedeutend. Nur einige Worte des Schülers oder „Studenten“ will ich hier niederlegen:

Wolltet mich führen!
Bin wahrlich ganz ein irres Lamm.
Möcht gern das Gute so allzusamm',

Möcht gern das Böse mir all vom Leib,
Und Freiheit, auch wohl Zeitvertreib;
Möcht auch dabei studieren tief,
Daſs mir's über Kopf und Ohren lief'!
O Herre, helft, daſs meiner Seel'
Am guten Wesen nimmer fehl'.
— — — — — — — —
Wird mir fast so eng im Haus herum,
Als [Wie] *zu Haus im Kollegium.*
— — — — — — — —
Hochwürd'ger Herr, — — — —
Mir steht das Feld der Weisheit offen.
Wäre gern so grade zu geloffen;
Aber sieht drinn so bunt und kraus,
Auch seitwärts wüst und trocken aus.
Fern thät sich's mir vor die Sinnen stellen
(Als) wie ein Tempe voll frischer Quellen.

In dem Auftritte nach Abgang des Schülers begegnen folgende Stellen:

[Meph.] *Wenn du von auſsen ausgestattet bist,*
So wird sich alles zu dir drängen;
Ein Kerl, der nicht ein wenig eitel ist,
Der mag sich auf der Stelle hängen.
[Meph.] *Und mein Verdienst, worauf ich stolz bin —*
Ich schlepp' es nicht am Hintern hinten nach.
[Meph.] *Seht mir nur ab, wie man vor Leute tritt!*
Ich komme lustig angezogen,
So ist mir jedes Herz gewogen;
Ich lache — gleich lacht jeder mit.
Ihr müſst, wie ich, nur auf euch selbst vertrauen
Und denken, daſs hier 'was zu wagen ist;
Denn es verzeihen selbst gestrenge Frauen (Damen),
(Denn es verzeihen selbst gelegentlich die Frauen),
Wenn man mit Anstand den Respekt vergiſst.
Nicht Wünschelrute, nicht Alraune —
Die beste Zauberei liegt in der guten Laune:
Bin ich mit allen gleichgestimmt,
So seh ich, daſs man mir nichts übel nimmt.
Drum frisch ans Werk und zaudert mir nicht lange!
Das Vorbereiten [einzig?] *macht mir bange.*

An die Worte des Mephistopheles,

Ich gratuliere dir zum neuen Lebenslauf!

schlieſst sich aus der Bearbeitung für Radziwill an:

Chor. *Hinaus! Hinauf!*
Kühn und munter!
Sind wir einmal oben drauf [auf?],
Geht's wieder hinunter.

Es beginnt nun die Weltfahrt der Beiden. Wir finden dieselben in einer unbekannten Scenerie wieder:

Faust. Mephistopheles.

Faust. *Umgekehrte Richtung der Jugend.*
Meph. *Gegen Roheit.*
Faust. *Widerspricht. Jugend Elasticität, der Teilnahme fehlend. Vorteile der Roheit und Abgeschmacktheit.*
Meph. *Vorschlag. Geschichte des Tranks* [Trunks?].

So sehen wir uns übergeführt zu dem folgenden Auftritte:

Auerbachs Keller.

Der Ur-Faust bietet uns den Auftritt gröſstenteils in Prosa, und zum Teil in ziemlich abweichender Fassung; am bedeutendsten ist, daſs an Stelle von Mephisto Faust selber den Wein- und Feuerzauber macht. Später hat Goethe sehr richtig diesen Puppenspiel-Ulk, diese „abgeschmackte Zerstreuung" als Fausts unwürdig auf seinen Spieſsgesellen übertragen.

Als nächstes Bild bietet sich uns eine nur ganz oberflächlich angedeutete Scene:

Landstraſse.

Ein Kreuz am Wege, rechts auf dem Hügel ein altes Schloſs, in der Ferne ein Bauernhüttchen.

Faust. *Was giebt's, Mephisto? hast du Eil'?*
Was schlägst vorm Kreuz die Augen nieder?
Meph. *Ich weiſs es wohl: es ist ein Vorurteil;*
Allein genug — mir ist's einmal zuwider.
Meph. *Mich darf niemand aufs Gewissen fragen:*
Ich schäme mich oft meines Geschlechts.
Sie meinen: Wenn sie Teufel sagen,
So sagen sie 'was Rechts.

Das ist alles, was sich uns für den Auftritt bietet. Ich denke mir das Weitere als eine Unterredung über das Leben im allgemeinen, über das Streben und Ringen der Menschen, verschiedene Stände, Reichtum (Schloſs), Armut (Bauernhütte), Glück u. s. w.

[Reimpaar:] *Treten des Elements*
Des Glückes Insufficienz [d. i. Unzulänglichkeit].

Faust leitet über auf das, was unantastbar immer bestehen bleiben wird: Religion (Kreuz) und göttliche Liebe. Mephistopheles springt auf irdische Liebe über, welche alles, Schloſs und Bauernhütte, einige u. s. w. Der letzte Gedanke ward sodann, in verwandelter Scene, weitergesponnen mittels des Einschiebsels:

(Kleine Teufel) Zwei Teufelchen und Amor,

indem darin ausgeführt wird, dafs die wahre Liebe göttlich sei, dafs aber diese reine, edle Liebe mitunter durch das Teuflische gefährdet werde. — Als die beabsichtigt gewesene Gesprächscene unterblieb, ward das fertig ausgearbeitete allegorische Stückchen anderweit benutzt, wie wir nachher ersehen werden.

Hexenküche.

Die irdisch-teuflische Liebe ist jetzt der Hebel, mittels dessen er Faust seinem idealen Streben entrücken will. Der Zauberspiegel (schaffende Spiegel) und der Liebestrank mit seiner verjüngenden Kraft sind Mittel dazu:

Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Seitdem ist Faust thatsächlich ein ganz veränderter Mann, und der Kampf der inneren Elemente, dessen er sich schon früher bewufst war, beginnt in titanenhafter Weise zu toben.

Der Dichter führt uns jetzt eine etwas wunderliche Scene vor:

Doppelscene.

Andreas-Nacht. Mondschein.

Feld und Wiesen.	*Vorstadt, öder Platz.*
Faust.	*Gretchen* [bald so, bald Margarethe, Margrete genannt].

Also eine Scene mit geteilter Bühne. Lyrisch-dichterisch sehr schön gedacht, mufste sie doch als dramatisch unmöglich fallen gelassen werden. — Es ist Andreas-Nacht, die Nacht der Liebe. Gretchen hat ein halb bewufstes Sehnen nach dem ihr noch unerschlossenen Lande der Liebe mit ihren Freuden und Leiden. Faust befindet sich auf der Suche nach dem Wunderbilde weiblicher Schönheit, welches der schaffende Zauberspiegel ihm gezeigt hat:

In goldnen Frühlings Sonnen-Stunden
Lag ich gebunden
An dies Gesicht.
In holder Dunkelheit der Sinnen
Konnt ich wohl diesen Traum beginnen,
Vollenden nicht.
— — — — — —
Und Freude schwebt im Sternenklang
Uns nur im Traume vor.

Erich Schmidt hält diese Stellen, obwohl unter den Faustpapieren befindlich, für zwei lyrische Fragmente ohne Beziehung zu Faust — ich glaube sicher: mit Unrecht. — Und nun beginnt das greifbare Liebesdrama mit Gretchen:

Kleine Reichsstadt. Vor der Kirche [sonst Straſse].

Das Anmutige, Beschränkte des bürgerlichen Zustandes. Kirchgang. Neugetauftes Kind. Hochzeit.

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen etc.

Es folgt die liebliche Scene:

Abend. Ein kleines, reinliches Zimmer [Gretchens].

Ein anderer Gretchen-Auftritt zeigt uns, im Gegensatze zu jener ruhigen Scene, das ungestüme Vorgehen des stürmischen Liebhabers. Darauf deuten die Worte:

[Margr.] *Fiel vor mir hin und küſste mir die Hand —*
Es brennt mich noch! —

Ohne daſs es weiterer Erörterungen bedarf, fügen sich die folgenden Scenen glatt an:

Allee (Spaziergang).

Bei aller verschmähten Liebe! Beim höllischen Elemente!

Der Nachbarin Haus.

[Martha, Margarethe, später Mephistopheles.]

Straſse.

Wie ist's? Will's fördern? Will's bald gehn?

Darauf kommt die lieblichste der Scenen:

Garten. Ein Gartenhäuschen.

Als Einleitung wollte Goethe das früher einmal anderweitig beabsichtigt gewesene allegorische Gedicht *Zwei Teufelchen und Amor* benutzen. Nach dem Schlusse:

Und kommt denn auch der Teufel hinten nach,
Bin ich schon weit hinweggeflogen,

findet sich die Bemerkung:

Amor fliegt gegen die Seite, wo sogleich Faust und Gretchen hervortreten. Die Teufelchen hüpfen in die entgegengesetzte, wo später Mephistopheles und Marthe herauskommen.

Der höchsten Liebessteigerung bei Faust folgt eine Zeit kühlerer Betrachtung. Dahin ist wohl eine aus Bruchstücken zusammenzusetzende

Scene zwischen Faust und Mephistopheles

zu verstehen; sie war vielleicht auch schon an früherer Stelle beabsichtigt, obwohl ich nicht gerade wüfste: wo?

[Meph.] *Der ganze Fehler ist daher entstanden:*
Das was ihr wifst, das könnt ihr nicht geniefsen,
— — — — — — — — —
Was man geniefst, das braucht man nicht zu wissen.

[Meph.] *Denn zum Erlernen ist der Grofse viel zu klein,*
Und zum Geniefsen ist der Kleinste grofs genug.

[Faust] *Ei, was ich weifs, das brauch ich nicht zu glauben!*
Der Mensch ist gar erbärmlich dran,
Und es steht nur dem Teufel an,
Ihm noch das bifschen Sicherheit zu rauben.

[Meph.] *Die Wahrheit zu ergründen,*
Spannt ihr vergebens euer blöd Gesicht;
Das Wahre wäre leicht zu finden,
Doch eben das genügt euch nicht.

[Meph.] *Die blofse Wahrheit ist ein simpel Ding,*
Die jeder leicht begreifen kann.
Allein sie scheint euch zu gering,
Und sie befriedigt nicht den Wundermann.
Drum wollt ihr, dafs man euch belüge,
Und dankt dafür, wenn — —

[Meph.] *Giebt's ein Gespräch, wenn wir uns nicht betrügen* —
Mehr oder weniger versteckt?
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen —
Das ist die Köcherei, die mir am besten schmeckt.

[Meph.] *Wenn du nur von den Bissen leben solltest,*
Die dieser oder jener dir gegönnt —

[Meph.] *Und wenn ihr schreiet (jammert, scheltet), wenn ihr klagt,*
Dafs ich zu grob mit euch verfahre —
Und (?denn?) [denkt?] *wer euch heut recht derb die Wahrheit sagt,*
Der sagt sie euch auf tausend (viele) Jahre.

[Meph. allein] *Auf diesem Wege rollt es eben*
Recht hurrliburli durch das Leben.
Er nagt nicht lang an einem Knochen:
Ich mufs es ihm gepfeffert kochen.

Solche moralische Stimmung spinnt sich weiter fort in die Scene:

Wald und Höhle.

Wir hören Fausts dankende, aber auch vorwurfsvolle Worte an den erhabenen Welt- und Erdgeist. Mephistopheles sucht ihn wieder lange vergeblich von seiner idealen Anwandlung abzubringen. Da ändert sich allgemach die Lage, indem Mephisto

die Liebesgedanken weckt. Wohl sucht Faust den Versucher von sich zu weisen; doch dieser, trotz des entgegengeschleuderten „Pfui über dich!“ benutzt das gewonnene Fleckchen, um weiteren Boden zu gewinnen; er sucht den idealen Anflug gründlich zu beseitigen, indem er cynisch-derb die ganze reale Wirklichkeit entgegenstellt:

[Meph.] *Und der zuerst sich wie ein Gott erging,*
Befindet sich noch wohl am Schweinekoben.

Aber derartige teuflisch-herabwürdigende Äufserungen zünden bei Faust nicht. Anders ist es, als Mephisto sich wieder dem Gedankenschwunge Fausts anbequemt. Er bringt in verführerischen Worten das schöne Gretchen in Erinnerung. Fausts Wort „Schlange! Schlange!“ und Mephistopheles' „Gelt, dafs ich dich fange!“ sind von wesentlicher Bedeutung. Faust ist gewillt, den Zauberbecher der Liebe bis auf den Grund zu leeren, und Mephisto triumphiert in dem Gedanken an die entscheidende Wettbedingung:

Werd ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn! u. s. w.

Aber der Geist der Verneinung verkennt die tiefe Faustische Natur gründlich, obwohl Faust ihn bedeutet, dafs der Sinnengenufs ihm niemals die volle Befriedigung gewähren könne:

[Faust.] *O, wo ist der Genufs, der der Begierde gleicht,*
Und wo ist ein Genufs, der die Begier erreicht!

Die Sinnlichkeit vermag den Helden nicht von seinem höheren Streben abzubringen. Dieser Gedanke und jene zwei Verse sind bedeutungsvoll. Es ist schade, dafs Goethe jene wichtigen Verse oder Gedankenähnliches nicht in das Werk aufgenommen hat. — Vorläufig zeitigt der Same des Bösen seine Früchte, und das arme Gretchen geht ahnungslos seinem Verhängnis entgegen.

Gretchens Stube.

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer etc.

Marthens Garten.

Versprich mir, Heinrich — (Sag mir doch, Heinrich —)

Der Schlufs gestaltet sich so:

Faust. *Was geht dich's an?*
Meph. *Hab ich doch meine Freude dran!*
(Faust ab.)
Meph. *Der junge Herr ist freilich schwer zu führen;*
Doch als erfahrner Gouverneur
Weifs ich den Wildfang zu regieren
Und affiziert mich auch nichts mehr.
Ich lafs ihn so in seinen Lüsten wandeln,
Mag ich doch auch nach meinen Lüsten handeln.
Ich rede viel und lafs ihn immer gehn.
Ist ja ein allzu dummer Streich geschehn,
Dann mufs ich meine Weisheit zeigen,
Dann wird er bei den Haar'n herausgeführt;
Doch giebt man gleich, indem man's repariert,
Gelegenheit zu neuen dummen Streichen.

Am Brunnen. Zwinger. Strafse vor Gretchens Thüre (Nacht).

[Gretchen und Lieschen. — Gretchen vor der Mater dolorosa. — Valentin. Faust, Mephistopheles etc.]

Das Verderben bricht Schlag auf Schlag herein.

Dom.

Exequien der Mutter Gretchens. Amt, Orgel und Gesang. Gretchen, alle Verwandte. Böser Geist hinter Gretchen.

Besondere Scene.

Faust, vom bösen Gewissen verfolgt, sieht überall sein verführtes und verlassenes Gretchen, so sehr auch Mephistopheles ihn abzulenken sucht. Das Muttergottesbild verwandelt sich vor Fausts Augen in Gretchens Gestalt.

[Faust.] *Was für ein hölzern Bild sie an dem Halse hat!*
Ein heilig's oder ein lebendig's?

Einleitung zur Walpurgisnacht.

Faust. *Veränderung ist schon alles* [Übergang vom Winter zum Frühling]. *Krankheit das Mittel (ein Choc), damit die Natur nicht unterliege.* [Winter = Krankheit.]

Meph. *Will einige Nacht-Mahre zaumen und Fausten eine Falle legen; gelingt's, so holt er ihn.* [Scheint sich auf das Folgende zu beziehen, mit Anknüpfung an „Verweile doch! du bist so schön!"]

Faust allein. *Schmeichel-Gesang.* [Nach Art der Sirenen des Odysseus.]

Faust. *Wer ist in der Nähe, dem das gelten kann?*

Fortgesetzter Schmeichel-Gesang.

Meph. Deutet sie [die Gesänge] *auf Faust.*
Fausts Unwille.
Meph. Keck, verrät sich.
Faust. Er soll's wo anders anwenden.
Meph. Pferde.
Sie reiten. Schnelligkeit. Falsche Richtung. Zug nach Osten [?].

[Meph.] *Aufmunterung zu Walpurgis-Nacht. Daselbst.*

(Walpurgisnacht. Harzgebirge.)

Felsen-Gegend [auf halber Höhe des Blocksberges?].

[Faust.] *Das hat schon der Prophet gewufst:*
Es ist gar eine schlechte Lust,
Wenn Ohim mit den Zihim sich begegnen.

Der erwähnte Prophet ist Jesaia, welcher im 13. Kapitel, auszugsweise wiedergegeben, schreibt:

„Also soll Babel umgekehrt werden vor Gott, wie Sodom und Gomorrha, dafs man hinfort nicht mehr da wohne, noch jemand da bleibe für und für. Sondern Zihim (= Wildkatzen, Vampyre?) werden sich da lagern, und ihre Häuser werden voll Ohim (= Marder?) sein, und Straufse werden da wohnen, und Feldgeister (wohl eine irrtümliche Übersetzung?) werden da hüpfen, und Eulen in ihren Palästen singen, und Drachen in den lustigen Schlössern."

Der Dichter stellt also die alte zerstörte Weltstadt in Vergleich mit der phantastisch-grausigen Scenerie, wie er sie im Sinne hat, oder wie das Harzgebirge unmittelbar sie ihm bot.

[Faust.] *Welch hohe Pracht!*
In den Bergen Waldesnacht!

Leuchtende Figur des Mephistopheles [an Stelle des Irrlichtes?].

[Faust.] *Warmes Lüftchen, weh heran,*
Wehe uns entgegen;
Denn du hast uns wohlgethan
Auf den Jugendwegen.

Diese Verse sind durch Riemer als zum Faust gehörig mitgeteilt worden. Erich Schmidt hat sie unter den Faustpapieren nicht gefunden und hält sie deshalb nur für ein abgerissenes Lyrikum — ich glaube: mit Unrecht. Das zur Begründung vorgeschützte Metrum ist nicht ausschlaggebend; denn auch andere Stellen, wie der Wechselgesang Faust, Mephistopheles, Irr-

licht, haben ihr besonderes Versmaſs. Die Verse stehen in Verbindung mit:

Faust. *Der Frühling webt schon in den Birken* etc.
Sollt er nicht auch auf unsre Glieder wirken?
Meph. *Fürwahr, ich spüre nichts davon!*
Mir ist es winterlich im Leibe.

Faust. Schöpfung des Menschen durch die ewige Weisheit, der Hexen zufällig wie Python.

[Meph.] *Wie man nach Norden weiter kommt,*
Da nehmen Ruſs und Hexen zu.

In wenigstens äuſserlicher Verbindung hiermit stehen die geringeren Verse:

[Meph.] *Dem Ruſs der Hexen zu entgehen,*
Muſs unser Wimpel südwärts wehen;
Doch dort bequeme dich zu wohnen
Bei Pfaffen und bei Skorpionen.

[Meph.] *Vier Beine lieb ich mir zu sicherm Stand und Lauf;*
Er [Faust?] *klettert stets und kommt doch nicht hinauf.*

Die Vierbeinigkeit soll wohl auf das Tierische im Menschen hinweisen, welches in der Walpurgisnacht-Scene so recht zum Ausdrucke gelangt.

[Meph.] — — — — — — — —
Und selbst die allerkürz'ten Flügel
Sind doch ein herrliches Organ.

[Meph.] *Ihr Leben ist ein bloſser Zeitvertreib —*
Zwei lange Beine, keinen Leib.

(— — jetzigen Unfug in Deutschland.)

Dies scheint äuſserlich auf die Irrlichte zu gehen. Gemeint ist aber jedenfalls vom politischen Stande aus, wie aus der abgerissenen Prosa-Bemerkung hervorgeht, Deutschland mit seinem vorübergehenden Aufflackern während der Freiheitskriege; gezielt wird auf den kläglichen Zwiespalt: die zwei langen Beine sind Preuſsen und Österreich, der mangelnde Leib ist Deutschland selber.

[Meph.] *Ein Mensch, der von sich spricht und schreibt,*
Wie einst ein Biograph von ihm geschrieben hätte.

Frauen über die Stücke [? vielleicht Theaterstücke? oder Röcke??]. *Männer über das L'hombre. Hexe aus der Küche;* es ist *„Die Alte"*, mit welcher Mephistopheles die wüste Wechselrede, den wüsten Wechselgesang hat.

[Meph.] *Musik nur her, und wär's ein Dudelsack!*
Wir haben, wie manche edle Gesellen,
Viel Appetit und wenig Geschmack.

[Meph.] *Ei, da ist ja der liebe Sänger*
Von Hameln auch, mein alter Freund,
Der vielbeliebte Rattenfänger!
Wie geht's? Ganz herrlich, wie es scheint.

Der Rattenfänger war Goethe schon von früher her geläufig:

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereiste Rattenfänger.

Er mufste hier seine Maske Goethes altem Bekannten Basedow leihen:

Rattenfänger von Hameln.

Befinde mich recht wohl — zu dienen.
Ich bin ein wohlgenährter Mann,
Patron von zwölf Philanthropinen,
Daneben auch ein Charlatan.

[Meph.] *Fleisch dorrt wie Heu, und Bein zerbricht wie Glas,*
Und alle Schönheit ist ein (wahrer) Mottenfrafs!

[Meph.] — — — — — — — —
— *Die spindelförmigen Gestalten* —
Und sind für mich die alten Helden tot,
So mufs ich mich doch wohl zu diesen Schluckern halten.

[Meph.] *Was an dem Lumpenpack mich noch am meisten freut,*
Ist, dafs es wechselweis von Herzen sich verachtet.

Dies ist später ausgeführt worden:

Das hafst sich schwer, das Lumpenpack etc.

Intermezzo.

Dasselbe besteht aus einem Xenienbündel und führt uns auf eine Auftrittbühne bestimmter Persönlichkeiten. Es ist dies ein schnurriger Einfall des Altmeisters. Das ganze Intermezzo hat mit der Handlung nichts zu thun, sondern ist nur für die Personenkenntnis von Bedeutung. Eine Anzahl bisher unbekannt gewesener Xenien ist überschrieben mit: *Stilling* — *Gräfin* — *Ptolomäer* — *Copernicus* — *Eutiner* — *Wunderhorn.* Ich will nicht näher auf sie eingehen. Eine Xenie ohne Bezeichnung scheint mir im allgemeinen auf die Dichterlinge zu zielen, welche durch Goethes Xenien manchen Hieb erhielten:

Wegen papierner Flügel bekannt,
Sieht euch auch hier ein jeder an.
Ein paar Löcher sind hineingebrannt —
Das haben die verfluchten Xenien gethan!

Mit dem Xenien-Ulke liefs Goethe die Walpurgisnacht mit ihrem guten Teile Sinnlichkeit im Sande verlaufen. Eigentlich hatte der Altmeister eine Steigerung bis zur Höhe der Gemein-

heit, äufserlich ausgedrückt: ein weiteres Emporklimmen von der halben Höhe des Brocken bis zum Gipfel, beabsichtigt.

Nach dem Intermezzo
sollten nämlich sehr ausgesponnene Scenen auf dem höchsten Gipfel des Blocksberges folgen, in welchen die menschlich-tierische Natur in ihrer ganzen realen Widerlichkeit gezeigt werden sollte. Der Dichter wollte auf solche Weise seinen Helden läutern und dem geistigen und idealen Elemente wieder zuführen. An der Derbheit der Sprache scheiterte die Ausführung, und das wenige halbwege Vollendete war wohl nur einem engeren Freundeskreise zugängig; auch hier mufs das Meiste unterdrückt werden.

Gipfel. Nacht. Einsamkeit, Öde, Trompetenstöfse, Blitze, Donner von oben, Feuersäulen (Feuerkolofs), Rauch, Qualm. Fels, der daraus hervorragt; ist der Satan. Grofses Volk umher. Versäumnis. Mittel, durchzudringen. Schaden. Geschrei. Lied. Gedränge. Sie ersteigen einen Baum. Reden des Volks. Man kann's vor Hitze kaum aushalten.

Sie [Faust und Mephistopheles] *stehen im nächsten Kreise. Nächste Umgebung. Massen, Gruppen. Satans Rede:*

Die Böcke zur Rechten,
Die Ziegen zur Linken etc.
Chor. Aufs Angesicht nieder!
Verehret den Herrn!
Er lehret die Völker
Und lehret sie gern.
Vernehmet die Worte;
Er zeigt euch die Spur
Des ewigen Lebens,
Der tiefsten Natur.
Aufs Angesicht nieder
Am heiligen Ort!
O glücklich, wer nah steht
Und höret das Wort!
Ihr Männlein und Weiblein,
Verehret die Spur
Des ewigen Lebens,
Der tiefsten Natur.

Präsentationen. Beleihungen. Einzelne Audienzen. Ceremonienmeister.

Auf glühendem Boden. Hochgerichts-Erscheinung: Nackt das Idol; die Hände auf dem Rücken; bedeckt nicht das Gesicht und nicht die Scham. Gesang:

[Chor.] *Wo fliefset heifses Menschenblut,*
Der Dunst ist allem Zauber gut.
Die grau' und schwarze Brüderschaft,
Sie schöpft zu neuen Werken Kraft.

Was deutet auf Blut, ist uns genehm;
Was Blut vergiefst, ist uns bequem.
Um Glut und Blut umkreist den Reihn.
In Glut soll Blut vergossen sein.
Die Dirne winkt — Es ist schon gut.
Der Säufer trinkt — Es deutet auf Blut.
Der Blick, der Trank — Er feuert an.
Der Dolch ist blank — Es ist gethan.
Ein Blutquell rieselt nie allein:
Es laufen andre Bächlein drein;
Sie wälzen sich von Ort zu Ort,
Es reifst der Strom die Ströme fort.

Der Kopf fällt ab. Das Blut springt und löscht das Feuer. Nacht. Rauschen. Geschwätz von Kielkröpfen. Dadurch Faust erfährt. — Mitternacht. Versinken der Erscheinung. Vulkan. Unordentliches Auseinander-Strömen, -Brechen und -Stürmen.

Hexenchor. *Und wie wir nun nach Hause ziehn —*
Die Saat ist gelb, die Stoppel grün.
Zum Schlusse nimmt's kein Mensch genau;
Es speit die Hexe — — — —

Bei Ausmerzung der Gipfel-Scene ist die für den Gedankengang wesentliche Hochgerichts-Erscheinung in eine andere Region versetzt worden.

Blocksberg [gleichfalls Gipfel, im unmittelbaren Anschlusse an das Vorige. Die Scenerie ist später gegeben worden als „Trüber Tag, Feld"].

Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen etc.

Nacht. Offen Feld.

Was weben die dort um den Rabenstein? etc.

Kerker.

Von dieser Scene ist, gleichfalls in der Abschrift des Fräuleins von Göchhausen, die erste Fassung in Prosa erhalten. Sie bietet keine wesentlichen Abweichungen, nur dafs der Ruf *„Ist gerettet!"* fehlt.

Einige Paralipomena, welche Herr Erich Schmidt als zum ersten Teil gehörig betrachtet hat, müssen wir dem zweiten Teile zuweisen, welcher seiner Zeit in ähnlicher Weise besprochen werden wird.

Die Handlung in Shakespeares Cymbeline.

Cymbeline gehört unstreitig zu den Meisterwerken Shakespeares: die Fabel ist reich und voll tiefer Bedeutung, die Charakterisierung umfassend, anschaulich und, namentlich in der Hauptperson Imogen, tiefgehend, der Gang der verschlungenen Handlung ist mit höchster Künstlerschaft geführt, die Auflösung der tragischen Konflikte ungezwungen; der ideell-symbolische Gehalt des Kunstwerkes ist gleichwiegend mit der individuellen Anschaulichkeit desselben.

Hätte der Dichter das Stück nach dem Haupthelden desselben benennen wollen, so hätte es „Imogen“ heifsen müssen, er hat aber vorgezogen, es nach der Person zu betiteln, auf welche alle Beziehungen der Handlung zurückweisen, nach Cymbeline, dem fabelhaften König, der zur Zeit des römischen Kaisers Augustus über Britannien herrscht und jenem tributpflichtig ist.

In der Fabel des Dramas sind, wie bei Shakespeare oft — es sei hier nur an „König Lear“ und „Sommernachtstraum“ erinnert — mehrere Handlungen in künstlerischer Weise zu einer Einheit verknüpft. *Drei verschiedene Handlungen gehen hier erst nebeneinander her, bis sie sich mehr und mehr nähern, miteinander berühren, endlich ganz und gar in eins verschlingen.*

Diese drei Handlungen sind:

1) Die Haupthandlung. — Imogen, die Tochter Cymbelines

und Thronerbin, hat sich mit Posthumus Leonatus, einem jungen Manne von edlem Sinn und edler Abkunft, vermählt. Der schwache König, aufgestachelt durch seine zweite — ehrgeizige, falsche und boshafte — Frau, welche ihrem Sohne Cloten durch Verheiratung mit seiner Stiefschwester Imogen die Krone zuwenden möchte, verbannt im Zorn über jene Vermählung den Posthumus vom britischen Hofe. Dieser geht nach Italien zu einem Gastfreund seines langverstorbenen Vaters, während Imogen von den Umwerbungen des albernen, eingebildeten, zugleich aber mit boshaften Trieben reich versehenen Cloten zu leiden hat.

Posthumus, noch nicht hinreichend welterfahren, heifsblütig und dabei ernsten, zur Schwermut neigenden Sinnes, läfst sich verleiten, mit einem eitlen, hochmütigen Italiener Jachimo eine Wette auf die gegen alle Verführung gewaffnete Treue seiner Frau einzugehen. Jachimo, der bald einsehen mufs, wie unnahbar Imogen ist, gelangt durch List in das Schlafzimmer Imogens, in einem Kasten verborgen, dem er bei nächtlicher Weile entsteigt, um durch gewisse Merkmale, teils am Körper der Schlummernden, teils der Dekoration des Schlafgemachs, sowie durch das geraubte Armband der Prinzessin den Posthumus überreden zu können, dafs Imogen seinen Verführungskünsten erlegen sei. Posthumus fällt in die ihm arglistig gelegte Schlinge; der von Imogen zum Abschied ihm geschenkte Ring fällt als Preis an Jachimo; der einzige Gedanke des Posthumus ist jetzt die Vernichtung Imogens, die das Glück seiner Seele und seines Lebens, seinem Wahne nach, zerstört hat. Pisanio, der treue und kluge, im Dienste Imogens zurückgelassene Diener des Posthumus, erhält daher von seinem verbannten Herrn den Befehl, Imogen auf den Weg nach Milford Haven in Wales zu locken — wo Posthumus sie treffen zu wollen vorgiebt —, um so Gelegenheit zu ihrer Ermordung zu finden.

Neben dieser Haupthandlung entwickelt sich eine zweite und dritte Nebenhandlung:

2) Cymbeline, von der Königin aufgereizt, weigert sich, den von Cäsar dem britischen Reich auferlegten Tribut an Augustus weiterzuzahlen. Ein Krieg mit Rom bricht darüber aus.

3) Der König, launisch, schwach und unselbständigen Geistes, hat vor ungefähr zwanzig Jahren einen ehrenhaften Edelmann Belarius auf falsche Verleumdungen hin verbannt. Dieser, um sich zu rächen, hat die beiden noch ganz jungen Kinder Cymbelines* entführen lassen und lebt mit ihnen, die ihn für ihren Vater halten und von ihm herzlich geliebt werden, in einer einsamen waldigen Berggegend von Wales, nicht sehr fern von Milford Haven.

Die drei Handlungen des Stückes rücken, je weiter von jetzt an die Haupthandlung vorschreitet, immer näher und näher zusammen.

Pisanio entdeckt der in seiner Begleitung voll Liebessehnsucht in die Berge von Wales geeilten Imogen, an deren Unschuld er nicht zweifelt, den Mordanschlag des Gatten. Auf seinen Rat hüllt sich Imogen in Mannestracht, um sich dem römischen Abgesandten C. Lucius, der bald vom britischen Hof nach ausgesprochener Kriegserklärung in Milford Haven eintreffen soll, zum Dienst zu erbieten; so hofft sie in des Posthumus Nähe zu kommen, den sie, wie tief auch ihr edler Sinn gekränkt ist, mit unerschütterlich beständiger Liebe liebt.

Imogen gerät auf ihrer einsamen Wanderung in die Höhle des Belarius und schliefst herzliche Freundschaft mit den Bewohnern derselben.

Cloten, dem Pisanio von dem Briefe des Posthumus an Imogen Mitteilung zu machen genötigt ist, in welchem dieser vorgiebt, in Milford zu sein, beschliefst, sich für die herben Zurückweisungen von seiten Imogens durch Ermordung des Posthumus und schändende Gewaltthat an jener zu rächen, die er zu gröfserem Hohne in der Kleidung des Posthumus vollbringen will. Auch er kommt in die Nähe der Höhle des Belarius, beschimpft hochmütig den ihm begegnenden älteren Pflegling des letzteren, Guiderius, und dieser schlägt ihm im Notwehr-Kampfe den Kopf ab. Die drei Bergbewohner finden, als sie in ihre Höhle zurückgekehrt sind, Imogen anscheinend tot; es ist in Wirklichkeit nur eine anhaltende Betäubung, in

* Imogen ist das jüngste Kind. Dies geht aus den Worten des Belarius (III, 3): „thinking to bar thee of succession“, hervor.

welche die Prinzessin versunken ist infolge eines todähnlich wirkenden Trankes, der von der Königin in arglistiger Absicht dem Pisanio, von diesem in guter Absicht seiner Herrin gegeben ist. Imogen und der verstümmelte Körper Clotens werden nun nebeneinander unter Blumen bestattet. Erwachend glaubt Imogen, durch Clotens Kleidung getäuscht, den Posthumus erschlagen neben sich zu sehen. Entsetzensvoll über den Toten gebeugt, wird sie von C. Lucius angetroffen, der den anscheinenden Jüngling mitleidig in seinen Dienst nimmt.

Der britisch-römische Kampf ist nun in vollem Gange. Posthumus, der die Grausamkeit seines Auftrags bereut, den er von Pisanio an der immer noch geliebten Imogen vollzogen wähnt, ficht, den Tod suchend, als Bauer verkleidet gegen die Römer; auch Belarius mit seinen Pfleglingen nimmt an der in ihrer Nähe tobenden Schlacht teil. Wesentlich durch die Tapferkeit dieser vier verbleibt der erst sich auf die feindliche Seite neigende Sieg schliefslich den Briten. Posthumus aber, jetzt in römischer Rüstung, wird gefangen genommen, um mit den übrigen römischen Gefangenen getötet zu werden.

So ist viel tiefes, schweres Leid bis hierhin über die schuldlose Imogen mit dem demantgleich starken und edlen Herzen, über den nicht schuldfreien, aber edelsinnigen Posthumus gekommen, und noch Trüberes scheint jetzt hereinzubrechen, wo eine günstige Wendung alles zum Guten führen könnte. Um diese günstigere Wendung, um versöhnende Gerechtigkeit flehen die dem schlafenden Posthumus erscheinenden Geister seiner Blutsverwandten zum Jupiter. (Der Dichter setzt voraus, dafs der römische religiöse Glaube zu der Zeit auch schon bei den Briten geherrscht habe.) Die Gottheit zeigt sich gnädig gesinnt; die vielverschlungenen, in die Irre und in die Wildnis laufenden Schicksalspfade führen schliefslich auf e i n e n geraden, vom Licht der Erkenntnis und von der Wärme der Befriedigung erfüllten Weg zurück. *Irrtum, Leidenschaft und Bosheit haben alles verwirrt, standhafte Treue und Edelsinn verfolgen trotzdem unbeirrt die richtige Bahn, und das Schicksal zeigt sich endlich — nach menschlichem Mafsstab — nachsichtig-gerecht und versöhnend.*

In Cymbelines Zelt spielt die letzte Scene, in welcher die

drei Handlungen völlig ineinander einmünden und eins werden und die wundervoll befriedigende Lösung des sehr verschlungenen Knotens erfolgt. Dem von Pisanio und Belarius mit seinen Pfleglingen umgebenen König, der diesen ihm unbekannten drei Tapferen reichlich zu lohnen gedenkt, wird der Tod der Königin gemeldet, die in Raserei über Clotens Verschwinden gestorben ist, das ihren ehrgeizig-boshaften Plänen ein jähes Ende bereitet. Sie hat vorher ihr böses Herz enthüllt, so dafs ihr verderblicher Einflufs auf den König aufhört zu wirken. Die römischen Gefangenen: Lucius mit seinem jungen Diener (Imogen), Jachimo, Posthumus werden vorgeführt. Sie sollen sämtlich sterben. Lucius bittet um Schonung seines Dieners. Cymbeline gewinnt diesen beim ersten Anblick lieb. Imogen gewahrt den Ring, den sie dem Posthumus einst gab, an der Hand Jachimos. Dieser, schon lange von Reue gequält, enthüllt auf ihre Anfrage, wie er zu dem Ring gekommen sei, den Anwesenden seine Verschuldung. Posthumus, der schon längst seinen blutigen Befehl an Pisanio schmerzlichst bereut, ist nun ganz untröstlich, dafs er nicht nur eine innig geliebte, sondern — wie er jetzt sieht — auch schuldlose Frau zu töten befahl. Auch er entdeckt in Verzweiflung sich und sein Handeln gegenüber Imogen. Diese, die von Pisanio zuerst erkannt worden ist, läfst nun auch ihre Maske fallen, zu namenloser Freude ihres Gatten Posthumus und auch Cymbelines, der das von ihm an seiner geliebten Tochter* begangene Unrecht schon vorher eingesehen hat. Da Guiderius bekannt giebt, dafs Prinz Cloten von ihm getötet ist, und Cymbeline für diese That — gegen innere Neigung — den Tod über ihn verhängt, so kommt nun der alte Belarius mit *seinem* Geheimnis heraus. So hat Cymbeline drei Kinder wiedergewonnen, Imogen zwei Brüder, an welche sie nun das Anrecht auf den Thron abtreten mufs, ohne dafs ihre Freude dadurch im geringsten getrübt wird. Dem reuigen Jachimo verzeiht der hochherzige Posthumus. So sichert auch der König allen Gefangenen Gnade zu, ja er erklärt, trotz seines Sieges dem römischen Kaiser den ihm rechtmäfsig gebührenden Tribut weiterzahlen zu wollen, wodurch der

* Er nennt sie (IV, 3) „the great part of my comfort“.

Friede mit Rom wieder hergestellt ist. Mit Friede und Versöhnung und mit Lobpreis der waltenden Gottheit schliefst das Schauspiel.

In stofflichem wie in ideellem Sinne entfaltet in dieser letzten Scene das Drama seine ganze Fülle, wie es in ähnlicher Weise wohl bei wenigen dramatischen Schlufsscenen der Fall ist.

Dr. J. Jacoby.

Der Geizige in Ragusa.

Ein Nachtrag zur Schrift:

„Plautus. Spätere Bearbeitungen plautinischer Lustspiele von K. v. Reinhardstoettner."

Unter den slavischen Litteraturen haben sich im 16. Jahrhundert unter Einflufs der italienischen Renaissance besonders reich entwickelt blofs die polnische und die kroatisch-dalmatinische. Erstere ist in der westeuropäischen Litteratur bereits mehr bekannt, von der letzteren jedoch so viel wie nichts. Diese kroatische Litteratur, die in Dalmatien und besonders in Ragusa erblühte, ist bei den südslavischen Gelehrten Gegenstand tiefer Studien geworden, besonders die Südslavische Akademie der Wissenschaften hat in ihren Publikationen eine Reihe von Studien veröffentlicht, dieselbe giebt eine Kollektion alter kroatischer Schriftsteller („Stari pisci hrvatski") heraus (15 starke Bände in gr. 8 bis hierher). Und dennoch finden wir z. B. in Adolf Sterns Geschichte der neueren Litteratur gar keine Erwähnung von derselben, trotz der deutschen Übersetzung von Pypins Geschichte der slavischen Litteraturen. — Als siebenter Band der erwähnten Kollektion wurden herausgegeben die Werke des Marin Držić. Von diesem hervorragendsten, tüchtigsten, originellsten Komödiendichter der ragusanischen Litteratur (geb. ca. 1520, gest. ca. 1580) hat sich neben einigen lyrischen Gedichten, einigen religiösen und Hirten-Spielen eine Reihe von Komödien erhalten, in denen sich das derzeitige Leben der Ragusaner lebhaft und treu wiedergespiegelt. Sie sind jedoch grofsenteils unvollständig, ohne Anfang oder ohne Ende oder gar nur in Auszügen auf uns gekommen. Unter diesen Komödien interessiert uns hier am meisten die

Komödie „Skup“ („Der Geizige“), welche im Jahre 1555 am Hochzeitsfeste eines Ragusaner Bürgers aufgeführt wurde.

Die Komödie beginnt mit einem Prologe, den der „Satir“ spricht; der Dichter entschuldigt sich hierin, dafs er nicht ein Hirtenspiel geschrieben und aufführen lassen hat, erwähnt, wie in anderen Komödien, Gesellschaften von Dilettanten aus der jeunesse dorée, sagt, dafs er eine Komödie aufführen lassen wird, die uralt ist, gestohlen aus einem uralten Buche, aus dem Plautus, und schliefst mit einer captatio benevolentiæ. Der Dichter giebt uns also selbst an, dafs „Der Geizige“ eine Überarbeitung der Aulularia ist. Eine Vergleichung beider Stücke ergiebt nun, dafs Marin Držić die Aulularia sehr geschickt überarbeitet und lokalisiert hat. Hatte er hierbei noch irgend eine italienische Bearbeitung dieses Plautinischen Lustspiels, kann ich nicht entscheiden, mit Giov. B. Gellis Komödie „La Sporta“ hat „Der Geizige“ wohl manche Ähnlichkeit, soweit ich aus Reinhardstoettners Buche (274—279) ersehe, doch unterscheidet er sich auch stark von derselben, vielfach an solchen Stellen, wo „La Sporta“ mit der „Aulularia“ übereinstimmt.

Im folgenden will ich nun den Inhalt „des Geizigen“ erzählen, damit andere denselben weiter vergleichen können, und zwar nach Akten und Scenen, wie es Reinhardstoettner in seinem Buche gethan.

Die erste Scene des ersten Aktes bringt einen Dialog zweier Dienstmädchen, des alten Dienstmädchens des Geizigen, Namens Variva, und eines jüngeren Namens Gruba. Die letztere erzählt, wie sie in das Haus des Geizigen um Feuer gegangen und diesen Angstrufe um seinen Schatz ausstofsen hörte, und bemitleidet ihre Genossin. Weiter erfahren wir aus ihrem Gespräche, dafs der Geizige seine Tochter Andrijana einem alten, reichen Manne als Frau versprochen hatte, und zwar ohne Mitgift; Andrijana aber liebe* einen jungen Bürgersohn Kamilo, und beide klagen über ihre unglückliche Liebe. Aus ihrem Gespräche werden die beiden Freundinnen durch den Geizigen aufgeschreckt (2. Scene), Variva zurückgerufen und zur Andrijana geschickt,

* Dafs Andrijana bereits daran wäre niederzukommen, wie von Phädra erzählt wird, darauf ist hier nicht die geringste Anspielung.

nach einem kurzen Gezänke, wo Variva einige Worte über den Schatz hinwirft, klagt, dafs sie Hunger leiden u. s. w. Der Schatz ist nämlich im Herde versteckt. Plötzlich hört der Geizige schlagen, hacken, erschreckt glaubt er, dafs bereits jemand seinen Schatz sucht, aber die Magd hackte Holz! Hierauf folgt ein Gezänke — die Magd ist ziemlich mundfertig — und Geschläge. Der Geizige schickt alle in den dritten Stock. „Ich weifs nicht, was ich will," schreit er, „ich bin nicht sicher vor diesem Gesinde, ich bin ein unglücklicher Mensch. Kein Gold haben, ist von Übel; auf diese Weise es zu besitzen, ist von Übel und noch ärger. Seitdem ich diesen Schatz gefunden, habe ich den Frieden verloren, den Schlaf hab ich verloren, alles Übel ist auf mich gefallen, und ich erwarte nichts anderes, als dafs mich jemand umbringt. Aufdecken darf ich ihn nicht, ihn verheimlichen ist höllische Qual; und zu meinem Unglück ist er mir teurer als die Seele. Wie ich ihn im Topfe gefunden, verwahre ich ihn im Topfe, so ist er doch etwas sicherer. Ach, dafs mich niemand hört! Niemand ist da. Wer den Topf finden würde, würde sagen, dafs Öl darin ist oder Oliven oder so eine Sache, auf den Schatz würde niemand verfallen; und würde ich ihn im Schranke verwahren, und wenn er mit Eisen beschlagen wäre, desto früher würden sie auf den Schatz verfallen. Während der Messe sagt mir immer etwas: geh, zeige dich zu Hause. Bei dem Golde geht die Tugend verloren, das Gold verdirbt die Menschen, Bequemlichkeit macht den Räuber, und Gold ist Unglück. Liebe ist nicht Liebe, das Gold ist die Liebe; das Gold unterwirft sich Alt und Jung, Schön und Häfslich, Heilige und Sündige, Weltliche und Geistliche; deswegen werden jetzt goldene Esel zu Doktoren promoviert, denn sie sind golden. Allen Verstand haben sie, das Fette, Schöne, Reiche, Weise; dem Gold wird der erste Platz angewiesen, aber was thue ich, dafs ich nicht laufe, dafs mir jemand meine Liebe nicht raubt! Wer liebt, ist argwöhnisch." Und wieder schreit er auf die Magd und die Tochter, befiehlt ihnen, das Feuer auszulöschen, damit niemand um Feuer kommt, niemand darf ins Haus hinein, das Thor soll geschlossen werden. Der Geizige mufs aus dem Hause, ein Schuldner hat ihm versprochen, heute etwas abzuzahlen. „Geh ich nicht, bekomme ich kein Geld; geh ich, so ist mein Schatz

in Gefahr. Sohn ist nicht Sohn, noch Freund Freund, Geld verdirbt die Tugend. Ich habe den Schlüssel vom Herde, und die Weiber können nicht daher. Aus Furcht sollte ich den Schuldner lassen, wie auf den Galgen gehe ich auf den Platz. Leute haben begonnen sich mir zu zeigen, die mich früher nicht kannten; ich zweifle, dafs sie etwas bemerkt haben. Was willst du, die Welt beugt sich vor dem Golde, und ich soll nicht. Ich habe kein Wasser, arm bin ich wie eine Laus. Den Teufel möchten sie auffressen, jeder macht das Maul auf, dafs er den Teufel vom Fremden auffrifst; und ich bin hart wie Marmor, ich habe nichts, danke für die Freundschaft. Die Freunde heutzutage lieben dich so lange, als du ihnen dienst, wenn nicht mehr was zu dienen ist, kennen sie dich auch nicht. Ich gehe, die Sache so bald als möglich fertig zu machen, um bald nach Hause zurückzukommen."

Die dritte Scene bringt einen Dialog des liebedurstigen Kamilo mit Gruba; er schickt sie, die Variva zu rufen. Dieselbe kommt, erzählt Kamilo, dafs Andrijana einem alten, reichen Manne ohne Mitgift versprochen worden ist, Andrijana wolle sich aus Verzweiflung umbringen. Kamilo will sie sprechen, doch läfst es Variva nicht zu; Kamilo läfst Andrijana Ausdauer und Vertrauen zusprechen, ihn selbst tröstet Variva.

In der vierten Scene treten auf Zlatikum (der goldene Vetter), der gefürchtete Bewerber Andrijanas, und seine Schwester Dobre, Kamilos Mutter. Dobre spricht ihrem Bruder zu, er möge sich eine reiche Braut aussuchen, und sagt ihm, sie habe eine solche bereits gefunden. Zlatikum sträubt sich dagegen, weist auf sein Alter, seine grauen Haare und sein Hüsteln hin; wenn er überhaupt heiraten wolle, so nur ein armes Mädchen, und zwar die Tochter des Geizigen, sie gefalle ihm, und der Geizige habe sie ihm bereits zugesagt. Dobre ist hiermit einverstanden.

Zweiter Akt, erste Scene. Es tritt Kamilos Diener Munuo auf, eine Gestalt aus derselben Familie, der Shakespeares Lancelot im Kaufmann von Venedig entsprungen. Munuo erzählt, wie Kamilo, von Sehnsucht und Angst um Andrijana gequält, ihn ausgeschickt hat, um nach Andrijana sich umzusehen. Er kommt mit Gruba zusammen, beide sagen sich einige Liebenswürdigkeiten, mittlerweile tritt Kamilo auf, um seinen Diener anzutreiben.

In der zweiten Scene erst spielt sich die Brautwerbung Zlatikums um die Tochter des Geizigen ab, von welcher vordem schon in der ersten Scene des ersten Aktes wie von einer vollendeten Thatsache gesprochen wurde. Ähnlich wie bei Plautus argwöhnt der Geizige, dafs Zlatikum um seine Tochter nur deswegen freit, weil er von seinem Schatze weifs und ihn beerben will. Während der Besprechung hört der Geizige ein Geräusch, angsterfüllt eilt er, nach seinem Schatze zu sehen. Nachdem er zurückgekehrt, giebt er seine Einwilligung, doch darf im Ehevertrag nichts von einer Mitgift erwähnt werden und er zu nichts verpflichtet sein. Zlatikum geht nun, um Vorkehrungen zu treffen zum Hochzeitsschmaus. Der Geizige ist trotz aller Versicherungen Zlatikums nicht überzeugt, dafs er seine Tochter ohne Hintergedanken freie. „Meines Schatzes wirst du dich nicht erfreuen. Er glaubt, dafs er bereits sein ist, darauf reifst er das Maul auf; und Wind wird er fressen. Wegen nichts anderem ist er erpicht, diese Verwandtschaft anzuknüpfen, als damit er meinen Schatz bekommt."

In der dritten Scene teilt der Geizige seiner gerade hinzukommenden Magd Variva mit, was er soeben betreffs Andrijanas beschlossen hat, und fordert sie auf, Andrijana schön anzuziehen und das Haus vorzubereiten, er geht selbst die notwendigen Einkäufe besorgen. Es treten nun Kamilo und Munuo auf. Ersterer sieht keine Mittel mehr für Andrijana und sich, doch Munuo findet eines, er rät nämlich seinem Herrn, krank zu werden, er wird selbst sagen, dafs Kamilo aus Liebe zu Andrijana sterben wird, dafs sich beide bereits verlobt haben, Variva will dessen Zeugnis ablegen, und der Onkel Zlatikum wird Andrijana entsagen, wenn er dies hören wird.

Die vierte Scene macht uns bekannt mit dem Diener des Zlatikum Pasimaha, welcher ausgeschickt wurde, das Notwendige zum Hochzeitsschmaus zu besorgen. Während seiner Erzählung von seinen Einkäufen tritt Gruba auf, und folgen einige für den Fortschritt der Handlung wertlose hingeworfene Witze und Liebenswürdigkeiten.

Dritter Akt, erste Scene. Dobre erfährt von ihrem Mann Gjivo, dafs ihr Sohn Kamilo sich mit Andrijana verlobt hat. Dobre will ihn nun, erzürnt, dafs er ohne sie sich verlobt, aus

dem Hause verstoſsen. Gjivo beschwichtigt sie, und es entwickelt sich dann ein Gespräch über die derzeitigen Bräute, nachdem Gjivo die Vorteile einer Schwiegertochter hervorgehoben. Die jetzigen Mädchen heiſsen nichts, sie können nicht arbeiten, klagt Dobre und führt an, wie ihre Altersgenossinnen fleiſsig gewesen, worauf Gjivo antwortet, daſs die Väter ihre Töchter nicht als Mägde mit solcher Mitgift hergeben, sondern damit sie Frauen sind und befehlen. „Ich lasse meine auch nicht so bald in der Früh aufstehen,“ sagt er, „es ist mir lieb, im Bette in der Früh mit ihr ein biſschen zu plauschen. Wem das Weib lieb ist, ist alles lieb, was sie macht; und sind sie etwa unsere Sklavinnen?“ Es tritt in der zweiten Scene Gruba hinzu, welche meldet, daſs Kamilo sterbend daniederliegt, und zwar ist er so schwer erkrankt auf die Nachricht von der Bewerbung des Zlatikum um Andrijana. Dobre eilt nach Hause.

In der dritten Scene gehen Pasimaha und ein anderer Diener, Driemalo („Schlafmütze“), in das Haus des Geizigen und bringen Speisen zum Hochzeitsschmaus. In der vierten Scene tritt Munuo auf, um alle diese Vorbereitungen zu beobachten; er versteckt sich. In der fünften Scene kommt der Geizige von seinen Einkäufen zurück, hört den Lärm der Diener Zlatikums, glaubt, daſs Räuber in sein Haus eingedrungen, und stürzt hinein. In der sechsten Scene wirft er sie hinaus. Siebente Scene: Der Geizige freut sich, daſs er sie so leicht vertrieben; wäre er später gekommen, wäre Zlatikum bereits Herr seines Schatzes. Achte Scene: Es tritt Zlatikum auf und hält einen Monolog über Ehen ohne Mitgift, welchen Megadorus im dritten Akt hält. Der Geizige horcht ihm begeistert und beruhigt zu, denn er ist wieder beruhigt, daſs Zlatikum nicht seinen Schatz haben will; doch nur auf kurze Zeit, bald bemächtigt sich seiner wieder sein Argwohn. Aus Angst vor den Köchen des Zlatikum, die diesen Abend bei ihm den Schmaus bereiten werden, hält er den Schatz im bisherigen Versteck nicht mehr sicher und geht seinen Schatz in die Kirche verstecken. Doch Munuo hat im Hinterhalte alles gehört.

Vierter Akt, erste Scene. Munuo schleicht sich mit dem Schatze aus der Kirche. Hierauf ein Dialog zwischen dem lebenslustigen Studiosus Pjerić und Onkel Niko, der für die

Handlung ohne Interesse ist, jedoch von Interesse ist von wegen der Schilderung der damaligen Sitten, resp. Unsitten in Ragusa. „Schande ist in dieser Stadt," klagt unter anderem Niko, „die Schule zu besuchen, aber keine Schande ist es, weder lesen noch schreiben zu können." Im zweiten Akte erzählt Pasimaha seinem Herrn, wie er vom Geizigen verjagt worden. Zlatikum widerruft nun also seine Anordnungen betreffs des Hochzeitsschmauses. Indem stürzt der Geizige aus der Kirche heraus auf Zlatikum zu: „Weh! Räuber in der Kirche! — aus der Kirche — Fang! halt! ..." Zlatikum geht ab, zufrieden, daſs er dem Mädchen nicht die Hand gereicht, nach Hause, um alle Anordnungen abzusagen. Dritte Scene: Der durch den Besitz des Schatzes nun reiche und glückliche Munuo macht Liebeserklärungen der Gruba. Vierte Scene: Variva hat einen Monolog, worin die Leiden Andrijanas und Kamilos erzählt werden. Fünfte Scene: Gjivo hält einen Monolog über den menschlichen Charakter, spricht dann von Kamilo und will mit dem Geizigen die Sache besprechen. Es kommt Niko hinzu und es entwickelt sich ein für den Fortgang der Handlung irrelevantes Gespräch zwischen beiden; hierzu kommt Gruba, welche wieder von den Leiden Kamilos erzählt und Gjivo abholt, endlich verschämt die Anträge Munuos mitteilt und verspricht, einem wiederholten Antrag zuzustimmen.

Vierter Akt. Kamilo tritt klagend auf, erblickt den Geizigen und geht auf ihn zu. Dieser glaubt, daſs Kamilo den Schatz gestohlen. Der Dialog zwischen beiden führt zu allerlei Miſsverständnissen, wie bei Plautus zwischen Lykonides und Euklio im fünften Akt.

G. Ach! Wer ist es? Weiſst du was, Kamilo?

K. Ich weiſs, denn ich bin dein erster. Was Gott will, das soll sein, ich bin dir schuldig und kann mich bessern.*

G. Also das warst du der erste. Kamilo, fremdes Gut! Wer fremdes angreift, du weiſst, was auf ihn wartet. Das hättest du mir nicht thun sollen.

* Hier scheint doch darauf angespielt zu werden, was bei Plautus von Phädra bereits im ersten Akt gesagt wurde und im fünften Akt in der gleichen Scene von Lykonides gestanden wird.

K. Wer würde sich nicht berücken lassen bei so etwas?

G. Ach, so mich und mein Haus zu verwirren!

K. Die Jugend ist auf dergleichen Dinge nicht geizig, sondern gierig, räuberisch. Für so etwas würde sich der Mensch in Stücke schneiden lassen!

G. Eine böse That hat keine Entschuldigung. In solchen Dingen soll man nicht sagen: jung bin ich. Das ist Kirchenraub, das ist Gottes Altar, Kirche, ach!

K. Die teure Sache verblendet den Menschen, und für einen jungen Mann kann es keine teure geben.

G. Mir altem ist sie teurer, denn es ist meine Sache; der Grund ist, dafs sie mein ist.

K. Was Gott und Glück dem Menschen schenkt, das sollten mir nicht Leute wegnehmen.

G. Was du mit Gewalt genommen, das sollte dein sein, das ist ungerecht. Was mein ist, ist recht, dafs es mein ist und meines, dafs ich verschenke, und nicht, dafs es mir andere mit Gewalt wegnehmen.

K. Die Sache ist genommen und sie kann nicht ungenommen gemacht werden.

G. Auch ich sehe, dafs sie genommen ist, aber bös ist sie genommen.

K. Gut wird sie genommen sein, wenn du wollen wirst.

G. Was, du wolltest, Kamilo, dafs ich dir kindisch sage: nimm, habe es. Ist es etwa eine geringe Sache? Weifst du, dafs sich dafür Leute schlagen?

K. Ich weifs es, dafs wegen einer solchen Sache in alter Zeit Troja erobert wurde. Hat nicht Paris Helena geraubt?

G. Was für eine Helena, was für ein Paris? Den Schatz gieb mir zurück ohne grofsen Skandal, und mehr Reden will ich nicht.

K. Was ich genommen habe, kann ich dir nicht zurückgeben, und was ich genommen habe, habe ich nicht mit Gewalt genommen, Andrijana, deine Tochter, war damit zufrieden.

G. Andrijana, meine Tochter, war mit dir, dafs du mir meines nimmst? Weh, jetzt ist es Unglück, auf die Tochter verlafs dich!

K. Der Jugend ist gegeben zu berücken; und ich habe ihr das Wort gegeben und sie mir.

G. Das Wort habt ihr einer dem anderen gegeben, um meine Ehre und all mein Gut auf der Welt zu rauben! O weh! was ich höre. Das ist die Entgeltung vom Bräutigam, für welchen ich ihr den reichsten Mann in der Stadt gefunden.

K. Es liegt nicht alles am Reichtum, auch ich werde dir kein schlechter Schwiegersohn sein.

G. Du bist schlecht, und sie ist nicht gut; meinen Schatz gieb mir zurück.

K. Derlei Sachen können nicht zurückgegeben werden.

G. Du willst mir nicht meinen Schatz zurückgeben, Räuber?

K. Einer solchen Sache Räuber zu sein schäme ich mich nicht, und bereue es nicht und würde es wieder werden.

G. Ich werde aufs Gericht gehen.

K. Auch ich werde aufs Gericht gehen. Dieser Mensch antwortete gar nicht auf meinen Antrag. Vom Schatze lügt er und vom Zurückgeben spricht er, und ich werde sagen, dafs sich Andrijana bereits mit mir verlobt und vermählt hat, sie ist bereits mein Weib, als Mädchen kann sie nicht mehr zurückkehren und mit anderen kann sie sich nicht mehr verloben, wenn Recht in dieser Stadt ist; und er mahlt immer: gieb mir meines zurück. Ach, ich bin ein unglücklicher Mensch! Ich glaube, dafs ich schlechter gethan, dafs ich mit ihm gesprochen habe. Ich werde von ferne ihm folgen, um zu sehen, wohin er geht.

In der zweiten Scene läuft Munuo mit dem Schatze über die Scene, Pjerić geht auf ihn zu und fragt ihn, was er unter dem Rock verborgen hält. Munuo sträubt sich, Pjerić vermutet, dafs er etwas gestohlen, hält ihn fest und führt ihn zu Kamilo. In der dritten Scene kommt wieder der Geizige mit Kamilo zusammen, und da begreift erst der Geizige, dafs Kamilo seine Tochter zur Frau haben will; doch dessen Beteuerungen, dafs er keinen Schatz ihm genommen, glaubt er nicht. Die Tochter könne er ihm nicht geben, denn er habe bereits für sie einen Mann, Zlatikum, der soeben auftritt. Zlatikum sagt sich von Andrijana los. Der Geizige fordert fortwährend seinen Schatz zurück. Es treten in der vierten Scene hinzu Gjivo und Pjerić mit Munuo. Munuo erzählt den Herren von der Liebe Kamilos, von dem Freien Zlatikums um die Tochter des Geizigen, was alle bereits wissen. Mit der Frage Gjivos, was Munuo noch

sagen will, bricht das Stück ab, so ziemlich an derselben Stelle, wohl nur zufällig, wo auch die Aulularia abbricht.

Aus dem Schlusse haben sich nur einige wenige abgerissene Sätze erhalten: „Ist er bei Leben oder schläft er? Möge Gott machen, dafs ich eines bösen Todes sterbe.“ „Ach, Gott sei Dank, ich habe aufgeatmet.“ „Ich habe mich, um die Wahrheit zu sagen, von einer schweren Last befreit.“ Hieraus läfst sich mit ziemlicher Gewifsheit schliefsen, dafs Munuo den gestohlenen Schatz herausgegeben und der Geizige das liebende Paar gesegnet und mit seinem Schatze beschenkt hat. Ein ähnlicher Schlufs wird mehr oder weniger auch bei der Aulularia angenommen.

Prag. Georg Polivka.

Inschriften aus Österreich.

Ein kleiner Beitrag zur deutschen Volks- und Sittenkunde.

Von

Franz Branky.

Auf den kleinen Wanderungen, die ich alljährlich in den glücklichen Tagen der Ferienzeit unternehme, schenke ich auch einige Aufmerksamkeit den Inschriften, wie man sie auf Häusern, Gräbern, Geräten u. dergl. findet. Diejenigen dieser Sprüche, welche vom Humor unseres Volkes in Österreich Zeugnis geben, dann auch die, welche nicht allzu bekannt sind und kein modernes Gepräge zeigen, schreibe ich auf und trage sie, schwarz auf weiſs, getrost nach Hause. Wer keinen groſsen Strauſs spenden kann, bringt ein Sträuſslein dar, und wem zu einem gewaltigen Kranze die Blumen mangeln, der flicht ein Kränzlein. In dieser Lage bin ich, mit diesen lieblichen Kindern der Alpenwelt, die hier eins neben dem anderen erscheinen, schlicht und anspruchlos wie eben Leute aus den Bergen. Sie haben nichts Gekünsteltes, nichts höflich Steifes, nichts Geschraubtes und Gedrechseltes an sich. Kürze, Bündigkeit, ursprüngliche Frische, Humor und Laune zeichnen sie aus. Wiewohl etliche dieser Pflänzlein schon vor langen Jahren gepflückt worden sind, so daſs ich darüber den Standort vergaſs, wo ich sie gefunden, so verraten sie durch ihre Würze noch immer, daſs sie der Welt der Berge entsprossen sind. Wenn also einige von ihnen ohne den so wichtigen Heimatschein ihre Wanderschaft antreten, so wird ihnen vom Menschenkenner auch ohne dieses wichtige Dokument ein freundlicher Empfang zu teil werden. Ich schicke dieses Sträuſslein in die Fremde, damit vielleicht mancher Leser

dieser Zeitschrift auf seinen Spaziergängen auch ein solches winde. Launige Inschriften trifft man noch viele an; sie verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden. Hier also etliche aus Österreich:

Dies Haus steht in Gottes Hand,
Zum hl. Florian wird es genannt.

Dies Haus steht in Gottes Hand;
Da ist es dreimal abgebrannt,
Nun hab' ich's dem hl. Florian vertraut
Und hoff', dafs er besser darnach schaut.

Dies Haus steht in St. Florians Hand;
Verbrennt es, ist's ihm selbst ein' Schand.

Klein,
Aber mein.

Eigener Herd
Ist Goldes wert,
Ist er wohl arm,
Ist er doch warm.

Wer will borgen,
Der komm morgen,
Heut ist der Tag,
Da ich nicht mag.

Bauen war meine Lust;
Aber, was es kost't,
Hab ich vorher nicht gewufst. (Möllersdorf.)

Behüt uns Gott vor Feuersbrunst,
Vor Mifswachs und vor theurer Zeit,
Vor Maurern und vor Zimmerleut.
(Kindberg in Steiermark.)

Lieber Gast, komm gschwind herein,
Hast du Geld, hab ich gut Wein,
Hast du kein Geld, kannst drüben einkehren,
Dort ist ein Brunnen mit zwei Röhren.
(Auf einem Gasthause zu Kindberg.)

Unser Haus steht in da Sun,
Wer kan Geld hat, geht zum Brun;
Der Wirt ist nicht der Månn
Der an jeden borgen kånn.

Auf dem Schilde eines Gasthauses zu Mühllacken in Oberösterreich steht:

Gott beschütze dieses Haus
Und alle, die da gehen ein und aus.

In einer Wirtsstube zu Aussee las ich die Ankündigung:

Rostbraten mit Stemmeisen,
Und Schnitzel mit Mikroskop.

Zu Steg nächst Hallstadt bemerkte ich im Wirtshause einen irdenen Teller, worauf geschrieben stand:

Aus leerer Küche, leerem Haus
Ziehen Katzen und Schmarotzer aus.

In einem Gasthause — wo, weiſs ich nicht mehr — sah ich an der Wand ein Gemälde, welches eine Kellnerin und eine mit einem Kochlöffel bewaffnete Köchin miteinander raufend darstellt. Darunter war zu lesen:

Die Hosen, die Hosen, die muſs ich haben,
Eh' ich dir die Hosen lass', eh' lass' ich mich erschlagen.

In Aussee steht oberhalb der Thür eines Metzgers:

Der Ochs besteht aus Fleisch und Bein zum laufen,
Drum kann ich das Fleisch ohne Bein nicht verkaufen.

Zu Weyer las ich in der Wirtsstube den Hausspruch:

Jeder Mensch muſs einseh'n,
Daſs der Ochs muſs auf Beinen stehn,
Drum kann es nicht sein,
Das Fleisch zu geben ohne Bein.

In Wörschach, am Wege zwischen Liezen und Aussee in Obersteier, fand ich auf einem Hause, in welchem ein Schneider wohnte, ein seltsames Gemälde, das einen Mann darstellte und eine Frau, die Beinkleider mit den Händen vorwies. Darunter stand geschrieben:

Ich muſs geschwind zum Schneider laufen,
Und für mein Mann die Hosen kaufen;
Der — soll die Weiber holen,
Die von den Männern d'Hosen haben wollen.

Amandus Friedl, Handschuhmacher in Admont, hat ein ähnliches Schild ausgehängt, mit ähnlichem Spruche:

Ich will mir eine Hose kaufen wie mein Mann,
Weil ich die seine nicht haben kann,
Solche Weiber soll der — holen,
Die vom Mann die Hosen wollen.

Einem Wirte Namens Vogel (in Oberösterreich) schrieb man an die Wand:

In Gstadr is a Vogel,
Der Vogel is gscheit:
Sus rupfen d' Leit Vögel,
Der rupfet die Leit.

Bei einem Trödler in der Alserstraſse in Wien bemerkte ich einen Krug mit der Inschrift:

Die Hitz ist groſs, die Arbeit schwer,
Der Krug, der ist schon wieder leer.

Auf einem Schaukasten der Bregenzer Ausstellung (1887), welcher Stiefel und Schuhe enthielt, war zu lesen:

Jeder, der auf Bregenz chunt,
Soll so Schuch sich chaufe,
Und bleibe do, bis daſs sie sind
Dur und dure glaufe.

Auf einem stockhohen, aus Tannenholz gezimmerten Montavuner-Haus las man:

Mengs Hus, as wia des da,
Im Montafu stat;
Viel Glück bring und Säga,
Wer as und i gat.

Bei Herrn Karl Kurz in Purkersdorf nächst Wien fand ich folgende Siegel-Inschriften:

Viel Feind, viel Ehre.
Cum Jesu itis non cum Jesuitis.
Im Umgang bescheiden, im Kampf ums Dasein beharrlich und mannhaft.
Keine Kultur ohne Wald, kein Wald ohne Kultur.
Gottes Freund, der Pfaffen Feind.
Erst wägen, dann wagen.

In Laufen bei Obernberg im Salzburgischen ist eine Grabschrift, die lautet:

O du lieber Gott,
Da liegt der Laufner Bott,
Gib du ihm's ew'ge Leben,
Er hätt' dir's auch gegeben,
Wär er der liebe Gott,
Und du der Laufner Bott.

Diese Grabschrift erinnert an das Gebet des Zugerboten in der Schweiz:

Du lieber Herre Gott,
Gib doch dem Zuger Bott
Ein langes Leben!
Wär' ich der Herre Gott,
Und du der Zuger Bott,
Ich wollt' es dir auch geben.
(Mitgeteilt von Th. Vernaleken.)

Auf dem hölzernen Kreuze des Grabes der Dienstmagd Anna Zötsch zu Maria Trost nächst Graz stand zu lesen:

Ich lieg alhier und muſs verwesen,
Ich bin, o Mensch, gleich dir gewesen,

Und so wie ich, wirst du auch werden,
Staub und Asche und auch Erden.

An vielen Wiegen findet man das Trudenfufszeichen (✡)
und den Trudenspruch:

Liebe Trud, ich bitte dich,
Heute Nacht verschone mich,
Sauge nicht aus mir das Blut!
Liebe Trud! liebe Trud!

Am Eingange eines Gartens — leider weifs ich nicht mehr
in Oberösterreich oder in Obersteier — stand geschrieben:

Die Rosen bitten sehr: o lafs uns stehen,
Damit uns andere Gäste auch noch blühen sehen.

In der Kapelle des Quellenursprungs zu Mühllacken liest man:

Maria!
Die voll Hoffnung zu dir eilen,
Sollst du stärken, trösten, heilen,
Lafs auf holder Mädchen Wangen
Rosen blühen, die vergangen,
Und dem Kummervollen spende
Balsam, seine Leiden ende.
Auch dem Greise nach dem Grabe
Leihe Kraft zum Wanderstabe.

Diesen vier Reimlein sieht man sehr stark die Mache an.
Es fehlt ihnen das, was man Urwüchsigkeit nennt.

Auch die Sage über die Entstehung des Heilbades ist in
dieser Ursprung-Kapelle verzeichnet: Im Jahre 1300, als Ritter
Hans von Schaumburg in die Gefangenschaft der Sarazenen kam,
rettete sich sein Knappe Bruno und zog, mit Wunden bedeckt
und einem Aussatze behaftet, nach Österreich. Im Traume ward
er von der hl. Jungfrau auf die Quelle im Pesenbache, die aus
einem Felsen emporquillt, aufmerksam gemacht. Bruno folgte
diesem Traumbilde, fand die Felsenquelle, badete und wurde geheilt.
Seit jener Zeit wallfahrten Kranke und Siechende zu
Brunos Quelle.

Einem alten Holzschnitt, der einen Ochsen, ein Pferd und ein
springendes Lamm auf einer Waldwiese weidend vorstellt, und
den ein Wiener Antiquar in seinem Schaufenster einige Zeit
hatte, war folgende Erklärung beigegeben:

Der Ochse wünscht sich des Pferdes Last zu tragen
Und dieses seiner Bürd entledigt zu sein;
So trifft's zum öftern auch bei denen Menschen ein,
Die dem vergnügten Schaf nicht suchen nach zu schlagen.

Ich bin zu Ende mit meiner kleinen Sammlung. Nur vier Haussprüche sind noch in meiner Mappe, die ich in Tirol aufgelesen habe. Da diese aber bereits von den Brüdern Zingerle in die deutschen Haussprüche aus Tirol (Innsbruck, Wagner, 1871) Aufnahme gefunden haben, so sehe ich von der Mitteilung dieser vier Sprüche ab und verweise den Leser auf dies niedliche und freundliche Büchlein, das ihm gewifs, sofern er für diese Gattung der Poesie empfänglich ist, viele Freude bereiten wird.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Poetik von Wilhelm Scherer. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1888.

Seit einigen Wochen ist das nachgelassene Werk Wilhelm Scherers veröffentlicht, welches im wesentlichen das im Sommersemester 1885 an der Berliner Universität gehaltene Kolleg über Poetik umfafst, im Anhang aber frühere Entwürfe, Auszüge, Notizen im Anschlufs an die jeweilige, mit dem geplanten Werke in Beziehung stehende Lektüre bringt, soweit sie sich für die Veröffentlichung eignen. Allen denjenigen, denen es vergönnt gewesen, den genialen Mann seine originalen Gedanken über Poesie vortragen zu hören, wird jene Vorlesung eine unvergefsliche Lebenserinnerung sein. Aber auch diejenigen, die an das nunmehr vorliegende Werk herantreten, werden sich gar bald, trotz der ihm von seiner Entstehung her anhaftenden Mängel, seiner wissenschaftlichen Tragweite bewufst werden. Doch würde man fehlgehen, wollte man sich auf langatmige, vom Begriff „des Schönen", „des Erhabenen" u. s. w. handelnde sogenannte „philosophische" Ausführungen gefafst machen. Das ist nichts Neues, vielmehr so alt, dafs viele Einsichtige und wahrhaft Kunstbegeisterte der Lektüre derartiger Werke überdrüssig geworden sind. Aber im Grunde ist Scherer mehr Philosoph als viele jener, die sich als solche ausgeben. Er hafste den Schein des Wissens, wo keines vorhanden; er wollte nie mehr sagen, als er sagen konnte und sich überhaupt sagen liefs. Das zeigt sich an seiner Litteraturgeschichte, das zeigt sich in noch höherem Mafse an der „Poetik". Sie ist die reichste Frucht seines arbeitsreichen Lebens und verspricht ein Markstein in der wissenschaftlichen Kunstbetrachtung zu werden, die froh sein wird, einen Zuwachs an Begriffen statt an nichtssagenden Phrasen zu erhalten.

Die Stellung des Problems, die Bezeichnung der Ziele der Forschung, die Methode, deren sich Scherer bedient, sie zu erreichen, alles dies zeigt ihn als einen jener Gelehrten, wie sie zu Reformatoren ihrer Wissenschaft geworden sind. Daher auch seine vielfache Beschäftigung mit Fundamentalfragen, die über die Natur wahrer, fruchtbringender Erkenntnis angestellt werden. „Was ist Streben," fragt er (Anhang p. 299), — „Erkennen höherer Ziele und der Entschlufs, sie durchzuführen." Und gleich darauf: „Schärfere Erkenntnis des Zweckes und der dazu führenden Mittel — das ist die Quelle des Fortschritts." Wer mit solcher Anschauung an die überlieferte Bücherweisheit herantritt, wie sie gerade auf dem Gebiete der Geistes- und schönen Wissenschaften leider nur allzu reichlich vorhanden ist, dem kann das Streben

nicht fehlen, sich von ihr zu emancipieren, zu reformieren. „Es liegt,“ sagt er (p. 288 f.), „auf den Lehren der Rhetorik ein dicker Staub der Jahrhunderte, und ich will nur gestehen, daſs ich mich von früh auf angegähnt fühlte, wenn ich in der Schule die vermoderten Kunstausdrücke anwenden sollte.“ Und geradezu als Reformator kündigt er sich in einer Notiz vom 10. Mai 1885 an: „Ich glaube jetzt einiger Grundbegriffe der Poetik mächtig geworden zu sein, durch welche die ganze Lehre vereinfacht und, wie ich hoffe, aufgefrischt wird; und ich werde nicht verfehlen, einen Entwurf der Poetik so rasch als möglich zuerst in Vorlesungen und dann auch öffentlich aufzustellen.“ „Ich will“ — sagt er im Vorwort p. XI — „hier nicht traditionelle Lehren überliefern, sondern auf neuen eigenen Wegen in das Wesen der Poesie eindringen — und ich lege mir in der Regel selbst erst, wenn ich meine Ansicht neu gebildet, Rechenschaft darüber ab, wie weit ich mit Vorgängern zusammengetroffen bin, wie weit die Vorgänger etwa das Bild, das ich mir gemacht, ergänzen.“ Also die Kritik des Vorhandenen rückt in die zweite Stelle, er will nicht sowohl „eine Kritik der Bücher und Systeme“, wie sie Kant abweist, um allerdings später mit Recht eine solche üben zu können, er will vielmehr ein neues System, oder doch die Grundlagen desselben aufführen, das dem zu behandelnden Gegenstande auf neuen Wegen beizukommen sucht. Und diese neuen Wege beruhen auf der Empirie, der Erfahrung. Er spricht von einer „empirischen Poetik“ (p. 42), von einer „empirischen Ästhetik“ im Gegensatz zu der üblichen „spekulativen“, die Hettner befeindet (p. 59), von dem „biſschen Induktion“, auf dem Schlegel seine Theorie basiere, von dessen durchgängiger Abhängigkeit von dem „biſschen“, was er wirklich — in der Skulptur — gesehen, u. s. f.

Es ist klar: Scherer will dasselbe Verfahren, welches vor Jahrhunderten Bacon* in der Philosophie mit so groſsem Erfolg einschlug, auf sein specielles Gebiet verpflanzen, er will innerhalb desselben der Induktion zu ihrem Rechte verhelfen, nicht derjenigen, welche, kaum einiger dürftiger Thatsachen mächtig, mit Windeseile, ohne der Mittelglieder zu achten, zu den höchsten Principien eilt, sondern derjenigen, die unermüdlich sammelt, ordnet, klassifiziert und von der aus durch das Verfahren der Vergleichung, der wechselseitigen Erhellung wirklich neue, allgemeine Thatsachen: Principien erschlossen werden. Aber er will nicht vergleichen, um zu verwerfen und vorzuziehen, sondern um Verwandtschaft und Eigentümlichkeit schärfer zu erfassen (p. 62). Demnach ergiebt sich nunmehr sein Programm von selbst: er will „die dichterische Hervorbringung, die wirkliche und die mögliche, beschreiben in ihrem Hergange, in ihren Ergebnissen, in ihren Wirkungen“ (p. 65).**

Nun aber verlangen die mühsam zurückgedrängten Fragen eine Antwort: was denn Poesie sei, und um was es sich eigentlich in der Poetik handle? Wir geben sie auszugsweise im genauen Anschluſs an Scherers eigene Ausführungen.

Wir wenden das Wort Poesie in zwiefacher Beziehung an, einmal zur Bezeichnung der gebundenen Rede im Gegensatz zur ungebundenen, dann aber auch, da wir den prosaischen Roman in den Bereich der Poesie verweisen, einer gewissen „kunstmäſsigen“ Anwendung der ungebundenen Rede, woraus sich sofort zwei weitere Fragen ergeben: a) ob alle Poesie auf der kunstmäſsigen Anwendung der Sprache beruhe; b) ob jede Anwendung der kunstmäſsig gebrauchten Sprache Poesie sei, Fragen, deren erstere sich weit leichter als die zweite erledigt. Die Erfindung eines Balletts, d. h. einer zusammenhängenden dramatischen Handlung,

* Cf. Bacon, Nov. Org. XXXVI und oft.
** Cf. Scherer, Litteraturgeschichte p. 770.

bei der nicht gesprochen wird, ist ein Akt poetischer Erfindung, also existiert in Aktion, in Tanz und Gebärde, ein poetisches Kunstwerk ohne Sprache. Andererseits beruht das gesprochene Drama nicht auf Sprache allein, es ist vielmehr ursprünglich immer ein aufgeführtes Drama, bei dem die Sprache nur einen Teil des Kunstwerks bildet, der sich, wenn die Musik zur Aktion und lebendigen Rede hinzukommt, noch verringert. Diese Auffassung steht mit den historischen Thatsachen im Einklang. Die deutsche mittelalterliche Lyrik ist gesungene Poesie; damit also das Kunstwerk in die Erscheinung trete, gehört hier die Musik, und vermutlich wird das Gebärdenspiel noch hinzugetreten sein, wie es noch heute bei der Deklamation sich einzustellen pflegt. Für die Poetik soll aber nur die „kunstmäſsige“ Anwendung der Sprache Gegenstand der Forschung sein, die anderen Ausdrucksmittel der Poesie dagegen nicht berücksichtigt werden.

Was aber ist „kunstmäſsige“ Anwendung der Sprache? Um dieses zu beantworten, holt Scherer etwas weiter aus. Er untersucht die Natur der Urpoesie, soweit sie historisch ist, und greift drei Arten heraus: 1) das Chorlied, ein festlicher Tanz mit gesungenen Worten, vielleicht mit Instrumentalbegleitung verbunden; 2) das Sprichwort, eine blitzartig sich entwickelnde Poesie, die durch Erinnerung an etwas Bekanntes, durch Unterordnung eines besonderen Falles unter einen allgemeinen Erfahrungssatz entsteht; 3) das Märchen, d. h. eine ungebundene Rede, eine prosaische Erzählung. Da haben wir also schon in der Kindheit der Poesie gebundene und ungebundene Rede. Auf einer höheren Stufe der Entwickelung nähern sich diese beiden Grundformen und es entsteht die gemischte Form, wie sie dem altnordischen (wahrscheinlich dem althochdeutschen überhaupt), dem mittelirischen, dem indischen Epos eigen ist. Was nun in irgend welchen Formen der gebundenen Rede abgefaſst ist, gehört ohne weiteres zur Poesie, somit auch das Lehrgedicht, das Aristoteles aus ihr auszuschlieſsen wünschte. Was aber von der ungebundenen Rede zu ihr gehört, ist schwieriger zu entscheiden. Von alters her ist das Märchen eine Gattung der Poesie. Im 15. Jahrhundert entsteht der prosaische Roman durch Auflösung höfischer Gedichte. In diesem und dem folgenden Jahrhundert greift der litterarische Gebrauch der ungebundenen Rede so weit um sich, daſs wir Gattungen ihr zufallen sehen, in der bisher die gebundene Rede geherrscht hat: kleine Erzählung, Märchen, Novelle, Anekdote werden litterarisch. Aus gereimten Lehrgedichten des Mittelalters (Freidank) werden im 16. Jahrhundert Sammlungen von Sprichwörtern, später solche von Reflexionen, Sentenzen, Aphorismen, der Essay, aus dem sich das Feuilleton entwickelt. Statt der gereimten Fabeln des Gellert pflegt Lessing die Prosafabel; es treten prosaische Hymnen (Novalis), prosaische Epopöen (Thümmels Wilhelmine) auf, und in den Psalmen haben wir gesungene Prosa! Überall liegt hier „kunstmäſsige“ Anwendung der Sprache vor, aber auch in der Volksrede des Altertums, in der politischen Rede der Gegenwart, in der wissenschaftlichen Darstellung. Wo ist da die Grenze zwischen Poesie und Prosa? Scherer entscheidet: zur Poesie gehören: Lyrik, Epik und Dramatik, gleichviel ob in gebundener oder ungebundener Rede, die Novelle und das Märchen, der Roman wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem Epos, überhaupt alles dasjenige, was auf künstlerische, mit Anregung auf die Phantasie zum groſsen Teil identische (p. 31) Wirkung Anspruch erhebt. Demgemäſs ist ihm die Poetik „vorzugsweise die Lehre von der gebundenen Rede, auſserdem aber von einigen Anwendungen der ungebundenen Rede, welche mit den Anwendungen der gebundenen Rede in naher Verwandtschaft stehen.“ Diese Definition wird später bei Betrachtung der einzelnen Dichtungsarten in dem Kapitel „Äuſsere Form“ näher präcisiert.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den reichen Inhalt des Werkes auszugsweise mitzuteilen. Jeder, dem es ernst ist in diesen Dingen, wird es selbst studieren und, soviel er vermag, eine ausbauende, teilweise wohl auch ausbessernde Hand an dasselbe anlegen müssen. Doch sollen hier einige Punkte erwähnt werden, die sofortige Besprechung herausfordern.

Bei den Erörterungen darüber, wie das Element des Unangenehmen in der Poesie zu erklären sei, die doch ursprünglich immer darauf ausgegangen ist, angenehme Vorstellungen: Vergnügen, Freude zu erregen, streift Scherer auch das berühmte Katharsisproblem der Tragödie. Was die Grundfrage betrifft, die Frage nach der Bedeutung von „Katharsis“, so schliefst sich Scherer an Bernays an. Es handelt sich um die Befreiung von den Affekten Furcht und Mitleid durch Anregung derselben, um das Mitleid mit dem sympathischen Helden, um die Furcht vor ähnlichen Leiden, da wir als Menschen vor ähnlichen Fehlern, die es hervorgerufen, nicht sicher sind. Wodurch werden diese unangenehmen Gefühle angenehm? Bei dem Versuch, diese Frage zu beantworten, stützt sich Scherer auf einen von Bernays angeführten Brief Lessings an Mendelssohn (vom 2. Februar 1757), worin es heifst: bei jeder heftigen Begierde oder Verabscheuung (Leidenschaft, Affekt) sind wir uns eines höheren Grades unserer Realität bewufst. „Folglich — fährt Lessing fort — sind alle Leidenschaften, auch die allerunangenehmsten, als Leidenschaften angenehm.“ Scherer setzt für „Bewufstsein unserer Realität“ — „Freude an uns selbst“, weist erläuternd auf die Freudenthränen des 18. Jahrhunderts hin, die man über seine eigene Vollkommenheit, darüber, dafs man des Mitleids, der Anteilnahme u. s. w. fähig ist, vergossen hat, und glaubt gefunden zu haben, was er sucht. Aber wo es sich um die Erklärung eines so Ursprünglichen, Elementaren, wie die Wirkung der Tragödie handelt, hat die Hindeutung auf etwas, was Scherer selbst (p. 108) pseudosittlichen Drang nennt, nicht die Kraft der Analogie, und dann bedenke man vor allem, dafs nicht alle Affekte gleichwertig sind. Spinoza* teilt sie bekanntlich in aktive und passive, in solche, durch welche das Thätigkeitsvermögen des menschlichen Körpers vergröfsert und befördert, und in solche, durch welche es verringert und gehemmt wird. Furcht und Mitleid aber, die doch in diesem Falle „das höhere Bewufstsein unserer Realität“, eine erhöhte Freude an uns selbst hervorrufen sollen, werden von Spinoza zu den passiven Affekten gezählt: sie sind Unlustempfindungen und erzeugen das Bewufstsein sich verringernder Vollkommenheit,** können also wenigstens keine höhere Lebensfreude bedingen, als die ist, welche wir im Zustande des psychischen Gleichgewichts besitzen. Hier also bleibt es bei dem, was Aristoteles und andere im Anschlufs an ihn gesagt haben.

Die Frage, ob sich über das Verhältnis der Poesie zur Sittlichkeit feste Regeln aufstellen lassen, hält Scherer für unlösbar (p. 138). Aber doch wohl nur dem Scheine nach, denn seine Erörterungen hierüber, die wir in folgendem skizzieren wollen, lassen eine ziemlich sichere Konstruktion seiner wahren Meinung zu. Es ist einerseits festzuhalten, dafs die Poesie eine grofse sittliche Bildnerin, ein Haupterziehungsmittel der Völker ist, dafs sie unendlich viele Vorbilder des Guten, Grofsen und Edlen aufgestellt hat, andererseits aber die Theorie der Dichter selbst, die wie Goethe gar nicht, wie Zola indirekt sittlich wirken wollen, für den sittlichen Gehalt und die sittliche Wirkung ihrer Werke nicht mafsgebend ist. Denn wie wirkt Goethe? Doch gewifs sittlich erhebend. Wodurch wirkt er so? Dadurch, dafs er den lasterhaften Gestalten

---

* Cf. Spinoza, Eth. P. III, Def. 3.

** Cf. Ibd. Def. XIII, XVIII, dazu II, III.

ideale Gestalten kontrastierend gegenüberstellt; daſs in diesem Kontrast eine Kritik liegt; daſs er durch sein wahrheitsgetreues Verfahren selbst in kleinem Rahmen eine gewisse Totalität anstrebt. Hier also ergiebt die historische Betrachtungsweise ein ästhetisches Gesetz: auch im kleinen Totalität zu erstreben, einseitige Darstellung zu meiden, die immer falsch ist, da sie, wie bei Zola, die Vorstellung von dieser „schlechtesten" der moralischen Welten, die möglich, nur durch Übergehung des vielen Lichtvollen, das thatsächlich in ihr vorhanden, so der Thatsachen der Aufopferung, der Sympathie u. s. f., zu stande bringt. Die Lehre vom Erfolg aber zeigt, daſs der Dichter unbedingt mit der durchschnittlichen Lebensanschauung des Publikums rechnen muſs, um seines Beifalls sicher zu sein. Will er die sittlichen Schranken, die die Gesellschaft dem Streben des Einzelnen setzt, durchbrechen, verletzt er die sittlichen Instinkte der Menge, so darf er des Miſserfolgs sicher sein. Da haben wir also einen ästhetischen und einen sittlichen Maſsstab, von denen aus wir die Poesie beurteilen, eine indirekte und eine direkte Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von Poesie und Sittlichkeit.

In dem Kapitel über den Tauschwert der Poesie und den litterarischen Verkehr bejaht Scherer die Frage, ob es für den Dramatiker heilsam sei, auf ein bestimmtes Theater Rücksicht zu nehmen und so den Schauspielern dieser Bühne die Rollen gleichsam auf den Leib zu schreiben. Eine gefährliche Behauptung, der gegenüber viele, wohl in richtiger Erwägung der Art, wie dichterische Produktion zu stande kommt, abweichender Meinung sein werden. Sie beruht auf unmittelbarer, durch keine Zwischenglieder vermittelter Beobachtung des darzustellenden Gegenstandes, auf unmittelbarem Kontakt mit ihm: eine Erkenntnis, die schon längst treffenden Ausdruck — einen besonders treffenden beim englischen Ästhetiker Warton — gefunden hat und wohl der ganzen modernen litterarischen Produktion zu Grunde liegt. Bei dem empfohlenen Verfahren ist die Gefahr schwerlich zu vermeiden, daſs der Dramatiker auf den Griff ins „volle Menschenleben" verzichte, vielmehr aus der Erinnerung an Dargestelltes und Darsteller Neues schaffen und, was er gleichsam aus zweiter Hand übernommen und durch die Brille anderer geschaut, neu formen will. Daſs auf solche Weise jemals ein echtes Kunstwerk geschaffen worden, kann auch Scherers Meinung nicht gewesen sein. Die allerdings wünschenswerte „Garantie des nötigen Erfolges" entspringt am sichersten aus dem naturgemäſsen Verfahren, wenn es von berufenen Händen geübt wird. Mit Vorteil können nur die Einrichtung des Scenariums sowie die Wahl des Stoffes durch jene Rücksicht beeinfluſst werden, besonders die Wahl des Stoffes, die, wenn er einem bereits behandelten und bühnenwirksamen ähnlich ist, allerdings für den Erfolg des zukünftigen Werkes mehr bürgt, als wenn sie ohne jede Anlehnung an schon Dargestelltes, an schon Dagewesenes getroffen wird.

Diesen Ausstellungen lassen sich ohne Zweifel manche andere zur Seite stellen. Sie zu machen, liegt im Interesse der Wissenschaft und im Sinne des verstorbenen groſsen Gelehrten. Ernste Erwägung auch unbedeutender, aber von Liebe zur Sache eingegebener Ansichten schien ihm der Wissenschaft Vorteile zu bringen, ähnlich wie auch Leibnitz kein noch so minderwertiges Buch ohne Nutzen gelesen zu haben erklärt. Darum sei uns zum Schluſs noch folgende Bemerkung gestattet: Scherer gab sich, wie es scheint, der Täuschung hin, als ob durch sein Verfahren die Werturteile aus der Poetik verbannt oder doch mindestens sehr eingeschränkt werden würden. Er sagt zwar (p. 68), daſs in der Analyse der Wirkung der Kunstwerke Werturteile lägen, so daſs seine Poetik auf ähnliches komme, wie es die frühere angestrebt habe; doch noch kurz zuvor (p. 65) meint er, daſs die Ästhetik am besten von den verschiedenen Wirkungen rede, welche durch verschiedene Arten der Poesie

hervorgebracht werden, sich indes des Urteils auf Gut oder Schlecht enthalten solle. Aber wenn einmal Werturteile zulässig sind, was sind sie anders als eine Skala, die sich zwischen den Polen „gut“ und „schlecht“ bewegt? Oder sollten sie wirklich ganz zu umgehen sein? Wie uns scheint: nein. Man erwäge: Kunstwerke erregen Gefallen oder Mifsfallen; diese psychologisch unerklärten Gemütszustände kommen in Geschmacksurteilen zum Ausdruck, welche sich im Laufe der Zeit zu traditionellen Urteilen abklären, durch Vergleichung Werturteile werden. Die Thatsachen des Geschmacks, auf denen aller Genufs an den Künsten beruht, werden sich nie aus der wissenschaftlichen Kunstbetrachtung eliminieren lassen, weil sie nur in den Händen desjenigen fruchtbringend sein wird, der Geschmack besitzt. So ist ihre letzte Aufgabe im Grunde, die Wirkungen der Kunstwerke durch Analyse derselben nach Stoff und Inhalt — leider nur indirekt — zu erklären, die spontan gefällten Werturteile in bewufste, begründete zu erheben. Demnach stellt die Poetik schliefslich nur die Verbindung zwischen zwei festen Punkten her. Auf welche Weise aber dies geschehen soll, dafür soll die Poetik eine Topik, eine Anleitung sein, bei der die induktive Methode, wie wir sie oben angedeutet, zu Ehren kommt. Dr. S. Saenger.

Über den Vortrag epischer und lyrischer Dichtungen. Mit zahlreichen kommentierten Musterstücken für monologischen und dialogischen Vortrag wie auch für chorische Aufführungen. Von Gustav Humperdinck, Seminar-Direktor. Köln, DuMont-Schauberg, 1886. gr. 8. 3,20 M.

Mit grofser Wärme tritt der Verf. für seinen hohen Zweck, für die edlen Schöpfungen unserer Epik und Lyrik weite Kreise empfänglicher zu machen, ein; diesen hofft er durch das Mittel eines wohlvorbereiteten Einzel- und Mehrstimmenvortrags am besten erreichen zu können. Es ist ein Erfahrungssatz, dafs bedeutende Recitatoren wie die Rhapsoden alter Zeit grofse Versammlungen entzücken, durch die Schönheit des Vortrags Unzähligen erst die Schönheit der Dichtung erschliefsen; nun mufs auch die Schule für diesen Weg gewonnen werden, und wie nun durch den monologischen Vortrag nicht allein, sondern auch durch Aufführungen in Chor und Wechselrede für die Schule zunächst ein tieferes Verständnis des Gedichts, ein wärmeres Gefühl für die Poesie erzielt wird, so hofft der Verf., dafs auch unser geselliges Leben daraus Nahrung schöpfen und sich edler gestalten werde. Wenn zu besserer Unterhaltung bisher Dramen gewählt wurden, so erhebt gegen diese Bevorzugung der Verf. den Einwurf, dafs das Drama seiner Natur nach doch eine scenische Darstellung fordere, ein Vorlesen immer nur ein abgeblafstes Bild gebe. Bevor der Verf. an einer grofsen Anzahl von Gedichten von Goethe, Schiller, Klopstock, Herder, Uhland u. a. bis ins einzelne auseinandersetzt, wie sie vorzutragen seien, legt er im ersten Teile sehr ausführlich mit grofser Sachkenntnis die Grundsätze dar, nach denen der Vortrag eingerichtet werden müsse; denn ihrer Natur nach solle die Poesie, um zu ihrer rechten Würdigung zu gelangen, weil sie eine redende Muse sei, in schönem Vortrag gehört werden. Aber nicht zu monologischem Vortrag eigne sich jedes Gedicht; die Erfahrung hat schon bewiesen, dafs manche, wie Schillers Glocke, Platens Grab im Busento u. a. erst durch die chorische Gestaltung eines Vortrags in ihrer vollen Schönheit für die Hörenden und für die Mitwirkenden hervortreten und die Schönheit hier dieselbe erziehende Kraft wie beim Gesange hat, ja, dafs ein solcher Vortrag vor dem Gesange den Vorteil hat, dafs er in voller

Eigenheit, weil kein anderer Klang dareinredet, die ganze Fülle der Sprachmusik, die in den Worten liegt, entfaltet. Worin diese Sprachmusik ihren tieferen Grund hat, das setzt der Verf. in dem ersten Hauptteile seines Buches aufs eingehendste auseinander, diese Kunstmittel der Sprache, der konsonantische Bau, der vokalische Farbenwechsel der Wortstämme, die Ton- und Quantitätsverhältnisse entfalten nicht im Gesange, sondern im gesprochenen Vortrag ihre grofse Schönheit. Der Verf. behandelt nun in den folgenden Kapiteln den Sprachlaut in der Poesie, die Aussprache, die bei uns noch sehr daniederliegt, den deutschen Rhythmus, die Tongeltung der Silben im Wort und im Verse, die Hauptstile des deutschen Rhythmus, wobei die Vortragsgesetze für den schematischen Versbau und für die freien Rhythmen zu unterscheiden sind, das wird besonders an Klopstocks Frühlingsfeier klar gemacht. Für die richtige deklamatorische Wiedergabe eines Dichterwerkes kommt es auch wesentlich auf die Auffassung, auf das Tempo und die Tonmodulation an, und auch diese Punkte werden einer eingehenden Erörterung unterzogen. Schliefslich giebt der Verf. wertvolle Vorschriften für das Stimmverhältnis bei chorischen Vorträgen.

Der zweite Teil bringt 31 epische und lyrische Dichtungen, mit Einleitung und Erläuterungen zur Auffassung und Wiedergabe im ganzen wie in den Einzelheiten, neun davon zum Einzelvortrag, die übrigen zu Mehrstimmenvorträgen und chorischen Aufführungen bestimmt. Unter den ersteren scheinen zwei Gedichte, „Ungelöste Fragen“ von Hamerling, „Der Knabe aus Tirol“ von Martin Greif, ihres trüben Charakters wegen für den Vortrag der Jugend nicht geeignet zu sein. Unter den für den chorischen Vortrag geeigneten nimmt die erste Stelle ein das Lied von der Glocke; die Verteilung an Einzelstimmen, Gesamtchor und Chorabteilungen ist mit feinem poetischen Sinn durchgeführt, jedenfalls erfordert aber die Einübung nach diesen Schemen die gröfste Sorgfalt, und ob durch die Zerteilung einzelner Verse, z. B. die Schilderung der Feuersbrunst, unter vielfache Chorteile ein tieferer Eindruck gewonnen wird, kann zweifelhaft sein, sowie die Wiederholung mancher Versteile, wie „Fliegt zum Tanz“ u. a. durch nichts geboten scheint. Doch darum darf man nicht leugnen, dafs das Buch von jedem Deutschlehrer nicht blofs, sondern von jedem Freunde unserer Poesie, von jedem Freunde edlerer Unterhaltung gelesen und beherzigt zu werden verdient. Besonders sind die gewonnenen Resultate für Schulfeste zu verwerten.

Die Grundzüge der Meditation. Eine Anleitung zum Entwerfen von Aufsätzen und Vorträgen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten als Vorstufe zu den „Meditationen“. Von Dr. Ferd. Schultz, Direktor des Gymnasiums zu Charlottenburg. Dessau, P. Baumann, 1887. 60 S. 8.

Die „Meditationen“ des Verf. haben einen solchen Anklang gefunden, dafs man demselben zu Dank verpflichtet ist, dafs er in dem obigen Werke über die Methode der Auffindung des Stoffes, die manches Eigentümliche bietet, näheren Aufschlufs giebt. Es ist namentlich von der üblichen Einteilung der Aufgaben nach den Stoffen abgewichen und eine andere Einteilung nach der Behandlung gewählt. Namentlich bei den Aufgaben, welche eine Charakteristik erheischen, hat er einen anderen als den gewöhnlichen Weg eingeschlagen und also auf Gesichtspunkte hingewiesen, welche zu einer tieferen und allseitigeren Auffassung der Aufgabe dienen. Ausführliche Anweisungen über Schlufs und Beweis, denen man in ähnlichen Anleitungen begegnet, hat der Verf. nicht gegeben, da sie in die Logik gehören, ist dagegen auf die Begründung aus der Analyse des Begriffes näher eingegangen. Nach der Einteilung der Alten in das genus

historicum und rationale teilt er nun die Aufgaben der Schilderung und Untersuchung, jene in Beschreibung und Erzählung, fügt aber als Übergang zur zweiten Hauptabteilung die einen Gegenstand der Erfahrung in seiner Entwickelung schildernde, auch das innere Leben zur Anschauung bringende Charakteristik hinzu. Ist der Hauptpunkt der einzelnen Aufgabe bestimmt festgestellt, der Stoff unter Berücksichtigung der Kategorien des Raumes, der Zeit, Ausdehnung, Beschaffenheit, des Verhältnisses gefunden und nach Inhalt und Umfang geteilt, so ist der Aufbau in logischer Gedankenfolge zu vollziehen.

Im zweiten besonderen Teile sind für die Beschreibung, namentlich auch für Beschreibung der geschichtlichen Zustände, sowie für die Erzählung zweckmäfsige Gesichtspunkte aufgestellt, dann aber vorzugsweise die Charakteristik ausführlich besprochen; da vorzüglich der Mensch Gegenstand dieser Klasse ist, so hat hier der Verf. nicht umhin können, die innere Entwickelung des Menschen überhaupt, der Seelenkräfte auf psychologischer Grundlage zu verfolgen, auf die Stellung in der Gesellschaft, die Weltanschauung als auf die für die Charakteristik wichtigen Gesichtspunkte hinzuweisen. So ist hier der Weg vorgezeichnet, wie die Meditation bei den vom Verf. gestellten Aufgaben: das Gedächtnis, die Sprache, der Charakter, das Glück, Coriolan, Sigfrid, Parcival, Cordelia, Walther von der Vogelweide u. s. w. zu leiten ist. Anders als die Schilderung hat es die Untersuchung mit dem inneren Wesen der Gegenstände zu thun; knüpft sie sich an Gegenstände des reinen Denkens, so ist sie Entwickelung, an Gegenstände der Erfahrung Abhandlung. Die Entwickelung ist teils Begriffsentwickelung, teils Urteilsentwickelung. Bei der ersteren wird mit der Untersuchung der sprachlichen Bezeichnung anzufangen empfohlen, dann handelt es sich um die Feststellung der höheren Gattung, endlich der von den Arten derselben Gattung unterscheidenden Kennzeichen, wie an einzelnen Meditationen hier klar gemacht wird. Wie zur Erläuterung auf Inhalt und Umfang, so ist zur Erörterung und Begründung auf die Gesichtspunkte des Gegensatzes und der Ähnlichkeit, zur Begründung auf das ursächliche Verhältnis, auf Folgen und Zweck zu achten. Ist ein Urteil zu entwickeln, so sind wiederum die Begriffe zu erklären, dann das Urteil gegen andere abzugrenzen, endlich die Art der Verbindung beider Begriffe zu erörtern. Bei der Abhandlung, welche es mit Gegenständen der Erfahrung zu thun hat, wird der Inhalt nicht in Form einer Definition dargebracht, sondern derselbe entfaltet oder erläutert; dann folgt die Erörterung durch Unterordnung und Vergleichung, endlich die Begründung durch Würdigung, Beweis und Kritik; in der Theorie des Gegenstandes werden die allgemeinen Gesichtspunkte zusammengefafst. Diesen Gang veranschaulicht der Verf. ausführlich an dem Begriffe der Kunst, den Unterschieden der bildenden und der redenden Künste, der redenden Künste untereinander, nämlich der Musik und der Dichtkunst, kommt so auf die Gegensätze des Naiven und Sentimentalischen, auf die Begriffe satirisch, pathetisch, elegisch. Teilen wir ein nicht nach dem Verhältnis der Dichtkunst zur Natur, sondern nach dem Inhalte, so kommen wir auf die beiden Hauptteile, einerseits Lyrik, andererseits Epos und Drama. Bei der Meditation über das Stoffgebiet des Dramas wird Aristoteles, Lessing und Schiller herangezogen, namentlich auf den Wert der Erörterungen Schillers gegenüber Aristoteles zur rechten Würdigung Shakespeares hingewiesen. Nach diesen allgemeinen Festsetzungen wird auf die Erläuterung, Erörterung und Begründung besonders eingegangen und an einer grofsen Menge von Aufgaben nachgewiesen, auf welche Gesichtspunkte jedesmal die Meditation zu richten ist, somit auch der Schein des Schablonenhaften vermieden. Der Anhang weist ebenso auf die nach den Aufgaben notwendige Verschiedenheit des Inhalts, der Einleitung und des Schlusses hin.

Die Berechtigung der Fremdwörter. Von Gustav Rümelin, Kanzler der Universität Tübingen. Zweite Auflage. Freiburg i. B., Mohr, 1887.

Das sehr anregende Buch, ursprünglich eine Rede zur akademischen Preisverteilung am 6. November 1886, hat schon viel Staub aufgewirbelt, hier und da Zustimmung, weit mehr Widerspruch erfahren, so von G. Hauff in Sanders' Zeitschrift, namentlich von Prof. Dunger. Man habe, sagt der Verf., die Frage über die Zulassung von Fremdwörtern in deutscher Rede als eine Sache der nationalen Ehre und Gesinnung dargestellt, und diese Rücksicht hält er für etwas Nebensächliches, das Urteil müsse nur aus dem Charakter und der Geschichte unserer Sprache, sowie aus den Bedürfnissen des menschlichen Lebens und praktischen Lebens geschöpft werden, er für seine Person fühle sein deutsches Gewissen um kein Haar mehr belastet, wenn er nach Bedarf ein fremdsprachliches Wort gebrauche, als wenn er sich in australische Wolle kleide, chinesichen Thee oder französischen Wein trinke. Mit der letzteren Bemerkung ist aber nichts gesagt, um die Sache ernstlich zu betrachten; mit der ersteren aber bezeichnet der Verf. seinen Standpunkt als nicht abweichend von dem seiner Gegner, nur auf die Auffassung der Begriffe kommt es an. Den Charakter der Sprache können wir nur erkennen, wenn wir ihre Geschichte verfolgen; diese zeigt uns, dafs unsere Sprache eine edle, ursprüngliche ist, dafs zu gewissen Zeiten man dies verkannt, dafs man sie mit fremdem Zierat bekleidet hat, so dafs ihre edle Gestalt schier unkenntlich wurde, dafs dies aber Zeiten waren, da auch unser Volkstum in Gefahr stand vergiftet zu werden. Welche Zeiten dies gewesen sind, weifs jedermann, und wenn Fischart, Lauremberg und andere vaterländisch gesinnte Männer das Volk aufrufen, sich auf sich selbst zu besinnen, seiner grofsen Ahnen würdig zu werden, so eifern sie auch immer gegen die gedankenlose Sprachmengerei. Die Sprache ist aber etwas anderes als ein Luxusgegenstand für den täglichen Gebrauch, wie australische Wolle. Der Verf. giebt zu, dafs es thöricht sei, wenn die Muttersprache die den Sinn vollkommen deckenden Worte biete, in anderer Zunge zu reden; nun, darum handelt es sich ja nur, ob wir solche Worte besitzen, und da zeigt sich der verschiedene Standpunkt des Verf. Es fällt ja seinen Gegnern nicht ein, auf wissenschaftlichen Gebieten die Fremdwörter von der Wurzel aus verbannen zu wollen, die Wissenschaft ist international; aber die Grenzen des Wissenschaftlichen und Internationalen ziehen eben andere anders als der Verf. Die gewaltigen sprachlichen Umwälzungen, welche auf dem Gebiete des Postwesens vorgenommen sind und sich schnell eingebürgert haben, würde der Verf., als sie ins Leben gerufen wurden, als unannehmbar, als, wie er sich ausdrückt, dem Denken Fesseln anlegend bezeichnet haben. Wie aber diese Wandlung leicht gewesen ist, so wird der Wandel auch auf anderen Gebieten so schwierig nicht sein. So will der Verf. die Toilettensprache der vornehmen Welt geschützt wissen, Brosche sei statt Busennadel, Collier gegen die Halskette, die mit den Hunden zu teilen sei, beizubehalten, als ob die grofse Masse des deutschen Volkes, für deren Denken doch die genannten Begriffe nicht transcendentale sind, Brosche und Collier verstände, als ob nicht der Verf. folgerecht auch dem Halsband, das wir ja mit den Schafen teilen können, den Krieg erklären müfste. Und nicht einmal äufserlich unschädlich ist der Gebrauch solcher wie der genannten Fremdwörter, mit dem Gebrauch derselben im gewöhnlichen Leben setzt sich bekanntlich leicht die Meinung fest, dafs die mit ihnen bezeichneten Gegenstände auch nur vom Auslande in würdiger Gestalt uns geliefert werden könnten, und so bringt eine Nachäfferei die andere hervor. Immer wieder betont der Verf. den Satz, dafs die Muttersprache dem Denken keine Fesseln an-

legen dürfe; aber wer nicht gelehrte Bildung genossen hat, wird ja gerade durch das Fremdwort in seinem Denken aufgehalten; heifst das nicht der weiblichen Denkfaulheit Vorschub leisten, wenn die Frau mit dem Worte Collier um sich wirft, ohne eine Ahnung davon zu haben, woher denn das Wort abzuleiten ist? wenn ich denke, will ich auch jedes Wort genau verstehen. Wie die Schönheitspflästerchen vergangener Tage muten uns in der Schriftsprache und Litteratur solche Fremdwörter an, und gerade sie sind es, die uns stutzig machen und uns in unserem Denken und in unserem reinen Genufs aufhalten. Es gebe, meint der Verf., viele solche, die noch vereinzelt in vornehmen und niedrigen Bildungskreisen spuken, aber aus der Schriftsprache ausgeschlossen seien; er führt die aristokratischen Wörter véritable, aigriert, aimable, fatiguieren u. a. auf. Der Verf. mag wohl nicht weit Rundschau gehalten haben; dergleichen ist nicht blofs spöttisch in dem Briefwechsel der Herren Strudelwitz und Pudelwitz niedergelegt, sondern hat auch Eingang gefunden in den Schriften anerkannter Männer, z. B. wer ist nicht auf Schritt und Tritt durch diese Gewohnheit des Fürsten Pückler-Muskau verletzt? und noch heute werden seine geistvollen Schriften viel gelesen. Und wenn grofse Geschichtschreiber, Redner überflüssige ungewöhnliche Fremdwörter gebrauchen, so ist es, sagen wir mit dem Verf., ein kleinlicher Eifer und nicht zu loben, ihnen dieselben nachzählen und behofmeistern zu wollen; aber er kann uns nicht hindern, dafs wir dabei stutzig werden, uns fragen, ob der Schriftsteller vielleicht einen tieferen Sinn mit dem Worte verbunden habe, der uns nicht gleich vor der Seele stehe, und wenn wir uns dann endlich verneinend antworten müssen, ist die reine Empfindung, mit der wir bis dahin genossen haben, in etwas getrübt. Einer unserer gefeiertsten Geschichtschreiber, Ranke, hatte sich in diese Gewohnheit mehr und mehr hineingelebt, und gerade diejenigen, die nicht flüchtig, sondern mit tiefer Verehrung ihn gelesen haben und lesen, haben sicherlich bei manchem fremden Ausdruck sich gefragt: Warum so? Wem sollte z. B. in dem Werke des Greisenalters, in der Weltgeschichte, der unendlich häufige Gebrauch des Wortes Potenzen nicht aufgefallen sein? Kleinlich den grofsen Mann zu behofmeistern fällt niemandem ein, aber wir bedauern, dafs ein wenig unser reiner Kunstgenufs getrübt ist. Es ist, ganz abgesehen von der Sprache der Wissenschaft, die hier nicht in Betracht kommt, eine recht grofse Zahl von Fremdwörtern, die der Verf. nicht missen kann, weil kein deutscher Ausdruck ihren vollen Begriff erschöpfe; aber es ist nichts als willkürlich das deutsche oder das fremde Wort bestimmen; wenn z. B. malade weder krank noch kränklich, noch unpäfslich ist, was ist es denn? und wie helfen sich nun die Franzosen, die auf ihre scharfe Bezeichnung sich so viel zu gute thun? Wenn man das erste beste Wort aufnimmt, auf das man stöfst, dann hat man leichte Arbeit; aber so haben nicht die grofsen Sprachmeister gearbeitet, welche unendliche Mühe haben sich Luther und seine Freunde gegeben, aber sie haben uns auch den stolzesten Bau geschaffen, und in ihrem Sinne mufs die deutsche Sprache sich weiter entwickeln. Ein grofser Schatz, der noch wenig benutzt ist, wird, worauf schon anderwärts hingewiesen ist, in Zukunft noch reiche Ausbeute gewähren, es sind die Prosaiker des späteren Mittelalters. Auffallend ist in dem Buche, dafs der Verf. auf den Unterschied der Lehnwörter und der Fremdwörter sich nicht eingelassen hat, auffallend auch, dafs in dem Fremdwörterverzeichnis, welches den zweiten Teil des Buches bildet und die unabweisbaren Fremdwörter geben will, manche Wörter ohne weiteren Vermerk aufgeführt sind, dafs sie ursprünglich deutsche Wörter, von uns entlehnt in die fremde Sprache, von da aus in der fremdländischen Gestalt von uns wieder aufgenommen sind, jenes ist eine Ehre, dies eine Schmach für uns; es ist dabei dem Verf. auch begegnet, dafs er das deutsche Wort turnen für ein Fremdwort und deshalb den

alten Jahn für einen unfreiwilligen Bundesgenossen ansieht. Leibnitz war kein Jahn, er war gewiſs, wenn einer, ein internationaler Mensch und ein scharfer Denker, aber auch er predigt Reinheit der deutschen Sprache (§ 86), und wenn er auch (§ 19) das Übermaſs einiger Sprachgesellschaften seiner Zeit zugiebt, so weist er doch (§ 66) auf die Wiederbringung vergessener und verlassener, aber an sich guter Worte und Redensarten hin.

Methodik des Unterrichts in der deutschen Sprache. Von Franz Branky. Wien, Alfr. Hölder, 1887. 50 Kr.

Das Buch ist aus der Vorbereitungsanstalt für Lehrer in Wien hervorgegangen, enthält aber auch manche auch auſserhalb Österreichs beachtenswerte Winke, während es auf der anderen Seite zeigt, mit welchen wunderlichen Eigentümlichkeiten dort der Lehrer zu kämpfen hat, die dem Norddeutschen recht auffallend vorkommen; wie weit dieselben hinaufreichen, ist aus vielen Proben der österreichischen Schulprogramme bekannt. Daher wird auf die Übung im mündlichen Gedankenausdruck ein besonderer Wert gelegt, dann in verständiger Weise, wie die verschiedenen Arten der Lesestücke des Lesebuchs anregend zu behandeln sind, wie der Ausdruck zusammenzuziehen oder zu erweitern ist, dargelegt. Wenn es da in dem zu Grunde gelegten Lesebuche heiſst: „Alles rannte zu der Ringstraſse, um die Braut des Kronprinzen zu sehen“, und nun der Ausdruck „alles“ erweitert werden soll, so ist nicht beachtet, daſs man in Norddeutschland sagt „nach der Ringstraſse“. Die Behandlung der Erzählungen, Fabeln, Sagen, Lieder, Sprichwörter, wie sie für die unteren Klassen passend ist, wird ausführlich durchgenommen; bei der Frage: „was habet ihr vom Kaiser Heinrich dem Vogelsteller gehört?“ waren die Ausdrücke „Kaiser“ und „Vogelsteller“ zu ändern. Sehr ausführlich sind die Sprachübungen; sie zeigen uns, mit welchen Spracheigentümlichkeiten auſserhalb des Deutschen Reiches der Lehrer zu kämpfen hat; da sind zu verbessern Sätze wie (S. 61): „Die Tochter unterschob den Füſsen der Mutter ein Fuſsbänkchen, für N. erliegt (= liegt) ein Brief auf dem Postamte, eine Anstalt wird aufgelassen (= aufgelöst), das Kind spielt sich.“ Da ist es zuviel verlangt, wenn der Verf. für die Zungengymnastik Schnellsprechübungen empfiehlt, fünf bis zehnmal nacheinander sprechen zu lassen: „Fritz iſst frisch Fischfleisch, früh in der Frische fischen Fischer Fische, der Kutscher putzt den Postkutschkasten.“ Da könnte ein Tierschutzverein Einhalt gebieten.

Präparationen zur Behandlung deutscher Musterstücke in der Volksschule. Oberstufe. Fünftes und sechstes Schuljahr. Von Rektor A. Gräve. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1886. M. 1,60.

Die Unterstufe dieses Werkes ist Ref. nicht bekannt geworden, somit auch nicht die Gesichtspunkte für die Auswahl der Musterstücke, die in der Einleitung des ersten Bandes erörtert sind. Dieser zweite Band aber läſst sich nicht bloſs in der Volksschule, sondern auch in höheren Lehranstalten verwerten. Es schlieſst sich das Buch zunächst an das deutsche Lesebuch von Gabriel und Supprian an, es kann aber auch bei Benutzung eines anderen Lesebuches gebraucht werden, da die ausgewählten Stücke sich auch in anderen Lesebüchern zu finden pflegen. Bei der Gliederung des Unterrichts ist der Verf. dem von der Herbartschen Schule aufgestellten Verfahren gefolgt, es sind also alle Gesichtspunkte ins Auge gefaſst, welche berücksichtigt werden müssen, um den Unterricht möglichst fruchtbar zu machen. Was ursprünglich für die Volksschule bestimmt

ist, ist auch für höhere Lehranstalten zu benutzen, und deshalb verdient das Buch auch im Archiv eine Empfehlung. Denn es ist sehr geschickt eingerichtet; was aus dem Lesestoff für die religiös-sittliche, ästhetische, nationale Bildung des Schülers benutzt werden kann, ist angedeutet, auch litterar-historische Zwecke nicht aufser acht gelassen, soweit sie der Altersstufe angemessen sind, und die Anleitung für das Verfahren des Lehrers, für die Gliederung, ist so verständlich, dafs der Neuling im Lehramt sich ihrer mit dem gröfsten Nutzen bedienen kann. Durchweg ist zur Veranschaulichung des Lehrverfahrens die Frageform gebraucht; und da kann es wohl scheinen, als sei doch der Gang zu langsam, als werde von dem Lehrer zu wenig Übung vorausgesetzt, ja die Form kann wirklich wohl einmal eigentümlich uns anmuten (z. B. S. 37 bei Besprechung der Fabel vom Kranich und Wolfe: „Worin bestand die Gefahr des Wolfes? Was flöfste sie demselben ein?“), aber sonst ist sie doch geschickt und soll ja auch nicht im Verlauf des Unterrichts streng festgehalten werden, sie soll nur zum Fingerzeig dienen, wie man sich die Sache zurechtlegen könne; der Verf. setzt eben nicht alte Praktiker voraus, sondern Neulinge, die, wenn sie ihre Stunden lebendig machen wollen, der Führung bedürfen. Zahlreiche mündliche und schriftliche Übungen, die sich an jedes Lesestück anknüpfen lassen, hat der Verf. nicht unterlassen mitzuteilen; man erkennt überall, dafs das Buch aus der Praxis hervorgegangen ist. Von dem einen Lesestücke wird oft auf ein verwandtes passend hingewiesen; bei der Besprechung der Grimmschen Sage vom Landgrafen Ludwig dem Eisernen hätte S. 51 der Gedanke, dafs die Tapferkeit und Treue der Ritter der beste Schutz der Burg sei, vertieft werden können durch den S. 65 richtig angegebenen Gedanken, der aus Kerners Gedicht vom reichsten Fürsten entwickelt ist. Auf etwas Eigentümliches sei noch aufmerksam gemacht, dafs bei den einzelnen Lesestücken am Schlufs ein grammatisches Kapitel zur Sprache gebracht ist; so ist denn zuletzt auf angenehme Weise ein gutes Stück der deutschen Grammatik mit dem Schüler durchgenommen und wird dann am Ende zusammengefafst. Dieselben grammatischen Fragen lassen sich aber auch an ein anderes Lesestück knüpfen, so dafs es, um dasselbe Resultat zu gewinnen, durchaus nicht nötig ist, sich an die Auswahl und den Gang des Buches zu halten. Vormachen, anregen will der Verf. nur; die Aufgabe ist trefflich gelöst, und unter den vielen Wegweisern verdient dieser den Lehrern in den unteren und mittleren Klassen höherer Anstalten empfohlen zu werden.

Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Dir. Dr. K. Leimbach. III. Band. 3. Lfrg. Kassel, Th. Kay, 1887.

Die Erläuterung deutscher Dichtungen hat dem Verf. viele Freunde namentlich unter den solcher Hilfsmittel bedürftigen Schulmännern erworben. Als siebenter Band der erläuterten deutschen Dichtungen kündigt sich der dritte Band der deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart, oder, wie er wohl richtiger heifsen sollte, der Gegenwart an; von demselben liegt dem Ref. die dritte Lieferung vor, welche, denn es ist alphabetische Ordnung befolgt, die Namen Karl Henckell bis Friedrich Hoffmann umfafst; die Sammlung scheint danach umfangreich werden zu wollen. Wie der Titel besagt, sind in diesem Abschnitt Erläuterungen der ausgewählten Stücke ausgelassen. Ref. hat die vorliegende Lieferung genau durchgelesen und kann nur den staunenswerten Fleifs des Verf. anerkennen. Eine grofse Anzahl von Dichtern tritt allein in diesem Hefte uns entgegen, die vielen Freunden der Litteratur noch unbekannt sein

mochten und die doch einen weiteren Leserkreis verdienen. Wer sich weiter mit ihnen bekannt machen will, findet in der Bibliographie, der grofse Sorgfalt nachgerühmt werden mufs, volle Belehrung. Für die Biographie hat der Verf. die besten Quellen benutzt; wo diese nicht ausreichten, hat er sich an die Dichter selbst gewandt; die mündlichen Mitteilungen derselben, denen wir sehr oft begegnen, geben uns also den sichersten Halt. Schon daraus erhellt, mit welchem Ernst der Verf. an seine Aufgabe herangetreten ist, wie viele Mühe er aufgewendet hat. Schwierig ist die Charakteristik zeitgenössischer Dichter, aber man wird dem Verf. meist beistimmen. Streng ist das Urteil über Georg Herweghs sittlichen Charakter, aber es erscheint noch mild, wenn wir berücksichtigen, was erst neuerdings über seine schriftstellerische Thätigkeit in den letzten Lebensjahren bekannt geworden ist. Den Begriff Dichter hat der Verf. im eigentlichen Sinne gefafst; wer nur prosaische Schriften verfafst hat, ist ausgeschlossen. Bei der Auswahl der Proben wünscht man öfters einen anderen Grundsatz befolgt; es sind öfters nur kleinere lyrische Dichtungen mitgeteilt, wo ein episches Stück charakteristischer wäre, wie bei Wilhelm Hertz. Dramatische Proben fehlen ganz. Manche der Proben lassen uns den Dichter weniger bedeutend erscheinen, als er vielleicht sein mag, das trifft z. B. bei Heusenstamm zu. Was der Leser hier von Herwegh kennen lernt, zeichnet sich zu grofsem Teile durch Gedankenmangel und Verworrenheit aus. Ein kleines Versehen ist, dafs die Gattin des Dichters Wilhelm Hey S. 398 erst Sophie, dann Auguste Grosch heifst, dafs S. 424 es heifst: „nachdem Georg Hick das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte“, statt „ein“.

Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Teil. Zweite durchaus revidierte Auflage. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1886. 3,75 M.

Die kommentierte Faustausgabe von K. J. Schröer hat mit Recht einen so grofsen Anklang gefunden, dafs nach kurzer Zeit, trotz vieler anderer Goetheerklärungen, eine zweite Auflage notwendig geworden ist. In knappster Weise, man möchte sagen, es ist kein überflüssiges Wort gesagt, ist alles erklärt, hauptsächlich durch Parallelstellen aus dem Dichter selbst, der einzelne Ausdruck, die Gedankenentwickelung, ist auf die Metrik, Versabteilung aufs gründlichste eingegangen, die Textgeschichte bis ins kleinste verfolgt, so dafs nirgends der Verf. uns im Stich läfst. Die ausführliche Einleitung behandelt die Entstehung von Goethes Faust, den Zusammenhang mit Lessings Faust, die Faustsage, ihren Charakter, die weitere Geschichte der Goetheschen Dichtung, die ersten Aufführungen. Bis auf den neuesten Dresdener Fund scheint alles, was bisher über das Gedicht erschienen ist, verglichen zu sein, wenn es auch nicht namentlich erwähnt wird, wie z. B. nicht die Beiträge zur Kritik des Faust von Fr. Vischer; da Verf. der Schulschrift von Hagemann gedenkt, so sei auch auf den Aufsatz von Hauff im Archiv, Bd. LXVI, hingewiesen; die Litteratur der Sage aber bringt ausführlich die Zerbster Schulschrift von Kühne 1860. Was diese Ausgabe und Erklärung des Faust uns besonders lieb macht, das ist die Liebe, ja Begeisterung, mit der das Buch geschrieben ist. Das erfreuliche Ereignis, dafs schon die neue Auflage notwendig geworden, ist dem Verf. für die Gegenwart, für die Zukunft des deutschen Volkes eine schöne Weissagung, dafs nämlich der materialistische und pessimistische Zug der Gegenwart noch nicht den Idealismus, durch den unser Volk grofs geworden, zurückgedrängt habe, ja, dafs er nun besonders bei dem neuen Geschlechte wieder Kraft gewinnen

werde. Denn wie schon die Faustsage des 16. Jahrhunderts entschieden einen protestantischen Charakter trägt, so ist dem Verf. Goethes Dichtung für das 18. Jahrhundert, für das Zeitalter der Unnatur, Frivolität und Philistrosität das neue Evangelium der wiedererstandenen Natur im Menschen und des wiedererstandenen Idealismus. Der grofsartige Idealismus der Liebe, der in Goethes Wesen besonders hervortritt, der ihn bis in sein hohes Alter immer wieder zum Dichter macht, ihm die Macht giebt, die Wirklichkeit in Dichtung zu verwandeln, der in seinem Geiste auf die ganze Natur übergeht, hat sich verkörpert in Faust, dem Helden des unbesieglichen Idealismus, und der Gegenstand des Gedichts ist der Erdenkampf dieses Idealismus mit den den Menschen niederziehenden Mächten, des Idealismus und der Frivolität, der Liebe und der Selbstsucht, der Vernunft und des Verstandes; diese Gegensätze sprechen sich aus in Faust und Mephistopheles; niemals unterliegt Faust, das will der Verf. darlegen, sein Sieg steht von vornherein fest, von Anfang an steht Faust mit idealer Hoheit dem beschränkt verständigen Mephistopheles gegenüber. Es ist schwer, dem belesenen Verf. eine kleine Gegengabe für sein reiches Geschenk darzubringen; es mögen einige kleine Zusätze genügen. Zu v. 460 erlaubt sich Ref. auf ein Wort Wielands vom 10. Mai 1776 (in F. G. Jacobis Briefwechsel I, 242) hinzuweisen: — „bis ich meinen Stab in der Hand habe, um hinauszugehen — und den unendlichen Erdgeist einzuziehen, mit dem ich je länger je mehr Sympathie und Verwandtschaft fühle,“ sowie bei v. 870: „im Anfang war das Wort“ auf eine Stelle aus Calderons Drama Chrysanthus und Daria, da Chrysanthus vor einem Bücherpulte sitzend spricht (nach der Übersetzung in A. F. von Schacks spanischem Theater II, 273): „O wie dürftig ist mein Geist und wie mangelhaft mein Wissen, wie verwirrt sind meine Schlüsse, wie befangen meine Sinne, denn ich kann sie nicht ergründen die geheimnisvollen Tiefen dieses Buches u. s. w. Sagen darf ich wohl ‚dem Anfang‘, es beginnt mit diesen Silben ja das erste Blatt: ‚Im Anfang war das Wort‘ steht hier geschrieben. Aber, ward das Wort gesprochen, konnt’ es da den Anfang bilden? Wird doch, was es ausgesprochen, in dem Buche ganz verschwiegen! Ferner heifst es: ‚und das Wort u. s. w.‘“ — Schliefslich etwas aus dem praktischen Leben. Der berühmte Spruch: „was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“, wird von Düntzer (I, 187) erklärt: „wieviel besser würde er gethan haben, hätte er das wenige, was ihm sein Vater hinterlassen, zu seinem Genusse verwandt“; in ähnlicher Weise hier v. 683: „erwirb es = eigne dir es völlig an, indem du es gebrauchst“, welche Erklärung der Zusammenhang bestätigt. Die deutschen Dispositionsbücher pflegen bekanntlich einen ganz anderen Sinn unterzulegen, so z. B. sagt Göbel S. 90: „Das Wort Goethes sagt also: Damit die uns durch die objektive Ordnung der Gemeinschaft zugefallenen Güter unser individuelles Eigentum werden, wie die durch eigene sittliche Arbeit erworbenen, müssen wir sie wiederum als Mittel zu eigener sittlicher Arbeit verwenden.“

Beiträge zur Poetik Otfrids. Von Paul Schütze. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 64 S. gr. 8.

Otfrid steht nicht als vereinzelte Erscheinung da; er vermittelt die alte und die neue Zeit. Das ist das Thema, welches die vorliegende Schrift beweist. Die Allitteration klingt bei ihm stark durch, aber sie tritt auch später noch auf. Jedoch die der Allitterationsperiode eigentümliche Ausdrucksweise ist auch bei ihm noch stark vertreten, die zu eindringlicher Darlegung besonders dienende Begriffs- und Gedankenvariation (wie hier mit zahlreichen Beispielen dargelegt wird), und zwar in den verschiedensten Formen, wie Nebeneinander von Begriff und Va-

riation, Trennung von Gedanken und Variation, Parallelismus der Satzglieder, überall aber geht Otfrid schon über den Gebrauch der früheren Periode hinaus. Nicht minder zeigt sich der Zusammenhang mit der früheren Zeit wieder in den zur Veranschaulichung der Personen und Situationen dienenden Eingängen der Rede; da tritt besonders hervor, wie die einfachen Bezeichnungen seines Vorbildes, des biblischen Textes, auch ihm nicht genügen, wie Christus, seine Jünger, seine Gegner äufserlich und innerlich ausführlich charakterisiert werden. Wie ferner der allitterierenden Dichtung, so ist auch ihm die häufige Verwendung der Parenthese eigen. Um epische Fülle zu gewinnen, bedient er sich, wieder vom biblischen Texte abweichend, emphatischer Übertreibung, gerade wie die frühere Dichtung, und wieder, um die Bedeutung der Personen und Situationen hervorzuheben. In dem Gebrauche zahlreicher formelhafter Verbindungen, für die in ihren einzelnen Erscheinungen der Verf. viele Belege anführt, geht Otfrid schon bedeutend weiter als die frühere Periode, vieles ist auch aus der Vorzeit überkommenes Gut; merkwürdig ist es, wie feststehend für die verschiedenen Situationen und Stimmungen die Formeln sind, wie gewissen Verben pleonastisch verstärkende Zusätze gegeben werden. Eigentümlich ist Otfrid im Gegensatz zu der früheren Poesie, dafs er sich unmittelbar oder mittelbar, durch Berufung auf die Quelle, Beteuerung der Wahrheit, unmittelbare Anreden, Fragen u. a. an die Hörer wendet, also das Ich in den Vordergrund tritt. In seinen Bildern und Vergleichen steht er unter dem biblischen Einflufs, weicht von den Vorgängern ab, in manchen aber ist er selbständig. Zu dem, was schon früher über die Verarbeitung des biblischen Stoffes durch Otfrid hervorgehoben ist, fügt schliefslich der Verf. noch mehrere Stellen, aus denen hervorgeht, wie Otfrid gegenüber der knappen biblischen Grundlage den Gemütszustand seiner Personen breiter ausführt und Erzählungen plastischer zu gestalten sucht. Es ergiebt sich also, dafs Otfrid sich nicht ängstlich an seine Quelle anlehnt, sondern mit einem gewissen künstlerischen Bewufstsein über seinem Stoffe steht.

Das deutsche Tagelied. Inaugural-Dissertation von Walter de Gruyter. Leipzig, G. Fock, 1887. 159 S. gr. 8. 2 Mk.

Ausführlicher als von irgend einem seiner Vorgänger ist von dem Verf. hier das deutsche Tagelied behandelt; mit gröfstem Fleifs und Sorgfalt ist er ihm nachgegangen, und es möchte sich wohl keine hierhergehörige Dichterstelle finden, die er übersehen hätte. Ebenso ist ihm die ganze Litteratur über dasselbe wohlbekannt. Der Inhalt ist so reich, dafs es hier genügen mag, den Gang der Untersuchung und die Ergebnisse kurz zusammenzufassen.

Die Ansicht, dafs das deutsche Tagelied aus romanischen Vorbildern herzuleiten sei, ist unhaltbar. Die Geschichte desselben läfst sich in Abschnitte zerlegen, die sich mit der allgemeinen Einteilung der Lyrik decken: Höfischer Minnesang, Übergangszeit, Volkslied. Anfangs ist es frei vom Einflusse höfischer Sitte, wie Beispiele des 12. Jahrhunderts zeigen. Dann tritt die Person des Wächters in den Vordergrund, er wird der vertraute Warner, Wechselreden bringen in die Dichtung gröfsere Beweglichkeit, das höfische Tagelied tritt hervor. Wächterlose Tagelieder wurden unter Kaiser Heinrichs VI. Namen und von Heinrich von Morungen erwähnt. Das Tagewächterlied hat nach der Überlieferung, die nicht anzuzweifeln ist, Wolfram in Deutschland eingeführt; seine Tagelieder sind von leidenschaftlicher Glut und bezeichnen den Höhepunkt des Wächterliedes; an Kraft der Darstellung steht Walther ihm bedeutend nach. Grofs ist die Zahl der höfischen Tagelieder. Als Mittelglied zwischen den vortragenden Minnenden und dem Türmer erscheint bei Ulrich von Winterstatten eine

Zofe. Der Wächter ist anfangs, jedoch nicht oft, nur äufserlich mit der Situation verknüpft, aber er wird bald auch beteiligt, wodurch die dramatische Spannung gewinnt, er ist meist der Vertraute, die Frau ist die ängstlich Besorgte, hinter ihr tritt der Mann zurück. Der Stil des höfischen Tageliedes ist lebhaft (S. 27 f.), das Weichen der Nacht, der Vogelsang, der Wächterruf, die drohende Gefahr, die Schmerzen der Trennung, das alles spielt eine grofse Rolle; die verschiedenen Bezeichnungen dafür, wie sie in den Gedichten vorkommen, hat der Verf. genau verzeichnet. — 2) Das Tagelied der Übergangsperiode (S. 41). Im 14. und 15. Jahrhundert nähert sich das Tagelied dem Volksliede; wie die durch den ritterlichen Frauendienst gezogenen Grenzen allmählich durchbrochen werden, hat an den einzelnen Dichtungen der Verf. nachgewiesen. Mitunter fehlt hier der Wächter, der Humor macht sich schon geltend; besonders in der Sammlung der Klara Hätzlerin (1471 abgeschlossen) tritt das Wesen des Tageliedes des 15. Jahrhunderts hervor; die hier vorkommenden Lieder u. a. werden einzeln betrachtet; der Wächter tritt weit mehr hervor, wird mitunter der eigentliche Träger der Handlung, die Frau tritt als Leiterin zurück, die Heldin des Tageliedes ist nicht mehr die Gattin eines anderen, die Gefahr wird vermindert, die epische Kleinmalerei nimmt zu, der Stil wird überladener. — 3) Die Tageweise im Volksliede (S. 68—111). Mit der Entwickelung des dramatischen Elements kam die Tageweise schliefslich der Ballade näher als dem eigentlichen Liebesliede; Motive der Romanze dringen in das Lied, und umgekehrt. Dann werden Ritter und Edeldame durch Angehörige anderer Stände ersetzt, damit büfst der Wächter seine Vertrauensstellung ein. So sind wir der eigentlichen Volkslyrik näher gekommen, und diese finden wir besonders in den Schnaderhüpfeln ausgedrückt, die dem Tageliede verwandt sind. Im Gegensatze gegen das höfische Tagelied schwindet aus dem Volksliede die Furcht und Sorge, dagegen Reue und Scham des Mädchens stärker betont werden, und besonders wichtig ist, dafs statt der Phantasiebilder die Wahrheit des wirklichen Lebens eintritt, Sitte und Brauch des Volkes den Untergrund bildet. — 4) Die Tageliedsituation aufserhalb der Liebeslyrik: a) im Epos (S. 111): Die Liebesscenen des Tageliedes finden sich im Graf Rudolf, ganz so wie in einem Tageliede Ulrichs von Lichtenstein, in Herberts trojanischem Krieg, in Eilharts Tristan, in Heinzelins von Konstanz Minne Lohn, in Konrad Flecke, in der Rabenschlacht, Ortnit u. a.; b) in der Erzählung und im Schwank (S. 123); die hierher gehörigen Stellen aus v. d. Hagens Gesamtabenteuern u. a., grober Art, sind hier citiert; c) im Fastnachtsspiel (S. 126); d) in der geistlichen Dichtung (S. 127). Bekannt ist, dafs weltliche Volkslieder vielfach in geistliche umgedichtet sind, beliebt war das Tagelied, schon wegen der Melodie, namentlich für den Morgengesang (matutina), bis für die Morgenandacht die Abschnitte der Leidensgeschichte Christi in Gebrauch kommen, dann aber das Tagelied im Weihnachtsliede wiederklang; die Wächterlieder und die Weckrufe kehrten wieder in den deutschen Bearbeitungen des Alten und Neuen Testaments, und so finden sich zahlreiche Umdichtungen des weltlichen Tageliedes in die religiösen Dichtungen, noch im evangelischen Kirchenliede; e) in der patriotischen Dichtung (S. 138), so bei Reinmar dem Viedler, Muscatblüt, Hans Sachs, in v. Liliencrons Sammlung. — Im ersten Anhang (S. 140) behandelt kurz der Verf. die Tageliedsituation in der orientalischen, magyarischen, slavischen, romanischen Litteratur, im zweiten Anhang (S. 148) den Wächter in der deutschen Dichtung aufserhalb der Grenzen des Tageliedes. Die wichtige Person des Burgwächters kommt in vielen epischen Gedichten vor; er beobachtet und meldet; mannigfach sind die Wendungen und Bezeichnungen; unendlich oft ist von ihm und dem Pförtner die Rede, bis endlich der moderne Nachtwächter erscheint; eine Sammlung der Nachtwächterlieder fehlt noch.

Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur bis zu Goethes Tode. Von Prof. Dr. Daniel Sanders. Dritte Auflage. Berlin, Langenscheidtsche Buchhandlung, 1887. 2 Mk.

Dafs von dem hochverdienten Gelehrten nicht etwas Gewöhnliches zu erwarten war, versteht sich von selbst, und so hat denn auch diese Litteraturgeschichte so viel Beifall gefunden, dafs im Verlauf weniger Jahre eine dritte Auflage nötig geworden ist. Eine Geschichte der deutschen Sprache, wie im Titel steht, enthält das Buch nicht, dazu würde viel mehr gehören. Über die Werke der Litteratur aber enthält es die reichsten Nachweise; selten werden die Leser, wenn sie nach etwas suchen, im Stich gelassen werden. Seine bekannte ungewöhnliche Belesenheit kam dem Verf. nicht allein zu statten, er hat auch die gröfseren Werke von Gervinus, Goedeke u. s. w. nicht blofs fleifsig zu Rate gezogen, sondern auch manche Specialschriften. In ein so umfangreiches Buch können sich einzelne Versehen eingeschlichen haben; viele werden es nicht sein. So ist z. B. das Geburtsjahr Bürgers (1747), Hoffmannswaldaus (1617) nicht richtig angegeben, man vermifst bei Herder die Berücksichtigung des grundlegenden Werkes von Haym, man wünscht beim Nibelungenliede nicht blofs den Inhalt kennen zu lernen, man will auch etwas vom Werte und von der Bedeutung des Gedichts hören, von der Überlieferung, von der ganzen Nibelungenfrage, bei der lyrischen Poesie des Mittelalters etwas mehr von der Form u. ä. Ref. spricht pro domo, wenn er gegen die Darstellung des Verhältnisses Müllers zu Schlözer (S. 80) Einwurf erhebt. — Durch die knappste Darstellung ist es dem Verf. möglich geworden, viel mehr Stoff zu bringen, als selbst umfangreichere Werke bieten; eine ungewöhnlich grofse Zahl von Schriftstellernamen, die nur wenigen bekannt sein mögen, aus den Jahrhunderten, die sonst nur kurz behandelt werden, von der Scheide des Mittelalters, aus dem 17. Jahrhundert, eine Fülle von Jahreszahlen, von bibliographischen Notizen begegnen uns, so dafs wir überall an Goedeke erinnert werden. Da nun zu der Reichhaltigkeit des Inhalts der nur durch den knappen Druck mögliche sehr billige Preis kommt, so ist nicht zu zweifeln, dafs das Buch noch mehr Auflagen erleben werde. Wenn der Verf. mit der Bitte um Verbesserungsvorschläge sich namentlich an Lehrer wendet, die beim Unterricht vielleicht an einzelnen Stellen dazu Anlafs finden werden, so kann wohl nur dabei an die bei der Vorbereitung zum Unterricht gemachten Erfahrungen gedacht sein. Das Buch etwa als Leitfaden den Schülern in die Hand zu geben, davon rät gerade die Eigentümlichkeit desselben, der übergrofse Stoffreichtum, die Fülle der Namen, Jahreszahlen u. s. w. ab; selbst zur Wiederholung zum häuslichen Gebrauch ist es für Schüler weniger geeignet, indem gerade die Jahrhunderte, die die Schule nur im Fluge berührt, sehr ausführlich bis ins einzelste behandelt sind und in manchen Partien die Schriftsteller zweiten und dritten Ranges vor den Chorführern sich hervorzudrängen suchen, jugendliche Schüler daher den übersichtlichen Blick verlieren können.

Grundzüge der deutschen Syntax. Nach ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Oskar Erdmann, Prof. an der Universität Breslau. Erste Abteilung: Gebrauch der Wortklassen. Die Formationen des Verbums in einfachen Sätzen und in Satzverbindungen. Stuttgart, J. G. Cotta, 1886. 197 S. gr. 8.

Das vorliegende bedeutende Werk geht von der richtigen Überzeugung aus, dafs der gegenwärtige Sprachgebrauch in unserer deutschen Sprache

nur auf Grundlage des früheren Gebrauchs gewürdigt werden kann und dafs ebenso der frühere Gebrauch durch Einsicht in den gegenwärtigen Sachverhalt neues Licht erhält, dafs es somit ein hohes Interesse gewährt, die geschichtliche Entwickelung vom Gotischen an bis auf die jetzige Zeit zu verfolgen. Indem die Syntax als Lehre vom Gebrauch der Wortklassen und Wortformen in der Rede gefafst wird, ist zunächst gezeigt, wie die Wortklassen abgegrenzt und gebraucht werden, und dabei werden viele Eigentümlichkeiten unserer Sprache näher betrachtet. Die umfangreichere zweite Hälfte handelt von den Formationen des Verbums; im zweiten Bande soll eine Übersicht über die Arten und Mittel der Satzverbindung folgen. — Vom Verbum ausgehend betrachtet der Verf. die Redeteile der Reihe nach; überall beruhen die syntaktischen Erörterungen auf der ausgedehntesten Bekanntschaft mit der älteren und neueren Litteratur und führen zu interessanten Ergebnissen, so (§ 4) dafs das Pronomen der ersten Person des Plurals beim Imperativ, in älterer Zeit fehlend und in neuhochdeutscher Zeit eine Zeit lang auch vergessen, noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts als Neuerung galt; dafs (§ 5) das Fehlen des persönlichen Pronomens beim Indikativ seit der Sturm- und Drangperiode wieder aufkam, Goethe besonders diese Kürze liebte („habe nun Philosophie, füllst wieder Busch und Thal"), dafs die Auslassung in ganz kurzen Sätzen (Vofs: „sprachs") am auffallendsten ist; dafs (§ 7) das satzeröffnende „es" in Impersonalien bei vorangehendem Satzteil einfach wegfällt („es hungert mich, mich hungert"); ferner (§ 8) die Pluralendung auf -s (Fräuleins) ist seit dem 17. Jahrhundert aus dem Romanischen eingedrungen; „Ich" Substantiv Neutr. und Mask. (vgl. Opitz § 12); „ein", richtiger als vereinzelnder Artikel bezeichnet, (§ 13) im Gotischen noch unbekannt, im Mhd. allgemein (Druckfehler S. 12, A. H. st. Jw.), im Plural im Nhd. verschwunden (§ 16), „ein" im Nhd. bei vielen Abstrakten unmöglich (doch „eine Gesundheit ausbringen", § 17), „ein" bei Verbindungen mit Präpositionen auch im Nhd. öfters fehlend (zu § 23: zu Tage treten, über Bord, über Wasser, über Stock und Stein u. s. w.). Beim kennzeichnenden Artikel „der" ist die Bemerkung anziehend, dafs er seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts bei Hauptpersonen, als wären sie Eigennamen, ausgelassen wird (§ 29: graut Liebchen auch, Knabe sprach). Sehr lehrreich ist der ausführliche Abschnitt über das Adjektiv. Manche Adjektivbildungen aus Adverbien sind uns noch unbequem (Lessings „die allzuofte Wiederholung, die so lang als mögliche Erhaltung", § 47). Wegen der noch herrschenden Unsicherheit über die Form des Gen. Sing. des attributiven Adjektivs (§ 69) wird darauf aufmerksam gemacht, dafs seit dem 17. Jahrhundert die entschiedene Neigung ist, die Form auf -en statt auf -es zu gebrauchen, doch nur dann, wenn das Subst. selbst im Gen. schon die Endung -es, -ens hat („guten Mutes"), aber wird ein Subst. im Gen. auf -en mit alleinstehendem Adj. verbunden, so geht das Adj. auf -es aus („redliches Menschen und redlichen Mannes"), man will also das Adj. vom Subst. differenzieren. Wo von der Steigerung die Rede ist (§ 88), ist Rückerts leichenfarber und Goethes „letztester" etwas sehr Ungewöhnliches, gewöhnlich ist jetzt „allerletzt". Der Gebrauch der Pronomina erhält ebenfalls durch die geschichtliche Betrachtung neues Licht. Wegen des Personalpronomens „er" bemerkt der Verf., dafs dabei die Apposition nicht ohne den Artikel stehen könne (§ 92); sollte man aber nicht sagen dürfen: Er, Schöpfer grofser Heere? Das pleonastische es bei Eröffnung des Satzes ist der Verf. geneigt als adverbialen Acc. aufzufassen, als schwache Demonstration; als Nomin. liefse es sich wenigstens beim Plural des Verbums nicht erklären (§ 94). In dem Anhange dieses Abschnittes, wo von der Apposition die Rede ist, konnte auf den besonders auffallenden Gebrauch Schillers: noch zuckend u. s. w., und bald obgleich entstellt von Wunden u. s. w. hin-

gewiesen werden (§ 109). — Wie die letzten Abschnitte des ersten Teiles, so bietet besonders der zweite Teil, welcher die Formationen des Verbums in vier Abschnitten: Genera, Tempora, Modusformen, Stellung des Verbums im Satze bespricht, reiche Belehrung; wir verfolgen, welche Einflüsse auf die Entwickelung der Sprache in den verschiedenen Zeiten gewirkt haben, wie unhaltbar manche Erklärungsversuche sind, die nicht auf die allmähliche Gestaltung Rücksicht nehmen, wie nicht jegliche sprachliche Erscheinung, die verwerflich scheint, wirklich verkehrt ist, und andere, die berechtigt scheinen, des geschichtlichen Haltes entbehren; kurz, wir gewinnen eine Fülle von Belehrung durch diese geschichtliche Betrachtung.

Volapük, die Weltsprache. Alfr. Kirchhoff: Volapük, Hilfsbuch zum schnellen und leichten Erlernen der Anfangsgründe dieser Weltsprache. Dritte Auflage. Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1887. — Kirchhoff: Schlüssel zu den Übungsbeispielen im Volapük-Hilfsbuch. Ebenda. — W. Pflaumer: Vollständiger Lehrgang des Volapük nebst Schlüssel und Wörterbuch. Bearbeitet nach Prof. Kerckhoffs Cours complet de Volapük zum Gebrauch für Deutsche. (Höherer Kursus des Hilfsbuches von Prof. Kirchhoff.) Ebenda.

Das Volapük ist bekanntlich eine Erfindung von Joh. Martin Schlayer; es ist als solche kein Gegenstand für Sprachforscher, es verfolgt allein einen praktischen Zweck. Auch ist es nicht schön, es macht auch auf Schönheit durchaus keinen Anspruch, es ist nur die einfachste aller Sprachen, und weil es ein vollkommen deutliches wechselseitiges Verständnis ermöglicht, deshalb weissagen ihm seine Anhänger, deren es aufserordentlich viele zählt, eine siegreiche Zukunft. Die grofse Zahl der Anhänger spricht allerdings für den Wert dieser Weltsprache; ob sie so aufserordentlich leicht zu erlernen sei, dafs in einer Stunde die Grundzüge der Grammatik, in wenigen Tagen der unentbehrlichste Wortschatz zu erlernen sei, darüber kann man erst urteilen, wenn man einen Kursus darin durchgemacht hat. Jedes Volk wird auch weiter seine eigene Sprache reden und schreiben, das Volapük will nur die Vermittelungssprache zwischen allen Völkern werden, nicht etwa blofs zwischen den europäischen, sondern zwischen allen Völkern des Erdballs, es will denen dienen, die durch ihren Beruf gezwungen sind, mit den verschiedensprachlichen Völkern der Welt in Gedankenaustausch zu treten; als solche werden bezeichnet der Kaufmann und der Gelehrte; ob es für die letzteren von Bedeutung sein werde, ist zu bezweifeln, die Gelehrten werden schwerlich so bald unterlassen, entweder in der lateinischen oder in einer der verbreitetsten germanischen und romanischen Sprachen zu korrespondieren. Ganz anders stellt sich die Sache für die grofskaufmännische Welt, die nach aller Welt Beziehung hat. Und an diese denkt Prof. Kerckhoffs, der ausgezeichnetste Lehrer des Volapük an der Pariser Handelslehranstalt; der Vortrag, den er vor zwei Jahren zur Eröffnung dieses Unterrichtszweiges hielt, ist als Einleitung seinem von W. Pflaumer bearbeiteten Lehrgang vorausgeschickt. Hier hebt er die Wichtigkeit einer überall verständlichen Weltsprache für den Grofshändler und Grofsindustriellen hervor für den mündlichen und schriftlichen Verkehr; wollte man dazu eine der nationalen Sprachen wählen, so würde man teils an der Eifersucht der anderen Nationen, teils an der Schwierigkeit aller unserer modernen Sprachen ein Hindernis finden; die Schwierigkeiten zeigen sich schon darin, dafs es viele Völker giebt, denen es nicht möglich ist, alle Laute der Kultursprachen auszu-

sprechen. Das Volapük vermeidet jede schwierig auszusprechende Buchstabenverbindung; die Wortbetonung, die Grammatik ist die denkbar einfachste, die ganze Konjugation ist in wenigen Minuten zu erlernen. Wenn Max Müller in Oxford die neue Kunstsprache anerkennt, so ist das gewifs ein bedeutungsvolles Zeugnis für dieselbe. Schlayer hat ein weltsprachlich deutsches, an 13000 Wörter enthaltendes Wörterbuch verfafst, es ist davon wie von seiner Grammatik schon die fünfte Auflage erschienen, Wörterbücher für die einzelnen Nationen sind erschienen oder werden vorbereitet, eine Grammatik giebt es schon für die Chinesen und Hottentotten. Innerhalb eines Monats haben schon Anfänger es erreicht, einen Handlungsbrief fehlerfrei aus der Muttersprache ins Volapük zu übersetzen. Das ist allerdings von hohem praktischen Werte; wie aber eine mündliche Verständigung leicht erzielt werden kann, das ist nicht leicht einzusehen. Auf obige eingegangene Hilfsmittel hinzuweisen mag hier genügen.

Herford. Hölscher.

A. Hoppe, Englisch-deutsches Supplement-Lexikon, als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen englisch-deutschen Wörterbüchern u. s. w. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Erste Abteilung: A—Close. Berlin, Langenscheidt, 1888. XIX und 240 S. Preis 8 M.

Siebzehn Jahre sind zwischen dem Erscheinen der ersten und der zweiten Auflage dieses trefflichen Buches verflossen. Es ist ein guter alter Bekannter, den wir nach langer Zeit, und zwar in vollständig erneuerter Gestalt, wiedersehen; wir werden zu prüfen haben, ob das Neue dem Alten entspricht, ob die Veränderungen auch Verbesserungen sind, ob das in dem alten Werke als gut Erkannte entsprechend gefördert ist. Allerdings war das erste Supplement-Lexikon ein sonderbares Buch: wissenschaftliche Einheit fehlte ihm eigentlich. Es wollte geben: 1) Wörter und Wortverbindungen, welche sich in unseren englisch-deutschen Wörterbüchern gar nicht oder falsch oder ungenügend erklärt finden; 2) Erklärung solcher, englischem Leben oder englischen Zuständen eigentümlichen Verhätnisse, deren Nichtkenntnis das Verständnis einer grofsen Menge englischer Wörter und Bücher erschwert oder unmöglich macht; 3) Erklärung einer Anzahl von Personen- und Sachnamen, über die man in den gewöhnlichen Hilfsmitteln keine Auskunft findet. Schon hierin ist die Verschiedenartigkeit der Bestandteile des Buches deutlich angegeben; und man sah es demselben an, dafs es einer Sammlung derjenigen Schwierigkeiten entstammte, welchen der verehrte Verfasser selbst beim allmählichen Fortschreiten in der Aneignung der Sprache und bei der Erweiterung der Lektüre begegnet war und welche ihm durch sichere Auskunft kundiger Männer (namentlich des verewigten Th. Solly, dem in dem Vorwort dafür der Dank gezollt wird) und durch fortgesetztes Studium zu überwinden gelungen. Eben dem Umstande, dafs das Buch dem unmittelbaren Bedürfnisse entsprungen war, ist sein grofser Erfolg zuzuschreiben. Tausende mufsten, dem gleichen Streben folgend, den gleichen Hindernissen begegnen, und ihnen allen mufste ein Helfer in der Not gleich willkommen sein. Gewifs hat das Buch auch das Verdienst gehabt, viele darüber zu belehren, wie man lesen müsse, und ist für die, welche Englisch lehrten, nicht minder nützlich geworden als für die, welche es lernten. So ist demselben reiche Anerkennung nicht versagt worden. Storm hat es besonderer Auszeichnung gewürdigt; die

Lehrer an Seminarien haben auf dasselbe fortgesetzt aufmerksam gemacht; namentlich die Herausgeber von Ausgaben der Schriftsteller mit Anmerkungen haben daraus geschöpft, einzelne sogar thöricht und über das Maſs hinaus; Riechelmann hat in seinen verdienstvollen Ausgaben desselben rühmlichst gedacht; Immanuel Schmidt hat noch kürzlich in seiner Bearbeitung von Tom Brown's School Days (Tauchnitz, Students' Series; Pt. II Vorw.) gesagt: „Der Herausgeber würde die schwierige Aufgabe, Tom Brown's Sch. D. zu erklären, nicht in genügender Weise haben lösen können, wenn er nicht in dem Supplement-Lexikon des Prof. Dr. A. Hoppe gründliche Vorarbeiten gefunden hätte." Ja, der eigene Verleger des Buches hat sich nicht bedacht, in dem Teile seines „Notlexikons", welches über Land und Leute von England handelt, eine recht beträchtliche Menge von seitenlangen Stücken aus dem (damals bereits vergriffenen) Supplement-Lexikon wieder abzudrucken. Es zeigt sich darin, daſs der Verfasser recht hatte, wenn er in dem Vorwort seines Buches die Hoffnung aussprach, „einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen." Es kann demnach nur gebilligt werden, wenn das neue Buch wörtlich dasselbe Programm aufstellt, und es ist nicht zu bestreiten, daſs es dasselbe gewissenhaft und in glänzender Weise zur Ausführung bringt. Der erste hauptsächlich in die Augen fallende Unterschied beider Bücher ist der Umfang. Die vorliegende erste Lieferung von 240 Seiten umfaſst so viel wie 76½ des alten Buches; dabei aber ist jede Seite des neuen Buches (welches in Druck und Einteilung ganz dem Sachs-Villatteschen französischen Wörterbuche entspricht) so viel wie ein und eine halbe des ersten. Gestrichen sind aus dem früheren Buche alle Stellen, welche sich nachträglich als im Lucas vorhanden herausgestellt haben, z. B. gleich der erste Artikel „he does not know a great A from a bull's foot", ferner die meisten Phrasen, für die nicht genügende schriftliche Gewähr beigebracht war, und manches andere, was entbehrlich schien. Die Quellen der Belehrung sind sehr vermehrt worden; neben Webster und Worcester erscheinen jetzt Ogilvies (Annandales) Imperial Dictionary, 1882; Robert Hunters Encyclopædic Dictionary; Haydns Dictionary of Dates; E. Cobham Brewers Dictionary of Phrase and Fable und Reader's Handbook; T. Lewis O. Davies, Supplementary English Glossary; J. Hain Friswells Familiar Words; The History of Signboards by J. Larwood and John Camden Hotten; Halliwells Dictionary of Archaic and Provincial Words; Nares' Glossary; Jamiesons Dictionary of the Scottish Language; Johnsons Glossary of Scottish Words; The Slang Dictionary; Supplement to Webster's Dictionary; W. Wheelers Dictionary of the Noted Names of Fiction; Schele de Veres Americanisms und Bartletts gleichartiges Werk — Murray ist benutzt, soweit es anging; denn die ersten Lieferungen desselben erschienen, wie wir aus dem Vorwort ersehen, zu der Zeit, wo die entsprechenden Stücke des Hoppeschen Buches bereits fertig gestellt waren, so daſs die Vergleichungen und Verbesserungen im Manuskript nachgetragen wurden: im Buchstaben C finden wir schon keine Beziehung auf Murray mehr. — Eine ungefähre Schätzung des durchforschten Materials gewinnt man aus dem Verzeichnis der Abkürzungen von Titeln der Bücher und Zeitschriften: es umfaſste im älteren Buche 81, im neueren enthält es 436 Nummern. Um einigermaſsen ein Bild von dem bedeutenden Fortschritte zu geben, den das neue Buch dem alten gegenüber bildet, führen wir diejenigen Artikel an, welche zu den ersten vier Seiten des alten Buches (bis agent) im neuen (13⅓ Seiten gleich 20 des alten) hinzugekommen sind: A. B; A. B. C; A. C; a — Präfix; *a';[1] abanne; abatement; abbaty; abbey; Abbot of Unreason; Abbotsford; abbreviate; abbreviatly; ABCedaries; abecedarian; abee; abele; aberdavat; Abernethy;

[1] * bedeutet „schottisch".

abeyance; Abigail; abject; ablemost; ablesse; ablow; abomination; aboon; aboot; aborigen (aborigine); abortive; abound; abraid; Abramide; abridgements; abroad; abscession; absent-minded; absentness; Absolute; absolution; absolutist; absolvitur; Abudah; abuilyiement; abune; abut; abysm; abysmal; academe; academize; academy; Acadian; accaparate; accent; accentuality; accept; accessive; accessoryship; accidently; accipitral; acclamator; acclearment; acclimate; accompaniament; accompanyist; accompass; accord, *v.;* accost, *s.;* account, *s.* u. *v.;* accountancy; accumulator; accurtation; accuse; accustom; acedy; Achilles; acholithite; acidulation; acolyte; a-cock; acorn; acousticon; acquaint; acquaintance; acquaintanceship; acquiescate; acquiesce; acquit; acreage; acreocracy; acre-staff; Acres; actable; actinic; action, *v.;* activeable; acupointed; acute; Ada; Adam; adamant; adamical; adamitical; Adams; adapt; adaptability; adaptation; adapter; adaptment; addict; addition; address-card; adeep; adempt; adhesive, *v.;* adjectives; adjoint; adjourn; adjournal; adjudicator; adjunct; adminicle; adminiculate; adminiculation; admirables; admissible; admonitorial; adonis; adoptability; adorate; adoratory; adore; adrift; ads.; adsolve; adultage; adumber; adumbrative; adust; advance, *s.;* advanced guard; advancement; advantage, *s.* u. *v.;* advent; adventurement; Adversity Hume; advising; advisive; advocate, *v.;* advocation; advoke; advouzance; advowson, *s.* u. *v.;* *ae; Ægæan; æger; ægrotat; aereous; aerial; aeriality; aerolite; aery; æstheticism; *af; *aff; affatuate(d); affectator; affection; affectionate; affectionless; affectual; affiance; afflict, *s.;* afflicted; affluent; affrighten; aflush, a-flutter; afoam; aforethought; Africander; africanism; afreet, afrite; a-frown; *aften; after-bale; after-cabin; afterdavy; after-day; after-deck; after-dinner; after-dinnerhood; after-drink; after-effort; after-friends; after-glow; after-hand; *afterhend; after-liking; afterman; after-meal; after-memory; after-mile; after-morn; after-name; afternoon-men; after-operation; after-period; after-piece; after-release; after-spring; after-thought; after-tinkering; after-twelve; after-written; after-year; a'gad; agait; agapemone; agate; agathokakological; age, *v.;* *agee; agemate; agenid; agent, *v.* — Daneben sind die Artikel des alten Buches durchgehend verbessert und vervollständigt; nur äufserst wenige sind unverändert abgedruckt. Unter a g e, *s.* stand sonst nur: what an age you are! wie unendlich lange Sie machen! Jetzt steht darunter 1) to arrive of age; 2) age, unendlich lange Zeit mit drei verschiedenartigen Beispielen; 3) age-long; age-spent; age-worn; 4) age of the moon. — „a c c o m p l i s h m e n t ... nur in Bezug auf Damen gesagt" — jetzt: in älterer und in der gehaltenen Sprache der Gegenwart von den Kenntnissen und Fertigkeiten des gebildeten Menschen unterschiedslos gesagt; in dem aber, was man das Slang der feinen Welt nennen kann (Murray: The word is also abused to mean „superficial acquirements", embellishments that pretend to perfect or complete an education which does not exist), für Sprechen fremder Sprachen, Zeichnen, Malen, Musik u. s. w. nur in Bezug auf Damen, ... oft ironisch ..., von Männern höchstens scherzend — mit neun. Beispielen. Dafs a g a i n nicht blofs die Wiederholung, sondern die Intensität der Handlung bezeichnet, ist eine Bemerkung, die unseres Wissens H o p p e zuerst, in Deutschland wenigstens, veröffentlicht hat. Als er den Artikel neu bearbeitete, wird ihm Murray noch nicht zur Hand gewesen sein, in welchem die Richtigkeit der Beobachtung voll bestätigt wird. Bei Hunter fand er sie gar nicht beachtet; bei Ogilvie nur so weit zugegeben, dafs er sagt „implying energy on the part of the subject or actor, and reciprocal action or return on that of the object." Um die Sache klar zu stellen, bringt das neue Supplement-Lexikon 43 Beispiele statt der 14 des alten und zwar nach den Bedeutungen der Verba gruppiert. Am natürlichsten ist das Setzen der Wiederholung für die Stärke bei den Begriffen des Schalles (wieder-

hallen = laut hallen); demgemäfs finden sich sechs Beispiele mit to crack und to creak; acht mit to ring; eins mit to echo; andere mit den verwandten Begriffen to rattle, squeak, roar; mit Verben der Empfindung to thrill, freeze, wince, ache; der Empfindungsäufserung to twitch, quiver, vibrate; der Bewegung to bob, dance, leap, rock; dann aber auch bei to smoke, to reek; to shine (fünf Beispiele); to burn; to stare; to stink — letzteres aus Sterne, Tristram Shandy. — adobe, früher „Luftstein, ungebrannter Ziegel"; jetzt: 1) in Kalifornien eine schwere thon- oder lehmartige Erdart, die mit Sand vermischt einen vorzüglichen Getreideboden bildet (mit ausführlichem Citat); 2) ein aus dieser Erdart geformter Luftstein u. s. w. mit sechs Belegen. Als Beispiele für die Reichhaltigkeit des Inhalts greifen wir heraus all: maid of all work — all bei Participien und Adjektiven (all melancholy, all winking, all-credulous, &c.) —, all-fired; all alive, all along, all and all, all but, all fives, all fours, to go on all fours, All England Eleven, all and sundry, all that it should be, all to nothing, all to one, all-absorbing, all alone, all-angelic, all-ball, all-desirable, all-essential, all-giving, all-importance, all in all (dafür all and all), allmight, all over, all-overs, all-overness und all-overishness, all-poke, all-potent, all-puissant, all-recompensing, all-round, all-round man, allrounder, all-scient, all-sufficiency. — and: there are women *and* women (acht Beispiele), *and* zum Ausdruck der Wiederholung und Emphase through *and* through; across *and* across; round *and* round; about *and* about; she wept *and* wept; a shining *and* a shining; years *and* years; weeks *and* weeks; rows *and* rows; miles *and* miles; strange *and* strange; fresh *and* fresh; hot *and* hot (stehend von Speisen); — to go *and* pleonastisch (the cook went *and* got married); to go *and* für to go to, ebenso bei to come, try, be sure; — seven-*and*-twenty ist sehr emphatisch gegenüber twenty-seven, an sieben Beispielen nachgewiesen — eine Bemerkung, die wohl noch nirgend verzeichnet ist; — *and* that, *and* all that (sort of thing). — as, *conj.* 1) as für than; 2) as how für that; 3) as who should ...; 4) as you were *(status quo ante)*; 5) so as, thus as für that; as für so as; 6) for as pleonastisch; 7) it is as well to ... as ...; it's as likely as not; 8) as good as, beinahe; 9) as much = es (I told you as much); 10) as to, betreffend; 11) as much as he does; as much as we shall; 12) to give one as good as he brings; 13) you were as proud as proud; he's as cross as cross can be. — Der Artikel back, *s.* enthält nicht weniger als 71 Unterabteilungen, darunter u. a. to give the back; to be turned on one's back; to keep at the back of one's head; so suit the back to the burden; the back of the fire; back of the page; with one's back to the light; with one's back to the horses; back-barand; back-bands; back-bodkin; back-current; back-friend; back-ganging; back-hair-glass; — back-hand, *s.* u. *v.*; back-handed; back-hander; back-head; back-hold; back-lill; backload; back-number; back-parting; back-pay und back-payment; back-play; back-salary grab; back-scent; back-settlement; *backsey; back-show; *backspauld; *backspeir; backstair; backstay; backstone; back-timber; back-volume; back-winter — alles dieses neben dem im alten Buche Enthaltenen und mit ausreichenden Belegstellen. — Die Menge des Interessanten und sonst schwer zu Findenden ist grofs. Wir greifen auf gutes Glück einige Wörter und Phrasen heraus: we agree to differ; air-doors; Albert hats; the Alexandra limp; alfalfa; almighty dollar (Ursprung); anchory paste; ante (im Pokerspiel); ante-drawing-room; anaxyridians; antigropelos; anteprandial tea; areophane; anecdotage (Ursprung); bless the Duke of Argyll; an at-home; the Annual Register; Queen Anne's farthing; how we apples swim; Arabs (in London); Arabian bed; araphorostic shoes; artist(e), Maler, Schriftsteller, Schauspieler, Koch, Sängerin, Gelehrter, Arzt; as in præsenti; ash und ashes; ashen-faggot night, avadavat — oder aus C: channel shoes; to chaw up; cheese-

plate buttons; to make a cheese; that's the cheese; check-strap; to hand in one's checks = to die; chest-worm; cheek for chowl; cherry-bums; Cherry-Ripe; the Chevalier; the Cheshire round; chewallop; chillum; chimisal; chimney-pot (hat); to chip in; chip-bonnet; a Chippendale; as chipper as a canary bird; Chittigong fowl; first chop; chowder-headed; Chops of the Channel; chowry; Christmas-cake, -candle, -hamper; chuck-steak; chucker-out; churn-boots; chute; cif; city knight; clairshach; clamjamfry; clap-bread; claret-jug; classic races; Claude Lorraine glass; clean cut, clean faced, clean limbed, clean made; clear out for Guam; clearcake etc. etc.

Alles dies fällt unter Nr. 1 in dem anfangs aufgestellten Programm; Nr. 3 ist bedeutend vermehrt; Nr. 2 sehr vervollständigt; z. B. ist base-ball aus einer bloſsen Andeutung zu einem Artikel von 55 Zeilen geworden. In den das Gerichtswesen und englische Verwaltungsrecht betreffenden Artikeln (z. B. barrister) ist eine bedeutende Umgestaltung durch die groſse um etwa 1881 durchgeführte Justizreorganisation notwendig geworden.

Einzelnen Artikeln sind der Veranschaulichung wegen Illustrationen beigefügt: so die des Werkzeuges bill-hook; des architektonischen Zierats billeting; die einer Marquiskrone zu ball; die eines clerical waistcoat, eines Calvinistical cap, eines cap of dignity, eines celt, eines broad arrow u. s. w.

Der Druck läſst an Korrektheit nichts zu wünschen; die erste Auflage war nahezu frei von Druckfehlern; in der neuen sind uns bis jetzt nur wenig aufgestoſsen, was bei dem ziemlich kleinen Druck dem Verfasser (und Korrektor) zu nicht geringem Lobe gereicht.

Wenn von allen Seiten in Bezug auf die erste Auflage des trefflichen Supplement-Lexikons das Urteil ausgesprochen worden ist, daſs es ein für jeden, der sich mit Ernst des Englischen befleiſsigt, unentbehrliches Buch sei, so wird sich in Bezug auf die neue Auflage mit Fug dasselbe behaupten lassen. Ref. begrüſst deshalb die neue Arbeit mit wahrer Freude und in der Überzeugung, daſs dieselbe in weitesten Kreisen die wohlverdiente vollste Anerkennung finden wird. L. H.

Miscellen.

Unsere höheren Schulen als Pflanzstätten allgemeiner Bildung.

In den Bemerkungen zu der Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen vom 5. Februar 1882 heifst es unter 2:

„Der in den Lehrplänen und in der Reifeprüfung der höheren Schulen, sowohl gymnasialen als realistischen Charakters, umfafste Kreis von Lehrgegenständen hat ein Anrecht darauf, mit dem Namen der allgemeinen Bildung bezeichnet zu werden, da für die Hauptrichtungen menschlichen Wissens, sowohl in dem sprachlich-geschichtlichen, als in dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereiche die Aneignung sicherer Elementarkenntnisse und ein verständnisvolles Interesse erstrebt wird, auf welcher Grundlage weitergebaut werden kann."

Die preufsische Unterrichtsverwaltung ist also der Ansicht, dafs Gymnasien wie Realgymnasien die Grundlagen allgemeiner Bildung in ausreichender Weise legen. Dennoch werden nicht beiden Arten höherer Schulen gleiche Berechtigungen zugestanden. Nur das Reifezeugnis eines Gymnasiums berechtigt zu jedem höheren Berufsstudium, während den mit dem Zeugnis der Reife entlassenen Zöglingen der Realgymnasien der Zugang zu den eigentlichen Universitätsstudien noch immer beinahe gänzlich verschlossen ist; denn sie werden nur zum Universitätsstudium und zur Staatsprüfung für das höhere Schulfach in den mathematischen, naturwissenschaftlichen und neusprachlichen Fächern zugelassen. Das Reifezeugnis der lateinlosen Oberrealschulen, welche in der Cirkularverfügung des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, betreffend die Einführung der revidierten Lehrpläne für die höheren Schulen, vom 31. März 1882 ausdrücklich als Schulen allgemeiner Bildung anerkannt worden sind, gewährt gar keine Berechtigung mehr, nachdem der Minister der öffentlichen Arbeiten die einzige, welche den Oberrealschulen zugestanden worden war, im Jahre 1886 aufgehoben und damit die Lebensfähigkeit dieser Schulen vollständig untergraben hat.

Aus dieser ungleichen Verteilung der Berechtigungen geht hervor, dafs man an entscheidender Stelle der Kenntnis der alten Sprachen, in welchen allein die Reifeprüfung der Gymnasien höhere Anforderungen stellt als die der Realgymnasien und der Oberrealschulen, einen gröfseren Wert für allgemeine Bildung und die Befähigung zu den eigentlichen Universitätsstudien beilegt, als der besseren Kenntnis der neueren Sprachen und dem tieferen mathematisch-naturwissenschaftlichen Wissen, wodurch sich die mit dem Reifezeugnis entlassenen Schüler der Realgymnasien und der Oberrealschulen vor denen der Gymnasien entschieden auszeichnen. Darin liegt aber offenbar ein Widerspruch gegen die in den Be-

merkungen zu der Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen und in der Cirkularverfügung vom 31. März 1882 ausgesprochene Ansicht der Unterrichtsverwaltung.

Doch dies nur nebenbei.

Alle unsere höheren Schulen legen den Schwerpunkt des Unterrichts in die fremden Sprachen, insbesondere die Gymnasien. Abgesehen von dem Unterricht im Schreiben und Zeichnen, entfallen von 258 wöchentlichen Unterrichtsstunden in den Gymnasien allein 138, also mehr als die Hälfte, auf den fremdsprachlichen Unterricht, davon 77 auf Latein, 40 auf Griechisch und 21 auf Französisch, in den Realgymnasien 108, davon 54 auf Latein, 34 auf Französisch und 20 auf Englisch, in den Oberrealschulen kommen von 246 wöchentlichen Unterrichtsstunden, Schreiben und Zeichnen ebenfalls ausgenommen, 82 auf fremde Sprachen, 56 auf Französisch und 26 auf Englisch. Daneben verwenden die Gymnasien nur 21 Stunden wöchentlich auf den Unterricht in der Muttersprache, während die Realgymnasien demselben 27, die Oberrealschulen sogar 30 Stunden wöchentlich zuweisen. Für den geschichtlichen und geographischen Unterricht haben die Realschulen ebenfalls mehr Stunden als die Gymnasien, jene 30, diese nur 28 wöchentlich. Rechnen und Mathematik erscheinen im Lehrplan der Gymnasien mit 34, im Lehrplan der Realgymnasien mit 47 und in dem der Oberrealschulen sogar mit 49 Stunden. Der Unterricht in den Naturwissenschaften beschränkt sich in den Gymnasien auf 14 Stunden wöchentlich, 10 Stunden Naturbeschreibung und 8 Stunden Physik; die Chemie bleibt dabei gänzlich unberücksichtigt. Der Lehrplan der Realgymnasien weist dagegen für Naturbeschreibung und Physik je 12, für Chemie 6 Stunden, der Lehrplan der Oberrealschulen für Naturbeschreibung 13, für Physik 14 und für Chemie 9 Stunden wöchentlich auf. Für christliche Religionslehre bestimmen die Lehrpläne in jeder der drei höheren Schulen 19 Stunden wöchentlich, für Schreiben in den Gymnasien und Realgymnasien je 4, in den Oberrealschulen 6 Stunden, für Zeichnen in den Gymnasien, wo dieser Unterricht nur in den drei unteren Klassen obligatorisch ist, 6 Stunden, in den Realgymnasien 18 und in den Oberrealschulen 24 Stunden.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, dafs jede allgemeine Bildung auf nationaler Grundlage sich aufbauen müsse, damit sie nicht in einen vaterlandslosen Kosmopolitismus ausarte und zu verschwommenen Humanitätsbegriffen führe, und dafs daher das rechte Verständnis deutscher Art und Sitte, Vertrautheit mit deutscher Geschichte und Litteratur und vor allem eine gründliche Kenntnis der deutschen Sprache und freie Beherrschung derselben im mündlichen und schriftlichen Gebrauche für jeden Deutschen die vornehmste Grundlage allgemeiner Bildung sei. Der Unterricht in deutscher Sprache, deutscher Litteratur und deutscher Geschichte mufs also auch in deutschen höheren Schulen eine hervorragende Stelle einnehmen. Dies ist jedoch in keiner unserer höheren Schulen und am allerwenigsten in den Gymnasien der Fall, in welchen auf den Unterricht in der Muttersprache nicht einmal der sechste Teil der dem fremdsprachlichen Unterrichte zugewiesenen Stundenzahl kommt. Diese mangelhafte Berücksichtigung des Deutschen im Lehrplane der Gymnasien sucht man dadurch zu begründen, dafs man sagt, jede andere Unterrichtsstunde trage zur Ausbildung in der Muttersprache bei. Auch in den Bemerkungen zur Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen ist diese Ansicht vertreten. In Bezug auf den Unterricht im Deutschen heifst es da: „Die hohe Aufgabe dieses Momentes der Jugendbildung kann nur in dem Mafse erfüllt werden, als dazu mitzuwirken die Gesamtheit der Lehrer, ohne Unterschied ihrer speciellen Unterrichtsfächer, sich durch ihren Lehrberuf selbst verpflichtet erachtet.“ Und an einer anderen Stelle wird gesagt: „Auf die Beherrschung der deutschen Sprache

für schriftlichen und mündlichen Gebrauch und auf Erweckung des Interesses für die Meisterwerke der deutschen Litteratur und der Achtung vor ihnen hinzuwirken, ist an deutschen Schulen nicht blofs Aufgabe der wenigen diesem Unterrichtsgegenstande besonders zugewiesenen Lehrstunden, sondern ist nur durch das Zusammenwirken des gesamten Unterrichts zu erreichen.“ Hier wird also die *hohe* Aufgabe des deutschen Unterrichts als Bildungsmoment ausdrücklich anerkannt, zugleich aber auch die Unfähigkeit der bestehenden *deutschen* höheren Schulen und insbesondere der Gymnasien, diese hohe Aufgabe in den *wenigen* dem Unterrichte in der Muttersprache zugewiesenen Lehrstunden erfüllen zu können, offen eingestanden. Von dem Unterrichte in jedem anderen Lehrgegenstande verlangt er ganz mit Recht, dafs er selbständig zu dem ihm gesteckten Ziele führe, den Unterricht im Deutschen verweist man auf die meistens wertlosen und immer unsicheren Handlangerdienste der übrigen Lehrfächer. Freilich sollen alle Lehrer der deutschen höheren Schulen in jeder Unterrichtsstunde sich selbst eines guten Deutsch befleifsigen und ihre Schüler zum mündlichen und schriftlichen Gebrauche eines solchen unbedingt anhalten; aber selbst wenn dies überall geschähe, würde es falsch sein, dem deutschen Unterrichte eine so geringe Stundenzahl zuzuweisen, dafs er nicht *selbständig* seine *hohe* Aufgabe erfüllen kann. Die preufsische Unterrichtsverwaltung selbst scheint aber recht erhebliche Bedenken betreffs der ausreichenden allgemeinen Bildung, welche die Lehrer höherer Schulen im Deutschen besitzen, zu hegen, wie aus zwei Stellen der Bemerkungen zu der Ordnung der Prüfungen für das Lehramt an höheren Schulen geschlossen werden mufs. Es heifst dort unter 2: „Nach manchen Anzeichen wird es nicht als überflüssig zu betrachten sein, die künftigen Lehrer unserer höheren Schulen thatsächlich daran zu erinnern, welche Ansprüche sie als Lehrer an deutschen Schulen notwendig an ihre eigene Bildung im Deutschen zu stellen haben“; und unter 12 wird in betreff der an die Lehramtskandidaten zu stellenden Forderung einer sicheren Kenntnis der neuhochdeutschen Grammatik bemerkt· „Die Erfüllung derselben und die davon zu erwartende Einwirkung auf den Schulunterricht kann dazu beitragen, der in bedenklicher Ausbreitung begriffenen Nachsicht gegen Inkorrektheiten des deutschen Schreibgebrauchs Schranken zu setzen.“ Die Anzeichen von einem den Lehrern der höheren Schulen anhaftenden Mangel in der Kenntnis und im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Muttersprache sind also bereits so auffällig, dafs die Unterrichtsverwaltung sich genötigt sieht, ausdrücklich darauf hinzuweisen und die Beseitigung dieses Übelstandes anzustreben. Hierin liegt aber zugleich eine vernichtende Kritik der Erfolge des bisherigen Gymnasialunterrichts. Denn da jeder Lehrer höherer Schulen vor „seinem Eintritte in ein Fachstudium den Lehrkursus an einer höheren Schule allgemeiner Bildung, zumeist an einem Gymnasium, abgeschlossen und den Erfolg dieser Schulzeit durch das Bestehen der Reifeprüfung bewiesen hat“, so können Mängel, welche seiner Bildung im Deutschen später anhaften, nur daraus erklärt werden, *dafs ihn der Schulunterricht nicht zu einer sicheren Kenntnis der neuhochdeutschen Grammatik und zu freier Beherrschung der deutschen Sprache für schriftlichen und mündlichen Gebrauch geführt hat.* Das Gymnasium hat also diesen Leuten das Reifezeugnis erteilt, obwohl sie der vornehmsten Grundlage allgemeiner Bildung ermangeln.

Und worauf die angeführten Bemerkungen der Unterrichtsverwaltung nur schliefsen lassen, das wird in den übrigen höheren Berufsständen von mafsgebender Stelle offen ausgesprochen. Immer lauter werden die Klagen über die für jedes höhere Berufsstudium, ausgenommen das klassisch-philologische, völlig unzureichende Vorbildung der Gymnasial-Abiturienten, namentlich über die Unfähigkeit sehr vieler, ihre Gedanken geschmack-

voll, klar und gegliedert darzulegen. So lesen wir bei Wiese, dem langjährigen Leiter des preufsischen Unterrichtswesens (Pädagog. Ideale u. s. w. S. 85): „Sehr auffallend ist, wie die Beschäftigung mit dem Lateinischen und Griechischen in den Gymnasien von bildender Einwirkung auf die eigene deutsche Darstellung und auch auf grammatisch wie stilistisch korrekten Gebrauch der Muttersprache abnimmt, was man in Druckschriften und in schriftlichen Arbeiten von Prüfungs- und Anstellungs-Aspiranten, die ein Gymnasium durchgemacht haben, und sonst im geschäftlichen Leben vielfach wahrnehmen kann. Es sind nur Ausnahmen, einem freithätigen Vermögen, einer Empfänglichkeit für gute Eingebungen und einem Geschick zu begegnen, das z. B. schwerfällige Eingänge vermeidet und ungezwungen und unreflektiert den Gedanken ein passendes und ansprechendes Kleid zu geben weifs. Nicht selten hört man Äufserungen junger Männer, die erkennen, woran es ihnen hierin fehlt, und die bedauern, in ihren Schuljahren viel Zeit auf Latein und Griechisch verwandt zu haben, ohne im Deutschen dadurch gefördert worden zu sein.“ Und in seinen Lebens-Erinnerungen B. II, 188 sagt Wiese: „Geht es denn rückwärts mit dem deutschen Stil und dem sachgemäfsen und korrekten Gebrauch unserer Muttersprache? Wie oft mufs ich von höheren Civil- und Militärbeamten die Klage hören und nehme es selbst an den von mir durchzusehenden Aufsätzen junger Juristen und Offiziere wahr, dafs diese Arbeiten an starken stilistischen und logischen Mängeln leiden. Der thüringische Minister N. sprach gestern gegen mich dieselbe Klage aus. Nach meinen Wahrnehmungen, sagte er, trägt die Beschäftigung mit den alten Sprachen und ihrer Litteratur immer weniger die Früchte, die man von ihnen erwartet. Die jüngeren Beamten können keinen Aufsatz machen, entweder bewegen sich ihre Arbeiten in den büreaumäfsigen Ausdrücken wie auf einem Knüppeldamm, oder sie sind ganz vage und charakterlos ohne logische Schärfe.“ Dieselbe Klage erhob der Geheimrat Wasserschleben im Jahre 1883 bei den Verhandlungen der Hessischen Kommission zur Prüfung der Überbürdungsfrage: „Vor einer längeren Reihe von Jahren,“ sagte er, „sah sich die juristische Fakultät der Landesuniversität veranlafst, in einem Bericht an das Ministerium auf die überaus mangelhafte Vorbildung einer grofsen Reihe von Kandidaten im Deutschen hinzuweisen. Es ist damals hingewiesen worden auf die Unfähigkeit derselben, ihren Gedanken einen korrekten, orthographisch reinen Ausdruck zu geben, und in einer Form, die wenigstens einigermafsen gefällig und abgerundet sei. Die juristische Fakultät ist nicht die einzige, die diese Bemerkung gemacht hat; ich kann wohl sagen, dafs sämtliche Prüfungs-Kommissionen mehr oder weniger Klage erheben über dieselbe Mangelhaftigkeit. Ich bin jetzt länger als dreifsig Jahre Mitglied der juristischen Fakultät, und ich mufs offen aussprechen, dafs dieselben Übelstände, dieselben Mängel bis auf den heutigen Tag hervorgetreten sind.“ Der Professor Dr. v. Liszt klagte in seiner Antrittsrede, die er bei Übernahme des Rektorats der Universität Marburg im vorigen Jahre hielt, über den Mangel an allgemeiner Bildung, ja auch nur des Strebens der Studierenden nach einer solchen: „Mit einer kümmerlichen, vom Gymnasium mitgebrachten Bildung, ohne jede Liebe zur Wissenschaft, ohne jede Anhänglichkeit an die Lehrer, die sie vielleicht nur zweimal, bei der An- und Abmeldung zu Gesicht bekommen haben, und darum ohne jede Begeisterung für die grofsen, unser Volk bewegenden Zeitfragen, Philister, trotz des dreifarbigen Bandes dem Handwerkergeiste verfallen,“ — so schildert der ausgezeichnete Rechtslehrer die Mehrzahl der jungen Juristen, welche die Gymnasien der Universität zuführen. Zahlreiche ähnliche Urteile könnten wir noch anführen von Gneist, Kirchhoff, Fuchs, von Sybel, von Richthofen, Bosse, Göbel und auch dem Reichskanzler Fürsten von Bismarck. Es unterliegt deshalb keinem Zweifel: *unsere Gymnasien sind*

in ihrer heutigen Organisation und Lehrverfassung am allerwenigsten von allen höheren Schulen fähig, die für alle höheren Berufsstände notwendigen Grundlagen allgemeiner Bildung zu legen. Die Ursache ist in dem übermäſsigen und dabei meist verkehrten Betriebe der alten Sprachen zu suchen, aus welchem sich trotz der revidierten Lehrpläne nicht der Anfang derjenigen Entwickelung ergiebt, welche in ihrer Vollendung als klassische Bildung bezeichnet wird," wie das Ziel des altsprachlichen Unterrichts in den Erläuterungen zu den Lehrplänen von 1882 sehr abstrakt und daher etwas unklar gezeichnet wird. Der Freiherr von Richthofen sagt in seiner Schrift „Zur Gymnasialreform in Preuſsen" S. 33 in Bezug auf das Ideal klassischer Gymnasialbildung: „einer durch keine praktischen Zwecke, nicht einmal durch den Staat bedingten, der freien Geistesbildung lediglich als solcher dienenden Erkenntnis", wie es in der wissenschaftlichen Beilage zum Osterprogramm des Königstädtischen Gymnasiums in Berlin 1887 gezeichnet wird: „Nein, zu diesem blauen Dunst wünschen wir unsere Söhne nicht hingeführt. Ganz im Gegenteil. Für uns, die wir uns durch hochtönende Phrasen den Verstand nicht umnebeln lassen, giebt es kein Ideal ohne praktische Zwecke. Wir kennen keine abstrakte Humanitas, sie existiert für uns nur insoweit, als sie sich an ins Leben tretenden Handlungen manifestiert, für uns sind praktisch und human keine sich ausschlieſsende Begriffe, sie gehören zusammen, wie die Luft zum Menschen. Die besondere gymnasialschulmäſsige Idealität und Humanität, die im Reiche der Gedanken eine vornehme Ausnahmestellung und Überhebung über die praktische Idealität und Humanität prätendiert, ist nach unseren Ansichten geradezu verwerflich, wie sich recht deutlich hier zeigt, indem sie auch das Leben und Wirken im Staat als engherzig bezeichnet, von welchem die Jugend zurückzuhalten sei; von diesem Gesichtspunkte aus, der die nationale Erziehung der Jugend verleugnet, ist sie auch, wenn auch unbewuſst, unpatriotisch.

Das Vaterland, unser Staat und Volk, das nützliche Schaffen in ihm, eines jeden nach seinen Kräften und Verhältnissen, das ist es, wofür wir unsere Jugend erwärmen, ihre Herzen erfüllen und sie durch die Schule zu nützlicher Thätigkeit angeregt sehen wollen. Wir wollen nicht, daſs unsere Jugend als engherzig bezeichnet werde, worin wir die Erfüllung ihres höchsten Lebenszweckes finden." Dr. Kuntzemüller.

Zu Heinrich von Kleists Prinzen Friedrich von Homburg.

Von Prof. L. Zürn in Rastatt.

Unter den Verdiensten, die sich L. Tieck um die Werke und den Nachruhm des unglücklichen Heinrich von Kleist erworben hat, steht das jedenfalls obenan, daſs er 1821 in „Heinrich von Kleists hinterlassenen Schriften" die beiden hochbedeutenden Dramen desselben, die Hermannsschlacht und den Prinzen Friedrich von Homburg, veröffentlichte, für die der Dichter vergebens bei seinen Lebzeiten einen Verleger gesucht hatte, und sie so vor dem Untergange, dem sie wahrscheinlich verfallen wären, rettete. Leider haben sich Kleists Handschriften, die sich L. Tieck verschafft hatte, in dem Nachlasse dieses nicht vorgefunden, und so sind wir, was die Textgestaltung anlangt, auf Tiecks Ausgabe von 1821 angewiesen, was um so miſslicher ist, da der Herausgeber nicht immer mit der nötigen Pietät verfuhr, sondern viele ganz willkürliche Änderungen vornahm und Druckfehler, die sich in den Text einschlichen, nicht immer beseitigte. Am meisten noch ist der „Prinz Friedrich von Homburg" von solchen willkürlichen Änderungen frei. Tieck klagt in den „Dramaturgischen Blättern", daſs sein Freund Solger durch den Tod verhindert

worden sei, noch manche Härten und Anstöfse auszugleichen und in der Korrektur der Verse hier und da nachzuhelfen. Dafs die Zahl der in diesem Drama vorgenommenen Änderungen sehr gering ist, ergiebt sich zudem aus einer Vergleichung von Tiecks Originalausgabe mit einer jetzt im Besitze des Prof. B. Erdmannsdörffer befindlichen Abschrift, die Kleist wahrscheinlich durch einen Kalligraphen hatte besorgen lassen und die als Dedikationsexemplar für die Prinzessin Wilhelm von Preufsen, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg bestimmt war. So wurde es durch Tiecks Originalausgabe und B. Erdmannsdörffers Handschrift, über die der Besitzer im 34. Bande der Preufs. Jahrb. Mitteilung gemacht hatte, dem neuesten sehr verdienstvollen Herausgeber von Kleists Werken (Stuttgart, Spemann), Th. Zolling, ermöglicht, den ursprünglichen unveränderten Text des „Prinzen Friedrich von Homburg“ zu liefern. Aber dieser Originaltext ist nicht frei von Versehen, die jedenfalls auf die Nachlässigkeit des Dichters bei der Niederschrift zurückzuführen sind. Mit Recht hat schon Weismann in seiner Schulausgabe (Stuttgart, Cotta), 3. Akt, 1. Auftritt, die Verse 11—13 (Ward beschlofsnermafsen ... in der Kirche), die durch Originalausgabe und Manuskript dem Prinzen von Homburg zugewiesen werden, so verteilt:

Prinz von Homburg. Ward beschlofsnermafsen
Das Siegsfest dort gefeiert?
Hohenzollern. Allerdings!
Prinz von Homburg. Der Kurfürst war zugegen in der Kirche?

In demselben Akt, 2. Auftritt, sind die Verse 158 f. in Manuskript und Originalausgabe so verteilt:

Hohenzollern (bricht auf). Auch gut! Gleichviel!
Prinz von Homburg. Wohlan! So leb denn wohl!
Hohenzollern. Die Fessel folgt dem Prinzen auf dem Fufse.

Diese Stelle scheint mir so geändert werden zu müssen:

Prinz von Homburg (bricht auf). Auch gut! Gleichviel!
Hohenzollern. Wohlan! So leb denn wohl!
Die Fessel folgt dem Prinzen auf dem Fufse.*

Denn erstens ist es angemessen, dafs der Prinz von Homburg, der bis jetzt allein mit dem wachhabenden Offizier verhandelt, auf die Bemerkung dieses, dafs auch sein Wort eine Fessel sei, die ihn nötige, wiederzukommen, mit den Worten: „Auch gut! Gleichviel!“ aufbricht, um sich zur Kurfürstin zu begeben, während nicht einzusehen ist, warum Hohenzollern zuerst aufbrechen und diese Worte sprechen soll, da die Bemerkung des Offiziers ihn ja zunächst nicht berührt. Zweitens ist der Ausdruck: „Gleichviel!“ einer der Lieblingsausdrücke des Prinzen (vergl. noch I, v. 154, 156; III, v. 7 u. 8, 96, 296), während er sich in dem Munde anderer Personen viel weniger häufig findet (vergl. II, v. 342, 364, 409; V, v. 336). Drittens ist es ganz der Situation entsprechend, dafs Hohenzollern, als der Prinz aufbricht, sich von diesem mit den Worten verabschiedet: „Wohlan! So leb denn wohl!“ und, zu dem wachhabenden Offizier gewendet und das von diesem unmittelbar vorher gebrauchte Bild der „Fessel“ aufgreifend, diesen mit den Worten vollends beruhigt: die Fessel (d. h. das Wort des Prinzen) folgt dem Prinzen auf dem Fufse.

* Vergl. die Stelle in meiner Ausgabe von Kleists Prinzen Friedrich von Homburg (Leipzig, Siegismund & Volkening, 1888).

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

J. Fetter, Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts. (Wien, Bermann & Altmann.) 35 Pf.

Grammatik.

H. Ullrich, Die französischen unregelmäſsigen Verben. (Leipzig, Renger.) 50 Pf.

Lexikographie.

L. Rigaud, Dictionnaire d'Argot moderne. Nouvelle édition. (Paris, Ollendorf.) 6 fr.

Litteratur.

M. Roediger, Schriften zur germanischen Philologie. 1. Heft. (Berlin, Weidmann.) 4 Mk.
I. Karolingische Dichtungen, untersucht von L. Traube.

Paul und Wilh. Braune, Zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. 14. Band. 7. Heft. (Halle, Niemeyer.) 15 Mk.

C. Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers. (Görlitz, Remer.) 4 Mk.

G. Schirmer, Zur Brendanus-Legende. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 20 Pf.

W. Wilmanns, Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Litteratur. 4. Heft. Untersuchungen zur mhd. Metrik. (Bonn, E. Weber.) 4 Mk.

Borges, Über Schillers Einfluſs auf Goethes Dichtung. (Leipzig, Fock.) 75 Pf.

H. Düntzer, Goethe und Karl August. Zweite neubearbeitete und vollendete Auflage. 3 Teile in 1 Bande. (Leipzig, Dyk.) 20 Mk.

K. Biltz, Zur deutschen Sprache und Litteratur. Vorträge und Aufsätze. (Potsdam, Stein.) 3 Mk.

D. Lomberg, Die verbalen Synonyma im Oxforder Texte des altfranzösischen Rolandsliedes. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.

C. Humbert, Die Gesetze des französischen Verses. Ein Versuch, sie aus dem Geiste des Volkes zu erklären. (Leipzig, Seelmann.) 1 Mk. 50 Pf.

D. Behrens, Über reciproke Metathese im Romanischen. (Greifswald, Abel.)

Hilfsbücher.

P. Klauke, Erläuterungen ausgewählter Werke Goethes. 3. Heft: Iphigenie auf Tauris. (Berlin, W. Weber.) 2 Mk. 80 Pf.

A. Reitzel, Souvenir du pensionnat. Journal destiné à l'étude de la langue française. Mit deutschen und englischen Anmerkungen. (Leipzig, Gustorff.) 4 Mk.

C. Lenient, La comédie en France au dix-huitième siècle. 2 vols. (Paris, Hachette.) 7 fr.

L. Ducros, J. J. Rousseau. (Paris, Lecène et Oudin.) 1 fr. 50 c.

Molière, Théâtre choisi, annoté par M. Albert. (Paris, Armand Colin.) 4 fr.

Boileau, Œuvres poétiques, annotées par M. A. Gazier. (Paris, Armand Colin.) 2 fr.

J. Döll, Neues Lehrbuch der englischen Sprache. 1. Teil: Lese-, Schreib- und Sprechschule. (Karlsruhe, Reiff.) 2 Mk. 40 Pf.



